H. lit. U. 85 cb/2

H.A.A. 85 ab

DR. EUGEN DÜHRING.

2
1893

Die Grössen der Modernen Literatur.

II. Abtheilung.

50 a

VERLAG VON C. G. NAUMANN IN LEIPZIG.

909 F

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Ferner erschien:

Die Grössen der modernen Literatur.

Populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt.

Von

Dr. E. Dühring.

Erste Abtheilung.

Einleitung über alles Vormoderne. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrhundert.

8°. 19 Bogen. Preis Mark 6.—

In der Vorrede heisst es: „Reizt die erste (Abtheilung) auch äusserlich nicht durch allerneuste Stoffe, so hat sie doch eine durchgreifend veränderte Behandlungsart für sich, und mit dieser werden die Gegenstände selbst fast zu neuen. Aus dem von Voltaire gezeichneten Bilde kennt man erhebliche Züge bisher noch nicht. Die Figur Goethes wird aber den Meisten so vorkommen, als wenn sie noch nie dessen Gestalt zu sehen bekommen. Umgekehrt wird der Geist Bürgers ihnen erscheinen, als wäre er kurz vor dem Jahrhundertstage seines Todes erst geboren. Der sonstige Inhalt aber, möge er das unmittelbar Vormoderne oder nebenbei zur Erläuterung auch einige Züge und Fälle aus dem Alterthum betreffen, wird trotzdem wohl nicht den Eindruck von etwas Altem und Hergebrachtem machen, was man in seinen hier charakteristischen Bestandtheilen auch anderwärts finden könnte.“ Unabhängig von der Ueberlieferung der Literaturgeschichten, ja zum grossen Theil im bewusstesten Gegensatz dazu, hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht, die Gebildeten in den Stand zu setzen, sich zu einem selbstständigen Urtheil über die schöne Literatur und zu einem entsprechenden Gebrauch der besten Erzeugnisse zu emancipiren. Nicht aber blos Grössen und Personen, sondern ein wesentlich verändertes System in der Beurtheilung der Weltliteratur hat der Verfasser in dem nunmehr vorliegenden Ganzen zur Darstellung gebracht, so dass sich für das geniessende und für das schaffende Element, für Publicum und für Dichter, sowie auch für die Bildungs- und Lehrzwecke ganz neue Perspectiven eröffnen. Andeutungen davon machte schon die Vorrede der ersten Abtheilung, indem sie sagt: „Zu den neuen Gesichtspunkten der Darstellung verhelfen vornehmlich eine feinere Aesthetik, als die bisherige, und die entschiedene Bethätigung einer eigentlichen Charakterkritik individueller wie nationaler Art. . . . Dazu kommt, und zwar dem Range nach nicht an letzter Stelle, die Rücksicht auf Wahrheit und Wirklichkeit, von der man bisher die Dichtung allzu sehr entbunden gewähnt hat.“ Der exacte Forscher hat mit diesem neuen Werk in einem ganz populären Felde und in entsprechender populärer Weise die Consequenzen seiner bekannten universellen Anschauungen gezogen und sie in eigenster Weise noch um alles das vermehrt, was sich an Weiterem aus dem neuen fruchtbaren Gegenstande bei einer solchen Behandlungsart ergeben musste.

Die Grössen
der
modernen Literatur

populär und kritisch

nach neuen Gesichtspunkten dargestellt.

Von

Dr. E. Dühring.

Zweite Abtheilung:

Grössenschätzung. — *Rousseau. Schiller. Byron. Shelley.* —
Blosse Auszeichnungen. Jahrhundertsabschluss.

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1893.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

VORREDE
(zur zweiten Abtheilung).

Was in der Vorrede zur ersten Abtheilung gesagt worden, wird für den, welcher das Ganze überblicken will, auch bei der Lesung dieser zweiten Abtheilung nicht unerheblich sein. Die Anlage der Schrift ist jedoch, ungeachtet durchlaufender Capitel, auch innerlich auf etwas verhältnissmässig Selbständiges gerichtet, grade wie auch äusserlich jede der beiden Abtheilungen unabhängig von der andern gleichsam als eignes Werk für sich verkäuflich bleiben wird. Bezüglich der vorliegenden Abtheilung und ihrer innern Einrichtung lässt sich aber noch überdies geltendmachen, dass die meisten Capitel allenfalls für sich, wenigstens gewissen hauptsächlichen Inhaltsbestandtheilen nach, auch als besondere Schriften angesehen und benützt werden können. Dies thut dem Gesammtzusammenhang ebensowenig Eintrag, wie die relative Trennbarkeit der beiden Abtheilungen. Es dient nur dazu, die verhältnissmässige Freiheit und Abrundung jedes Hauptstoffes und Hauptgegenstandes hervortreten zu lassen.

Im Allgemeinen sei aber noch einmal daran erinnert, dass in unserer Forschung und Darstellung neue Untersuchungsmittel und Wendungen zur Bethätigung gelangt sind. Die ganze Bedeutung und Tragweite dieser veränderten Untersuchungsmittel erkennt sich aber zureichend kaum aus dem ganzen Buch; denn dieses Buch ist selbst nur der Ausläufer eines umfassenderen Gedanken- und

Gefühlssystems und einer, wenn auch nicht im übeln Sinne allseitig, so doch nach mehreren und zwar wesentlichen Richtungen verzweigten Gesammtkritik geistiger Errungenschaften der Menschheit. Es wird sich daher auch manche anscheinende Schroffheit vereinzelter Gedanken und Ausdrücke, wie beispielsweise der Auffassung und Bezeichnung der Jenseitsillusionen, erheblich mildern, sobald der Leser darin keine blos verneinende Aburtheilung einer ganzen Gemüthsneigung erblickt, sondern sich anderweitig darum bekümmert, was auch dem Urheber dieser Stigmatisirungen positiv am Herzen liegt.

Im Laufe der Veröffentlichung dieses Buchs über das 60. Jahr hinausgelangt, glaubt der Verfasser nach allen seinen Antecedentien auf die Voraussetzung Anspruch zu haben, dass auch bei ihm jene Art und Richtung von Ernst, wie sie dem gewissermaassen absteigenden, in anderer Hinsicht sich aber auch vollendenden Leben ziemt, in der entschiedensten Weise vertreten sei. Nicht auf matte Gefühle und stumpfe Gedanken, wie sie fast durchgängig die Ausstattung gemeiner Literaturgeschichten und Literaturberichte bilden, wird man hier treffen; im Gegentheil, wie ich hoffe, auf ein Feuer, dessen Licht und Gluth gewissen feindlichen Elementen noch zu hell und zu erwärmend erscheinen wird, — ein Feuer, welches man auslöschen möchte und doch nicht wird auslöschen können!

Das Werk ist in Oestreich unter zuchthausverheissende Paragraphen gebracht und, modern heisst es nicht verbrannt, sondern verboten und confiscirt worden. Ein Werk, muss ich demgegenüber sagen, von so eindringender Wissenschaftlichkeit, von so umfassender und vielseitiger Berücksichtigung aller Geistesrichtungen der Menschheit, dass ich glaube, Gegenwart und Vergangenheit, eignes Land und fremde Culturgebiete herausfordern zu dürfen, mir in dieser Gattung ein entsprechendes nachzuweisen! Auf russischem Boden hat meinen Werken gegenüber bisher mehr Aufklärung und Duldsamkeit obgewaltet. Dort sind alle meine Schriften bis jetzt un-

beanstandet in Umlauf gewesen. Ja noch mehr! Dort hat man Werke von mir sogar in die Volkssprache übersetzen dürfen. Doch genug von jenem Zwischenfall, den sich als einen in moderner Umgebung einzig dastehenden die Geschichte nicht entgehen lassen wird!

Der Gegensatz von eigentlichen Grössen und von andern, wenn auch immerhin namhaften, ja bisweilen auch an sich nicht unbedeutenden Persönlichkeiten und Erscheinungen wird nur gar zu oft verkannt oder mindestens ausser Acht gelassen. Ich habe deswegen diese zweite Abtheilung mit einem gleichsam einleitenden Capitel zur Klarstellung jenes Gegensatzes begonnen. Meine Gegenstände sind, wie schon der Buchtitel besagt, die eigentlichen Grössen. Was sonst noch behandelt oder erwähnt wird, dient nur zur Folie für diese und zur Orientirung des Publicums über den Sinn zeitweiliger literarischer Distinguirtheiten, die nicht mit eigentlichen Grössen, mit Grössen ersten Ranges, verwechselt werden dürfen.

Im 19. Jahrhundert musste aber auch Etwas von buchstäblichen Ungrössen gesagt werden, die sich zu Grössen verhalten, wie das Unwesen zum Wesen. Sie wollten, oder sie sollten auch nach Maassgabe interessirter Meinungen Grössen sein; sie waren aber nur Caricaturen davon oder, wenn man lieber will, selbsteigne Parodien auf wirkliche Grösse.

Als eigentliche Grössen werden wohl Rousseau, Schiller, Byron und Shelley von keiner Seite beanstandet werden. Hiemit soll aber unsererseits nicht gesagt sein, dass die Grösse auch überall Haltbares und Gutes bedeute und als autoritäre Sicherung für alle Züge der jedesmal entsprechenden Geistesphysionomie dienen dürfe. Im Gegentheil ist es fast nur Byron, der auch als Gesammtpersönlichkeit mit seiner Dichtung einen überwiegend wohlthuenden Eindruck macht. Die neue Vertiefung in Rousseaus wirklich noch wenig ergründete Eigenart hat auch ein neues Bild geliefert, und wir hoffen, dass die zwei Capitel, durch welche diese seltene Ausnahme-

natur vor allen andern jedesmal in nur einem Capitel abhandelbar gewesenen modernen Grössen auch äusserlich ausgezeichnet worden, für die positive wie für die negative Würdigung eines wesentlichen Stücks neuster Geistesgeschichte nicht verloren sein werden. Diese Auszeichnung konnte überdies nicht den Sinn einer besondern Gunst oder Eingenommenheit für die Rousseauschen Eigenschaften haben. Grade die colossale Abnormität musste in dieser Grösse nach den verschiedensten Seiten und mehr als je hervorgekehrt und veranschaulicht werden.

Bezüglich jener buchstäblichen Ungrössen, also Börnes und Heines, hier nur ein Wort der Hinweisung darauf, dass bei Heine nicht blos dessen Haltungslosigkeit und dichterische Unzulänglichkeit, sondern auch dessen nichts weniger als harmlose, ja in einzelnen Fällen das Aergste an Stammesmitgift verrathende Phantasie durch Eingehen auf bisher noch nicht Analysirtes blosgelegt worden ist. Unter dem, was ich im Unterschiede von den Ungrössen oder falschen Grössencandidaturen unter der Rubrik literarische Auszeichnungen gekennzeichnet habe, ist eine, wie mir scheint, von mehr als zeitweiliger Bedeutung, nämlich der russische Schilderungs- und Prosavirtuose Gogol, zugleich meiner Ueberzeugung nach der bedeutendste Prosaist des 19. Jahrhunderts.

Einen Abschluss für den Gegenstand wie für das Buch habe ich durch das Capitel der Schlussabrechnung mit dem Jahrhundert zu geben unternommen. Hiebei wird es besonders ersichtlich, wie es sich im Gegenstande und in meinem Werk nicht wesentlich um belletristisches Spielzeug handeln konnte. Ueber der spielenden Aussenseite von Poesie und Prosa darf der Charakterkern, dürfen Politisches und Sociales, dürfen die Freiheits- und Lenkungsfragen, kurz die das Leben gestaltenden und anfrischenden Potenzen nicht vernachlässigt werden. Im Gegentheil habe ich lieber die Aufmerksamkeit auf das rein Formelle, beispielsweise auf Versbau und Reim, nicht mit besondern Analysen in Anspruch genommen, theils

um für das Wichtigere mehr Raum zu behalten, theils weil bei den Modernen, unter den Deutschen etwa Bürger ausgenommen, diese Seite der Leistungen eine doch gar zu unzulängliche und für die feinere Auffassung nur äusserst nothdürftig befriedigende ist. Derartige Untersuchungen und Nachweisungen würden sich auch nur an einzelnen Beispielen und mit mehrfachen Stellenbelägen durchführen lassen. Auf Stellenanführungen hat aber ohnedies der Kürze wegen in den meisten Fällen verzichtet werden müssen.

Auch für diese Abtheilung ist als zugehöriger Bestandtheil das Verzeichniss meiner Schriften beigegeben und diese Vorrede in jedem Exemplar mit Federunterzeichnung versehen worden.

Zehlendorf bei Berlin, im Mai 1893.

E. Dühring

INHALT.

Vorrede (zur zweiten Abtheilung) Seite III

Neuntes Capitel.

Das Grosse, das Ernste und das Spielerische in den ästhetischen Bethätigungen.

1. Individuell persönliche Grösse im Gegensatz zu dem sonst Grossen der Literatur. Beispiel der naturwüchsigen Epen. Verfehltheit der künstlichen Nachahmungen, wie derjenigen durch Virgil. 2. Unmöglichkeit, in verspäteten Zeiten etwas Grosses in der Gestalt eines Nationalepos zu erzwingen. Das Hervortreten der individuell hervorragenden Geistespersönlichkeiten in der Entwicklung zum Vollkommeneren. Geistiges Naturgesetz gegen das Gemeine und gegen die communistische Herabminderung wahrer persönlicher Grösse. 3. Beispiel eines neuern Versuchs, den geistigen Grössengedanken durch das Mittelmässige und Niedrige zu lähmen. Vorschützung einer sogenannten Freiheit der Kunst. Sinn dieser im Gegensatz zum Charakter echter Freiheit. 4. Verdienstlich Interessantes ausserhalb des Grössenbereichs. Eine neuere Travestie von einiger Originalität als Beispiel. 5. Weitere Beispiele aus dem Reich des Humors. Vorzüge der Jobsiade vor der Geisteshaltung bei Swift. 6. Principien und Maasse der Grössenbestimmung. Grössengruppe der ersten Abtheilung. 7. Einmischung von Spielerischem mit Grossem in einem gewissen Maass vereinbar. Abweisung des ungeheuerlich Spielerischen, wie es in dem ältern Beispiel Ariosts als abschreckender Grundzug auch für die Neuern eine Warnung sein kann. 8. Ergänzung der leichteren Seite der schönen Literatur von einer gehaltreicheren Position aus. Hinweisung auf das Ernstliche und Reformatorische als einen wesentlichen Charakterzug aller weiterhin fraglichen Grösse Seite 1

Zehntes Capitel.

Rousseaus Leben und seine Rückwirkungen gegen die Gesellschaft.

1. Grund, aus welchem Rousseau nicht unmittelbar nach Voltaire behandelt wird. Ueberwiegende Bedeutung des Rousseauschen Lebens, zu dem sich die

Schriften wie eine Beleuchtung verhalten. 2. Erste Hauptpunkte zum Leben Rousseaus. 3. Schriftstellerische Einfädelung alles Weiteren durch den Preisaufsatz gegen die Wissenschaften und Künste. 4. Hauptentschluss und Hauptwendung im Rousseauschen Leben. Broschüre über den Ursprung der Ungleichheit. 5. Das halbe Dutzend Jahre intensivster Arbeit. Der Julieroman. Ueberlegenheit auf der weiblichen Seite. Erklärung derselben aus Rousseaus Leben und Erinnerung an Shakespeare. 6. Gefühlsentwicklung im Unterschiede von Uebergefühligkeit. Reine Liebesseite und künstlich forcirte sogenannte Tugend. Von der Religion übernommene Heuchelei. Fortbestand ungehörigen Verkehrs der Romanpersonen. Sinnlichkeitshemmung als Schlüssel zur unterhaltenen Lesespannung. 7. Form und Hauptcharakter des Erziehungsbuchs. Kampf gegen Naturwidrigkeiten in der Gesellschaft und Cultur. Empfehlung eines handwerkerlichen vermeintlichen Existenzrückhalts im Hinblick auf Revolutionen. 8. Schliessliche Beruflosigkeit des vermögenden Zöglings. Komödie hofmeisterlicher Einmischung in die Handhabung der Ehe. Züge raffinirter Künstlichkeit in den Erziehungsveranstaltungen. 9. Charakter der Bekenntnisse als des Hauptwerks. Maass ihrer äussern und innern Zuverlässigkeit. 10. Fremde Nachliteratur zu den Bekenntnissen. Berechtigung wirklicher Ergänzungen und kurzer Orientirungen im Gegensatz zu literatenhaften Surrogaten der Urheberwerke. 11. Leitfaden für das Rousseausche Dasein. Nach der animalischen Seite hinweisende, aber in ihrer Art hervorragende Verstandesstufe. 12. Trieb zur Ungebundenheit. Widerstreben gegen jegliche regelmässige Laufbahn. Hauptverdienst in der Entschiedenheit, kein Gewerbsschriftsteller zu werden. Berechtigter Abscheu vor dem Charakter der geistigen Handwerker. 13. Erklärung einiger Thatsachen des Lebenslaufes aus den Grundeigenschaften des Rousseauschen Wesens. Seite 30

Elftes Capitel.

Bruchstück einer politischen Theorie Rousseaus und Gesammtcharakter seines Strebens.

1. Art und Stellung der Arbeit über den Gesellschaftsvertrag. Verhältniss zu dem ungesellschaftlichen Hauptstandpunkt. 2. Vorstellung von einer Art Fehltritt aus dem Naturzustande in den Staat. Mangel an vollem Ernst für das Weltliche und Politische. 3. Unrichtige Alternative zwischen Gewalt und Vertrag. Thatsächliche Quasinatur des gesellschaftlichen Vertrages. Zweck und Formel. Allgemeiner Wille. Kritik gegen Rousseau und Nachtreter von ihm bezüglich der Berufungen auf den Willen. 4. Unfähigkeit zu letzten Begründungen. Zwitter von Religionsstaat und Staatsreligion. Zweideutiger und spielerischer Wortgebrauch bezüglich der Aristokratie. 5. Preisgebung des Gedankens einer Musterverfassung. Andere Anpassungsschwächen und freiheitswidrige Anwandlungen. Verstaatung. Abfall vom freiheitlichen Hauptstandpunkt der anticivilisatorischen Schrift. 6. Zuviel Verwandlung blos thatsächlicher Abhängigkeiten in vermeintlich deducirte innere Verbindlichkeiten. Unterthänigkeit gegenüber der Natur. Der Götze Naturzustand nach dem Bilde von Rousseaus persönlicher Beschaffenheit. Die Querstreiche der Civilisation in Rousseau selbst. 7. Zwei persönliche Eigenschaften zum Verständniss des Gesammtstrebens. Redeschwierigkeit. Unfähigkeit zu natürlicher Sitte und zu einer befriedigenden

Liebe höherer Art. 8. Logische und sachliche Unzulänglichkeit für letzte und höchste Grundsätze. Ichwahn und Religionshindernisse. Mangel einer obersten praktischen Empfehlung an die Menschheit zur Ordnung ihrer Angelegenheiten. Wesentlicher Pessimismus und blos scheinbarer Optimismus. 9. Verderbende Mischungselemente und dazwischen sich aufringende Naturkraft in Rousseau. Wahrer Sinn der Verfolgungen gegen ihn. Ein literarischer Beitrag Voltaires zu der Verfolgung. 10. Aeusserer Charakter der Verfolgungen vermöge Lenkung derselben auf den Religionspunkt. Rousseaus gedrückte literarische Nachsituation. Sein eignes unzutreffendes Befremden hierüber, wie über die religiöse Färbung der Verfolgung. 11. Feinde und sogenannte Freunde. Affaire mit Hume. Voltaires Angriffe. 12. Innere Qualen und Endkatastrophe. 13. Stellung zur kommenden Revolution und zur Wahrheit Seite 75

Zwölftes Capitel.

Schiller als philosophischer Lyriker und seine Bestrebungen im Drama.

1. Allgemeine Zeit- und specielle Ortsverhältnisse mit ihrem Einfluss auf die Lebensgestaltung. Stammesnatur. 2. Der ideale Zug mit seinen Ablenkungen. Einige drastische Anlage, niedergedrückt durch die Kläglichkeit der öffentlichen und der geistigen Zustände. Vorbildliches Schicksal der drastischen Anlage in Karl Moor. Nothwendiger Widerstreit einer Räuberunternehmung mit theilweise gutem Zweck. Verkannter Wirklichkeitsgehalt solcher Actionsansätze. 3. Zurückziehung Schillers in eine lyrische Tonart und Haltung. Zusammenhang mit einem deutschen Grundzuge. Möglicher besserer Sinn der deutschen unpolitischen Idealität als einer antipolitischen. 4. Zwei für die desorientirte Art von Idealität besonders kennzeichnende Gedichte. Einmischung von Metaphysik und halb jenseitig gearteter Kunstverherrlichung. 5. Der Betrug durch Kunst und Poesie. Umhüllung der Dinge mit falschem Lebensschein und pessimistische Verleugnung des wirklichen Lebens. Hauptgedichte zur Erläuterung. 6. Mitgift aus dem Rousseauschen Glauben, aber in metaphysisch scholastischer Umnebelung. 7. Weitere Elemente zur unwirklichen Auffassung des Lebens. Angeblicher Wahn. Unbestimmtheit und Schwanken der metaphysischen Jenseitspoesie. Schein und Rausch. 8. Spätere eigne Spötteleien gegen die Metaphysik. Bekundung des Unwirklichkeitssinnes in der romantischen Verherrlichung der Antike. 9. Wohlthätige Herabdrückung hebraisirender Reminiscenzen. Verhältniss zu Verstand und Prosa. Gründe des bisher Unbefriedigenden deutscher Prosagestaltung. 10. Der Weg von der Rauschpoesie zur Ernüchterung. Lied an die Freude. Lied von der Glocke. Eng bürgerliche Haltung. 11. Schliesslich verneinende Stellungnahme zur französischen Revolution. Mangel der eigentlichen Thatgefühle in der Lyrik. Lebensauffassung und Glockenton. Preisgebung der Masse an blos Commandirtes. 12. Die verschiedenen Stadien in der Reihe der Schillerschen Dramen. Der Zwischenstandpunkt des Posastücks mit seiner undrastischen Verflüchtigung der freiheitlich reformatorischen Antriebe. 13. Spätere Hinwendung zum mehr Bühnengerechten. Dramatische Stoffwahl mit ihren thatsächlichen Schwierigkeiten. Sichtlichster Missgriff mit der Jungfrau von Orleans. 14. Undramatische Unentschlossenheit im Charakter des Schillerschen

Wallenstein. Lyrisches Gepräge der in das Stück eingewebten Liebestragödie. 15. Formelles und materielles Antikisiren in der Braut von Messina. Der Tell als kennzeichnendes Endstück. 16. Rückblick auf Karl Moor als die auch für den Abschluss charakteristische Anfangsfigur. Schillers feindseliges Auftreten gegen Bürger und dessen Lyrik. 17. Behandlung der Liebe und Schillersche Art von Idealität. Hauptablenkung in jeder Gattung Schillerschen Dichtens. 18. Der Angriff auf Bürger als eigne Blosstellung der ideologischen Hauptschwäche zu verdienter Verurtheilung. Schlussurtheil aus der Vergleichung. Seite 122

Dreizehntes Capitel.

Byron und seine poetische Gesellschaftskritik.

1. Ueber der Dichtung stehender Charakter. Abstammung. Sinn seines persönlichen Hülfszuges zu den Griechen. Romantik und gegenstandlos bleibende Lebensfülle. Pessimistische Anwandlungen mit dagegen reagirendem Lebensheroismus. 2. Niveau der zwei Conflicte. Das Spottgedicht über die schottischen Reviewer als Antwort auf die versuchte literatenmässige Abschneidung der jungen Dichterkehle. Reise- und Harolddichtung. Der zweite Conflict, in Folge eines Eheunfalles, mit der Lüge der englischen Gesellschaft. 3. Ausser unbestimmten Verdächtigungen nur eine einzige verspätete Anschuldigung gegen Byron. Verrätherische Verbrennung der von ihm hinterlassenen Memoiren. Unschuldiger Sinn der Dunkelheiten. Naturwüchsigere Offenheit als bei Rousseau. 4. Der Schluss- und Hauptstandpunkt Byrons mit vorherrschendem, aufrichtigem Spott. Zurücklassung des grössten Theils der früheren Romantik. Der „Don Juan" als Epos der Welt, wie sie sich im 19. Jahrhundert angelassen. Subjectivität und Subjectives als das Beste und Höchste, was der vorzügliche Mensch auszudrücken hat. 5. Sinn der Donjuanfigur. Noth um einen Helden. Wahrheit und Hohn in der Wahl des Don Juan. Die ausgedrückte Art von Liebe. 6. Erinnerung an die tieferstehende Liebesart Goethes und an dessen Stellung zum „Don Juan". Moralische Vorzüge des Byronschen Epos. Haltung und Triumph des bessern Menschen. 7. Eingang zum Donjuanepos. Stellung zum Alterthum und zur Poesie überhaupt. Gegenstände und Gang der Erzählung. Im ersten Theil die Liebe in verschiedenen Gattungen im Vordergrunde. 8. Kritik des Krieges mit zugehörigen russischen Zuständen als neuer Ansatz im zweiten Theil. Schliesslicher Uebergang zum britischen Schauplatz und zur Zeichnung der dortigen Zustände. 9. Unabgeschlossenheit des „Don Juan" als zur Sache passend. Komik gegen die Schöngeister und deren weibliche Reflexe in der Londoner Salonwelt. Kennzeichnung des politischen Ferienlebens auf den Landsitzen. Weibliche Typen der gesellschaftlichen Anzehrung. Hineinleuchten des Ideals. 10. Halb spöttische und foppende, halb wirklich unentschiedene Stellungnahme Byrons zum Gespensterglauben. Anfärbung durch die hebräischen Schriften; aber einigermaassen freies Verhältniss zum Ichwahn. Anstreifen an gewissermaassen natürliche Mystik. 11. Hauptsächliche Musterbilder der Weiblichkeit. Ein ritterbürtiges Vorurtheil bezüglich der Geltung ausserordentlicher Thatfähigkeit im Weibe. 12. Einmaligkeit und Einzigkeit einer Liebe. Das tiefer in Byron angelegte, aber im Leben nicht erreichte Ideal von sittlicher Treue. Contrast mit Goethe und dessen sittlichen Niederungen. 13. Hinweisung auf die sonstige Nichtigkeit

Goethescher Mädchengestalten. Geringfügigkeit des Antheils der Nationalität an der Zeichnung inhaltreicherer Persönlichkeiten durch Byron. Mannhaftigkeit als Grund der bessern Wahl. Vergleichende Erinnerung an Bürger und dessen Weiblichkeitsideal. 14. Stellungnahme für die Revolution und wesentlich im Facit nicht für sondern gegen Napoleon. Freiheit von ungerechtem Nationalwahn . Seite 188

Vierzehntes Capitel.

Shelleys antireligiöses Dichterthum und unsere Kritik aller Poesie.

1. Vergleichung mit Byron. Frauenhaftigkeit und Hängenbleiben im poetischen Fictionenreich als Hauptmängel. Hauptvorzug im Frontmachen gegen alle Religion. 2. Das Gedicht „Königin Mab". Missgriff in der ausschliesslichen Zurückführung der religiösen und despotischen Greuel auf die Religion. Uebersehung des tiefern Grundes dazu in den Schlechtigkeiten des Menschheits- und Völkercharakters. Halber und schiefer Angriff auf das Heuchlerische des Christenthums. 3. Republicanismus und arbeiterlich Sociales. Contrast des Pathos mit der Ausgangslosigkeit. Erinnerung an die eigne wirthschaftliche Basis des Dichters im Unterschiede von derjenigen des Berufsdichterthums überhaupt. Unberechtigtheit eines lebenausfüllenden Berufsstandes für das Dichten. Von der gewerbsmässigen Dichtung her überliefertes Vorurtheil. 4. Ein deutschverselndes Zerrbildchen von Shelleys poetischer Arbeiterapostrophe. Natürliche Forderungen an jede Art solcher Poesie. Kein poetisches Sprachrohr für Wüstheiten, Jahrhundertsbeschränktheiten der Socialistik und sociale Revolutionscaricaturen. Hinweisung auf einen überlegenen Standpunkt, der auch edlerer Dichtung näherliegt. 5. Shelleys praktische und poetische Vertretung sogenannter freier Liebe. Kritik dieses Strebens durch die persönlichen Schicksale. 6. Phantastik des Liebesglücks. 7. Fehlen der Charakterseite der Geschlechtsliebe bei Shelley wie überhaupt in der bisherigen, griechisch beeinflussten Tradition der Dichter. Zeichen eines verdorbenen Geschmacks in der Stoffwahl eines Drama wie „Die Cenci". Schluss auf die mangelhaften Shelleyschen Anlagen. 8. Auf die kosmische Natur erstreckte Reformphantasien. Vermeintliche Umschaffbarkeit der thierischen Welt. Shelleyscher Vegetarismus. 9. Stellungnahme zum Tode und Schwäche gegen Metaphysik. 10. Einige Gesichtspunkte unserer Kritik aller Poesie. Wahrhaftigkeit und Rücksicht auf Wissenschaft. 11. Verhältniss von Wirklichkeit und Prosa. Der Rhythmus als spielerisches Element. 12. Ernst und Spiel. Höhere Culturentwicklung zur geringeren Schätzung der spielerischen Künste. 13. Verhältniss von Poeterei und Narrheit. Stammesgesichtspunkt bei Shelley. Frage nach hebräischen Ureinflüssen . . Seite 236

Fünfzehntes Capitel.

Nichtgrössen und blosse Auszeichnungen im Schlechten und Guten.

1. Unterscheidung der literarischen Würmer und Grössencaricaturen von den leidlichen Auszeichnungen. Hebräer als Parasiten der Literatur. 2. Löw Baruch, genannt Börne. Kennzeichnende Pröbchen. Ausdrucksmanier bezüglich Goethes. 3. Harry (später Heinrich) Heine. Sein anscheinendes Angrenzen an

lyrisches Dichterthum. Verkauf seiner Feder an das französische Ministerium des Auswärtigen. Proben und Andeutungen aus seiner unwillkürlich in hebräische Grundzüge verfallenden Bastardlyrik. 4. Sonstige Herauskehrung des Judäers in Heineschen Verlautbarungen. Zum Anempfundenen auch Angewitzeltes. Unwillkürliche Selbstverspottung im Apollogott oder vielmehr Apollojud. 5. Neben der Hanswurstisirung aber auch verbrechenspoetische Nachtseite. Wissenschaftliche Erläuterung des hieher gehörigen Gedichts und Falles von Mordwüstlingsschaft. 6. Strehlenau, genannt Lenau. Dichter des düstern, lebensfeindlichen Religionsfanatismus. Steuerung zum Irrenhause. Bezeichnendes in der kleinen Lyrik und in einer Episode des „Savonarola". 7. Bestätigendes in sonstigen Piecen. Zurückkommen neuster Reaction auf den christlich gestörten Dichter. 8. Eine blos scheinbar erhebliche Auszeichnung aus dem Bereich politisirender Verskunst. Als besseres und charaktervolles Gegenstück dazu Friedrich von Sallet. Zudringlichkeit von Schockpoeten. 9. Der Russe und belletristische Hauptvertreter des Slaventhums Gogol mit seiner ausgezeichneten Schilderungsfähigkeit für das gemein Wirkliche. 10. Seine schlusslose Hauptarbeit mit einer Art Spitzbuben als dem Helden. Trotzdem unsägliche Verherrlichungen des Russenvolks als des auserwählten. Die gelegentlichen Schilderungen der lebenden Hebräer treffend. Ueberall unwillkürliche Satire in der wahren Zeichnung des russischen Lebens. 11. Der ästhetisch nicht in Frage kommende, aber auch praktisch überschätzte Tschernischewski mit seiner romanartigen Schrift „Was thun?" Selbsthülfe zur Ehetrennung. Die Personen keine Bilder des wirklichen russischen Nihilismus. Vergleichendes zur praktischen Ehefrage. 12. Dramen des Norwegers Ibsen und darin enthaltene Kritik liberalistischer Fäulniss. Ursprünglich religionsautoritäre und nie von mystischen Nebeln freigewordene Haltung des Dramatisten. 13. Die in seinen Begriffen unverkennbare Unklarheit und Anarchie. Bestätigung der Schwäche seiner Haltung in einem späten, als Krönung seiner ganzen Thätigkeit ausgegebenen Schauspiel. Darin ausgeprägte neue Rückwendung zu mystisch Allegorischem nebst Einlassung auf einen Glauben an zauberhafte Wirkungen blosser Vorstellung und blossen Willens. 14. Rochefort und seine belletristische Kennzeichnung einer privaten Seite corrupten Daseins. Einführung formell hochliterarischer Auszeichnung und einschneidender Prosa in die artikelweise bethätigte Tagesanalyse der Staats- und Regierungscorruption. 15. Fiction und Thatsächlichkeit. Falscher Reiz im Romanhaften. Sage, colorirte Geschichte und Wirklichkeitsgeschichte. Ideale und Poesie des Thatsächlichen. 16. Halbheit in der Buckleschen Ersetzung der bisherigen Geschichtsschreibung durch eine Art Civilisationsgeschichte. Mit einem gewissen Vorzug verbundene Mängel dieses Unternehmens. Antigrössenwahn. 17. Beengtheit blosser Civilisationsgeschichte. Verbesserung und Veredlung als der höhere und weitere Gesichtspunkt. Eigentliche Charaktergeschichte der Völker. Gediegener Reiz einer Kunstdarstellung des Thatsächlichen im Gegensatz zum Scheinreiz erdichtender Dichtung . Seite 275

Sechzehntes Capitel.

Lage und Abschluss im neunzehnten Jahrhundert.

1. Unzureichendes in den Einrahmungen der Thatsachen nach Jahrhunderten. Der eigentliche Zeitraum der modernen Grössengruppe. Verhältnissmässige

Leerheit der letzten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts. Unzulänglicher Charakter der äussern Ereignisse. Einseitige Gestaltung des Nationalismus. 2. Aehnlich einseitiger oder falscher Internationalismus gegenüber der wahren Internationalität. Letztere ein Element des Modernen. Bedeutungslosigkeit neuerer patriotischer sogenannter Poesien. Illusionen über den Urpatriotismus. Monstrum von Patriotik bei Unterschiebung des Staatlichen. Abortive und chronisch gewordene Natur des Revolutionären. 3. Schleichende Entzündlichkeiten, bei Mangel wirklich grosser Thaten, als Signatur der Zustände im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Hinzukommende Abschwächung der grossen revolutionären Erinnerung im Laufe des Jahrhunderts und Verleidung derselben durch die schliesslichen Zustände. Abhängigkeit des ästhetischen Gefühls und der Phantasie von unmittelbaren Eindrücken. Frage nach den zwischen Räuberthum und politischer Action in der Mitte liegenden Stoffen. Etwaige Behandlungsformen doch ohne Chancen. 4. Innere Geistesverfassung während des Jahrhunderts. Pessimistische Symptome. Byrons Haltung von System- und Secteneinflüssen metaphysisch philosophirerischer Art unabhängig und überdies der Schopenhauerschen überlegen. 5. Züge quietistisch pessimistischer Gedankenhaltung. Schopenhauers neue Variation des alten Liedes vom Jammerthal. Zugehörige Zaubertheorie sinnwidrigster Art. Alles Derartige nur symptomatisch für das morsche Geistesregime des Jahrhunderts. 6. Gelungenes Nebenwerk bei Schopenhauer und gleichsam schriftstellerische Späne neben der missgestalteten Hauptsache. Verdienstliches aber unzureichendes Ausgreifen gegen die zeitgenössischen Hauptscholastiker und Charlatane des universitären Philosophaselns. Unterscheidung der verhältnissmässig natürlichen Neigungen in Schopenhauers Gedankenwelt von den theils angenommenen theils eignen Vertraktheiten. 7. Kathederdialektik als Caricatur der Logik. Einflüsse dieser sinnwidrigen und plumpen Manier auf Socialisten und Communisten. Moderner Völkergeist gegen falschen Judäersinn. Verhinderung guter Prosa. 8. Ludwig Feuerbach als Beispiel einer besser beanlagten, aber durch philosophastrischen Einfluss irregeführten Natur. Das Recht der ungöttischen Weltauffassung; aber kein Recht zur Null und zum Nichts bezüglich charaktervoller Seinserfassung. Die originale Hauptauszeichnung auch zugleich der Hauptfehler. Unser eigner Standpunkt dem Denken und Dichten günstiger. Falsche Art blos sogenannter Positivität. 9. Fachpositivität und phantastisches Ausgreifen niederer Naturwissenschaft. Metamorphosenspiel und Transformisterei. Hiehergehörige Goethesche Verkehrtheit. Neuste Ausgeburt einer entsittlichenden Lehre von einem grundgesetzlichen Daseinskampf nebst entsprechender antimoralischer Gesinnung. Erinnerung an Byron und dessen Zeit. Heutige Unmöglichkeit grossen Dichterthums. 10. Haltungslose Denkweise auch in den ganz exact seinsollenden Gebieten. Als zugehöriges Gegenstück die anarchlerische Begriffsgestörtheit im Praktischen. Besondere Mitwirkung des Slaventhums bei Zerstörung der Begriffe und bei der Brutalisirung ursprünglich besserer Ideen. 11. Hebräische Begier, das Geistige zu beherrschen. Herrschaft in Religion und in Literatur. Antiarische Bewegung. Verunsauberungsarbeit. Der Widerstand dagegen und die höhergeistige Initiative. 12. Personalismus in doppelter Gestalt, im geistigen wie im materiellen Gebiet. Bleibende Ausnahmenatur des Hochedlen. Intensivste Concurrenz grade bei den literarischen Erzeugnissen vorhanden. Chancen des Schlechten, aber Ausmerzungen im Sinne der Alleinexistenz des Vorzüglichen eine gerechte Forderung. 13. Revolution

für sich allein kein zulängliches Mittel gegen Fäulniss. Wiederaufrichtende Reconstruction in Zuständen und Geist das einzig Nachhaltige und Aussichtsvolle. 14. Gerechte Erwartungen. Verhältniss von Kunst und Literatur zu auswärtigen und innern Gestaltungsmöglichkeiten. Chancen gesetzterer und geklärterer Zustände . Seite 340

Anhang.

I. Schriften desselben Verfassers Seite 406
II. Bemerkung über die Plagiirung einer derselben „ 409

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Neuntes Capitel.

Das Grosse, das Ernste und das Spielerische in den ästhetischen Bethätigungen.

1. Nach Zurücklegung des Wegs, den die erste Abtheilung dieses Werks durchmessen hat, und vor dem besondern Eingehen auf die Grössen, die für die zweite Abtheilung sich darbieten, empfiehlt es sich noch, erst bei einer allgemeinen Frage zu verweilen. Was ist gross in der Literatur, insbesondere in deren ästhetischer Gestaltung? Wo ist der Maassstab für die Grösse zu finden und wo das Erkennungsmerkmal, wodurch Etwas als hoch und überragend schon äusserlich sichtbar werden mag? Wie verhält sich weiter das Grosse zu dem Gegensatz des Ernsten und des Spielerischen? Kann es auch im Spielerischen oder wenigstens ungeachtet des beigemischten Spielerischen etwas Grosses geben? Sind Grosses und persönliche Grösse immer zusammenfallend? Giebt es also nicht etwa ausserhalb des Bereichs der Literaturgrössen noch Grosses in der Literatur, was an sich hohe Bedeutung hat, aber allein für sich, ohne besondere Nebenumstände, nicht geeignet ist oder nicht genügt, einer oder mehreren Personen, von denen es ausgegangen, die Grösseneigenschaft zu ertheilen?

Blickt man noch gar auf die natürlichen und instinctiven Regungen innerhalb einer breiteren Menge von Erscheinungen, so könnte man sich unter Umständen und ausnahmsweise versucht finden, an etwas Collectivgrosses zu glauben, in welchem für besondere persönliche Grösse kein Platz übrigzubleiben scheint. In der That sind die berühmtesten und eigentlich nationalen Epen anscheinend von dieser Art. Die Homerischen Gesänge und das Nibelungenlied sind offenbar Collectiverzeugnisse. Die Bestandtheile ihres Inhalts rühren, wie die Kritik sichtbar gemacht hat, nicht

von einer einzigen Person her. Diese Epen sind gleichsam Sammeldichtungen, Aneinanderreihungen verschiedener Dichtungsstücke, die sich, trotz der Gemeinschaft in einem allgemeinen Geistesgepräge, doch nicht unwesentlich unterscheiden. Die Mehrheit der Verfasser ist daher eine unumgängliche Hypothese, und da bleibt dann wohl das Grosse, aber nicht die persönlich hervorragende Grösse bestehen. Die Gesammtleistung vertheilt sich zu sehr auf verschiedene Theilhaber daran, als dass die grossartige Schöpfung eines Nationalepos den Charakter des Einzelpersönlichen behalten könnte, an den man nur in unkritischen Zeiten geglaubt hat.

Kann es nun aber nicht vorzugsweise Betheiligte gegeben haben, die für diese Collectivarbeiten bedeutend Mehr leisteten als die Andern? Obwohl wir davon Nichts sicher wissen, so ist die Annahme doch immerhin zulässig, und mit dieser Annahme hätten wir wieder Etwas, was sich abgesonderter persönlicher Grösse näherte. Trotzdem kann ich nicht viel Werth auf eine solche Voraussetzung legen. Bedeutende Fähigkeiten waren sicherlich bei Allen erforderlich, die in dieser Weise sich poetisch bethätigten; aber ein Ueberschuss an Begabung hob doch wohl den Einzelnen nicht ganz so hoch, dass dieser Unterschied unserm modernen Grössenbegriff entsprechen könnte. Wir haben eine ganz andere Vorstellung von der Persönlichkeit, wenigstens von der geistigen, als sie sich in jenen unentwickelten Zuständen finden konnte. In diesen war alles geistige Leben gleichsam noch etwas polypenhaft. Der Individualmensch trat wohl schon Etwas in den verschiedenen Heldengestalten, aber nur wenig in den eigentlichen Geistestypen hervor. Das unterschiedslose Zusammenwirken verhältnissmässig begabter Naturen auf ziemlich gleichem Fuss war demgemäss in der Ordnung, und es blieb entwickelteren Zeitaltern vorbehalten, die Persönlichkeiten unterschiedlicher auszuprägen und gleichsam zuzuspitzen.

Bei dieser natürlichen Bewandtniss der Sache ist auch der Ausdruck „Nationalepos“ in doppeltem Sinne berechtigt. Er bezeichnet nicht blos das Nationale, was dargestellt wird, sondern auch die zusammenwirkenden nationalen Elemente, durch die es dargestellt wird. Hienach kann das Epische gross sein, aber nur im Sinne der Collectivgrösse. Die höhere Stufe wird von ihm nicht erreicht und kann von ihm nicht erreicht werden. Wo in späteren Zeitaltern eine Person sich anschickt, ein Nationalepos schaffen zu wollen, da vergreift sie sich in Ziel und Stoff, da muss sie unvermeidlich der Künstlichkeit, wenn nicht gar der forcirten Erkünstelung

anheimfallen.) So Etwas war auch der Fall Virgils. Die Aeneis sollte ein Nationalepos der Römer sein. Soweit sie aber interessirt, hat sie nicht einmal einen eigentlich nationalen Stoff. Die Zerstörung Trojas und die Dido-Episode sind das Einzige, was noch ein gewisses Maass von Reiz für sich gehabt hat. Im Uebrigen ist fast Alles langweilig, ohne Bestimmtheit und ohne festen Zusammenhang mit Dingen, die auch nur bei den Römern hätten eine lebhaftere Theilnahme finden können. Die gestaltlose und blasse Sage von einer Abkunft der römischen Herrlichkeit von einem trojanischen Flüchtling ist doch ein zu lockeres Band, als dass sie über das Unrömische der einigermaassen interessanten Stoffe hinwegtäuschen könnte. Die Zerstörung Trojas hätte allenfalls in einem griechischen Nationalepos eine richtige Stelle haben können, vorausgesetzt dass man es nicht auch bezüglich der heroischen Zeitalter für eine allzugrosse Rohheit angesehen haben möchte, die blosse Massenzerstörung, bei der die Heldenindividualitäten nicht einmal sonderlich hervortreten, zum bevorzugten Gegenstande zu machen. In den wirklich classischen Epen von unbestrittener Vorzüglichkeit fehlt es glücklicherweise an solchen äussersten Schauerstücken. Die Homerischen Dichtungen behandeln die Kämpfe vor Troja, aber nicht dessen Fall. Sie folgen vornehmlich einzelnen Heldengestalten, und mit dem Untergang des nationalgegnerischen Hauptthelden Hektor brechen sie ab, womit alles Wesentliche für den Triumph des Griechischen als vollführt erscheint.

Wenn nun schon die Zerstörung Trojas nichts römisch Episches sein kann, auch wenn man sie allenfalls noch überhaupt als episch gelten lassen wollte, so ist die Liebesepisode mit Dido noch weniger etwas Derartiges. Sie liegt doch selbst von den römischen Urangelegenheiten gar zu weit ab, und der blosse Umstand, dass der Troer Aeneas an dieser Liebesangelegenheit nicht dauernd haften bleibt, genügt sicherlich nicht, um für ihn nationalepische, nämlich römische Theilnahme zu erzeugen. Die ihm vom kaiserlichen Epiker des Augustischen Zeitalters zugeschriebene Bestimmung, jedenfalls in Italien Etwas zu gründen, also nicht an der afrikanischen Küste hängenzubleiben, ist doch zu weit hergeholt, um natürlich wirken zu können. Diese untergelegte Sage ist ein äusserst schwaches Fädchen, von welchem ein Nationalepos nicht getragen werden kann. Auch ist der Riss klar genug. Auch die Neuern, sogar ehe sie kritischer wurden, haben sich vorzugsweise, wie auch die lateinlehrenden Schulen, an das zweite und vierte Buch, also

an Trojazerstörung und Didoliebe gehalten, aber damit schon unwillkürlich bekundet, dass sie eigentlich nationalepische Stoffe der Römer in der Virgilischen Heldendichtung nicht suchten.

Für den eigentlich kritischen Standpunkt kann nun das Untergeordnete des Virgilischen Epos heut keine Frage mehr sein. Die Unternehmung ist eben misslungen und musste misslingen, weil sich Einer hingesetzt hat, um in jedem Fall ein Nationalepos zu Stande zu bringen. Solche Willkürlichkeiten scheitern mit Recht. Es ist der übel angebrachte Geist blosser Nachahmung, der sich darin anachronistisch versehen hat. Wenn etwas Römisches in jener Dichtung waltete, so war es das Element des Nachahmerischen, in welchem die Römer bezüglich der eigentlichen Literatur, versteht sich abgesehen von der juristischen Fachliteratur, sich ja immer mehr oder minder bewegt haben. Jedoch auch bei besseren Anlagen wäre ein Nationalepos zu den Zeiten Virgils ein Anachronismus gewesen und hätte als solcher das Ziel verfehlen müssen.

2. Man brauchte über eine solche Verfehlung heute nicht Erörterungen anzustellen, wenn sie nicht eine Lehre enthielte, die auch für die moderne poetische Welt nicht überflüssig ist. Die Meinung, Nationalepen nachträglich in modernen Zeiten machen zu müssen und zu können, ist noch nicht ganz verschwunden. Auch taucht sie mit frischen nationalen Regungen immer leicht wieder auf und könnte unter Umständen einmal von der aufrichtigen Vorstellung begleitet sein, etwas Echtes und Grosses zu unternehmen. Demgegenüber ist es nun gut, die völlige Unthunlichkeit von so Etwas zu erkennen und sich zu vergewissern, dass die natürlichen und urwüchsigen Epen keine verspätete Frucht hochentwickelter Cultur und keine willkürliche Leistung einer einzelnen Persönlichkeit sein können, die sich in weiter Entfernung von den heroischen Zeitaltern nachträglich eine solche Dichtungsart als Zweck vorsetzt. Man bedenke nur die thatsächliche ursprüngliche Entstehung wirklich grosser epischer Leistungen. Was Odysseus den Phäaken von seinen Schicksalen und Abenteuern erzählt, das mag ein alter Dichtungsstamm sein, um den herum die übrige Odyssee ähnlich einem Rankengewächs entstanden ist. Auch mag immerhin eine ausnahmsweise hochbegabte Persönlichkeit die Initiative ergriffen und mehr bedeutet haben als die, welche hinterher mitwirkten. Dennoch muss aber auch sie sich als einem allgemeinen Element angehörig gefühlt und kann nicht den Anspruch erhoben haben, Etwas auszudrücken, was aus der allgemeinen Auffassung und dem allgemein

herrschenden Geist sonderlich heraussträte. Das Persönliche war sicherlich in das Collective damals noch wie eingesponnen, und Naturwüchsigkeit der epischen Dichtung bedeutete schliesslich immer eine gehäufte Gesammtarbeit, an der sich verschiedene Generationen schaffend und umbildend betheiligt fanden.

Möglich auch, dass sich zuerst die weniger bedeutenden Formgebungen der Stoffe geltendmachten und dass erst nach diesen ursprünglich unzureichenden Anfängen bedeutendere persönliche Fähigkeiten an die Reihe kamen. Das Grosse kann sich auf verschiedene Weisen gestaltet und vollendet haben, und Persönlichkeit ist bei seiner Hervorbringung ganz gewiss im Spiele gewesen; nur hat sie in einem noch episch dichtenden Zeitalter nicht jene Auszeichnung für sich haben können, die den Namen über Alles erhebt. Der Name Homer ist wohl eine richtige Ueberlieferung, die auf irgend eine persönliche Auszeichnung in der Urheberschaft und in der Betheiligung an einzelnen Dichtungsstücken deutet. Allein dass er grade alles Andere beschattet hat, ist erst die unrichtige Vorstellung einer spätern, die Traditionen confundirenden Zeit. Ohne persönliche Eigenschaften, die zur Sache befähigen, vollbringt sich Nichts, geschweige etwas Grosses. Allein die Persönlichkeit kann im Bereich epischer Dichter gleichsam nur ein Keim gewesen sein, der nicht gehörig auszuwachsen vermochte. Das Allgemeine und Gemeine, an das jeder solche Dichter gebunden war, verhinderte die vollere Ausbildung der Individualität. Man sieht dies auch den berühmtesten epischen Dichtungen äusserlich an. Sie hegen in sich so vieles Uebereinstimmende, so viele Gleichartigkeit der Auffassung und des Ganges, dass erst forschende Kritik nöthig ist, um auf die Unterschiede in ihnen aufmerksam zu werden.

So sehr man also auch geneigt sein mag, das individuell Persönliche als die Urheberkraft in aller Dichtung an die Spitze zu stellen, so bleibt doch eine gewaltige Kluft zwischen ursprünglich epischer Production und entwickelterem oder gar modern persönlichem Dichterschaffen bestehen. Allerdings hat nach der von uns vertretenen Anschauungsweise die Betheiligung des individuell Persönlichen mit seinen besondern Vorzügen nirgend gefehlt; aber Grad und Maass, in welchem es bethätigt worden, muss je nach den Umständen, nach Entwicklungsstufe und Gegenstand, gar sehr verschieden gewesen sein. Nicht einmal die ersten Stadien der Sprachentstehung, geschweige deren spätere Fortbildungen, möchte ich mir ausschliesslich collectiv denken. Auch bei diesen, meist

unwillkürlichen-Vorgängen, die vom Durchschnitt der Personen, ja überhaupt von Art und Artung der Menschengruppen-so überaus abhängig sind, darf der Einfluss des individuell Auszeichnenden nicht verkannt werden. Um wieviel weniger darf dies nun in Gebieten geschehen, in denen es nicht so wildwüchsig hergegangen ist und hergeht, wie im Schaffen und Weiterbilden der Sprachen!

Das Vollkommenere ist offenbar die individuell selbstbewusste, aus der Allgemeinheit und den Gebundenheiten der Gemeinschaft hervortretende-Persönlichkeit. Zu dieser führt die fortschreitende Entwicklung in allen Gebieten, wie schon in den physischen, so auch in den geistigen Bereichen. Das Grosse wird daher schliesslich am grössten da sich gestalten, wo es als persönliche Grösse, als individuell eigengeartete und in diesem Sinne ursprüngliche Urheberschaft hervortritt. Dies ist nun der Fall des eigentlich Modernen in besonderem Maass. Aus diesem Grunde hatten wir auch ein Recht, eine Arbeit, die der Charakteristik moderner Literatur gewidmet ist, vor allen Dingen, ja fast ausschliesslich den ersten Hauptgrössen zuzuwenden.

Hätte es sich um das Antike gehandelt, so würde ein entsprechender Titel, wie wir ihn für das moderne Literaturbereich gewählt haben, die Hauptsache nicht vollständig haben treffen können. Das Grosse der antiken Literatur geht in deren persönlichen Grössen nicht auf, und ausserdem haben jene classischen Grössen auch unter sich mehr Gemeinsames, als die modernen, selbst wenn letztere einer und derselben Nation angehören. Dies rührt daher, dass in unserer modernen Welt die Individualitäten freier und bestimmter herausgestaltet sind. Die grossen griechischen Tragiker haben bei aller Verschiedenheit nach Zeitalter und persönlichem Charakter doch viel Gemeinsames in der Behandlungsart festgehalten, so dass so grosse Unterschiede, wie bei den Modernen, gar nicht vorkommen. Die neuere Welt hat ja auch überhaupt den Vortheil voraus, durch das Gemeinsame, namentlich durch das Staatliche, sich nicht in gleich hohem Grade gebunden zu fühlen, wie das Alterthum. Dies liegt theils in den freieren nationalen Stammesanlagen, theils in der menschheitlichen verhältnissmässigen Reife der Entwicklungen. Demgemäss liegt denn auch die Vollendung des Grossen nicht da, wo es noch mehr unpersönlich erscheint, sondern da, wo es durch markirte Individualgrössen vertreten wird.

Alle Gebundenheit des Individuellen durch eine übermächtige Gemeinschaft ist physisch und geistig das Niedrigere, wenn man es mit wirklich freien Entwicklungen der Einzelwesen und Einzelgestalten vergleicht. Das Commune, um nicht zu sagen Communistische, ist in Natur und Geist eben nur eine gemeine Grundlage, von der aus sich das Individuelle zu erheben, ja man möchte sagen erst zu emancipiren hat. Hierin liegt der Fortschritt natürlicher Freiheit und Geschichte, nicht aber im Gegentheil, nicht in der Verflachung, nicht in der Herabziehung alles Hervorragenden zum gemeinen Boden. Wo sich Grosses nicht mehr gegen das Mittelmässige abheben kann, da ist in der späteren Entwicklung schon Rückgang vorhanden und Auflösung im Spiele. Der Communismus ist für die geistigen Ausstattungen fast noch unwahrer und ungerechter als für die materiellen. Auch er stützt sich auf die Vorherrschaft der Gemeinheit, ja der Niedertracht. Auch er entstammt, wo er zum Princip gemacht wird, den schlechtesten Trieben und den Trieben der Schlechtesten. Was die diebischen und räuberischen Neigungen im Materiellen, das sind Neid und beschränkte Eitelkeit nach der fraglichen Seite hin im Geistigen. Das unbedeutendste Persönchen, dem die Existenz grosser Persönlichkeiten weder in den Kopf will noch am Herzen liegt, flüchtet sich mit seiner bornirten Scheel- und Herabwürdigungssucht unter die Flügel der breiten Massenhaftigkeit und hinter ein nichtssagendes allgemeines Menschenthum. Jeder und Jedes soll gleichviel gelten, — dies ist das Aeusserste der Zersplitterung, die sich noch dadurch steigert, dass sie nicht einmal mehr ein verbindendes und verbindliches Allgemeine übriglässt, also die Ausgleichung der geistigen Ungleichheiten im Chaos der sich principlos um- und durcheinandertreibenden Atome sucht. Wo nun solche herabwürdigende Gedanken oder vielmehr Ungedanken walten, da ist für das persönlich Grosse auch im Geistigen kein Platz, und da möchte es gänzlich überflüssig sein, von Geistesgrössen zu reden oder gar die Charakteristik der Zustände in solchen Grössen zu suchen. Glücklicherweise sind aber die Völkerentwicklungen nicht dazu angethan, jene Ausgeburten des verflachenden Neides auf die Dauer zu begünstigen. Ueberall macht sich auch in der weiteren Geschichte dasselbe sociale und geistige Naturgesetz geltend, vermöge dessen mit der Ausdehnung des breiten und massenhaften Untergrundes auch die Auszeichnungen und Abhebungen von diesem Untergrunde immer selbständiger und mächtiger werden. Wenigstens ist dies überall da der Fall, wo

sich ein wirkliches Fortschreiten zum Bessern bethätigt und nicht etwa ein Stück morscher Welt mit seinen von vornherein falschen Scheingrössen abbröckelt.

3. Wirkliche Grössen ersten Ranges sind das Allerseltenste. Man hat nämlich noch diejenigen Grössen auszunehmen oder wenigstens auf ihr berechtigtes Maass einzuschränken, die künstlichen äusserlichen Umständen eine Ueberschätzung und allzu weitgehende Vergrösserung verdanken. Was blos gross ist wie Fürsten, zumal wie Fürsten in Zeitaltern, in denen von etwa ursprünglicher Autorität und Grösse nur Rahmen und Gestell übriggeblieben sind, dem aber die Personen nicht mehr entsprechen, — was nur gross ist auf diese Weise und gleichsam nur durch den decorativen Platz, den es einnimmt, das muss zur Seite bleiben. Wo richtig gewogen wird, kann es kein Gewicht haben, wenigstens nicht dasjenige, auf welches es im wahrhaft Menschlichen ankommt.

Es liegt nun nahe, auch bei Literaturgrössen an den Einfluss der Stellung und des Zusammenhangs zu denken, in welchem sie wirkten. Die Anschmiegung an Fürsten oder auch nur an fürstliche Theater berechtigt hier, einen Theil, wenn auch in den besten Fällen nicht grade den überwiegenden Theil des Grössenrufs auf Rechnung solcher Verhältnisse zu setzen. Dieser Theil des Rufs ist alsdann von einer nicht allein an sich weniger gediegenen Art, sondern muss sich auch später einmal in sein Gegentheil verwandeln und in der kritischen Schätzung selbst denen zum Schaden gereichen, denen er zuerst zu nützen schien. Dies ist beispielsweise in einem ziemlichen Maass der Fall Goethes, in einem geringeren auch derjenige Schillers. Was folgt aber aus solchen Zurechtrückungen und kritischen Sichtungen des Grössenmaasses? Doch wohl nicht, dass Grosses und Grössen überhaupt ins Sinken gerathen, sondern im Gegentheil, dass die wirkliche Grösse in ihrer wahren Natur und Selbständigkeit, also in ihrer reinen Unabhängigkeit von fälschenden Maassverschiebungen an das Licht treten kann! Auch folgt weiter, dass Andere, die nicht durch blossen Schein begünstigt wurden, sondern vielleicht die gegentheilige Ungunst zu erfahren hatten, nun nach gleichen Grundsätzen mit einheitlichem und gerechtem Maasse gemessen werden können. Zu einer und zwar sehr nöthigen Folgerung solcher Art hat uns in der ersten Abtheilung das Schicksal Bürgers veranlasst, und es ist in diesem Beispiel die natürliche rein auf sich selbst beruhende Dichterautorität mit denjenigen Autoritäten in Vergleichung gekommen, die einen Theil

ihres Gewichts nicht aus sich selbst hatten, sondern der Anlehnung an zeitweilig einflussreiche Mächte verdankten. Ist nun aber eine solche Sichtung und Sonderung etwa eine Herabziehung der persönlichen Grösse und Autorität überhaupt? Ich dächte, sie wäre das Gegentheil! Sie zieht den Schleier hinweg, damit das Grosse und die Grössen ohne falsche Draperie sichtbar werden und so die von Naturwegen vorhandenen Eigenschaften unverhüllt hervortreten. Allein unter dieser Voraussetzung kann das Naturgenie in seiner Nacktheit mit umkleideten Figuren concurriren, denen jede Blösse geflissentlich und künstlich gedeckt wird. Die angezogene Garderobe darf das Grössenmaass nicht beeinflussen; auf hohen Absätzen stehen, lässt wohl einen Zoll überragen; aber diese und ähnliche Ungleichheiten dürfen auf die Dauer nicht maassgebend bleiben.

Weit entfernt also, durch unsere Methode der Messung und Schätzung natürliche Grösse und berechtigtes Ansehen oder, wir scheuen auch das verpönte Wort nicht, Autorität, nämlich geziemende Autorität zu erschüttern, sind wir vielmehr darauf bedacht, alles dies nur fester zu begründen. Wogegen man aber, wenn man das Edle und Hohe will, unter allen Umständen einen Wall aufwerfen muss, das ist die Verwässerung, ja der Versuch der Vernichtung persönlich hoher Auszeichnung durch das Uebergiessen mit der faden Brühe der Mittelmässigkeiten oder gar der Gemeinheit. Schon ein Horaz hat in seiner Anleitung zur Poesie nicht umhingekonnt, gegen die Mittelmässigkeit Front zu machen. Mittelmässig zu sein, das sei den Dichtern nicht erlaubt. Dem gegenüber klingt es freilich anders, was der romantische Advocat Uhland für sich und sozusagen für alles singende Gethier in Anspruch nahm. Er steckte sich hinter das Wort Freiheit. Sein Gedichtchen „Freie Kunst" ruft gleichsam alle Singeriche auf, es im deutschen Dichterwald von allen Zweigen schallen zu lassen. „Nicht an wenig stolze Namen" sei „die Liederkunst gebannt". „Heilig achten wir die Geister, Aber Namen sind uns Dunst, Würdig ehren wir die Meister, Aber frei ist uns die Kunst." Diese klingenden Aussprüche sind, näher besehen, leider nur Widersprüche. Namen nur Dunst, — das verträgt sich nicht mit wahrer Ehrung der Geister und Geisteshelden, und das Ansehen der Meister, die angeblich geehrt werden sollen, wird übel auslaufen, wenn diese Art von Freiheit alles Gevögels gelten soll. Die Vergleichung mit den Singvögeln und die Vorstellung von einem deutschen Dichterwald sind doch etwas gar zu Hinkendes, das seine Komik in sich selbst trägt. „Das ist Freude,

das ist Leben, Wenn's von allen Zweigen schallt." Aber auch die Spatzen machen ihr Recht der freien Kunst geltend, ihr Spatzenrecht auf eigne Kehle und eignen Schnabel, und das ist auch Leben, wenn's von allen Zweigen, wenn's von allen Dächern — piepst.

Namen, hinter denen kein Geist wäre, sind nicht in Frage. Mit der Uhlandschen Achtung der Geister ist es also Wind. Meister aber, die der Freiheit im Wege sind und doch geehrt werden sollen, möchten in eine sonderbare Lage kommen. Entweder ist die Freiheit von ihnen und gegen ihre Meisterschaft berechtigt, und dann haben sie Etwas an sich, was, unbeschadet ihrer sonstigen stichhaltigen Meisterschaft, grade und offen bekämpft werden muss, um für die Geltung des Richtigen oder Bessern Raum zu schaffen; oder aber sie sind voll und ganz im Rechte, und dann kann es nur ein fälschlicher Freiheitsanspruch sein, der sich durch das ihnen beigelegte Gewicht genirt findet. Die verschiedensten Gestalten und Typen haben neben und nach einander Platz und können freiheitlich zusammenbestehen, ja zusammen voll gelten, soweit nicht Widersprüche und Unvereinbarkeiten dies ausschliessen. Im letzteren Falle ist aber die offen ehrliche Entgegensetzung, ja partielle oder selbst gänzliche Ausschliessung besser, als ein Verhalten nach jenem schwäbelnden und nebelnden Anspruch auf ochlokratische Künstlerfreiheit. Diese vorgebliche Freiheit bedeutet denn doch nichts, als die Unfreiheit des Grossen, das beschattet werden soll. Sie bedeutet die Ablenkung des Publicums von dem wirklich Hohen und einsam Hervorragenden, damit es seine Aufmerksamkeit dem piepsenden Chorus zuwende.

Ueberdies aber ist im besondern Uhlandschen Falle der Chorus nur scheinbar vertreten. Die Dichtermenge und deren Freiheit wird hervorgekehrt und vorgewendet, um thatsächlich die übertriebenen Ansprüche der eignen Mittelmässigkeit zu decken. Derartiges ist aber auch der gewöhnliche Gang der Dinge. Es will Einer wesentlich sich und zwar mit unbescheidenen Ansprüchen durchsetzen. Seine Fähigkeiten sind unzulänglich im Verhältniss zu seiner Eitelkeit. Das Grosse steht ihm im Wege, und er beruft sich nun auf eine vermeintliche allgemeine Freiheit, um es zu ignoriren und, uncontrolirt durch die Musterbilder, das eigne Querthun für richtig und berechtigt auszugeben.

Da muss nun freilich die Freiheit, so verstanden, wenn einmal durchschaut, handgreiflich zum Spott werden. Eine Mittelmässigkeit will sich zwischen wirklichen Grössen zum Souverän aufblasen; sie

ruft den ganzen Chorus, einschliesslich seiner niedrigsten Elemente, blos darum zur wüsten Freiheit auf, damit sie selbst als berechtigt und bedeutend erscheine. Sie proclamirt das allgemeine Gesinge, damit ihr Sang und ihre Singstimme in dem Lärmen eine Bedeutung erhalte, die sie in ruhiger und stiller Vergleichung mit den Tonarten grossen Stils, wie sie von den wahren Grössen der Welt ausgehen, nicht haben könnte. In diesem Geräusch wird das Echte und Hohe übertäubt. Unvernehmbar bleiben die grossen Worte, wenn die Masse der Dichterlinge, im Bunde mit der Mittelmässigkeit und geführt von dieser, ihr Geschrei erhebt. Zuletzt aber müsste es bei einer solchen Wirthschaft dahin kommen, dass auch die etwa noch tonangebende Mittelmässigkeit von den Geistern des Haufens verschlungen wird, die sie gerufen, und es bliebe dann nur noch das anarchlerische Durcheinanderschallen von der unarticulirten Art übrig. Hiemit wäre die Spottgeburt jener angeblichen Freiheit vollends fertig.

Niemandem soll der Gebranch seiner Organe und Fähigkeiten verkümmert werden; nur halte er sich damit in jenen bescheidenen Grenzen, die sich im Verhältniss zu Anderm und Grossem für seine bemessenen Eigenschaften ziemen. Sogar der Spatz hat, wie gesagt, sein Spatzenrecht, und in der Werthordnung giebt es eine vielstufige Leiter zu ersteigen, ehe man zur höchsten Sprosse gelangt. Mag Jedermann privatim für sich den Poeten spielen, soviel er will; mag er sein Liebchen ansingen oder anreimen nach Herzenslust und versfüssiger Fertigkeit oder Unbeholfenheit, wie es ihm glückt. Das geht Niemanden etwas an, als etwa die Nächstbetheiligten; mit denen mag er sich abfinden, wieweit sie gefällig ihr Ohr leihen. Allein das weitere Publicum lasse er unbehelligt; dies soll so Etwas eben nichts angehen. Die Welt soll sich darum nicht bekümmern, auch wenn der Kreis solcher Poetereien sozusagen auf ein kleines Privatpublicum mit eignen Druckkosten ausgedehnt wird. Ja wenn auch noch mehr geschieht, wenn nämlich die Coteriepoesie sich breitmacht und ein Stückchen Ruf erkünstelt, — selbst wenn durch irgend welche Interessen eine frech lärmende Reclame ins Spiel gesetzt wird, so bleibt in Wahrheit doch noch Alles beim Alten. Das Grosse wird auf diese Weise nicht berührt; die echte Welt des durch sich Bedeutenden kann stolz dareinschauen und den Marktplunder, der sie nichts angeht, sich mit seinen rasch vergänglichen Bildern, von ihr nicht weiter beachtet abspielen lassen. Dies ist die richtige und überlegene Position, in

die sich den Anmaassungen gegenüber alles das setzen wird, was sich unter den Menschen auf wirkliche Grösse versteht. Ein solches Verständniss aber erweitern und ihm mit der sichtenden Kritik nachhelfen, darauf ist auch unsere Unternehmung gerichtet. Grade für die unverletzte Freiheit des Hohen und Grossen treten wir ein, — eine Freiheit, die, wie auch jede anderartige Freiheit, nur durch Gerechtigkeit, also durch angemessene Anerkennung der Werthordnung der Erscheinungen bestehen kann.

4. Grosses und Grössen sind sicherlich nicht das ausschliesslich Berechtigte. Daneben kann manches Verdienstliche bestehen und entsprechende Anerkennung finden. Eine andere Frage aber ist es, was zur Charakteristik der Literatur dienen kann und muss, und da ist es in unsern modernen Verhältnissen ganz entschieden nur das persönlich Grosse oder dessen Mangel, was dem geistigen Gesammtdasein sein auszeichnendes Gepräge verschafft. Nach der Beschaffenheit der persönlichen Spitzen misst man die Leistungsfähigkeit der Zustände und Zeitalter. Als dürr und unfruchtbar müssen die Zeiträume oder Phasen gelten, in denen nichts Einzelnes sich zu einer besonderen Höhe erhoben hat. Im Uebrigen hindert aber nichts, auch Leistungen geringeren Werthes zu schätzen. Ja es ist ein günstiges Anzeichen, wenn neben den eigentlichen Grössen auch niedriger Belegenes gefunden wird, was, wenn auch immerhin nur in einzelnen Zügen, wirkliches Interesse erregt.

Namentlich im spottenden und komischen oder humoristischen Genre kann schon eine niedere Art, die vom Grossen und persönlicher Grösse weit entfernt bleibt, hier und da Befriedigendes mitsichbringen und berechtigte Theilnahme erwecken. Handelt es sich beispielsweise darum, etwas fälschlich für gross Gehaltenes durch die Mittel der Caricatur und des Spottes in das rechte Licht zu setzen, so können die äussere Form und der Schein der Poesie oft genug das Gewünschte leisten. Man hat es in solchen Fällen mit der Feinheit nicht allzu genau zu nehmen; denn die wirklich vornehme Ironie pflegt hier nicht zu walten. Sie verschmäht es, solche Arbeit zu verrichten und sich in breiter Weise mit solchen Gegenständen überhaupt abzugeben. Sie streift nur und lässt sich nicht ein; sie läuft dem Verkehrten nicht Schritt für Schritt nach und ist wohl gelegentlich parodirender Züge, aber nicht ganzer Parodien und Parodiewerke fähig. Wenn es nun im Gegensatz zu dieser vornehm ironischen Haltung auch Naturen und Charaktere giebt, die darauf angelegt und dazu aufgelegt sind, eine ganze Travestie

zu dichten, so kann man sich dies immerhin gefallen lassen. Treffen sie ihren Gegenstand im Ganzen und in einzelnen Hauptzügen, entkleiden sie ihn des falschen Grössenumhangs, indem sie ihm ein zum Lachen reizendes Gewand anmessen und anpassen, so lösen sie in ihrer Art eine berechtigte Aufgabe. Sie thun dies auch dann, wenn sie dabei ihrem Wesen gemäss öfter dem Ordinären anheimfallen und man ästhetisch gar viel auszusetzen findet.

Ein Beispiel hiefür ist die Travestie der Aeneis durch Blumauer. Der Gegenstand war vorzüglich gewählt; denn jenes erkünstelte, ein Nationalepos der Römer seinsollende Dichtwerk war durch den Classicitätswahn und die noch unentwickelte Kritik der Neuern neben die Homerischen Gesänge gestellt und als eine höchste Blüthe der Heldenpoesie verherrlicht worden. Man sehe sich nur im 18. Jahrhundert um, und man wird durchgängig eine Schätzung Virgils antreffen, wie sie heute in gleichem Maasse sogar im philologischen Bereich bei professionellen Bewunderern des Alterthums nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Die vermeintliche Erhabenheit dieses heroischen Nachahmungsstücks hat nun grade durch die travestirende Nachahmung auch einen populären Stoss erhalten, und daran ändern auch die mancherlei Anstössigkeiten, ja bisweilen Widerlichkeiten nichts, die man bei dem gar zu gern in das Ordinärste ausgreifenden Autor findet. Ich glaube, dass man bisher die verhältnissmässige Frische und Begabung, die sich bei Alledem in dieser Travestie zeigt, aus einseitiger verlehrter Parteinahme zu sehr verkannt oder absichtlich verleugnet hat. Der in unserm Grössenwerk eingenommene Standpunkt schliesst sicher keine Voreingenommenheit für einen Blumauer und dessen Allüren ein. Von diesem Standpunkt aus ist auch nicht ein Schatten von persönlicher Grösse dabei in Frage, und es stehen obenein die bisweilen judäerhaft ordinär ausfallenden Dichtungsmanieren als Anzeichen eines Charakters entgegen, der in mehreren Stücken nichts weniger als anmuthet.

Trotz Alledem ist aber das Blumauersche Travestiewerk nicht ohne Merkzeichen einer immerhin ansehnlichen dichterischen Befähigung. Interessanter liest es sich jedenfalls als sein Urbild, und man hat noch obenein die Genugthuung, eine Anzahl moderner Wahrheiten in verstandesgemäss zugespitzter Form vorgeführt zu finden. Ja selbst an treffenden Gedanken von einiger Originalität fehlt es nicht. Ich erinnere nur an die gelungene Wendung, die Gründung des römischen Reichs durch Aeneas gleich lieber als eine

Urgründung des Vaticans aufzufassen und durch die entsprechend auf Mittelalter und neuere Zeit ausgedehnte Prophetie zu verhöhnen. Das ist kein hohler Witz, sondern ein voll berechtigter; denn die Römerherrschaft hat wirklich erst den Rahmen geschaffen, in welchem sich die Priesterherrschaft als ein Weltreich bethätigen konnte. Zugleich ist aber mit jener vorgreifenden Auffassung und Prophetie auch die kühne Albernheit der alten Sage verspottet. Aeneas als Vater des Römerreichs hinstellen, das war doch eine gar zu phantastische Genealogie, und deren Ungeheuerlichkeit wird gut parodirt, indem im Anschluss an die spätere geschichtliche Wahrheit gleich das geistliche Rom als miterzeugt, ja als das eigentlich grosse Ziel figurirt. Dem umherirrenden Troerflüchtling lässt das Schicksal keine Ruhe; er muss unbedingt nach Italien; er muss Dido im Stich lassen; denn sonst müsste Aphroditens Sohn seine grosse Bestimmung verfehlen, Urschöpfer der Päpste- und Pfaffenherrschaft zu werden.

Wie an gelungenen Gedankenwendungen, so fehlt es in der Travestie auch nicht an allgemeiner Gewandtheit, die schwierigsten Klippen zu umschiffen. Der Tod Didos durch eigne Hand infolge der getäuschten Liebe und der schmählichen Verlassung durch den seiner Mission nachziehenden Eposhelden war an sich nicht geeignet, ein Gegenstand des Spottes zu werden. Der Travestirer hilft sich nun damit, dass er die Illusion des Epos fallen lässt und den Virgil, ja nebenbei die Dichter überhaupt, bei der tragischen Todesfreigebigkeit packt. Von Dido heisst es demgemäss: „Der Herr Virgilius Befiehlt ihr, dass sie sterben muss! — Nun gut, so soll sie sterben.“ Weiter heisst es dann: „Ihr Herrn, aus deren Federn Tod Und Leben willig fliessen Bedenkt doch, dass die Welt — und ihr — Viel lieber lacht als weinet.“ Hierauf wird dem Virgil, dem grausamen Dichter, die Schuld an Didos Tod ebenso ausdrücklich als komisch aufgeladen; der Travestirer aber legt die Last seines Spottes in unschuldiger Gemächlichkeit nieder, indem er bezüglich Dido versichert: „Ich bin an ihrem Tod nicht schuld Und wasche meine Hände. Herr Maro schlachtete sie hin; Der Heldin Blut komm' über ihn Und über seine Kinder!“ So wird Virgilius Maro noch als ein mit epischer Tragik, ja nachher noch mit Wertherscher Liebessentimentalität auf billige Weise freigebiger Dichter parodirt, und der Eindruck oder Anschein vermieden, als würde eine wirklich ernste und kummervolle Lage zum Gegenstand von Spott gemacht. Doch genug von diesen Kleinigkeiten, die nur belegen

sollen, wie Etwas nicht grade gross zu sein und von einer grossen Persönlichkeit zu stammen braucht, um unter Umständen in der Literatur verdienstlich oder mindestens nützlich zu gerathen.

5. Ein anderes, wohl gemüthlicheres Beispiel für die verhältnissmässige Bedeutung eines Stoffes und eines Urhebers, die beide nicht im Bereich des Grossen und der Grössen liegen, ist die Jobsiade von Kortum. Sie ist überdies mit ihren Knüttelversen ein Stückchen stillschweigender Verspottung der Poesie selbst; allein ihr Humor gehört sicherlich nicht der schlechtesten Gattung an. Gehört er auch keineswegs in die zugleich hohe und feine Kategorie, die von Cervantes im Don Quixote mit einem so einzig glänzenden Beispiel ausgefüllt wurde, so hat er doch, wie mir scheint, Vorzüge vor Alledem, was in und seit dem 18. Jahrhundert humorartig gewesen oder als Humorbethätigung ausgegeben worden. Launig und hypochondrische Anwandlungen beschwichtigend ist in der That diese Geschichte von den Jobsischen Schicksalen, und ihr Erzähler, ein Arzt und zwar einer von ziemlich eindringender Menschenkenntniss, will sich mit der Arbeit daran auch selbst manche hypochondrische Laune verscheucht haben.

Jedenfalls ist diese Art Humor nicht auf Ungeheuerlichkeiten und Verzerrungen aufgebaut, wie meist die Swiftsche. Auch den Engländer kann man sich zwar bisweilen gefallen lassen, beispielsweise wenn er den in sich versunkenen Gelehrten Diener mit Klappern und Klappen zugesellt, die ihre Herren immer erst mit einem Klaps auf das Ohr oder Aehnlichem zur Aufmerksamkeit auf die gemeinen Dinge dieser Welt aufwecken müssen. Diese Gattung Gelehrter ist freilich jetzt nicht mehr so häufig; aber Swift hat sich auch um diejenigen bekümmert, die einander die Entdeckungen stehlen, wobei es dann, wie er meint, Streit und Lärm und hiemit, modern geredet, neue Reclame gäbe. Letztere Folgerung ist freilich etwas schief; aber Swift kannte wenigstens die Stehlgelehrten schon einigermaassen, und diese Species ist nichts weniger als ausgestorben oder zurückgegangen, sondern hat sich lustig entwickelt. Swifts Aeusserstes ist aber sein Pferdereich, in welchem das Menschengeschlecht als eine untergeordnete und nichtsnutzige Thierart gilt und mit seinen übeln Eigenschaften auch übel genug davonkommt. Die Gattung als solche anzugreifen und gleichsam dem Menschenthum den Process zu machen, ist zwar immerhin etwas Originaleres, als ein Verhimmeln in unterschiedsloser Humanität; allein der Swiftsche Staat der sanften und reinlichen Pferde mit idealer

intellectueller Ausstattung ist doch auch eine gar zu unästhetische Monstrosität. Ueberhaupt ist der Swiftsche Humor manchmal nahe daran, eigentlichen Wahnsinn zu streifen und schliesslich in seinem Träger wirklich in so Etwas ausgelaufen. Auch könnte man nicht wenigen in der Welt zu Tage tretenden Humor einen verzweifelten nennen; aber dieser ist doch nicht der richtige und maassgebende.

Mit Begriff und Wesen des Humors ist es überdies ein eigen Ding; man hat dafür sogar verschränkte Ueberschwenglichkeiten nehmen wollen, wie beispielsweise die Verschrobenheiten des sogenannten Jean Paul, dessen Schriftstellerei nicht echter gewesen als sein angenommener Schriftstellername. Was soll indessen in diesem bessern Zusammenhang noch von Friedrich Richter weiter Erwähnung geschehen! Das Vertrakte und die Unnatur sind hier nicht unser Thema. Was aber den wirklichen Humor betrifft, so zeigt sich seine Stärke grade da, wo er sich gegen die Unnatur wendet und sich über die Verkehrtheiten mit überlegenem Bewusstsein behaglich hinwegsetzt. Irgend etwas von einem derartigen Behagen findet sich nun auch in allen thatsächlichen und normalen Zügen von Humor, welcher des Namens werth ist. Der beste und feinste Humor ist freilich meist etwas in einen andern Zusammenhang Eingestreutes; nur ganz ausnahmsweise gelingen ganze Humorwerke, und für einen solchen Ausnahmefall haben wir schon an Don Quixote nachgewiesen, dass selbst das Genie eines Cervantes die mässigende und ablösende Einwirkung andern Stoffs und anderer Auffassungsart nicht entbehren konnte.

Es ist daher unmöglich, dass ein ausschliessliches Humorwerk nicht eine Einseitigkeit an sich habe. Dies gilt vom Grossen wie vom Kleinen, und man darf daher in dieser Gattung der Natur der Sache nach die Erwartungen nie zu hoch spannen. Es ist ein einseitiges Spielen, dem sich das humorvolle Naturell in seiner literarischen Bethätigung überlässt, und bei diesem spielerischen Hinstreifen über die Dinge muss man zufrieden sein, wenn normalerweise etwas behagliche Laune dabei herauskommt. Dies ist nun ohne Frage nicht blos im ersten originalsten Theil der Jobsiade, sondern auch in deren Fortsetzungen der Fall. Der regelrechten Dichterzunft passt so Etwas freilich nicht überall in die Schablone; aber diese Schablone ist es ja auch, der selber ein wenig der Krieg gemacht wird. Ein solcher kleiner Krieg, wenn auch nur in den niedrigeren Gegenden geführt und nicht bis zu den Höhen hinaufgetragen, ist durchaus nicht ohne Berechtigung. Er ist mindestens

ein Correctiv gegen Ueberschwenglichkeiten und Ausschreitungen. Er kann etwas zur Ernüchterung von falschem poetischen Rausch beitragen, und auch diese Function ist sicherlich keine überflüssige.

Die Jobsiade leistet das, was sie soll, nicht blos durch den Typus der Erzählung, sondern auch durch die eingelegten komischen Betrachtungen. Im ersten Theil ist die Lebensgeschichte schon an sich das Humorerregende. Der Sohn des kleinstädtischen Rathsherrn, der flotte theologische Student, der nicht studirt, durch das Examen fällt und dann froh sein muss, nach dem Tode seines Vaters zuletzt im eignen Städtchen den Nachtwächterposten zu erhalten, ist auch ohne alles Uebrige wenigstens ein possierlicher Rahmen. Die Ausfüllung dieses Rahmens mit den Specialbildern und Sonderbetrachtungen zeigt aber, wenn es auch hier gestattet ist, von Meisterschaft zu reden, in der That den Meister. Es ist kein literarischer Handwerker, sondern ein wirklicher Liebhaber und Freund dieser Art Gedankenhaltung, der uns durch dieses Werkchen in einige Heiterkeit versetzt. Selbst den Schluss, nämlich den Tod, weiss er zu gestalten. Wie Freund Hein mit Allem unterschiedslos davongeht, dafür giebt es einen erbaulichen Katalog von oft gut gewählten Zusammenstellungen. Seine Sense mäht Räuber Cartouche und Held Alexandern, wo Einer nicht besser vor dem Andern; sie trifft Sokrates als Weisen und Werthern als Narren; so ungefähr in einiger Verkürzung lautet es. Zuletzt aber kommt noch die Hinweisung auf die zukünftigen Thaten des Todes: „was er übrigens noch nicht gefressen, Wird er doch in der Folge nicht vergessen, Sogar leider, lieber Leser, auch dich, Und, was das Schlimmste ist, sogar mich.“ Die letzten Worte können als eine wirklich humoristische Blosstellung des natürlichen Egoismus gelten. Was das Schlimmste ist, auch mich, — das passt bei jeder Gelegenheit und Angelegenheit querkommender Art auf Jeden. Die scheinbare Naivetät des Selbstischen macht hier den Humor und kann als Probe dafür gelten, wie der Verfasser der Jobsiade so mancher Züge fähig ist, die, weit entfernt von der billigen gemeinen Geistreichigkeit, doch nichts weniger als geistlos sind.

Nicht blos ein Ende zu machen versteht der Besinger von Jobs, sondern auch das Ende rückgängig und einen neuen Anfang zu machen, ein neues Leben zu schaffen. So wird der ursprünglich unbeabsichtigte zweite Theil, nachdem der erste im Publicum Beifall gefunden, dadurch ermöglicht, dass Jobs noch zu guterletzt im Sarge während der Leichenrede vom Scheintode erwacht und aufersteht.

Die beiden neuen Theile von Jobs Dasein erhalten nun einen wesentlich veränderten Charakter. Der harte Kopf des Helden hat durch die Krankheitskatastrophe eine Verbesserung erfahren, und der Lebenslauf wird nun ein aufsteigender zu Bildung, Glück und Reichthum. Schliesslich mischen sich auch einige sentimentale Züge ein; aber im Ganzen bleibt doch die humorvolle Art vorherrschend, und namentlich sind die eingereihten Betrachtungen von dieser Haltung. Es sei nur an eine einzige Probe von besonderer Auszeichnung erinnert; dies ist der Einfall, einen Jobsischen Stammbaum zu schreiben und diesen zur Verspottung des Feudaladels ausschlagen zu lassen, namentlich indem auf die oft gefälschte Propagation des Bluts erheiternde Seitenblicke geworfen werden.

Die Erdichtung der Schildburger Chronik ist nicht blos eine Verhöhnung herkömmlicher Geschichtsschreibung und ihres bunten Wustes, sondern auch ein indirecter Spott über einige Züge der Weltgeschichte selbst. Ueberhaupt leidet die Neigung des Verfassers, sich so ziemlich über Alles und Jedes lustig zu machen, nicht an Stoffmangel. Hiebei entgeht ihm sein eigner Stand am wenigsten, und er liefert sozusagen hier einige Nachträge zu Moliere. Bis auf pharmaceutisch regelrecht aufgesetzte Recepte lässt er sich ein und weiss die Charlatanerie der Aerzte nicht blos im Allgemeinen, sondern auch im Besondersten und Kleinsten zu fassen. Es versteht sich, dass die Advocaten für seinen Humor eine nährende Speise werden; aber auch Richtertypen vergisst er nicht. Grade damals war die Verkommenheit von Justiz und Justizmenschen ein nicht seltenes Thema, wie sich selbst in Klotzens lateinischen Satiren gezeigt hatte, von denen wir bei Gelegenheit Bürgers gesprochen haben. Freilich will bei solchen Gegenständen doch manchmal der Humor ausgehen und die gute Laune sich mit Bitterkeit mischen. Allein der Arzt auf dem westphälischen Boden weiss es einigermaassen zu machen; er ist seinem Stande nach ja gegen Unheilbarkeiten und Uebel abgehärtet und blickt auf die krebsartigen Gebilde im Fleische der Justiz, wie wenn es körperliche Abnormitäten wären. Für unmittelbar Gegenwärtiges und etwa für heute würde wohl bei Aehnlichem, zumal Angesichts des verschärften Thema von den Justizschändungen, der eigentliche Humor ausgehen und Zorn oder doch wenigstens Unmuth an dessen Stelle treten müssen.

6. Aber auch hier in unserm Zusammenhang mag es vom Humor genug sein, und überhaupt die Beispiele, die wir für das Verdienstliche ausserhalb des eigentlichen Grössenbereichs der Literatur auf-

gesucht haben, werden hinreichen. Des leidlich Interessanten und den Sinn Anfrischenden giebt es ja hin und wieder etwas, ohne dass hochgeartete Naturen von seltener Genialität die Urheber sein müssten. Wir in diesem Werk haben aber grundsätzlich und unmittelbar mit den letzteren zu schaffen; wenn wir gelegentlich auf Anderes hinweisen, so geschieht es nur zur Erläuterung des Sinnes unserer eigentlichen Aufgabe. Missverständnisse liegen hier gar zu nahe. Selbst Namen von herkömmlichem Klang oder langem Nachklang in Literaturgeschichten können hier nicht im Entferntesten maassgebend sein. Man hat in der Werthordnung bisher zu wenig unterschieden; man hat namentlich die zweiten Plätze nicht genug von den ersten gesondert und blosse Namhaftigkeiten, die verhältnissmässig in ihrer Art und auf ihrer Stufe immerhin etwas bedeuten mochten, so aufgeführt und beurtheilt, als wären es eben auch erste Hauptgrössen. Man hat Aufzählungen und Gruppen von Namen für ein und dieselbe Zeit zu halben Dutzenden formirt und fast unterschiedslos geltend gemacht, während für uns die Grössen aufhören, wo die Halbdutzendnaturen anfangen. Unter letzteren mag auch manches Achtbare zu finden sein, und was sich als vollständige und auf alle Stufen des literarischen Daseins ausgedehnte Literaturgeschichte giebt, wird darauf achten und sogar noch weiter auch die dritte Ordnung der Geister, wo nicht etwa noch Niedrigeres, beachten müssen. Mit den echten Kennzeichnungen wird es aber bei einem solchen Verhalten meist übel auslaufen. Wer sich zum Organ und Berichterstatter von so Vielem und von einer so gemischten Gesellschaft macht, schöpft zu sehr aus Ueberlieferung und zweiter oder gar dritter Hand. Er wird zu wenig von eignem Urtheil geleitet und grenzt zu sehr an den blossen Compilator, als dass er das Ursprüngliche und Unmittelbare hoher Eigenschaften wiedergeben könnte. Ihm geht das eigne Verständniss für das wahrhaft Grosse ab; wenn er Etwas für gross ausgiebt, so richtet er sich nach der äussern Tradition und thut auch gut daran. Andernfalls, wenn er sich dabei auf eigne Füsse stellen wollte, würde er vermöge seiner unzureichenden Natur die Wahrheit nur noch mehr verfehlen. Es bleibt also dabei, dass nur Geister, die sich in ihren Gegenstand angemessen zu vertiefen vermögen, ihm auch gerecht werden können. Solche wollen und können sich aber nicht auf Alles und Jedes einlassen; sie scheuen die ihrer unwürdige Arbeit und die zu ihnen nicht passende Gesellschaft. Sie sind ausnehmend wählerisch, und diese Eigenschaft ist auch zuträglich

für ihr Volk und die Menschheit; denn Erinnerung und Geschichte sind nicht dazu da, ich will nicht sagen, sich an jedem Quark, sondern sich auch nur an jeder zeitweiligen Namhaftigkeit auf die Dauer zu versehen und mit ihr die menschliche Theilnahme zu belästigen. Letztere ist ohnedies mit Traditionen beladen genug, ja davon überhäuft; man muss ausmerzen, die übrigbleibenden Werthe sorgfältig ordnen und das Maass des Interesse danach einrichten.

Wer die eigentlich modernen und demgemäss ausführlich behandelten Grössen unserer ersten Abtheilung betrachtet, wird das Princip unserer Schätzung und Auswahl wohl nicht dunkel finden. Wir gestehen dem allgemeinen und übereinstimmenden Urtheil der Welt zunächst einen ersten Anspruch auf Geltung zu, und nur wo wir Gegengründe finden und deutlich aufweisen können, weichen wir von der Ueberlieferung ab. Voltaire und Goethe sind uns Hauptgrössen geblieben und haben in unserer Darstellung durch die Weglassung von Manchem, was man sonst in ihre Nachbarschaft zu bringen gewohnt ist, noch sichtbarere Plätze erhalten. Die Artung ihrer Grösse ist aber bei uns erheblich anders ausgelegt worden, als sonst geschieht. Voltaire hat dabei, trotz mancher Abzüge, doch im Ganzen noch gewonnen, Goethe dagegen verloren, indem er wesentlich zu einer Grösse der kleinen Lyrik geworden ist. Was nun aber die Hinaufhebung Bürgers zum ersten Liebeslyriker der Deutschen betrifft, so haben wir unsere Gründe ausführlich dargelegt und das hohe Grössenmaass, welches wir für diese charaktervolle Persönlichkeit in Anspruch nehmen, zunächst nur selber zu verantworten. Diese Verantwortung nehme man aber nicht zu leicht; sie bedeutet die Einsetzung und Aussetzung unserer ganzen, durch so Vieles und in so verschiedenen Richtungen bethätigten Kritik. Das ästhetische wie das moralische Urtheil, ja die allgemein intellectuelle Auffassung ist dabei in Frage, und ein Autor, der solide und dauerhaft auch für die Zukunft zu urtheilen glaubt, wagt dabei ein erhebliches Stück seines Ansehens. Immer neuer Verkehr mit dem verhältnissmässig unterschätzten Dichter und fortgesetzte neue Vergleichungen mit den Leistungen Anderer haben mich aber nicht nur in meiner ersten Hochstellung des Vernachlässigten bestärkt, sondern mir auch den Gedanken immer nähergelegt, dass ich mit jener Hinaufrückung vielleicht noch zu wenig gethan habe.

Bürger ist ein Jahr eher geboren als Goethe; beide Dichter haben sich gleichzeitig entwickelt; vergleicht man sie nach dem

gemeinsamen Gebiet, in welchem sie sich am meisten ausgezeichnet haben, - also bezüglich der Lyrik - oder gar speciell der Liebeslyrik, so kann Bürger ganz wohl zeitlich und dem Werthe nach an die Spitze der ersten Grössen moderner deutscher Dichtung gestellt werden. Voltaire, Bürger und Goethe, — das wäre hienach die erforderliche Reihenfolge in der Grössengruppe unserer ersten Abtheilung gewesen. Weil es sich aber um ein neues, - erst durchzusetzendes - Ergebniss handelte, haben wir Bürger an das Ende gestellt und einem Goethe erst nachfolgen lassen. Bei Alledem hat aber nicht einmal Charakterkritik, sondern schon rein ästhetische Kritik, ja bereits der blosse Gesichtspunkt des Grades dichterischer Vertiefung in das Menschliche den Ausschlag gegeben. Die dunkeln Schatten, die durch die Charaktererwägung auf Goethe fallen, sind dabei nicht einmal in Anschlag gebracht.

Ueberhaupt würde man sich eine falsche Vorstellung von dem Grossen - und der Grösse - machen, wenn man sie immer zugleich als gut voraussetzte. Gut werden sie - oft genug - weder im Sinne des Moralischen noch des Wahren sein. Bezüglich des Einen wie des Andern werden sie bisweilen starke Mängel aufweisen, und dieser Umstand darf das Urtheil über das Maass nicht beirren, in welchem sie andere Eigenschaften besessen haben. Ergiebt hier die Messung wirkliche Grösse, dann ist nicht zu streiten. Das Fehlen der allgemein menschlichen Sympathie schafft die leidenschaftslos und sozusagen exact festgestellte Grösseneigenschaft nicht fort. Man mag grosse Männer - gewisser Art - mit Recht im Ganzen nicht leiden können; aber dies ändert nichts daran, dass sie irgend welche Kräfte und Ausstattung besessen haben, vermöge deren sie nicht blos für gross galten, sondern es auch wirklich waren. Grösse im Allgemeinen ist etwas Neutrales und Gleichgültiges gegen die besondern Eigenschaften, in denen sie sich zeigt. Grosse Politiker, grosse Räuber, grosse Spitzbuben, — das Alles heisst doch wohl auch nicht ganz mit Unrecht gross! Allein - in der Gesammtschätzung einer Person - kommt es nicht ausschliesslich auf Grösse bezüglich irgend einer Eigenschaft, sondern auf die Artung dieser Eigenschaft und ausserdem auch noch auf andere Eigenschaften an, die den Eindruck vollenden oder das Imponirende mindestens nicht unwirksam machen dürfen.

Nicht einmal das Ernste darf man überall zum Anzeichen persönlicher Grösse machen. Ganz gewiss stehen die ernsthaften Erscheinungen in ihrer Art höher als diejenigen, bei denen das

Spielerische überwiegt. Ein grosser und befähigter Possenreisser mit entschieden formell dichterischer Befähigung war Aristophanes jedenfalls; diese Eigenschaft und diese Art Grösse haben wir ihm nie bestritten. Allein das Spielen mit Verzerrungen ist doch etwas Anderes, als eine ernstzunehmende Bethätigung ästhetischer Eigenschaften. Ueberhaupt ist schon alles Spielerische, wie es selbst die ernste Poesie mit sich gebracht hat, eine Ursache der schliesslichen Herabminderung ihrer Schätzung. Grade das classisch-für unanfechtbar gross-Geltende ist nichts weniger als frei davon. Das offenbar Spielende in der Ausmalung von Göttergestalten, wie in den Homerischen Epen, ist nur die eine sachliche Seite. Ausser dieser göttischen Verkleidung der Dinge fallen noch die formell ermüdenden Wiederholungen stets gleicher Wendungen ins Gewicht, die wie ein Handwerkszeug gebraucht werden und oft einen kinderhaft spielerischen Anstrich haben. Vom Rhythmus, als dem unentbehrlich spielerischen Element aller eigentlichen Poesie-und von seiner abspannenden Einförmigkeit in den Epen will ich hier nicht reden. Das Spielerische,-was schon allein im Dasein des poetischen Rhythmus liegt und liegen muss,-ist erst in der Kritik aller Poesie zu berücksichtigen. Hier mag die Erinnerung daran nur dazu dienen, der Dichtung auch in ihren grössten Erscheinungen keinen besondern Vorwurf daraus zu machen, wenn sie thatsächlich auch anderweitig und sachlich Spielerischem in nicht geringem Maass anheimgefallen ist.

Eine gewisse Art und ein gewisses Maass vom Spielerischen sind auch mit der besseren und edleren Menschennatur verträglich; ja alles Künstlerthum sieht von gewissen Seiten einigermaassen danach aus. Die Gewohnheit hat unsere Aufmerksamkeit dafür nur eingeschläfert, indem sie uns eine Geisteshaltung geläufig machte, die nichts Auffallendes und Ueberraschendes darin findet. Alle Verfertigung von Puppenwerk, ob nun für kleine Mädchen oder für grosse Männer, sieht doch mehr oder minder nach Spiel aus, und der Gebrauch davon ist erst recht ein Spiel, im sogenannten ernsten Falle sogar meist ein Spiel für die Eitelkeit derjenigen Kreise, welche die Denkmalspuppen hinstellen. Aber ganz abgesehen von diesen unliebsamen Beimischungen verkehrter Eitelkeit, also ohne Rücksicht auf irgend welche Ausartung, erinnern diese Dinge-und überhaupt die künstlerischen Bethätigungen-immer ein wenig an so Etwas wie Spielzeug der Menschheit. So sehr dieser Derartiges nun auch zu gönnen ist, so muss man doch Unterschiede machen

und zusehen, wo das Spielerische etwa in Ungeheuerlichkeit und entschieden geschmacklose Albernheit ausartet.

Greift man in das Jahrhundert von Tasso und noch etwas hinter diesen zurück, so präsentirt sich gleichsam als das Prachtexemplar des monströs Spielerischen Ariost mit seinem rasenden Roland. Jedoch die Rasereien dieses Ritters sind es nicht einmal, was etwa gegenständlich die Tollheiten der fraglichen Poesie mit sich brächte und so gewissermaassen objectiv entschuldigte. Die andern Vorkommnisse, mit denen das Buch angefüllt ist, tragen den Stempel wohl noch grösserer Tollheit, und Ariost selber ist es, der mit seiner Laune für all dieses Zeug, wo nicht als der Erfinder, da doch als der empfänglich und wahlverwandt aufnehmende Bearbeiter überlieferter Ausgeburten gelten muss. Seine bedeutende formelle Dichterfähigkeit, seine Lebhaftigkeit, seine komisch interessirenden Manieren und seine gewandt hinspielenden Rhythmen und Verse können bis zu einem gewissen Punkte einnehmen, werden uns aber heute über die ungeheuerlichen, alles Maass überschreitenden Tollheiten und albernen Verstandlosigkeiten nicht ohne arge Anstösse hinweghelfen. Eben hiedurch wird Ariosts grosse und berühmte Poeterei heut zu einem in der romantischen Gattung classischen Beispiel des ausgeartet Spielerischen. Grade weil es bei ihm an einer gewissen Dichtergrösse nicht fehlt, wird der heutige Hinblick auf ihn und das heute nothwendige Urtheil über ihn zu etwas Lehrreichem, was uns über manche abnorme, wenn auch ungleich weniger monstrose Elemente neuerer und eigentlich moderner Poesie orientiren kann.

Man bedenke nur, was Alles für Ariost, ich will nicht sagen verstandesmässig, sondern überhaupt ästhetisch möglich ist. Da hat er einen verzauberten Räuber, der, nachdem ihm von einem Ritter der Kopf abgeschlagen, ihn frischweg wieder aufnimmt und wieder aufsetzt, um weiter zu kämpfen. Als aber der Kopf von Neuem abgeschlagen und nun der Abschläger vorsorglich den Kopf genommen und damit davongeritten, reitet ihm der Rumpf des Gegners noch nach, und nur die Lösung der Verzauberung durch Beseitigung alles Kopfhaares einschliesslich des einen unbekannten, welches Träger jener Zauberkraft ist, führt dann doch den Tod von Kopf und Rumpf herbei. Man könnte fragen, ob es hier vielleicht die Poesie selber sei, die den Kopf gelegentlich zu verlieren und immer wieder aufzusetzen vermöge. Bei warmem Blut erhält sie sich wenigstens unter Ariosts zauberreicher Führung trotz Allem.

Die gelegentlichen Sprünge aus der epischen Illusion hinaus und die Unterbrechungen dieser durch die Eingeständnisse, ja komischen Hervorkehrungen von Dichterwillkür und Bewusstsein der spielerischen Zurichtung heben das poetische Leben nicht auf. Nur ähnelt dieses einigermaassen jenem Rumpfe, der seinem Kopf nachreitet und dessen Leben an einem einzigen Haare hängt. Ist dieses Zauberhaar einmal vom Kopfe getrennt, dann ist es auch mit diesem ganzen poetischen Leben vorbei. Es macht sich aber nicht, das eine Zauberhaar allein zu fassen, und so muss denn der verlorene Kopf dieser Art Poesie alle Haare lassen, damit auch das eine, das hauptschuldige, nicht mehr schaden könne.

Der moderne Völkergeist findet aber nicht blos in solchem und noch dazu unästhetisch gerathenem Zauberspuk ein Haar, sondern nimmt auch Anstoss, wenn ganz gewöhnliche menschliche Verhältnisse zu Ausgeburten der tollsten Willkür und Unmöglichkeit verzerrt werden, blos um etwas forcirt Interessantes zu bieten und mit dem Leser eine Art Kitzelspiel zu treiben. Dahin gehört beispielsweise jene übertoll erdichtete Situation von zwei vornehmen Männern, die ein Mädchen zwischen sich theilen und buchstäblich auf gemeinsamem Lager zwischen sich haben und bewachen, was jedoch dessen Liebhaber, einen Kellner, nicht hindert, der Dritte (oder vielmehr Vierte) im Bunde zu werden. Dieser schleicht sich (inmitten der ganzen Herrlichkeit) unerkannt ein, indem er von jedem der beiden Seitenmänner für den andern, also für einen der Theilung gemäss Berechtigten gehalten wird. Die ganze Episode und Geschichte, die in diese mehr als possenhafte Scene ausläuft, hat sogar Nachahmer gefunden. Sie soll die völlige Vergeblichkeit aller Bemühungen illustriren, Weiber durch Bewachung zu sichern und Unberechtigte von ihnen fernzuhalten, wenn die Frauen selber in das Gegentheil einstimmen. Das Ende ist dem gegenüber eine komisch resignirte Gemüthsverfassung der beiden Betrogenen. Sie waren ursprünglich und zu Hause von ihren Frauen hintergangen worden. Sie hatten sich deswegen davon und auf die Reise gemacht; sie waren auf Liebesabenteuer ausgegangen, hatten aber dabei auch schliesslich gefunden, dass die gelegentlichen Erfolge doch den Preis an Mühen und Gefahren nicht werth seien. So hatten sie sich zuletzt, um ruhiger zu existiren, eine Gastwirthstochter engagirt und mit sich genommen. Allein auch hier war das unvermeidliche Schicksal in Gestalt jenes Kellners dazwischengefahren. Sie nahmen dieses nun von der lächerlichen Seite, ver-

zichteten auf weitern Widerstand und beschlossen, zu ihren obwohl ungetreu gewesenen Frauen zurückzukehren.

Ohne jene unglaublich tolle Situation, Angesichts deren Ungeheuerlichkeit man die Anstandsfrage kaum zu berücksichtigen braucht, würde der sonstige allgemeinere Theil des Geschichtchens nicht grade übel ausgedacht sein. Auch hatte ihm ein Dichter wie Bürger nach seiner verunglückten dritten Ehe schon seine Aufmerksamkeit zugewendet, und wäre er wirklich dazu gekommen, ihn zu behandeln, so würde man wohl erfahren haben, dass die moderne Denkweise und die modernen Mittel doch zu etwas natürlicheren Anordnungen führen, als zu jenem aller Wahrscheinlichkeit trotzbietenden, so überaus gekünstelten, mehr als blos possenhaftem Stückchen und Bilde. Das geschlechtlich Naive ist es dabei nicht, worin die colossale Ausschreitung zu suchen wäre; ja selbst eine zugespitzte Dichterabsichtlichkeit in diesem Punkte würde noch etwa dieselbe Beurtheilung erfahren können, wie die Situation, welche der Homerische Demodokos den Phäaken bezüglich des im Netz gefangenen Götterpaars vorsingt. Da sind bekanntlich Ares und Aphrodite in ihrem ehebrecherischen Beilager von dem verletzten Ehemann Hephästos zur Schau gestellt und dem Gelächter aller Götter preisgegeben. Allein ein solches Bild bleibt doch wenigstens innerhalb der Grenzen des Natürlichen, und die Hephästische Kunst des Netzes ist ein Nebenumstand, der im göttisch spielerischen Bereich doch noch selber nach etwas Natur und Verstand aussieht. Die Composition des Ariosto zeugt aber von gradezu wüster Phantasie, weil sie willkürlich zusammenbringt, was innerlich und äusserlich nach Naturgesetzen des Möglichen unzulässig ist, dem Laufe unserer Vorstellungen Zwang anthut und sogar ästhetisch unförmlich, um nicht zu sagen widrig ausfällt. Indessen erinnere man sich, dass Ariost ja auch Derjenige ist, der Häuser durch das blosse Rütteln eines Ritters einfallen lässt. Durch solche Stückchen wird das Haus der Poesie selbst dem Einfallen nahegebracht und werden die Grenzen überschritten, innerhalb deren selbst das völlig Spielerische noch Berechtigung behält.

Man wende nicht ein, dass im Komischen gar Viel gestattet sein müsse, was sonst verwehrt ist. Nicht blos die Posse muss ihre ästhetischen Gesetze haben; nein auch völlige Narrenspossen werden, wo sie ein Element der Kunst bilden sollen, nicht von jedweder Gattung und Haltung sein dürfen. Auch sie müssen sich

in einem gewissen Sinne natürlich und wahr ausnehmen, ja überdies noch die Gesetze des Aesthetischen einhalten, damit ihre Darstellung uns positiv gefalle, nicht davon zu reden, dass sie unsern Sinn nicht etwa gar verletzen darf. Man wird hienach bemessen, wie in unsern modernen Zeiten, Angesichts eines bedeutenden Maasses von Aufklärung und Reife, sich das Spielerische auch engere Grenzen ziehen, sowie näher an Natur und Wirklichkeit anschliessen müsse, als in dunkleren und wilderen Zeitaltern. Freilich sind ihm auch Uebergangsepochen, wie die unserige, in manchen Beziehungen günstig. Komische Epen, wie sie in einem Jahrhundert wie das unserige allein noch gelingen können, werden ein gewisses Maass des Spielerischen vertragen, wofür Byrons „Don Juan" ein glänzendes Beispiel ist. Dabei braucht im Uebrigen und im letzten Grunde der Ernst, ja unter Umständen der bitterste Ernst nicht zu fehlen. Im Gegentheil ist manchen Zuständen gegenüber oft die einzig angemessene Art der Auflehnung die durch den Spott. Die Waffe des Lächerlichen machte schon Voltaires Grösse, und dass diese Grösse bei ihm nicht im Theaterspielerischen und auch nicht in seinen sozusagen wissenschaftlichen Versuchen bestand, das haben grade wir an seinem Gesammtbilde gezeigt und hervorgekehrt.

8. Die poetische Form kann spielerisch, die Sache aber ernst sein und dieser Ernst auch trotz der Einkleidung erkennbar genug hervortreten. Derartige Mischungen ergeben allerdings nicht ästhetisch vollendete Gebilde. Es fragt sich aber, ob sie nicht dennoch unter Umständen und namentlich Angesichts gewisser Zeitverhältnisse ihrem Gegenstande angemessen sein können. Wo ernsthafte Helden fehlen, da ist es an der Zeit und am Orte, zu den lächerlichen oder halblächerlichen zu greifen und so dem Wirklichen, wie es nun einmal nach dieser Seite hin ist, den Spiegel vorzuhalten. Auch kann man überhaupt den Grundsatz aufstellen, dass es die richtige Art sei, mit gewissen Gebilden des zugleich Verächtlichen und Verkehrten mehr zu spielen, als sie allzuernst zu nehmen.

Wo wir im 19. Jahrhundert diese Geisteshaltung in vorzüglichen Leistungen antreffen werden, da wird sich auch jener Gesichtspunkt bewähren, aus welchem sich für eine gemischte Sache auch ästhetisch eine gemischte Form schickt. Fassen wir aber Alles zusammen, was noch vor uns liegt, so ist der darin vorherrschende Charakterzug ein ernster, sei er es nun unmittelbar auch in der Form und Haltung oder nur im treibenden Grunde. Zur blossen Schöngeistigkeit gesellt sich als ein allgemeiner und populärer

Gegenstand sogar das eigentlich Politische. Die geistige Revolution, die im festländischen Europa der politischen vorangeht, hat selbst schon ein theoretisch politisches Gepräge. Rousseau an der Spitze ist hiefür der Haupttypus. Während der Spott Voltaires sich noch vorwiegend gegen den religiösen Aberglauben richtete und nur gelegentlich auf Potentaten und äussere Geschichte erstreckte, ist der, freilich allzu beklommene, aber doch im Ganzen gerechtfertigte Ernst Rousseaus von vornherein auf Gesellschaftskritik ausgegangen und hat sogar eigentlich politische Entwürfe, Deductionen und Constructionen in das Gebiet allgemein zugänglicher und gewissermaassen ästhetisch gestalteter Behandlung gezogen. Rousseau hat dies mit einer Nachhaltigkeit und einer Gemüthskraft von solcher Tragweite und solchem Einfluss gethan, dass ihm, trotz aller Irrgänge und aller Verkehrtheiten, doch die einleitende Stellung für alles Folgende, namentlich aber für die ernstere Seite der ästhetisch verallgemeinerten Literatur, nicht abzusprechen ist. Wie man sich auch schliesslich im Gesammturtheil zu ihm stellen möge, er bleibt eine erste grosse Mahnung daran, dass von nun an die sozusagen leichte Seite der schönen Literatur von einer gehaltreicheren Position aus zu ergänzen sei. Nicht blos die nächsten Jahrhunderte, sondern alle irgend absehbaren Wendungen der kommenden Geschichte fordern dazu heraus, auch dem vollen Ernst ästhetische Bethätigungsformen zu verschaffen.

Es ist keine allzu reichhaltige Ernte, die man bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Felde der Grössen ersten Ranges in Aussicht hat. Das darf aber nicht befremden. Erinnern wir uns auch hier wieder, dass die Natur Derartiges nicht in halben Dutzenden producirt. Auch ist das Grosse, wenn es in einem Jahrhundert innerhalb derselben Gattung sich wirklich durch mehrere Personen vertreten findet, durchaus nicht ungemischt. Nur ganz vereinzelt und dann in wirklich einziger Gestalt ist es auch von grossen Fehlern frei. Im Uebrigen aber haften den Erscheinungen solche Abnormitäten oder gar solche abschwächende Eigenschaften an, dass man bisweilen in Verlegenheit kommt, zu entscheiden, ob für ein unparteiisches Gesammturtheil die Zuwendung zu ihnen oder die Abwendung von ihnen überwiege. Schon Rousseau selbst stösst vielfach durch eine äusserst zugespitzte persönliche, selbst auf die Kleidung ausgedehnte Eitelkeit und eigensinnige, wo nicht fast idiotisch zu nennende Verrennung in handgreiflich vertrakte Gedanken den gesunden Sinn nicht wenig ab. Dennoch kann man

ihm die Grösse in der Aufraffung und Auflehnung gegen ein wesentliches Stück Verderbtheit der Zustände nicht bestreiten und auch sein Feuer in dieser Richtung durch kein anderes ersetzen. Wieviel Anstoss man auch an seinem Verstande und einigen übeln Zügen seiner thatsächlichen Sittenhaltung und Handlungsweise nehmen möge, er bleibt trotzdem der erste Initiator einer Geistesbewegung, welche freie Natürlichkeit und Sprengung der äussern Fesseln auf ihre Fahne schrieb. Er hat mit der Wärme seines Gefühls und mit der Kraft seiner Leidenschaft in Europa so Vieles und so Viele geistig angeregt und ergriffen, dass man seinen Einfluss, der öfter im Spiele war, als von den Beeinflussten eingestanden wurde, leichter unter- als überschätzen wird. Wir haben ihm daher auch einen verhältnissmässig grossen Raum gewidmet, ohne dass aber deswegen der unbefangene Leser uns wird unterstellen können, wir wären von besonderer Vorliebe für diese Erscheinung eingenommen gewesen. Das Grosse ist nicht immer zugleich das Anziehende oder gar Anmuthende und Harmonische. Es giebt Vorbereitungen von Epochen und Wendungen der Geistesgeschichte, bei denen man kaum darauf rechnen kann, auch in den persönlichen Charakteren zunächst eine andere Grösse als die abnorm gemischte hervortreten zu sehen.

Nicht blos die active sondern auch die passive Seite einer Geistesbewegung hat ihre Grössen; dahin gehört Schiller, namentlich mit seinem ersten Anlauf im Räuberstück. Er ist mehr der Ergriffene, als der selbstthätig Ergreifende; darum ist auch der Drang nicht stichhaltig und hält das Ergriffensein nicht vor, wenn die Stärke der fremden Eindrücke nachlässt oder die äussern Ereignisse eine andere Wendung nehmen. Sein formell ästhetischer Aufschwung giebt ihm daher seine eigenste Bedeutung; was er reformatorisch strebt und will, ist wie inducirte Elektricität und verliert sich in dem Maasse, in welchem die Inductionsquelle schwächer wird und zu wirken aufhört. Ganz entgegengesetzt verhält sich aber ein Byron, die Hauptgrösse in der Dichtung und überhaupt in der schöngeistigen Literatur des 19. Jahrhunderts. Dieser schöpft aus der individuellen Kraft seiner Persönlichkeit; ihm bedeutet die Revolution, die politische wie die geistige, etwas Entscheidendes für die Menschheit. Obwohl inmitten der Restauration lebend und dichtend, lehnt er sich dagegen mit der Macht seiner Persönlichkeit auf, und grade diese Auflehnung ist es, was ihn, in Verbindung mit seiner hohen ästhetischen Begabung, wirklich gross- und zwar

als eine einsame Grösse erscheinen und sich gegen die umgebende Charakterlosigkeit erheben lässt. Hier ist der Eindruck im Ganzen wohlthuend, und hier kann von abstossenden Elementen kaum die Rede sein. Wenn hier Etwas in die besondere Gestaltung der Poesie gelegentlich einige Schatten wirft, so ist es nicht die Person, sondern die Haltungslosigkeit der Zeit. Die Grösse muss sich mit den Eigenschaften einer Zeit einlassen, die selber nicht gross ist. Auflehnung und Kampf sind nicht möglich ohne Berührung mit dem feindlichen Element, und so afficiren die Eigenschaften des letzteren auch bisweilen die Rüstung des Gegners. Das thut ihrer Stichhaltigkeit aber keinen wesentlichen Eintrag, und so bleibt Byron, so gut wie Bürger, diejenige Hauptgrösse seines Jahrhunderts, welche einen im Ganzen wohlthuenden Eindruck macht. Der Ernst, der selbst im Spielerischen nicht fehlt, der reformatorische Sinn, der weiter trägt als die Spanne Zeit, in welcher die Dichtung entstand, — das sind die Bürgen für das fernere Fortwirken und für eine solide Grösse, welche die Veränderung der Zeiten nicht zu scheuen hat.

Von nun an werden diese neuen Maassstäbe zu gelten haben. Was gross sein will, wird sich durch die Theilnahme an dem Schreiten des Menschenschicksals zu legitimiren haben. Selbst die spielerischen ästhetischen Formen werden in diesen Dienst treten müssen, wo sie höchste Geltung erlangen wollen. Der Bann aber, der unsere Schätzung am verhältnissmässig Niedrigen haften lassen möchte, muss völlig gebrochen werden. In Gesellschaft und Schule darf das Aesthetische nicht mehr die Maske bleiben, unter welcher die Charakterlosigkeit und das Verstandwidrige sich in Herz und Kopf einschleichen und für sich einen Cultus erschleichen. Es ist nicht viel erreicht, wenn blos das ausgetrieben wird, was sich als Religionsaberglaube aufdrängt und fortpflanzt. Eine feinere Umnebelung ist die ästhetische; sie stützt alles Uebrige mit und propagirt ausserdem noch ihre eignen Charakterlosigkeiten und Urtheilsverderbungen. Sie umzieht den jugendlichen Geist mit einem Schleier, dessen Gewebe das klare und deutliche Sehen oft mehr hindert und gefährlicher wirkt als der gemeine Aberglaube oder irgend eine sonstige charakter- und verstanderdrückende Ueberlieferung und Disciplin. Unterscheidung also, äusserst kritische Unterscheidung ist auch im Gebiet ästhetischer Bethätigungen das einzige Mittel, jenen Uebeln zu steuern und allein dem Guten im Grossen jeder Art zur Wirksamkeit zu verhelfen.

Zehntes Capitel.

Rousseaus Leben und seine Rückwirkungen gegen die Gesellschaft.

1. Eine Gruppirung nach Nationalität und Zeit hätte es mitsichgebracht, auf Voltaire sogleich Rousseau folgen zu lassen. Allein der Unterschied der socialen Stellungnahme hat hier soviel Bedeutung, dass man sich besser nach ihm richtet. Rousseau ist kein Schriftsteller, dessen Bestes je von den conventionalistisch vornehm seinwollenden Classen beherzigt werden kann. Diese können sich weit eher mit Voltaire stellen; denn dessen stärkste Seite, der Spott, richtete sich zwar gegen die herrschenden Religionseinrichtungen, war aber nichts weniger als darauf angelegt, die sociale Unterwelt aufzurühren. Rousseau dagegen hat, obwohl er religiös weit rückständiger war als Voltaire, doch in Rücksicht auf die Einrichtungen und Gewohnheiten der Gesellschaft eine Art förmlichen Krieges eröffnet und hat sich in der Politik wenigstens zu einem Bruchstück von durchgreifender Theorie aufgerafft. Wenn wir also auf ihn Schiller folgen lassen, so ist die sachliche Kluft wenigstens nicht so gross, wie wenn wir ihm Goethe zum Nachbar gegeben hätten. In dem Goetheschen Verhalten liegt soviel conventionalistische Ruhesucht und den herrschenden Zuständen gegenüber soviel Gutheissung des Schlechten, dass schon der Abfall gegen Voltaire ein gewaltiger ist.

Hiezu kommt noch, dass es mit Rousseau vollkommen deutlich wird, wie die belletristische Form nur Mittel sein soll, um einem an sich werthvollen Inhalt eindringlichere Wirksamkeit zu verschaffen. Für die weiter zu behandelnden Grössen der modernen Literatur bleibt dies die Regel. Keine von ihnen steht ausserhalb der Fragen und Aufgaben, durch welche mit und nach der französischen Revolution das Menschenleben bewegt wird. Alle bethätigen ihre Kräfte positiv in dieser Richtung. Es giebt keine wirkliche Grösse, die im Entgegengesetzten, d. h. in der Reaction, ihre Kraft gehabt hätte. Ja man darf sogar aus den Thatsachen den allgemeinen Satz entnehmen, dass die Grössen da ihr meistes Gewicht hatten, wo sie die moderne Bewegung am entschiedensten

förderten. Der Charakter des Spielzeugs tritt selbst in der vorzugsweise schönen Literatur mehr zurück, und in Byron erhält sogar die eigentliche Dichtung ein kritisches Gepräge. Nun ist der Einleiter von Alledem Rousseau, der mit seiner Gemüthskraft fast unwillkürlich dazu gelangte, die schöngeistigen Formen nicht nach der conventionellen Schablone, sondern im Dienst dessen zu brauchen, was er der Welt zu sagen hatte. Die Prosa, die bei ihm maassgebend ist, kann auch weit unmittelbarer, als das Metrische, dem ernsteren und höheren Zweck genügen. Ueberdies war seine Prosa von lebhafter Gemüthserregung getragen, und es fehlt ihr weniger an dichterischem Aufschwung, als vielen versificirten Arbeiten grosser Dichter und namentlich Goethes.

Das Reformatorische bei Rousseau ist der entscheidende Grundzug. Meist nur, wo er ändern will, hat er Recht; wo er dagegen selber an einer Ueberlieferung hängt, pflegt er weit mehr fehlzugreifen, als die aufgeklärteren unter den Schriftstellern, gegen die er sich erhob. So stand er in religiöser Beziehung, wie gesagt, unter Voltaire, aber auch unter dem Durchschnitt der Encyklopädisten, von den am freisten denkenden nicht zu reden. Jenes Reformatorische beruhte auf Rückwirkungen gegen die Zustände, die er vorfand, und diese Rückwirkungen wiederum auf einem Streben und Leben, welches in die herkömmlichen Schablonen sich nicht fügen konnte oder wollte. Hätte der Sohn des Genfer Uhrmachers nicht die erste Hälfte seines Lebens mittellos und ohne bestimmten Beruf zugebracht, so wäre er in der andern Hälfte nicht dazu gekommen, sich ernsthaft abzusondern, gegen die herkömmliche Gesellschaft eine Schranke zu ziehen und seinem eignen Drange zu folgen. Es bedurfte eines grossen Contrastes, um eine solche Wendung entstehen zu lassen. Das ungebunden schweifende Leben von früher musste den Geschmack für conventionelle Fesseln unmöglich gemacht und das Bedürfniss nach Unabhängigkeit begründet haben, damit hinterher nach einiger Beobachtung der Pariser Zustände die Einsicht reifen konnte, es lasse sich im Sinne einer solchen Gesellschaft nicht natürlich und vernünftig leben, am wenigsten aber für eine Reform des Menschlichen eintreten.

Aus diesen Gründen ist das Leben bei Rousseau wichtiger als bei allen andern Grössen der bisherigen modernen Literatur, Bürger etwa ausgenommen. Es ist selbst ein Werk, durch welches seine andern Werke erst zu etwas Ganzem werden. Er hat daher auch wohl daran gethan, seinem Leben ein besonderes Buch zu widmen.

Seine Bekenntnisse werden, trotzdem dass sie die am wenigsten frische seiner Arbeiten sind, ein Denkmal bleiben, durch welches für seine sachlichen Hauptwerke die leitenden Antriebe immer wieder in lebendige Erinnerung gebracht werden können. In diesem innigen Zusammenhang von Leben und Schriften gewinnt grade das Beste, was Rousseau hat, an Kraft und Bedeutung, während die schwächern Seiten in ihrer Blösse entschiedener hervortreten. Bei Rousseau ist das Leben ein Beispiel; es ist kein gleichgültiges Zubehör zum Schriftsteller, sondern in seinen Abwegen wie in seiner Kraft eine belehrende und fortwirkende That. Ja die Schriften könnten füglich als blosser Commentar dazu gelten. In Wahrheit sind sie das Secundäre, und wer dies nicht erkennt, wird in den Kern von Rousseaus Wesen nicht eindringen. In andern Fällen pflegt der Schriftsteller mehr auf den Menschen, als der Mensch auf den Schriftsteller zu wirken; in Rousseaus Falle aber ist der lebende Mensch die Hauptsache und der schreibende Mensch fast nur eine unfreiwillige Folge der aus dem Leben erwachsenen Verhältnisse und Aufgaben gewesen. So muss denn auch bei der Beurtheilung das Leben in den Vordergrund treten; denn eben dieses Leben ist die Hauptgrösse, mit der man in der modernen literarischen Bewegung zu rechnen hat, und, algebraisch zu reden, ist es auch keine unbekannte Grösse, die man erst mühsam aus Gleichungscombinationen zu entwickeln hätte. Von blos wahrscheinlichen Werthen braucht hier erst recht nicht die Rede zu sein; denn der Grad von Durchsichtigkeit aller Hauptbergänge ist bedeutender, als irgendwo sonst in der persönlichen Geschichte.

2. Eine gemeine biographische Schablone ist bei Rousseau nicht am Platze. Bei den andern Grössen hilft sie wenig zur Sache; bei ihm würde sie sogar das wahre Verhältniss verschieben. Sein individuelles Leben, wie er es sich wünschte, war für ihn der Grundtrieb und Hauptzweck. Eine Sache, die er zu vertreten hatte, erwuchs ihm aus diesem Leben unabsichtlich, ja eigentlich wider Willen. Die Hindernisse, auf die er traf, nöthigten ihn zum Reagiren, und indem er nun sein persönliches Streben verallgemeinerte und der Welt entgegensetzte, gelangte er zur Formulirung eines Inbegriffs reformatorischer Triebe. Was Zeit und Ort dazu thaten, ist wichtiger in den Hemmungen, als in der Lieferung positiven Stoffes. Letzterer konnte auf Rousseau nur wenig wirken, da dieser von vornherein auf keine sonderliche Achtung vor den

wissensschaffenden Kräften des menschlichen Hirns angelegt und erzogen war. Seine Feuerkraft lag anderwärts; sie arbeitete mit dem ganzen Drange menschlichen Lebensgefühls, jedoch ohne sich jemals bis in jene hohe Region zu erheben, wo das intensivste Licht des Verstandes zu der Wärme der Affecte hinzutritt und sich in derselben Strahlung bethätigt. Rousseau hat die Welt mehr erwärmt als erleuchtet; aber auch die dunkeln, d. h. die blossen Wärmestrahlen des Geistes oder vielmehr des Gemüths haben ihre grosse Aufgabe im menschlichen Verkehr. Ganz ohne eigentliches Licht kann es dabei nicht zugehen; aber das Licht braucht nicht vom stärksten, ja es kann bisweilen schwach sein und unterhalb des gewöhnlichen Helligkeitsgrades verbleiben, ohne dass deswegen die Wirkung jener mehr dunkeln als hellen Gluth irgend unbedeutend würde. Wer einen Rousseau ausschliesslich nach Verstandesgrundsätzen würdigen und die Macht jener Gluth ausscheiden wollte, würde nach Anstellung der Rechnung nichts übrig behalten, als eine colossale Abnormität. Wir aber sind gewohnt, allen Mischungselementen des Menschlichen gerecht zu werden, und haben daher nicht zu besorgen, dass uns der Kern Rousseaus entgehe. Dieser liegt im Leben, aber nicht im Wissen, und weit mehr in den Kräften des Gemüths als in denen des Verstandes. Alles, wodurch das Empfinden und Fühlen erweckt wird und eine Richtung erhält, ist daher hier an erster Stelle in Anschlag zu bringen.

In dieser Beziehung sind Heimath und Schauplätze der Thätigkeit noch einflussreicher als die Zeitumstände. Die Gegenden des Genfer Sees, aber darunter am wenigsten der Geburtsort Genf selbst, haben Rousseaus Sinn für Naturschönheit grossgezogen. Sie haben auf ihn grade in denjenigen Lebensjahren eingewirkt, in denen ihr Einfluss am mächtigsten mit der Entwicklung zum volleren Menschen zusammentraf. Vom Knabenalter bis in die höhern Zwanziger haben diese schöneren Natureinflüsse mit ihren anregenden Reizen gewaltet, und die zeitweiligen Wechsel der Schauplätze konnten die Intensität und Nachhaltigkeit der heimathlichen Einwirkungen nur steigern. Hiemit hängt denn auch Rousseaus hohe Fähigkeit zur schriftstellerischen Wiedergabe der Naturreize zusammen, eine Fähigkeit, die er am meisten an den sich um Clarens gruppirenden Scenerien in der Heloise bethätigt hat.

Sein Leben erstreckte sich bis über die Mitte der Sechziger hinaus; aber in diesem hinreichend langen Zeitraum von 1712—78 treten nur einzelne Zeiträume in markirter Weise hervor. Die

erste kleinere Hälfte des Gesammtlebens ist, was individuelles Glück betrifft, die verhältnissmässig günstigere gewesen. In sie fällt auch der Aufenthalt bei jener Dame, die zuerst die Beschützerin des kaum Sechszehnjährigen wurde, und mit der er dann später auch in vertrautem Verkehr lebte. Erst als dies Band sich löste, wurde sein Zielpunkt Paris, und dort, vornehmlich aber in den Jahren einer ländlichen Zurückgezogenheit ausserhalb Paris, entwickelte sich seine Thätigkeit als Schriftsteller, aber nicht als ein gewerbsmässiger, sondern als ein unabhängiger, der alle seine Kräfte daransetzt, die Freiheit seines Lebens und Schreibens vor den Fesseln gewöhnlicher Scribentenschaft zu bewahren. Als er ungefähr ein halbes Jahrhundert seiner Lebenszeit hinter sich hatte, begann gegen ihn die offene Verfolgung und eine Epoche der Gejagtheit und Ruhelosigkeit. Nachdem er aus Frankreich geflüchtet, wurde die sogenannte freie Schweiz für ihn der Schauplatz des Verjagtwerdens von einem Ort zum andern. Schliesslich wurde das letzte Lebensjahrzehnt zwar äusserlich ruhiger; er konnte zuletzt wieder in Frankreich sein; aber diese Zeit war für ihn die gedrückteste, wie man denn auch die Herabstimmung an der Haltung seines erst damals in Arbeit genommenen Lebensbuches erkennt. In den allerletzten Jahren, nach Abschluss der eigentlichen Bekenntnisse, ist sogar in den sonst hinterlassenen Papieren eine gewisse Divergenz und Haltungslosigkeit der Vorstellungen unverkennbar. Doch sehen wir hier noch von dem Ende ab, von dem später besonders zu reden sein wird.

Der Anfang der Laufbahn oder, im gemeinen Sinne geredet, der Laufbahnlosigkeit, ist vorerst wichtiger. Er hat darin bestanden, dass Rousseau seinem Meister Graveur, aus Scheu vor der drohenden Wiederholung brutaler Strafen, eines Tages aus der Lehre und so mit 15 Jahren auf's Gerathewohl in die Welt hinauslief, — in die Welt, der er einst andere Dinge eingraviren sollte, als ein Genfer Principal lehren kann. Er hatte nur die Hälfte der Lehrzeit hinter sich und verstand daher keinen Beruf, der ihn ernähren konnte. Wohl aber hatte er von der Welt, in die er lief, recht phantastische Vorstellungen, die zwar nicht aus solchen Ritterbüchern stammten, wie sie dem Don Quixote den Sinn verkehrt hatten, aber dafür ein feineres Phantasiegift enthielten, nämlich das der Romane und obenein nicht der besten. Rousseaus Vater, ein ebenfalls sehr sentimentaler Mann, hatte derartige Lectüre schon mit dem Kinde getrieben, zunächst, damit es dabei lesen lernte, weiterhin aber zu gemeinschaftlicher Unterhaltung. Später waren auch Plutarchs

Lebensbeschreibungen ein Lieblingsbuch des Kindes geworden, und so wurde ihm schon früh neben der romanhaften Phantastik nicht viel weniger romantische Schwärmerei für antike Grössen eigen. Jener alte biographische Schriftsteller aus einer schon herabgekommenen Zeit hat seine Erzählungen offenbar auf Unterhaltung angelegt, und wer ihm folgt, muss sich vom Alterthum schiefe und vielfach unwahre Vorstellungen bilden. Rousseau hat Zeit seines Lebens nicht blos an den Folgen der romanhaft verzerrten Weltansicht zu leiden gehabt, was er selbst eingesteht, sondern auch an den Wirkungen jener früh eingesogenen antiken Romantik, deren Falschheit und üble Folgen er nie erkannt hat. Beispielsweise wäre ohne diese romantische Anschauung vom Alterthum seine politische Hauptschrift, der Gesellschaftsvertrag, nicht das geworden, was sie ist, nämlich eine übermässige Verherrlichung der Staatlichkeit.

Wir haben jedoch diese bedeutsame Folge, die sich übrigens auch im Werk über die Erziehung nicht verleugnet, hier nicht des Näheren vorwegzunehmen. Wir sind noch sozusagen bei der Einfädelung des Geschicks unseres Helden, und der nächste Schritt zeigt gleich, dass dieses von der religiösen Seite her noch entschiedener beeinflusst wird, als von der antiken. Der junge Flüchtling hatte alle möglichen oder vielmehr unmöglichen Abenteuer zu seinen Gunsten gewärtigt. Der Hunger war aber die Wahrheit, die sich am sichersten bewährte, und dieser führte ihn zufällig in die Arme von Beflissenen der katholischen Mutter Kirche. Der kleine Genfer Ketzer war für die geschäftlichen Proselytenmacher immerhin ein Stück Waare, welches sich mitnehmen liess, und so wurde er an die oben in Frage gekommene Dame, Frau von Warens, adressirt. Diese bezog eigens ein Jahrgehalt für derartige Aufgaben. Doch lassen wir den sonst gleichgültigen Umstand, dass Rousseau sein religiöses Kleid wechselte; er hatte es später wieder mit seiner ursprünglichen Genfer Garderobe vertauscht und diese hat auf ihm, wenn auch später in etwas geklärterer und nicht mehr eigentlich christlich zu nennender Gestalt, sein ganzes Leben hindurch gelastet.

Die für ihn selbst reizendste Zeit seines Lebens sind die Jahre gewesen, die er mit Frau von Warens zugebracht hat. Dort befand er sich auch in einer zusagenden Naturumgebung und gleichsam in seiner landschaftlichen zweiten Heimath. Dort fand er auch Musse, sich durch Selbststudium weiterzubilden und sich einigermaassen mit Literatur und etwas Philosophie bekannt zu machen. Seine Beschäftigung mit Musik führte ihn schliesslich zu dem Glauben,

ein neues zweckmässigeres System der Notenschrift zu besitzen. Als nun das bisherige Verhältniss zu Frau von Warens sich löste, ging er bald, nämlich 1741, also 29 Jahre alt, nach Paris, in der Hoffnung, dort mit seinem Notensystem etwas auszurichten. Selbstverständlich war diese Vorstellung auch eine Phantasie, aber eine der weniger unbegründeten und mehr verzeihlichen. Hätte er nämlich auch wirklich etwas Durchschlagendes gehabt, so würde er doch bei der Pariser Akademie damit jederzeit ein halbes Jahrhundert zu früh gekommen sein. Etwas Gediegenes brachte ihm jedoch die Sache ein; er lernte schon hiebei ein wenig von der Natur der Akademien und der Akademiker kennen.

3. Wir übergehen alle Vorkommnisse bis zu dem Zeitpunkt, mit welchem Rousseau sich der Abfassung von Schriften zuzuwenden beginnt, deren erste ihn mit einem Schlage berühmt macht. Die Thatsachen des dazwischenliegenden Jahrzehnts werden später da in Bezug genommen werden, wo sie sich zur Erklärung von Anderem als erheblich ergeben. Für jetzt ist es genug, daran zu denken, dass Rousseau die Pariser Zustände, insbesondere aber die Beschaffenheit der Literaten und Akademiker, schon genugsam kennengelernt hat, um dafür nichts weniger als schwärmen zu können. Im Gegentheil findet er sich seinen früheren ländlichen Gewohnheiten gemäss mehr zur Natur und zum Natürlichen hingezogen und wird sich seines Gegensatzes zu einem in der That verkünstelten Stadtleben und zum Culturluxus immer deutlicher bewusst.

Als er daher eines Tages zufällig auf die Ausschreibung einer Preisaufgabe trifft, welche diesen Gegensatz berührt, fühlt er sich erregt in allen Fibern und berufen, die gestellte Frage ganz entschieden in dem Sinne zu beantworten, in welchem sich seine bisherigen Abneigungen entwickelt hatten. Die Frage ging von einer provinciellen sogenannten Akademie, derjenigen zu Dijon, aus und richtete sich darauf, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen. Er beantwortete sie mit einem entschiedenen Nein, und der entsprechende Aufsatz hatte das Glück, gekrönt zu werden. Er erschien 1750. Diderot, mit dem Rousseau damals nicht wenig befreundet war, schaffte einen Verleger dazu, natürlich aber für die Erstlingsschrift nicht etwa auch Honorar. Was aber mehr bedeutete und wovon Rousseau selbst entweder nichts verstand oder nachträglich nichts wissen wollte, — das war die Patronage des in Literatenkreisen bereits einflussreichen Diderot. Hätte dieser nicht in seiner leicht-

fertigen Gutmüthigkeit das kleine Schriftchen und die Preisangelegenheit als eine unschuldige Pikanterie genommen, dabei Fünf grade sein lassen und dem seltsamen Freunde so gleichsam zur literarischen Ausstellung verholfen, so dürfte schwerlich Rousseaus Berühmtheit durch die fraglichen zwei Bogen und den Dijoner Preisfall zu Wege gebracht worden sein. Wer irgend Kenntniss von den Schwierigkeiten hat, die sich jeder unbekannten und verbindungslosen Person bei der Einführung in die Literatur entgegenstellen, wird sofort ermessen, dass sich Rousseau in diesem Falle von Diderot emportragen und von diesem den Marktruf gradezu machen liess. Wäre er schon damals mit der Gruppe der Personen, welche uns jetzt Encyklopädisten heissen, verfeindet gewesen, so hätte das Schriftchen, auch wenn es einen Verleger gefunden, kein weitverbreitetes Aufsehen erregen können. Jedenfalls wäre der literarische Lärm ausgeblieben, auch wenn der Aufsatz selbst zehnmal besser geschrieben gewesen wäre. Was aber Rousseaus eignes Urtheil über diesen ersten Erfolg anbetrifft, so hat ihn zu jener Zeit wohl noch einige Unkunde, später aber die bei ihm nicht geringfügige persönliche Eitelkeit gehindert, den wahren Sachverhalt einzusehen.

Er war damals 38 Jahre alt, und einem ernsteren Beurtheiler, als Diderot, hätte der Umstand nicht entgehen können, dass ein Mann, der doch einigermaassen zu glauben schien, was er schrieb, in einem solchen Lebensalter nicht solche Dinge aus blos vorübergehender Stimmung in die Welt hinaussenden würde. Der ganze Zwiespalt und Hass, der sich später zwischen Rousseau und den Encyklopädisten einschliesslich Diderots entwickelte, hätte schon aus der Richtung jenes Schriftchens geschlossen und vorausgesagt werden können. Allein die Leichtfertigkeit jener Kreise nahm den Neuling eben auch als einen Literaten und glaubte daher nicht an eine sonderliche Ernstnahme der fraglichen Aeusserungen. Sie behandelte dieselben mehr als ein Spiel, wie es durch die Sucht nach dem Ausserordentlichen und Geistreichen bei der Literatenclasse als gerechtfertigt erscheint. Ob Jemand für oder wider schreibt, das ist, wenn nur die Cliquen- und Parteiangehörigkeit nicht verletzt wird, in vielen Punkten auch bei einer höhern Art von Literatenspecies und nicht erst bei der ganz gemeinen sehr oft die Nebensache. Nun gehörte Rousseau als Diderots Freund noch der Coterie an, und man liess sich den pikanten Spass gefallen, zumal man einen Schriftsteller auf solchen Wegen nicht fürchten zu dürfen glaubte.

Rousseaus Schriftchen war zu neun Zehnteln rückläufig, ja gradezu reactionär. Was ihm Besseres zu Grunde lag, kam dabei noch nicht einmal voll zum Ausdruck; denn dem Akademiechen konnten fast nur Dinge vorgetragen werden, die mit dessen Beschränktkeit einigermaassen stimmten. Da wird beispielsweise von solchen Leuten, unter denen man sich nur ein ähnliches Genre wie das der Encyklopädisten denken kann, als die Grundlagen des Glaubens untergrabend (sapant les fondements de la foi) geredet. Ferner heisst es: „Die gottlosen (impies) Schriften der Leucipp und Diagoras sind mit ihnen untergegangen aber Dank der Buchdruckerkunst werden die gefährlichen Träumereien der Hobbes und Spinoza immer bleiben.“ Nun, das war für den an den Atheismus streifenden Diderot eine hübsche Bescheerung gewesen, und es geschah ihm und den sonstigen Herren der Gruppe nur gebührendes Recht, wenn ihnen nachher zum Dank für die Colportage solcher Dingelchen von Rousseau etwas mitgespielt wurde. Warum hatten sie selbst so wenig Ueberzeugung und so verkehrte Begriffe von Toleranz, dass sie Alles gut sein liessen, wenn es nur von Einem kam, der in ihrem Lager verkehrte!

Rousseau wusste so gut wie Nichts von Spinoza; denn sonst hätte er bei diesem, im Grunde von einem der Natur untergeschobenen Gott hinreichend vollen Hebräer doch einen gewissen, wenn auch sehr allgemeinen Zug der Verwandtschaft nicht verkannt, nämlich die religiöse Racenüberlieferung vom auserwählten Volk her. Diese Ueberlieferung, mochte sie sich nun in der Gestalt der Kirche oder in philosophischen Systemen ausprägen, war eigentlicher und ernster Wissenschaft nie hold, wie ja auch das Hebräervolk nie Anlage und Neigung dazu gehabt, wohl aber das Gegentheil davon bekundet hat. Nun ist dieser jüdische Geist grade durch die religiösen Reformationen begünstigt worden, und der Genfer Calvinismus war unserm Rousseau mehr als in einer Beziehung ins Blut übergegangen. Die Stadt, in der, und zwar nicht aus edel sittlichen, sondern aus religiös finstern Gründen, kein Theater geduldet wurde, war das grade auch in dieser Beziehung von seinem Sprössling so sehr verehrte Vaterland. Wundern wir uns also nicht über die Wissenschafts- und Kunstverachtung seitens unseres Helden; denn ein ansehnliches Stück solcher Verachtung ist es, und nicht blos das Nein auf die Moralfrage, was sich angekündigt und seitdem in andern Wendungen oder Mischungen durch ihn immer wieder bethätigt hat. Alle seine Schriften enthalten etwas davon, und

dieser religiöse wissensfeindliche Zug hebräischen Ursprungs hat in Rousseau auch da fortgewirkt, wo dieser seinen Aberglauben ein wenig klärte und in das sogenannte Bekenntniss seines savoyischen Landpredigers kleidete.

Leucipps Schriften sind freilich verloren; aber auch ohne die Buchdruckerkunst ist das in demselben Sinne gehaltene Lehrgedicht von Lucrez bewahrt worden. Doch in Rousseaus Preisstückchen giebt es noch üblere Stellen als die obigen. Ihn ärgert nämlich die Popularisirung der Wissenschaft, und wenn es gegen diese eine Floskel gilt, so kostet ihm auch der Widerspruch von Ausdrücken, wie „Heiligthum der Wissenschaften", nicht das Mindeste. So heisst es: „Was sollen wir von Werkzusammenstopplern denken, welche indiscret das Thor der Wissenschaften durchbrochen und in deren Heiligthum einen, ihm zu nahen unwürdigen Pöbel (une populace indigne d'en approcher) eingeführt haben!" Wären diese Worte auf den eigentlichen Pöbel gegangen, ja auf das elendeste und verbrecherischste Gesindel, so wären sie dennoch grundverkehrt gewesen; denn jeglicher Grad von wissenschaftlichem Licht, ja blossem Dämmerschein, ist auch hier eine Wohlthat in Vergleichung mit dem tiefen Dunkel der Religion. Sie gingen aber auf das Publicum, und die Populace ist offenbar eine Menge, von der Compilationen gelesen werden, also schon ein Publicum, welches nicht einmal zur untersten Schicht der sogenannten Gebildeten hinabreicht. Die Encyklopädie, die während der nächsten Jahrzehnte erschien, ist so recht eine Vertreterin jener Durchbrecher des Thors der Wissenschaften, und grade gegen ihren Geist sind im Voraus Rousseaus Preissentenzen gerichtet. Freilich will es damit nicht recht stimmen, dass sich in ihr von Rousseau selbst ein Artikel findet, nämlich der über Economie politique, nebenbei bemerkt eine Art finanzmoralischen Aufsatzes.

Jedoch in Widersprüche haben wir uns bei Rousseaus Verhalten einfürallemal zu finden. Die ganze Position, die er sich zu geben suchte, beruhte mehr auf Trieben und Gefühlen, als auf scharfen Unterscheidungen des Verstandes. In dem zu Grunde liegenden Drange war Consequenz, aber in den besondern Aussprüchen fehlte sie nur zu oft. Sogar ein Grundtrieb in der Erstlingsschrift war berechtigt, und dieser ist zehnmal mehr werth als das, wodurch sichtlich die Preisertheilung veranlasst worden. Religiöse Rückschrittlichkeit erklärt überhaupt nur die Stellung einer solchen Aufgabe. Es war daher verhältnissmässig noch ein günstiger Umstand,

dass der Beantworter stillschweigend auf einen andern Compass, nämlich auf den Naturzustand, im Gegensatz zu dem raffinirten Civilisationsstande, geblickt hatte. Die Akademien griff er bei dem Akademiechen begreiflicherweise nicht an. Der gelegentliche Satz, dass die Akademien Brutstätten der Lüge seien, fehlte aber später in seinem Erziehungsbuch gebührenderweise nicht.

4. Die Moral hing für Rousseau immer an der Religion; wenigstens blieb sie ihm von einem Glauben an Gott und jenseitige Vergeltung abhängig. Ohne dies konnte er sich keine Uebung von Gerechtigkeit und guter Sitte bei den Menschen denken. Wo er daher von Sitten sprach, da meinte er auch die Religion, und so lässt sich begreifen, dass für ihn von vornherein jene Frage nach der sittigenden Kraft der Wissenschaften eine Religionsangelegenheit wurde. Wäre sie aber nichts als dies gewesen und hätte Rousseau auch in seinen weitern Schriften nichts gethan, als den Fanatiker seiner vermeintlich natürlichen Religion gespielt, so würde über ihn kein Wort zu verlieren gewesen sein. Das Naturwüchsige und Moderne in ihm, was auch mit dem neuern Völkercharakter Gemeinschaft hat, ist etwas durchaus Anderes. Es ist seine theils unwillkürliche theils grundsätzliche Hinwendung zur unmittelbaren Natur und theilweise auch sonst zum wirklich Natürlichen im Gegensatz zu Verschränktheiten und Verdorbenheiten der Cultur und Civilisation. Gewiss ist die Art, wie er diese Verherrlichung der Natur und des Natürlichen versteht, widerspruchsvoll und im Ganzen sogar rückläufig. Allein dennoch verdankte er dieser Stellungnahme seine positive Leistungsfähigkeit. Seine Gemüthskraft stammte nicht etwa aus der Religion, sondern umgekehrt wurde seine Religion, die in ihren kahl genommenen Dogmen ein verblasstes Ding ist, erst von dieser Gemüthskraft befruchtet. Ebenso verhält es sich nun auch mit seinem Eintreten für Natürlichkeit und Unabhängigkeit; die Macht des Gemüths ist es erst, welche dieser Hauptrichtung eine Bedeutung verleiht. Sie ist es auch, die als mildernder Umstand gelten kann, wo man sich bei ihm einem Stück Reaction gegen die berechtigten Bestandtheile der Cultur gegenübersieht.

Er selbst hat wohl durch keinen Widerspruch so stark zu leiden gehabt, als durch denjenigen, in welchen er vermöge seiner Eingenommenheit für einen Ur- oder Naturzustand gerieth. Er begann offenbar mit dem tollen Gedanken, die Dinge nach dem Muster dieses Zustandes, ja bis zu ihm hin zurückzuschrauben. Das wäre nun eine Rückschrittlichkeit und Reaction, gegen welche

eine gar ungünstige Sache. Auch in solchen Dingen sind die ungemessenen Ausschreitungen der Leidenschaft und Phantasie die sichersten Anzeichen, dass auch in allem Uebrigen die Verstösse gegen den naturgemässen Verstandesgebrauch sich rächen und die widerspruchsvollsten Situationen erzeugen werden.

Zunächst folgte schriftstellerisch der kühnste Anlauf, den Rousseau jemals genommen, nämlich die Broschüre über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, die 1753 erschien. Sie war ebenfalls durch eine Preisaufgabe und zwar von derselben Stelle her veranlasst, wie der Aufsatz gegen die Wissenschaften. Allein diesmal fand sich das Akademiechen nicht bemüssigt, Rousseau zu krönen. Diesmal gab es in dessen Arbeit keine Stellen, die mit der gemeinen Reaction so herrlich harmonirten, wie einige Jahre zuvor. Diesmal war sein Thema wesentlich social, und indem er auf das zurückging, was er sich als den Menschen der Natur vorstellte, verwandelte sich ihm dieser äusserste Rückgang unwillkürlich in etwas Sturm und Drang gegen bestehende Einrichtungen. Die Herren von Dijon setzten daher den Stempel auf die Arbeit eines Andern, um die sich natürlich später Niemand bekümmert hat, wie denn auch das ganze Akademiechen überhaupt in der Welt nicht genannt worden wäre, wenn es nicht von Gnaden des Rousseauschen Andenkens zu der beiläufigen Erwähnung gelangte. In der That kann man in Beziehung auf die erste Preisaufgabe sagen, die Akademie sei mehr von Rousseau als Rousseau von der Akademie gekrönt worden. Obenein liegt die grössere Ehre für Rousseau in seinem zweiten Act, d. h. in seinem Misserfolg bei der autoritären Körperschaft. Nur äusserst selten kann hier der Erfolg eine nach absolutem Maass stichhaltige Ehre sein; am wenigsten aber ist er dies in Dingen, die mit den öffentlichen Zuständen jeglicher Art etwas zu schaffen haben; ja nicht einmal in den exacten Wissenschaften wird es immer das Beste an den Arbeiten sein, was selbst in ausnahmsweise vollberechtigten Krönungen dieser Art zur Würdigung gelangt. Für einen Kenner der Zustände würde es daher, wenn er auch das Nähere nicht wüsste, von vornherein als wahrscheinlich gelten, dass ein Autor wie Rousseau da mehr auf dem Wege der Wahrheit gewesen, wo er in Fragen von Moral, Recht und Gesellschaft akademischen Beifall nicht gefunden, als wo er ihn eingeerntet hatte.

Die Ungleichheit unter den Menschen gilt einem Rousseau von vornherein als Uebel, ja nur als Uebel. In seiner Abhandlung ist

das am meisten Kennzeichende eine Verwünschung gegen Denjenigen, der zuerst das Grundeigenthum abpferchte. Von diesem Act her soll alles Weitere entsprungen sein. Vergleichen wir nun hiemit die Haltung Rousseaus eine kleine Anzahl Jahre später in seinem Erziehungswerk. Dort bringt er seinem Zögling ausdrücklich Achtung vor dem Eigenthum bei und zwar durch die Hinweisung auf das Recht, welches der Bebauer des Grund und Bodens durch seine Arbeit daran erworben habe. Das war auch ungefähr die Lockesche Art und Weise gewesen, ein Eigenthumsrecht herzuleiten. Die Sache an sich hat wenig Bedeutung; denn derartige Vorstellungsarten erledigen nicht einmal die theoretischen Fragen, geschweige dass sie zur Lösung der praktischen Aufgaben zureichten. Das Interessante ist hier nur, dass Rousseau nach solchem Sturmlauf von Verwünschung doch wieder so ziemlich in die gemeine Bahn einlenkte, indem er die ihm auch schon früher bekannte Ableitung aus der Arbeit allein geltend machte und jene Verwünschung wegliess. Freilich hatte er sich in seinem Emil einen Zögling erdacht, der zu den in Rücksicht auf die Mittel wohlsituirten Ständen gehörte und daher nicht jene um die Existenz ringende Gesellschaftsschicht darstellt, zu der sich Rousseau selber zu rechnen hatte.

5. Die Unabhängigkeit, die sich Rousseau gesellschaftlich und privatim wahren wollte, wurde in persönlicher und geselliger Beziehung in nicht unerheblicher, ja lästiger Weise durch einen anscheinend nicht bedeutenden Fehlgriff beeinträchtigt. Seine Vorliebe für angenehme Ländlichkeit und Waldeinsamkeit verleitete ihn, Wohnungen unentgeltlich von sogenannten Freunden anzunehmen. Ueberdies spielte die Weiblichkeit der Freunde dabei ebenfalls eine Rolle und zwar eine im Ergebniss niemals günstige. Der Hauptfall ist gleich derjenige seiner sogenannten Einsiedelei in ziemlicher Nähe von Paris. Er ging dort 1756 hin, und die Annehmlichkeit dauerte ungefähr anderthalb Jahre, bis es der Gewährerin des kleinen Häuschens von Zufluchtsstätte beliebte, den Insassen wieder hinauszunöthigen. Er fand alsdann eine ähnliche benachbarte Wohngelegenheit, bei dem Marschall Luxemburg, welche er bis zu seiner Flucht in die Schweiz innehatte. In dieses halbe Dutzend Jahre, welches er von jener nahezu einsiedlerischen Zurückgezogenheit an ausserhalb Paris zubrachte, ist sein lebhaftestes Arbeiten gefallen. Während dieses Zeitraums entstanden die beiden Hauptwerke, die Julie und der Emil. Wir wollen uns daher auch nicht um die Kleinlichkeiten kümmern, die von aussen kamen, meistens eine Folge

der Unentgeltlichkeit der Wohnungen waren und in Rousseaus Bekenntnissen umständlich geschildert sind.) Wir wollen einem andern Faden nachgehen, dessen isolirte Sichtbarmachung für das Verständniss der Werke und namentlich jener Julie erforderlich ist, die (als neue Heloise) eine nicht immer leicht zu würdigende Romanrolle gespielt hat.

Diese Julie ist Rousseaus Hauptgedanke in jener ersten Waldeinsamkeit. Man stelle sich den reformatorischen Schriftsteller vor, wie er, (ein Mann von einigen vierzig Jahren,) die Erinnerung eines flüchtigen Jugendbegegnisses hervorsucht, (im Uebrigen seine Phantasie walten lässt und schliesslich einen gegenwärtigen Eindruck damit combinirt,) um ein Idealbild der Liebe zu entwerfen. Er thut dies in einem Roman, dem er aber den Anschein einer wahren Geschichte zweier Liebender giebt, so dass unbefangene Elemente des Publicums nicht umhinkonnten, den ganzen Kern als etwas von Rousseau Selbsterlebtes anzusehen. Nicht blos die Gluth der Darstellung, sondern auch die künstlerischen Reize der Naturzeichnung und Personenschilderung machen das Werk zu einem einzigen in seiner Art. Was aber die Kraft zur Veranschaulichung einer mächtigen Liebe anbelangt, so ist, (trotz aller Verschiedenheit,) diese Julie gleich nach der Shakespeareschen zu setzen. Wenigstens ist sie dies, soweit ausschliesslich die Liebe (und nicht ein unnatürlich hineingezwängtes Element, nämlich eine ganz seltsame Ausübung von Pflicht, künstlich seitens Rousseaus für den zweiten Theil) in das Spiel gebracht wird.

Von fortschreitender Handlung ist im bessern Theil des Romans eigentlich kaum Etwas anzutreffen. Zunächst stehen anscheinend nur aufschiebende Hindernisse entgegen, dass die Liebe zu einer Verbindung führe. Die Heldin entfernt daher, (im Interesse wirklichen Anstandes,) ihren Geliebten, der ihr bis dahin Unterrichtsstunden gegeben. So kommt es, dass sich von vornherein die Geschichte sozusagen auf Distanz und ausschliesslich im Briefwechsel entwickelt. Die Trennung mit den Hindernissen erhöht die Spannung, die durch ganz vereinzelte persönliche Berührungen und einen einmaligen vertrauten Verkehr noch gesteigert wird. Anstatt eigentlicher Handlung findet sich aber nur ein Zustand, und (in diesem Zustande) eine lebhafte, ja zum Theil fast fieberhaft dargestellte Entwicklung der Gefühle. Die Heldin dominirt; sie ist ein junges Mädchen von hervorstechender Entschlossenheit, und ihr Liebhaber erscheint bisweilen wie eine Marionette. Diese Ueberordnung des Weiblichen

ist zum Theil auf Rousseaus persönliches Schicksal zurückzuführen; denn sein Jugendverhältniss zu Frau von Warens war die Kopfstellung eines natürlichen. Bei einem Altersüberschuss von ein Dutzend Jahren, besonders aber den häuslichen Beziehungen nach, war diese eine Art künstlicher Mutter für ihn gewesen, und doch war auch von ihr und mit ihr seine Einweihung in den ersten Geschlechtsverkehr ausgegangen. Die Initiative des Jünglings oder Mannes hatte also gefehlt, und die völligste Umkehrung des sonst natürlichen Verlaufs der Dinge war so das üble Loos des jugendlichen Rousseau geworden. Wer sich in Derartiges ergeben konnte oder nach dem Gefüge der Thatsachen vielmehr musste, von dem begreift es sich, dass sein Selbstgefühl nach dieser Seite hin nicht allzugrossgezogen sein konnte. Die meisten Verhältnisse, in denen er Weibern willig oder unabsichtlich ein Stück bevormundender Rolle über sich einräumte, zeugen für jene allzu früh angewöhnte Unterordnung.

Das Thema von den Heldinnen,- neben denen kaum eigentliche Helden möglich sind,- liesse sich in der neuern und neusten Zeit verschiedentlich variiren. Um jedoch einen Rousseau durch Isolirung nicht allzu einseitig zu beurtheilen, diene als mildernder Umstand die Erinnerung, dass es thatsächliche Geschichten und Verhältnisse giebt, in denen vermöge der Umstände der weibliche Theil zu hervorragender Auszeichnung gelangt. Dies ist mit der Shakespeareschen Julie sachgemäss der Fall; denn der Entschluss zum Scheintod ist ein Act heroischer Weiblichkeit, wie daneben,- trotz Romeos unangreifbarer Männlichkeit,- kein männlicher existirt. Allein über diese Nothwendigkeit der überlieferten Erzählung hinaus hat die Heldin des britischen Dichters doch auch von vornherein einzelne Züge von leitender Entschlossenheit an sich, die, wenn auch nur ganz geringfügig,- zwischen ihr und Romeo das Rollenverhältniss verschieben. Eigentlich nämlich hätte es nicht erst ihrer Entschiedenheit bedürfen sollen, damit sich Romeo zur äussern Ordnung der Verbindung angetrieben fühlte. Jedoch nicht in solchen Einzelheiten, die allenfalls auch noch eine andere Auffassung zuliessen, sondern in der ganzen Haltung liegt, bei aller gebührenden frauengemässen Unterordnung, doch ein Etwas von Ueberlegenheit.

Hier möchte ich nun auch an Shakespeares Jugend und den Umstand erinnern, dass seine Liebe und Ehe sich im Gegenstande beinahe ein Jahrzehnt über die eignen Jahre hinaus verirrte. Er noch nicht, und seine leidenschaftlich Geliebte, die er auch sofort

heirathete, schon stark in den Zwanzigern, — das war auch keine richtige Natur und Sitte, wenn auch das Rousseausche Missverhältniss durch mehrere andere Umstände als unvergleichlich grösser erscheinen mag. So sehr beiderlei Verstösse gegen die Natur auch auseinanderliegen, so glaube ich doch, dass man auch bei Shakespeare den kleinen Ueberschuss, welchen man in den auch sonst nothwendig leitenden Eigenschaften des Juliecharakters wahrnimmt, auf Vorstellungsarten zurückführen kann, die sich in dem eignen Jugendleben unvermerkt eingewurzelt hatten. Wieviel mehr musste dies nun nicht bei Rousseau der Fall sein, dem es übler erging und der auch in seinem weitern Leben so wenig dazu gelangt ist, sich den Einflüssen bevormundender Fraueninitiative, sei es ganz oder doch wenigstens jedesmal rechtzeitig zu entziehen!

6. Sehen wir jedoch von diesem Zuge unverhältnissmässiger Leitung durch den weiblichen Theil ab, so ist die Heldin im Uebrigen eine anmuthige Gestalt von sozusagen etwas südlich ausgeprägten Reizen. Ihre feine und lebhafte Empfindungsfähigkeit konnte grade von dem in das Gefühlsleben überentwickelten Rousseau leicht getroffen werden. Das gemein herkömmliche Wort „sentimental" würde zwar dem ganzen Roman gegenüber nicht grade falsch angebracht sein, bleibt aber dennoch eine schiefe Bezeichnung. Rührung giebt es allerdings bisweilen zu viel, namentlich gegen das Ende; aber ein gewisses Maass von Erweckung der Empfindungen gehört zur Steigerung des menschlichen Lebensbewusstseins. Nur die Unentwickeltheit, ja Rohheit sozusagen blos epischer Zeitalter kennt mit ihrem dürftigen Bewusstseinsinhalt das sich selbst deutlicher gewordene Gedanken- und Gefühlsleben noch nicht. Ohne daher die Rousseausche Art, welche sich von Ueberspannung der Gefühle nicht frei erhält, als unbedingt musterhaft zu nehmen, müssen wir doch anerkennen, dass im höher cultivirten und gebildeten Leben die Gefühligkeit reichhaltiger und selbstbewusster hervortreten darf und innerhalb gesunder Grenzen kein Uebel ist. Im Gegentheil wird sie da, wo sie sich nicht einseitig in blosse Selbstspiegelung oder in einen gegenstandlosen Phantasierausch verirrt, zum Lebensglück beitragen. Die Vorbedingung dabei bleibt aber, dass es sachlich wahre, echt gegenständliche und nicht eingebildete Reize sind, durch die sie erregt wird. Rousseau selbst hat nur zu oft die von aussen mangelnden Reize von innen durch Forcirung der Phantasie zu ersetzen gesucht, und diese Richtung seines Wesens oder, wenn man will, seines Schicksals war eine der schwächsten

Seiten in seinem Produciren, welches doch übrigens seine grösste Kraft aus der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit der Anschauungen und Empfindungen zog, ja in diesem Punkte die Schriftsteller seiner und der folgenden Zeit gewaltig übertraf.

Die Zeichnung der reinen Liebesseite ist von dieser ursprünglichen und unmittelbaren Art. Dagegen ist das, was von Rousseau als Tugend fortwährend betont wird, und was die Hauptpersonen des Romans fortwährend im Munde führen, weder natürlich noch ursprünglich. Rousseau hatte seine Lebenswendung gemacht und sich vorgesetzt, von nun an der Tugend zu dienen oder, wie es richtiger heissen könnte, ihr das Wort zu reden. Diese Tugend war aber ein gar erzwungenes Ding. Der Begriff von ihr stammte aus keiner natürlichen, geschweige aus einer eignen Erfahrung und Bethätigung. Er blieb insoweit leer, als sich ihm nicht Etwas unterschob, was mit dem Aberglauben, d. h. der Religion, und nebenbei auch wohl mit einigen Erinnerungen aus dem Alterthum, zusammenhing. Deutlich wahrnehmbar ist aber in dieser sogenannten Tugend Nichts, als die Vorstellung, dass sie in gewissen Verneinungen oder doch Einschränkungen der Neigung bestehen müsse. An Stelle wirklicher Pflicht wird ein falsches Idol und ein hohler Götze von Pflicht aufgerichtet. Bei Julien ist die Obliegenheit nicht etwa das richtige Maass von Tochterpflicht, sondern der die Liebe ganz opfernde Gehorsam gegen das, was der Adelsstolz ihres Vaters ihr auferlegt. Dieser verlangt von ihr, dass sie einen Mann heirathe, dem er sie schon früh wie eine Waare versprochen hat, angeblich um sich gegen den Freund dankbar zu erweisen. Der Conflict zwischen der Geschlechtsliebe und der Liebe zum Vater findet daher eine völlig einseitige und unnatürliche Lösung. Unter den Schatten religiöser Einkehr in sich selbst entsagt die Heldin, und der zweite Theil des Romans und ihres Lebens bringt ihr nun die Entwicklung der vorgeschriebenen Ehe mit den zugehörigen Kindern.

Die Selbsttäuschung, welche in dieser Lebenswendung liegt, ja die von der Religion unbewusst übernommene und unvermeidliche Heuchelei, die sich in dem weitern Dasein bekundet, ist eine colossale. Rousseau meinte etwas recht Erhabenes zu kennzeichnen und hat doch in dieser Wendung und den zugehörigen seltsamen Verhältnissen nur die Naturwahrheit mit Füssen getreten. Grade er mit seinem Naturidol hat sich hier am ärgsten gegen die Natur vergangen, und zwar um sie der Religion zum Opfer zu bringen. Die sogenannte Tugend bei Rousseau ist, wie gesagt, für ihn mit der

Religion so eng verwachsen, dass er selbst nicht glaubte, sie von dieser trennen zu können. Er selbst erklärt in seinem Erziehungsbuch jeden für schlecht und für einen Lügner oder Unsinnigen, der mit seinem Glaubensbekenntniss (nämlich den drei Stücken Gott, Jenseitswahn und Vergeltung) nicht übereinstimme und dennoch behaupte, sittlich, also etwa nicht ungerecht, nicht lügnerisch und nicht mit Gleichgültigkeit gegen das Ergehen Anderer zu handeln. Schlimm genug für Rousseau und sein Schicksal, dass er gute That und Sitte nie anders zu sehen und zu begreifen vermocht hat, als gleichsam am Nagel des Aberglaubens hängend oder, wenn man will, gehängt.

Aus der Verschraubung, welche der einigermaassen ernstgenommene Aberglaube mitsichbringt, erklären sich auch die ungeziemenden Verkehrsverhältnisse zwischen den Personen, welche nach gesunden Grundsätzen nunmehr einander fernzubleiben hatten. Schliesslich findet sich gar der Liebhaber vom Ehemann in sein Haus aufgenommen; dabei bleibt die Beziehung zur Heldin immer diesseits jener Grenze, wo sozusagen die Liebe auf Distanz aufhören und in ein gröber materielles Reich übergehen würde. Ueberhaupt waltete von vornherein im Roman eine künstliche Erzeugung von fiebernder Spannung einerseits der Liebe selbst und andererseits des Leseinteresses vermöge der fortdauernd unterhaltenen Sinnlichkeitshemmung. Letztere ist der Schlüssel zu den spannenden, ja überspannenden Eigenschaften vornehmlich des ersten Theils; aber sie ist es auch, die gegen Ende des ganzen Vorgangs von Neuem ins Spiel gesetzt wird und den Knoten nur durch Juliens Tod lösbar macht, den denn auch ein Zufall herbeiführen muss. Es ist aber Alles so eingerichtet, dass sie sich noch vom Sterbebette aus brieflich gegen ihren Liebhaber äussern kann. Sie schreibt ihm, dass sie sich in der vermeintlichen Erstickung ihrer alten Liebe getäuscht habe. Sie erwartet überdies vom Jenseits die Vereinigung mit ihrem Geliebten, empfiehlt ihm aber inzwischen die Unterrichtssorge für ihre Kinder. Sie war in Rousseauscher Art ausnehmend fromm geworden, um mit dem im Jenseits Erhofften die Unbefriedigtheit und Leerheit auszufüllen, die sie aller sonstigen Fülle ungeachtet empfand. Nun liegt offenbar in allen diesen thörichten Gestaltungen der Thatsachen und Ideen doch wenigstens noch ein kleiner, ein wenig versöhnender Zug. Die Liebe ist doch nicht gänzlich unterlegen; sie hat ein gedrücktes und fast ersticktes Dasein fortgeführt; sie hat sich sogenannter Tugend zum Trotz doch noch erhalten und

leuchtet kurz vor dem Tode noch ein letztes Mal wieder heller auf. Das ist für uns das kleine Stückchen geretteter, wenn auch nur kläglich geretteter Natur, während es für Rousseau und die Personen des Romans, bei denen der Jenseitswahn die Würdigung ändert, freilich Mehr, aber nur ein Mehr an eingebildeter Ausgleichungsperspective bedeutet. Im Reiche des unwahr Subjectiven mag dies eben auch derartig gelten; für Rousseaus eignes Schicksal war dies ja gleichfalls der Anker, den er auswarf, wo er auf dem Weltelement für sich keinen zuverlässigen Anhalt mehr erblickte.

7. Es wäre über das, was man Rousseaus Buch der Liebe nennen könnte, noch manches Erhebliche zu sagen. Indessen werden die betreffenden Punkte besser in Verbindung mit andern Umständen berührt, und wir wenden uns daher zur zweiten und ungefähr in derselben Zeit entstandenen Hauptschrift, dem Erziehungsbuch. Der „Emil" ist, wie schon die Wahl eines Personennamens als Buchtitels andeutet, der Entwurf einer speciellen Erziehungsgeschichte, deren angenommenes Fortschreiten den Rahmen für alle Lehren bildet. Einen Erziehungsroman kann man das Werk nicht eigentlich nennen; denn es soll wesentlich die Veranschaulichung einer zukünftigen Möglichkeit sein, und es enthält keine Wendungen im Lebensgange, die nicht jedesmal durch die erzieherische Leitung herbeigeführt würden. Die Behandlung des Weibes ist durch die Bildung einer für den Zögling passenden Frau vertreten. Einige romanartige Formen und Veranstaltungen im Einzelnen, wie beispielsweise in der Anbringung der Geschichte von einem jungen Menschen, in welche das fast selbst buchartig zu nennende Glaubensbekenntniss des savoyischen Landpredigers verwebt ist, gelten auch einem Rousseau nicht als ungehörige Einkleidungen. In diesem besondern Fall ist auch einige Entschuldigung vorhanden; denn der junge Mensch ist zum grössten Theil der Träger von Rousseaus eignen Jugenderfahrungen, mit denen dieser damals sicherlich nicht unmittelbar als mit den seinigen hätte hervortreten wollen oder können. Uebrigens sind alle Entlehnungen von Elementen der Romanform nur vereinzelt eingestreut, und das Ganze unterscheidet sich daher in der formellen Haltung bedeutend von dem Juliebuch, in welches ja auch schon eine Menge von Beobachtungen und Lehren über Zustände, Lebensführung und auch Erziehung eingefügt waren.

Das Naturprincip soll selbstverständlich auch in der Erziehung maassgebend sein. Da nun aber Erziehung die Beibringung von

Cultur ist, so kann die Natürlichkeit dabei nicht den Naturzustand nach Art der wildlebenden Thiere bedeuten, und Rousseaus Unternehmung befindet sich einigermaassen mit seinem antikünstlerischen und antiwissenschaftlichen Naturidol in Widerspruch. Auch ist er an die Schrift, wie er selbst sagt, nicht recht mit Neigung gegangen. Ursprünglich wollte er nur ein paar Bogen schreiben; aber sein Gegenstand hat ihn zu einem dicken Buch fortgerissen. Bei dem Mangel an kritischer Zurechtfindung in den Mischungen von Natur und Cultur, sowie Angesichts des Wahns, dass die Cultur in Vergleichung mit dem Urzustande ein Uebel sei, sind Widersprüche und Verkehrtheiten unvermeidlich. Dennoch ist das Buch nicht nur das merkwürdigste, sondern auch das wichtigste, welches je über die Angelegenheit geschrieben worden.

Rousseau beginnt mit dem Säugling, und hier findet er allerdings gleich einen Punkt, in welchem die Abweichung von der Naturordnung eine handgreifliche Entartung der Civilisation blosstellt. Die in den feinern Classen vorherrschende Nichtsäugung der Kinder durch ihre Mütter, also namentlich deren Ueberlassung an Ammen, d. h. sozusagen an künstliche und gemiethete Mütter, ist ein schlimmer Verstoss gegen die Naturgesetze. Das Selbstsäugen ist allerdings bei der Beschaffenheit der mit grossstädtischer Körperverfassung behafteten Frauen oft genug unmöglich. Rousseau möchte zwar am liebsten, dass die Grossstädte verschwänden; aber er macht im Kinderernährungspunkt doch Zugeständnisse und schreibt sogar eine Diät für Ammen vor. Nicht viel weniger augenscheinlich ist die Unsitte des Wickelns der Neugeborenen, indem hiebei ihre Gliedmaassen umwunden und zur Regungslosigkeit verurtheilt werden. Man meint, dass diese Rousseauschen Proteste in der Welt viel gewirkt hätten. Nun mögen sie zahlreiche Ausnahmen veranlasst haben; allein die Fähigkeit zum Selbstsäugen wird unter gewissen Bedingungen der Lebensart für Generationen abhandenkommen, und der blosse Naturerzieher Rousseau bleibt ohnmächtig, wenn nicht ein Züchter hinzukommt und sich zugleich die gesellschaftliche Existenzweise und Gehabungsart verändert. Was das offenbar schädliche Wickeln anbetrifft, bei welchem die Hemmung der Hautathmung ein Hauptpunkt ist, der für Rousseau noch unbekannt sein musste, so sind hier Gewohnheit und Bequemlichkeit so mächtig geblieben, dass es nach unserer heutigen Arbeitstheilung sogar einen eignen Berufsstand mit dem bezeichnenden Namen der Wickelfrauen giebt, die neben den Hebeammen fungiren. Wie sich

aber Derartiges auch nach örtlichen Verschiedenheiten gestalten möge, der Kampf mit solchen Unsitten ist schwieriger, als ihn sich ein blosser Erzieher denken kann, der nicht mit den Vererbungen von Geschlecht zu Geschlecht und mit den eignen Fehlgriffen der Natur rechnet.

Die Kinder nicht zu früh mit den Schulstoffen heimsuchen, ist gewiss eine richtige Lehre. Auch heute noch ist das sechste Jahr ein verfrühter Anfang. Die nächste Hauptsache bleibt das Bethätigen der Kräfte und hiemit das Entwickeln der Organe in Erfahrung und Erprobung von allerlei sich natürlich darbietenden Dingen und Verhältnissen. Einen Stein schleudern; richtig ansetzen, um über einen Graben zu springen; die Tragweite des Rufens je nach der Stärke gehörig abschätzen; — das sind beispielsweise zwar anscheinende Kleinigkeiten, aber doch keineswegs angeborene oder von selbst vorhandene Fertigkeiten. Eine Menge von dieser Gattung will erlernt sein, und dies geschieht durch die sich ungezwungen ergebenden Selbstversuche, wenn nur nicht die Gelegenheit dazu, nämlich irgend ein Tummelplatz, gänzlich fehlt. Rousseau freilich denkt immer nur an das Landleben als Regel und hat keine Vorstellung davon, dass sich die wirklichen Nachtheile der städtischen Situation theils durch Schaffung künstlicher Gelegenheiten, theils durch zeitweiligen Ortswechsel und Ausflüge einigermaassen ausgleichen lassen. Doch wir können hier auf speciellere Naturvorschriften, wie sie für den Rousseauschen Emil bis in die angehenden Jünglingsjahre wirklich vorwalten, nicht eingehen. Wichtiger sind Bemerkungen zu dem spätern, mehr socialen Theil der Erziehung da hier der Conflict mit der herrschenden Gesellschaft erst recht beginnt.

Der Zögling, den Rousseau voraussetzt, ist sozusagen von Stande und hat Vermögen. Allein letzteres ist im Hinblick auf Revolutionen, die der Verfasser des Erziehungsbuchs schon lebhaft genug herannahen fühlte, eine unzuverlässige Stütze. Auch soll sich überhaupt Niemand auf eine solche von der Person trennbare Existenzsicherung ausschliesslich verlassen. Nun meint Rousseau ein Auskunftsmittel darin zu besitzen, dass er ein Handwerk, etwa die Tischlerei, oder wohl gar mehrere Handwerke erlernen lässt. Ein Tischlergehülfe, meint er, braucht nur in die Werkstätte eines Meisters einzutreten, um gleich Arbeit und Essen zu haben. Für heutige Verhältnisse wäre das eine komische Voraussetzung, und auch schon damals können die Arbeitsgelegenheiten nicht ganz so zuverlässig gewesen

sein, wie sie vom Erzieher angesehen werden. Man vergesse auch nicht, dass der Fall der Revolution in Frage ist, und das grade in diesem die Gelegenheiten zum Handwerksverdienst noch mehr versagen könnten.

Warum hat aber Rousseau für seinen hochgebildeten Zögling nicht irgend einen höhern Beruf zur Reserve machen wollen? Ja warum lässt er ihn sich überhaupt zu keinem der gesellschaftlichen Berufe wirklich als zu einer Lebensaufgabe wenden? Die Antwort ist das an der ganzen Handwerksfrage Interessante. Rousseau hasst alle höheren Berufe, weil er nicht sieht, wie Jemand in ihnen leben könnte, ohne wollend oder nichtwollend in die herrschende Corruption verwickelt zu werden und mindestens den Ränken wieder durch Ränke begegnen zu müssen. Ausserdem soll der Luxus der Gesellschaft nicht gefördert werden, und darum wird ein nothwendiges Handwerk und nicht etwa irgend eine Verzierungskunst gewählt. Was aber die Verderbniss anbetrifft, so übersieht Rousseau, dass sich ihrem Reich auch der Handwerker und Arbeiter nicht entzieht. Beide müssen nach Kunden und Beschäftigung ausschauen, sich nur zu oft Nebenrücksichten anbequemen, sich erniedrigen und bisweilen die erdenklich schlimmste Abhängigkeit über sich ergehen lassen. Ueberdies sind unter den Menschen der untersten Massenschicht corrupte genug, deren Gesellschaft und Concurrenz mindestens ebenso übel erträglich ist, als diejenige der raffinirten Luxusclassen. Der einzige Unterschied zwischen den verschiedenen Stockwerken der Gesellschaft besteht darin, dass die Dieberei und das Unrecht von unten ebenso wie der dortige Schmutz nach oben hin feinere Formen annehmen, und dies hätte Rousseau aus eigner Erfahrung auch schon beherzigen können, wenn er nicht gegen die Laster der untern Welt, und zwar offenbar aus selbsteigner Parteilichkeit, allzu nachsichtig gewesen wäre.

8. Der Zögling Rousseaus soll übrigens die Landwirthschaft kennen; aber zum eigentlichen Berufsstande eines Landwirths kommt es dabei so wenig als zu einem andern. Emil ist gleichsam nur zum Menschen und, wenn man will, allenfalls auch zum Ehemann erzogen; aber, sobald man es streng nimmt, sonst zu gar nichts, und das zusammen thut praktisch sehr wenig. Mit seiner Sophie eine ländliche Idylle der Beglückung von Gutsinsassen aufführen und so unwahre eitle Empfindelei treiben, — diese Aussicht ist allerdings offengelassen, und ein Stückchen der Art wurde schon in dem Julieroman inscenirt. Dies Stückchen socialer Heuchelei, dem

Rousseau aus partieller Unkenntniss der wahren Natur der Menschen und der hiehergehörigen Verhältnisse anheimgefallen ist, vermag in Wirklichkeit niemals, ein echtes Streben auszufüllen. Emil steht bei seiner Verheirathung offenbar für das thatkräftige Lebenberuflos da; er weiss nicht, was er innerhalb der gemeinen Zustände soll oder kann; er ist in einer ganz passiven Lage und hat ausser dem Hinleben als vermögender Privatmann kein Ziel, welches ihn reizen könnte. Rousseau selbst hatte doch eine Schriftstellerrolle; aber, hievon abgesehen, sind das blosse Hinprivatisiren und der blosse allgemeine Lebensgenuss des erzogenen Mustermenschen verstärkte Gegenbilder der Rousseauschen Neigungen und Idole von einem müssigen, auf Natur- und Selbstgenuss gerichteten Dasein. Einem Rousseau kam wenigstens die Noth zu Hülfe, scheinbar um ihm das Leben unerträglich, in Wahrheit aber, um es ihm erträglich zu machen. Wenn aber Emil nicht etwa sein Vermögen einmal verliert oder sonst durch ein angreifendes Schicksal aus der trägen Passivität herausgerissen wird, so muss ihm das von seinem Erzieher eingerichtete Leben unvermeidlich zu einer Last, und das vermeintliche Paradies zu ein wenig Hölle werden. Er ist mannigfaltig ausgebildet und hat Kräfte; aber die einzigen, die er in der Lage ist, brauchen zu können, beziehen sich auf den engen Rahmen der Familie. Rousseaus Hass gegen die Zustände erklärt von dieser Situation Einiges, aber nicht Alles. Im Grunde ist es doch ein Mangel an activer Energie, wodurch dieser Verzicht auf Bethätigung am umgebenden Leben sich allein zureichend erklärt.

Wir wollen jedoch den mildernden Umstand nicht ausser Acht lassen, dass zu einem haltbaren Erziehungsprogramm auch die Möglichkeit des Ausblicks auf einen Staat und eine Gesellschaft gehört, die dazu passen. Nun wurde von Rousseau das Bestehende mit vielem Recht als verkehrt und unerträglich angesehen. Grade in dieser Richtung hat er sich am wenigsten vergriffen und auch nach seinem Tode mit seinen Gedanken am erfolgreichsten gewirkt. Wenn er also nicht recht gewusst hat, was in Rücksicht auf ein ferneres Ziel mit seinem Emil anfangen, so ist ihm dies wohl begegnet, weil er keine öffentlichen Zustände absah, denen gegenüber sich anders als in Absonderung gut und gerecht leben liesse. Da er überdies die Cultur fast nur in Feindschaft mit der Natur zu denken vermochte, so konnte er sich auch nicht neue Wege vorstellen, denen ein volleres Vertrauen zuzuwenden wäre. Sogar die nach seiner Ansicht verhältnissmässig beste Entwicklung des staats-

bürgerlichen Lebens erschien ihm doch nur als ein nothgedrungener Abfall von der Natur und dem Urzustande. Auch konnte er, wie wir im nächsten Capitel zeigen werden, mit umfassenden und zureichenden politischen Vorstellungen nicht zu Rande kommen. Er gab eine feste Orientirung hierüber schon früh auf, und so berühmt auch sein Gesellschaftsvertrag ist, so war diese Schrift doch nur ein Stück aus einem Ganzen, dessen Vollendung er sich eingestandenermaassen nicht gewachsen gefühlt hatte.

Es ist jedoch für die Rousseausche Erziehung noch ein näher belegener Grenzpunkt in Betracht zu ziehen, nämlich die Ehe. Bis in diese hinein, und nicht etwa blos bis an ihre Schwelle, setzt er seine Erzieherschaft fort. Freilich hat er sich mit vollständiger väterlicher Befugniss ausrüsten lassen; aber auch eine solche reicht in unsern modernen Zeiten nicht soweit und hat sich auch sonst niemals auf das erstreckt, was unser Jean Jacques in Anspruch nimmt. Dieser legt seine erzieherische Dictatorschaft erst nieder, als die Frau seines Zöglings schwanger geworden. Nun erst knüpft sich das neue Glied in der Kette, indem Emil selbst Erzieher seines Kindes werden soll, während Rousseau in die Rolle eines Berathers zurücktritt. Man denkt unwillkürlich an Schwachheiten von der Religion her, wenn man diesen dauernden Beirath vor sich sieht. Die schönste Komik ist aber schon vorangegangen. Sie betrifft die Verfügungen des Erziehers über die Handhabung der Ehe und seine thatsächliche Einmischung in deren erste Tage. Emil soll mit ihm weggehen, als er wünscht, bei seiner Frau zuzubringen. Ausserdem wird den beiden Neuvermählten ein Vertrag aufgenöthigt, durch welchen die sogenannte eheliche Pflicht als Recht cassirt, die Freiheit zu versagen wie unter unvermählten freien Liebenden zum Grundsatz erhoben und von der Ehe nur die sogenannte Treue, d. h. die Pflicht sich nicht anderwärtshin zu wenden, also eine blos negative Schranke, beibehalten wird. Auch ist die Frau wirklich genug gegen die Natur verbildet, um gleich mit ihrem neumodischen Recht einen Versuch zu machen; aber ihr Beichtvater oder vielmehr, da dies zu wenig gesagt ist, ihr Dictator Hofmeister, der sein Amt noch nicht niedergelegt hat, bringt sie wieder in die Bahn. Sie hatte nämlich, nach Rousseaus Entwurf dieser Komödie, physische Schonung ihres Mannes zum Motiv, und lässt sich nun belehren, dass diese bei einem Rousseauschen Kraftmenschen nicht so leicht in Frage komme. Die Absicht Rousseaus bei seiner Abänderung der Ehe ist schon gut; er will die Freiheit wahren und die Rohheit

fernhalten; aber die Beseitigung des fraglichen Rechts ist nur mit der Aufhebung der Ehe möglich oder eine hohle und thörichte Uebereinkunft, die durch nichts als durch das Belieben verbürgt ist. Eine edlere Sitte aber kann ohnedies bestehen und verträgt sich nicht mit der Künstelei eines ausdrücklich darauf gerichteten Vertrages, der noch obenein vor dem Erzieher geschlossen ist.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diese übererzieherische Vormundschaft und die zugehörigen thörichten Zumuthungen auf Rechnung der Vorstellungen setze, in die sich Rousseau durch die Religion verschränkt fand. Woher sollte ihm sonst die Anmaassung kommen, die Erziehung gleichsam in eine priesterhafte Leitung für Erwachsene übergehen zu lassen? Nur eine Gewöhnung an die Knechtschaft der Religion konnte den sonstigen Freiheitsdrang eines Rousseau bis zu dieser ungehörigen Spielerei von Erziehungsvorsehung degradiren. Nur jene Knechtschaft erklärt es auch, dass überhaupt in der ganzen Rousseauschen Behandlungsmethode des Menschen viel zu viel künstliche Erzieherei, kleinliche Vormundschaft, ja eine förmliche Erziehungssucht obwaltet. Soviel Rousseau auch, namentlich im ersten Theil der Erziehung, die Natur und das selbständige Finden der Wege betont, so ist doch ein eigentlicher Hofmeister an sich schon ein Stückchen Culturauswuchs, der Rousseausche Hofmeister aber durch seine Souveränetät und Vorsehungsspielerei noch eine Ueberbietung von allem Thatsächlichen. Die hierin liegende Ungeheuerlichkeit wird dadurch nicht weggeschafft, dass der Zögling für allerlei Zwecke grundsätzlich sich selbst überlassen wird. Dies ist nur eine Freiheit an der Leine auf künstlich abgesteckten Bahnen, und dahinter guckt immer, selbst ungesehen, das Auge des die ganze Maschinerie leitenden pädagogischen Ingenieurs.

Ja die Veranstaltungen sind oft nicht blos künstlich, sondern gradezu raffinirt. Beispielsweise will Rousseau im Knaben Etwas gegen die Eitelkeit thun. Hiezu ruft er sie erst bei Gelegenheit der Vorstellung eines Taschenspielers öffentlich hervor, indem er seinem Zögling vor dem Publicum den Triumph verschafft, dass er auch so Etwas könne. Alsdann richtet er es aber im Einverständniss mit dem Taschenspieler so ein, dass sich der Knabe bei einer andern Vorstellung blamiren muss. Um die Komödie voll zu machen, hat dann noch der Taschenspieler privatim zu erscheinen und den beiden Herren, dem Knaben und seinem Erzieher, eine angeblich belehrende Rede über den Vorwitz zu halten, durch den

sein taschenspielerisches Erwerbsinteresse blosgestellt worden wäre. Nun, ich für mein Theil möchte das Erziehungsinteresse nicht beeinträchtigen, aber es doch vor erziehlichen Taschenspielerstreichen und Hinterhalten gewahrt wissen. Sonst dürften gesunde Natur und jegliches Maass von Vertrauen und Treue dabei gehenkt werden. Auch möchte ein gesunder Junge von Zögling, wenn er früher oder später hinter solche Schliche kommt, seinem Priester oder vielmehr Gott von Erzieher bald heimleuchten oder, wenn er ihn nicht loswerden könnte, ihm arg mitspielen und die künftigen Coulissenarrangements etwas derangiren. Doch, wie gesagt, es giebt für unsern Erziehungspriester in diesem Punkt,- wenn auch keine Rechtfertigung, so doch ein klein wenig Entschuldigung; denn er hat ja diese Unarten offenbar von der Religion geerbt und mit der Genfer Luft eingeathmet.

9. Es ist ein Glück für den weltliterarischen Beruf Rousseaus gewesen, dass er nicht eine solche Erziehung erhalten hat, wie er sie selbst vorschreibt. Er ist nicht nach der Natur-in seinem Sinne,- aber wohl ziemlich unmittelbar von der Natur und den Verhältnissen grossgezogen worden. Hätten ihn nicht die Umstände, die sich mit seiner Eigenart wildwüchsig mischten, in der Welt und in den mannigfaltigsten Situationen umhergeworfen, so würde er auch die Welt das nicht haben lehren können, was wirklich an Freiem und Wahrem von ihm ausgegangen ist. Das von ihm hinterlassene Buch über sein Leben ist thatsächlich ein Specialbeweis für diesen Sachverhalt. Es zeigt, wie ihm nicht blos in der ersten, sondern auch in der zweiten Lebenshälfte eben das Leben selbst, also gleichsam der Genuss des eignen Wesens, das Höchste gewesen und geblieben ist. Das Auftreten als Schriftsteller hatte daher für ihn nur insofern Werth, als es dem eignen Lebensgefühl dienen konnte. Hieraus begreift sich auch, wie das schliessliche Hauptwerk Rousseaus, jene hinterlassenen Bekenntnisse, noch eine schriftstellerische Aufgabe für ihn bleiben konnte, während er im Uebrigen dem Schriftstellerthum schon so gut wie abgesagt und,- soviel es noch möglich war,- in seine alte Neigung zu einem stillen Dahinleben eingelenkt hatte.

Bei einem postumen Buch hat man, wenn man vorsichtig und kritisch sein will,- Angesichts verdorbener Gesellschaftsverhältnisse danach zu fragen, ob es auch überall echt oder nicht wenigstens in einigen Stellen, wäre es auch nur durch Unterdrückungen, gefälscht sei. Bei den Rousseauschen Memoiren gab es vollends eine

Anzahl durchaus persönlicher Gegeninteressenten, die seine Berichte und Schilderungen zu scheuen hatten. Hiezu kam, dass der Verfasser der Bekenntnisse, dessen Unternehmung man kannte, verschiedentlich umgarnt war und dass augenscheinlich gewisse Cliquen zuletzt ihre Mandatare hatten, um seine Hinterlassenschaft abzufangen. Ging nämlich auch seine eigne Phantasie in Rücksicht auf die Feinde wohl zu weit, indem er gegen sich ein Jahrzehnte hindurch unterhaltenes Complot annahm, so ist doch aus allen Thatsachen soviel sichtbar, dass sogenannte Freunde gegen seine wahren Interessen wirkten und den auch äusserlich unverkennbaren Feinden in die Hände arbeiteten.

Die entgegengesetzte Version, als habe Rousseau sich Derartiges ausschliesslich nur eingebildet, rührt ursprünglich theils von üblen Absichten, theils von Urtheilslosigkeit und Unkenntniss her. Schon zu Lebzeiten des Schriftstellers fanden sich begreiflicherweise gegen den Feind der ärztlichen Charlatanerie auch ärztliche und sich psychiatrisch anstellende Elemente, die ihren beschränkten Vorwitz dahin verlautbarten, Rousseau sei geistig gestört, leide an Verfolgungswahn u. dgl. Einige Schwächen seiner Phantasie, die ihn bisweilen abseits führten und die Feindseligkeiten nicht immer in der rechten Richtung suchen liessen, haben jenen Verleumdungen allerdings Nahrung geliefert. Trotzdem gehört es aber zu den ärgsten Verkehrtheiten, die Art, wie Rousseau von seinen Feinden und sogenannten Freunden dachte, in der Hauptsache nicht als sachlich begründet anzuerkennen, sondern zu einem puren Wahn zu stempeln, der unzurechnungsfähig und für das Irrenhaus reif mache. Sollte wirklich ein angeblich Sachverständiger nicht aus Bosheit, sondern in gutem Glauben über Rousseaus Taxirung der Freunde und Feinde eine solche Voraussetzung machen, so würde die Frage umzukehren und zu untersuchen sein, ob so ein Mensch nicht am psychiatrischen Wahn leide und ihm seine eingebildete Sachverständigkeit nicht mit störenden Congestionen zu Kopfe gestiegen sei und gewisse Gehirnwindungen verschroben habe.

Nach Allem, was man bezüglich der Veranstaltungen Rousseaus berichtet hat, war dieser umsichtig genug gewesen, das literarische Schicksal seiner Bekenntnisse nicht einer einzigen Chance anzuvertrauen. Das Hauptmanuscript (mit den letzten Anmerkungen) musste sich allerdings bei ihm in seiner Wohnung vorfinden; aber er hatte zwei andere Niederschriften ins Ausland, nämlich nach Neuenburg gegeben und zwar an zwei Bekannte oder, wie es ge-

wöhnlich heisst, Freunde, von denen der eine ganz von selbst der Controleur des andern werden musste. Indem auf diese Weise nach dem Tode Rousseaus drei Besitzer unwillkürlich in Concurrenz geriethen, war gegen Unterschlagung, ja auch gegen vereinzelte Unterdrückungen, Einschiebungen und Abänderungen eine ziemliche Gewähr geboten, die man sehr wohl gelten lassen kann.

Das Jahr 1800 sollte nach dem Willen Rousseaus der Zeitpunkt sein, vor welchem die Bekenntnisse nicht gedruckt werden dürften. Bis dahin soll er den Tod aller darin berührten Personen als wahrscheinlich angenommen haben. Indessen lebten thatsächlich noch einige, und unter ihnen die greise d'Houdetot, mit der er zur Zeit seiner Einsiedelei eine Art Phantasieliebe gepflegt hatte, auf welche, als charakteristisch für die Art und Weise des Verfassers des Julieromans, nachher noch ein Blick zu werfen sein wird. Thatsächlich erschienen die Bekenntnisse schon einige Jahre nach dem Tode Rousseaus, da die Verleger begreiflicherweise mit ihrem Gewinn Eile hatten und die Spannung des Publicums nicht ein paar Jahrzehnte sich fruchtlos abspannen lassen wollten. Ein allgemeineres Interesse hat freilich das nächste überdauert, und die Bekenntnisse werden jetzt, nach weit mehr als hundert Jahren, häufiger gelesen, als die sonstigen Werke ihres Verfassers. Ergehen sie sich auch über viele Personen, nach denen Niemand fragt, und viele persönliche Angelegenheiten, die im Allgemeinen keinen Reiz haben, so erregt doch die Behandlungsart auch für das geschichtlich Unwichtige eine gewisse Theilnahme. Für das jüngere Alter, wenn es bei ungestörter Lebensfrische ist, hat das Buch allerdings wenig Anziehungskraft, wie ich, nebenbei bemerkt, auch aus eigenster persönlicher Erfahrung weiss; denn im Anfang der Zwanziger legte ich es als matt und für mich interesselos bei Seite, nachdem ich eine Anzahl Seiten hineingelesen und mich durch die Kindheit des Verfassers durchgearbeitet hatte. Hiebei blieb es auch ein paar Jahrzehnte hindurch, bis mich ein sachlich erneutes Interesse an Rousseaus Schicksalen wieder darauf zurückführte.

Von vornherein schon klingen in dem Buch lebensunmuthige, um nicht zu sagen lebensfeindliche Töne an. Als Rousseau es begann, war er mit seinem Leben schon bei einem enttäuschten Ende. Es war ungefähr die Zeit der Zuflucht in England und der üblen Affaire mit Hume (1766), also ein Einschnitt, mit dem das besonders unglückliche letzte Dutzend Jahre eingeleitet wurde. Jugendlicher Lebensfrische muss nun die angeschlagene idiopessi-

mistische Tonart Rousseaus zuwider sein. Das reifere Alter kommt allenfalls darüber hinweg. Es hat nicht die Verleitung und das Bedürfniss, sich mit dem Schriftsteller, den es liest, zu identificiren. Es sichtet und sondert. Es entschädigt sich durch das Gute und Interessante, welches es herausfindet, für das Ueble, Herabdrückende oder gar Langweilige, womit es behelligt wird. Es hat, wenn es gesunden und lebenskräftigen Geistes ist, Widerstandsfähigkeit genug, um ungedrückt noch andere Dinge zu tragen, als die sich bei Rousseau findenden Verklemmtheiten des natürlichen Lebensgefühls.

Der einfache Grund, warum vom Publicum die Bekenntnisse noch verhältnissmässig am meisten schmackhaft gefunden werden, sind die Einmischungen von einigem Romancolorit, verbunden mit der Vorstellung, dass die Geschichten und Schilderungen völlig wahr seien. Die Nacktheit, in der ein Mensch sich und, soweit möglich, auch Andere gezeigt haben will, ist überdies ein besonderer Reiz, auf den grade Rousseau selbst grossen Werth legte. Bedenkt man, dass er es fertig gebracht hat, sein Manuscript in kleinern Cirkeln vorzulesen, so kann man auch begreifen, dass er sich mit dem Buch, trotz aller Beichte bisweilen recht übler Dinge, ein verherrlichendes Denkmal zu errichten geglaubt hat. Es ist jedoch eine äusserste Zuspitzung von Eitelkeit gewesen, sich auch noch in der Schaustellung der Fehler mit vorwaltendem Behagen zu ergehen und sich trotz Allem, was handgreiflich dagegen spricht, für einen Menschen zu halten, über den hinaus es keinen bessern gäbe. Wenn auch nicht grade besser sein als irgend ein anderer noch so Guter, aber auch nicht schlechter und dabei jedenfalls noch anders sein als die übrigen, also eine völlig einzige Originalität voraushaben, — das war Rousseaus von ihm selbst und wiederholt zu verschiedenen Lebenszeiten ausgesprochene Meinung über sich selbst. Sich zu spiegeln, war, nachdem er einmal Schriftsteller, für ihn sichtlich zum Hauptbedürfniss geworden, und diesem Triebe noch mehr als der Vertheidigung entsprossen auch die Bekenntnisse sammt dem letzten Zubehör, den Dialogen (Rousseau, Richter über Jean Jacques) und den sogenannten „Träumereien“.

Wenn er sich nur ganz gäbe, wie er wäre, so müsste das Gute in ihm das Schlimme so überwiegen, dass er vor aller Augen seine Rechnung dabei fände. Dies sprach er als seine Ueberzeugung aus. Auch schwur er bei der Posaune des jüngsten Gerichts, dass er in den Bekenntnissen offen und wahr gewesen, wie kein Mensch je zuvor. Es sei, abgesehen von einigem Zierrath zur Ausfüllung

der Gedächtnisslücken, Alles völlig thatsächlich. Nun, diese Verzierungen sind es aber doch, die, da sie nicht näher bezeichnet sind, ziemlich weit reichen können, und deren Eingeständniss darauf hindeutet, dass die Ertheilung eines das Interesse steigernden, ein wenig romanhaften Colorits dem Verfasser nicht als Abweichung von der Wahrheit gegolten habe.

10. Trotzdem hat man nichts Gescheutes vorgebracht, wodurch das Lebensbuch Rousseaus in der wesentlichen Farbe der Thatsachen- mit Recht Lügen gestraft werden könnte. Ja noch mehr!: Es ist überhaupt nichts erschienen, was über sein Leben und Wirken ernstlich mehr Aufschlüsse lieferte, als sein eignes Buch. Ergänzungen hat man allerdings, aber doch auch nur aus sehr äusserlichen Gesichtspunkten, liefern können. Ein verhältnissmässig gutes und zugleich bisher das beste Gesammtwerk dieser Art ist das von Musset-Pathey, welches 1821 in erster und 1822 in zweiter Auflage zu Paris in zwei Bänden erschien und sich als Geschichte des Lebens und der Werke Rousseaus betitelt. Beispielsweise werden darin allein mehrere hundert Seiten durch ein Lexikon der Personen eingenommen, die mit Rousseau und seinen Schicksalen in Beziehung gestanden haben und über welche Musset Notizen geben konnte oder Urtheile abgeben wollte. Im Ganzen ist diese Mussetsche Arbeit voll Wärme für ihren Gegenstand, steht entschieden auf der Seite des Helden, aber auch bisweilen in offenbar unangebrachten Fällen, während andererseits auch Fragen vorkommen, in denen sie ihn missversteht und unrichtigerweise preisgiebt. Selbstverständlich bleibt sie, wie es fast ausnahmslos die nothwendige Eigenschaft solcher Bücher ist, nicht wenig unterhalb der Höhe ihres Gegenstandes und der dargestellten Person. Etwas unbestreitbar Nützliches sind die Angaben über das letzte Dutzend Jahre des Rousseauschen Lebens, da in dieses die erzählende Selbstdarstellung des Helden nicht hineinreicht. Freilich spürt man grade hier den starken Abfall gegen das Frühere, wobei die Bekenntnisse den Leitfaden bilden konnten und nur in gewöhnlicherer Weise und unter verschiedenen Rubriken zerpflückt–wiederzugeben waren. Auch ist daran nicht allein die Mangelhaftigkeit der zu haben gewesenen Notizen schuld, sondern die unzulängliche Art der Mussetschen Kritik, die von der letzten Situation Rousseaus offenbar zu wenig begreift. Ueberdies ist ein Hauptfehler die voreilige Art, mit welcher gegen Rousseaus dreiunddreissigjährige Lebensgefährtin in offenbar böswilliger Weise die leichtfertigsten

Behauptungen und feindlichsten Versionen unterstützt werden, wobei dann die natürlichen Uebelstände des fraglichen Verhältnisses eben wegen des Unmaasses des Urtheils so gut wie ungewürdigt bleiben.

Rousseaus eignes Lebensbuch ist ein Denkmal, neben welchem sich andere ausführliche Darstellungen nicht besonders ausnehmen können. Ausführliches über Leben und Werke eines Schriftstellers, ich meine ganze oder gar mehrere Bände darüber abzufassen, ist nicht die Verrichtung hoch- oder gar höchststehender Geister gewesen und kann es auch der Natur der Sache nach nicht sein, wenigstens wenn man freie Thätigkeit und nicht etwa die Herabdrückung eines bedeutend beanlagten Menschen durch die Noth auf blosse Löhnungsrücksichten voraussetzt. Dennoch werden aber wahrhaft hochstehende Geister lieber völlig handwerkerliche und literarisch mechanische Arbeiten übernehmen, ehe sie sich in jene Thätigkeit einlassen, die ihnen am wenigsten ansteht. Abgesehen von der Unterordnung und Dienstbarkeit sowie Beschränkung, die in dem Machen solcher umfassender biographischer Collectivwerke liegt, bringt es auch schon das Verständniss für die echte Rücksicht und Ehre, die man grossen Naturen schuldig ist, mit sich, diese nicht mit viel weitläufigem Kleinkram zu überschütten. In der That ist es weniger ein Zeigen als ein Zudecken, was bei solcher diffusen Art von sich breit ergehenden Lebens- und Werkgeschichten herauskommt. Ganz unverkennbar tritt aber diese üble Eigenschaft da hervor, wo der Held selber mit einer ausgiebigen Rechenschaft über sein Leben vorangegangen ist, und diese seine Darstellung zugleich als sein Hauptwerk gelten kann. Hieneben sich mit Büchern über denselben Gegenstand breit hinpflanzen, ist eine Concurrenz, die unwillkürlich komisch geräth. Selbst in der Form eines Lexikon ist sie unberechtigt; denn sie führt das Publicum in Wahrheit nicht sowohl zu dem Helden hin, als vielmehr von ihm ab, indem sie die Lesemühe und Aufmerksamkeit, die dem Buche des Helden gebührte, in ungerecht breiter Aufdringlichkeit in Anspruch nimmt und bei den unkundig Hineingerathenden auch thatsächlich absorbirt.

Es versteht sich, dass es nicht blos in allzu schreibbeflissenen Zeiten, sondern auch unter bessern Umständen berechtigte Ergänzungen in der fraglichen Hinsicht geben kann. Allein diese sind so einzurichten, dass sie auf möglichst geringem Raume das wirklich Neue vorbringen und sich gebührend bescheiden, das Urheberwerk nicht ersetzen zu wollen. Im Falle Rousseaus hätte auch Musset sich anders benehmen und das wirklich Neue und Brauch-

bare, was er an Materialien und Hülfsmitteln zu bieten hatte, ohne detaillirte Wiederholungen des von seinem Helden selbst unvergleichlich vorzüglicher Dargestellten erscheinen lassen können. Dabei wäre eine Lebensskizze, versteht sich aber auf höchstens ein paar Bogen, immerhin angebracht gewesen; denn diese hätte einer Uebersichtlichkeit gedient, die in dem umfassenden Urheberwerk nicht vertreten ist. Wie wir aber auch im Allgemeinen über derartige Ordnungs- und Rangverhältnisse schriftstellerischer Arbeiten urtheilen, so gehört das Mussetsche Buch zu den besten seiner Art und ist in Beziehung auf Rousseau bis jetzt das Einzige, welches ernsthaft als Quelle gelten kann. Die Späteren haben ihm nur nachgeschrieben und zeigen auch in Art und Haltung einen starken Abfall. Auch mir ging Manches davon durch die Finger, wie beispielsweise die Brockerhoffschen Bände und diejenigen eines Berufsliteraten J. Morley. Die ersteren legte ich ihrer pedantischen Beschränktheit wegen sofort aus der Hand, die letzteren aber, sobald ich die, obwohl halbradicalistisch angehauchte, doch thatsächlich matte und handwerksmässige Haltung des englischen Zeitschriftherausgebers bemerkt hatte. Für letzteren galt es nur literatengemäss eben auch ein Buch von sich zu geben, und dabei war für ihn Rousseau so gut ein bequemer Stoff zu ansehnlichen Bänden, wie, wenn ich nicht irre, auch Voltaire.

Da ich das Verhältniss biographischer Nachliteratur im Hinblick auf Rousseaus Bekenntnisse ein wenig beurtheilt und hiebei die Frage nach dem Werth secundärer Monographik bereits etwas verallgemeinert habe, so mag zum Abschluss dieser Gedanken etwas platzfinden, was sich überhaupt auf Geschichtsschreibung und Berichterstattung über einen einzelnen Schriftsteller bezieht. Der Bericht über solche Thaten, die selber in etwas Geschriebenen bestehen, weicht von demjenigen über andere Handlungen dadurch ab, dass hier die entscheidende Thatsache selbst jederzeit durch Lectüre unmittelbar wahrgenommen werden, dass sie sich also gleichsam immer von Neuem wiederholen kann. Wenn nun schon die Helden nichtliterarischer Thaten durch allzu ausführliche Einzelschriften und namentlich durch massenhafte bändereiche Ergehungen oder gar Zusammenstoppelungen über sie mehr verdunkelt als illustrirt, jedenfalls aber den Gedanken und Gefühlen des Publicums durch solche Ausbreitungen und Verdünnungen nicht intensiv eingeprägt werden, so findet bei den Grössen in Schrift und Druck gradezu eine Beeinträchtigung ihrer eignen Rolle statt,

sobald es sich die Eitelkeit oder der Erwerbstrieb eines Berichterstatters einfallen lässt, etwas Anderes als eine möglichst kurz zu fassende Orientirung von sich zu geben. Dies gilt wenigstens gegenüber allen grossen Schriftstellern, die noch gelesen werden können und sollen. Hier wird eine geringe Anzahl Bogen das Aeusserste sein, womit man ihrem Werth und den Bedürfnissen des Publicums zu entsprechen hat. Sie sollen selber gelesen werden, aber mit sichtendem Urtheil und nicht ohne Compass, wenn ein solcher bereits zu haben ist. Diese Absicht würde es wenigstens hauptsächlich sein müssen, die einen ehrlichen und gerechten Schriftsteller zu leiten hätte. Ich setze dabei voraus, dass man so ein Ding, wie einen ehrlichen und gerechten Literaten, nicht ganz und gar für ein voreiliges Phantasiestückchen halte.

Doch die Gewohnheiten und Gesetze der literarischen Unsitte oder die Ausnahmen davon sind hier nicht mein Thema. Auch wie man mit Alledem zu verfahren habe, was nicht mehr oder nur wenig gelesen werden kann, ist hier nicht zu entscheiden. Es entspricht aber Rousseaus Sinn und Geist, auch hier die Literaturmasse nicht allzuhoch anzuschlagen, wenn auch immerhin andere Gründe als die seinigen dabei maassgebend werden. In allen Fällen wird verhältnissmässige Kürze und eine sozusagen procentarisch eng bemessene Ausdehnung der Berichte, Urtheile und Erläuterungen das Grundgesetz eines zuträglichen Verhaltens bilden, wie wenig auch die bisher entstandenen Gebräuche des Literatenreichs zu solchem maassvollen Verhalten stimmen.

11. Der Verfasser der Bekenntnisse hat sicherlich gefühlt, dass die Ausdehnung seines eignen Lebensbuches die Kraft des Gesammteindrucks beeinträchtigte. Die Hinzufügung einer summarischen Skizze, sei es als Einleitung, sei es als Abschluss, würde die Wirkung des Ganzen nicht wenig gesteigert haben. Indessen war Rousseau auf eine systematische Selbstzusammenfassung seines Lebens nicht sonderlich angelegt. Auch war sein Leben selber wenig danach gerathen, um eine beherrschende Concentrirung leicht zu machen. Es hatte zu vielfach nach Gefühlen und Gelegenheiten divergirt. Es war in seiner ersten rein privaten Hälfte gradezu abenteuerlich auseinandergegangen und hatte auch in seinem zweiten publicistisch markirten Theil, ungeachtet aller Einsiedelei, nicht recht zur Sammlung gelangen können. Was Wunder, dass viel Kleinkram mit gleichgültigen Personen sich einmischte und die wesentlichen Thatsachen nur zu oft überwucherte!

Dennoch ist auch dieser Kleinkram unter den Händen des Darstellers zu einigem Werth gelangt. Es gilt von ihm annähernd dasselbe, was von dem vorpublicistischen, dem sogenannten dunkeln Leben zu sagen ist. Dieses wurde durch das Bild, welches er von ihm gab, ein offenliegendes, und diese Art Erhellung hat die sonst obscuren, ja zum Theil gewöhnlichen Thatsachen zu etwas verhältnissmässig Wichtigem gemacht. Jedenfalls haben sie unvergleichlich mehr Werth, als diejenigen, die man in unsäglichen Wiederholungen und bunten Zusammenstellungen in Romanen, variirt oder in gemeinen Memoiren ausstaffirt. Rousseau wollte etwas Einziges, noch nie Dagewesenes leisten, und in einem gewissen Sinne ist dies auch der Fall gewesen; denn die Salbadereien des Kirchenvaters Augustin wird Niemand, der sie ein wenig kennt, auch nur entfernt mit den Rousseauschen Lebensberichten gleichstellen wollen. Die ersten drei bis vier Jahrzehnte des Rousseauschen Daseins würden fast gleichgültig geblieben sein, wenn er nicht selbst ein Bild davon geliefert hätte, welches Legionen von Romanen mehr als aufwiegt, ja auch eine solidere Lectüre bietet als der eigne Julieroman. Auch ohnedies würde man allerdings wissen und veranschlagen, dass die Person, die erst hoch in den Dreissigern als Schriftsteller auftauchte, ein nichts weniger als regelrechtes Leben hinter sich gehabt hatte. Jedoch die allein lehrreichen Einzelheiten würden fehlen. Grade die erheblichsten innern Thatsachen würden jedenfalls verborgen geblieben sein, nicht zu reden von dem besondern Colorit, durch welches auch anscheinend nicht ungewöhnliche Lebensumstände erst mit ihrem tiefer liegenden Eigencharakter sichtbar werden.

Mag daher immerhin einige Weitläufigkeit obwalten; diese gestattet wenigstens einem tiefer dringenden Sinn, mit grösserer Sicherheit den Leitfaden des Rousseauschen Daseins herauszufinden. Dem Autor selbst scheint er nicht völlig klar geworden zu sein, wenigstens nicht dessen charakteristische Abweichung von dem Natürlichen. Was wirklich in Rousseau in der Jugend wie im späteren Alter maassgebend blieb, war der einfache Drang zum Leben und zwar zu einem Leben, welches den höchsten Stufen des Lebensbewusstseins jederzeit fremdblieb, ja feindlich gegenüberstand. Darum war auch das Wirken als Schriftsteller, ja überhaupt durch geistige That, für Rousseau nur ein Zubehör zu einer an sich und in Wahrheit tiefer stehenden Art des Lebensgenusses. Das Hochgefühl und den Stolz eines Wissens, durch welches sich der Mensch über die niedern Stufen der Natur erhebt, kannte er nicht. Im

Gegentheil ärgerte er sich an der eigentlichen Wissenschaft, in der er nichts leisten konnte. In ihm steckte jene urhebräische und dann im Christenthum weiter bethätigte Wissensfeindschaft, und grade in diesem Punkt war er ein Opfer der Religion. Aber nicht jene „elende Akademiefrage“ über die Wissenschaften, wie er sie im Unmuth einmal selbst nennt, ja auch nicht ausschliesslich der von der Religion eingesogene Wahn, sondern ein Zug seines eignen, vor aller Verbildung und Verleitung vorhandenen Wesens, war im letzten Grunde schuld daran, dass er nie fähig wurde, die wirklichen Wissenserrungenschaften des Menschengeschlechts zu achten.

Es war offenbar seine eigne Hirnverfassung, vermöge deren er dem Betruge durch die Religion verfallen bleiben konnte. Er gehörte mit seiner Beschaffenheit jener Menschenstufe an, deren Verstand zwar innerhalb gewisser Schranken ein sehr entwickelter ist, aber übrigens von Natur nicht zur Reflexion neigt und sich in dieser nur schwerfällig bewegt. Von Rousseau haben wir eine unabsichtliche Selbstbestätigung dieses Sachverhalts aus seinen spätesten Lebensjahren. Er sah es nämlich in der Betrachtung seiner selbst als eine Art Entdeckung an, wie er schliesslich hinter den Grund kam, aus welchem er seine gewohnten Spaziergänge bei Paris, angeblich unwillkürlich, durch Ablenken auf einen Umweg abgeändert habe. Es war ihm nämlich ein sich regelmässig einstellender Bettler, den er zuerst befriedigt hatte, und der die Gabe zu einer Art Schuldigkeit machen wollte, auf die Dauer lästig gefallen. Nun will Rousseau gleichsam instinctiv, also maschinenhaft, seinen gewohnten Weg verlassen und erst später, durch nachträgliches Nachdenken über diese Veränderung seiner Gewohnheit, der Sache auf den Grund gekommen sein. Dies sieht nun offenbar nach Jemand aus, der sich der Gründe seines Thuns nur schwer bewusst wird und eine schwache flüchtige Reflexion, ohne welche sich jenes Ablenken nicht denken lässt, sofort wieder vergisst oder vielmehr so gut wie nicht behält. Nur hieraus ist das Befremden Rousseaus über die Thatsache, dass er anders gehe als sonst, erklärlich, und nur aus einem solchen Mangel ist es begreiflich, dass es ihm besondere absichtliche Denkoperationen kostet, die Ursache aufzufinden.

Man wende hiebei nicht Alter und Altersschwäche ein. Letztere war es nicht, die den Defect erzeugte. Sie machte nur sichtbarer, was im ganzen früheren Leben und Denken vorgewaltet hatte. Ueberhaupt ist kein wesentlicher Widerspruch zwischen dem Rousseau

der letzten Jahre und demjenigen der früheren. Im Gegentheil wird manche inzwischen vorgekommene Anbequemung der Gedanken an die Verhältnisse wieder durch Zurückkommen auf die ursprüngliche Entschiedenheit ausgeglichen. Der erste Anlauf und die letzten Ausläufer sind an Rousseaus schriftstellerischer Thätigkeit das individuell Interessanteste. Dazwischen liegen die umfangreichen Hauptwerke; aber in ihnen findet man weder die ganze Kraft noch die ganze Wahrheit, deren der Autor fähig war. Das volle Feuer der kleineren Erstlingsschriften will mit den Spätlingserzeugnissen der gebrochenen, aber in mancher Hinsicht wahrhaftigsten Periode verglichen sein, damit die Einheit des Charakters und Strebens hervortrete. Stellt man diese Vergleichung an, so wird man finden, dass auch in den Thorheiten und Schwächen die Folgerichtigkeit der Natur nicht fehlte, und dass die Mängel mit den Vorzügen von Anfang bis zu Ende innig zusammengehangen haben. Die Widersprüche oder, besser gesagt, die Elemente des Widerstreits, die in Rousseau walteten, waren von vornherein vorhanden und stammten aus dem Unternehmen, die Natur herzustellen, aber von deren Culturconsequenzen nichts gelten zu lassen, als eine widernatürliche Religionsüberlieferung und diese in einem Auszug noch mit dem Glorienschein des Vernünftigen und Natürlichen zu verbrämen.

Die Hauptursache des Widerstreits im Rousseauschen Streben war hienach die Beschränkung des natürlichen Lebensdranges auf eine niedere, unwissende Stufe. Die Entwicklung des Wissens ist aber auch eine Lebensbethätigung und ertheilt allen andern Lebensregungen höheren Werth. Rousseaus Hirn war aber hierauf nicht angelegt. Die Art von Verstand, die darin waltete, war bedeutend, neigte aber gewissermaassen mehr nach der Seite des Thierverstandes, der innerhalb bestimmter Grenzen die Ursachen scharf auffasst, aber ganz und gar in der Rolle befangen bleibt, den niedern Lebensregungen zu entsprechen. Wie sonst die Leute aus der Noth, so machte Rousseau aus dem Mangel des Wissens eine Tugend. Während die vollkommenere Natur zur höheren Bewusstseinssteigerung des Lebens emporstrebt, wollte er, nach dem Ebenbilde seiner eignen Beschaffenheit, nur da Natur anerkennen, wo die noch nicht vom Wissen beleuchteten Lebensregungen ausschliesslich vertreten sind. Diese Vorliebe für die rückständige Stufe musste aber mit der vollständigeren Menschennatur in Conflict kommen, und diese leuchtete in Rousseau doch wenigstens von aussen hinein und machte ihm zeitlebens zu schaffen. An diesen Kernpunkt des

Widerstreits muss man anknüpfen, wenn man den Leitfaden für das Rousseausche Leben und Schreiben nicht verlieren will.

12. In sittlicher Beziehung ist der Trieb zur Ungebundenheit bei Rousseau das Vorherrschende. Ungebundenheit im Leben und in den Ansichten, — das machte einerseits seine Schwäche und andererseits seine Stärke. Der kühne Unabhängigkeitssinn, durch welchen er-und zwar fast wider Willen-den revolutionären Geist seiner und der nächsten Zeiten steigern half, wurzelte in eben jenem Drange, der sein Leben schon in der ersten Hälfte so abenteuerlich ausgreifend gestaltete und es im ganzen Verlauf jeder Art von Gebundenheit widerstreben liess. Diese Wildwüchsigkeit der Neigungen gehört in verwandter Weise mit der vorher gekennzeichneten Verstandesstufe zusammen. Sie ist eben auch ein Stück freier Animalität, ja, man könnte fast sagen, ein Stück Uratavismus, der nicht blos im Wissen, sondern auch im Wollen in der Richtung auf den thierischeren Zustand der Menschheit eine starke Rückfälligkeit ausprägte. Grade aber durch diesen Gegensatz zur Cultur und Civilisation ist Rousseau eine Art Kritiker der Gesellschaft geworden, freilich kein eigentlich sichtender, der das Verderbte von dem Guten zu scheiden versucht hätte, sondern ohne irgend welche principielle Unterscheidung ein Ausgreifer gegen ihren ganzen Bestand. Nur aus dieser urrückwärts weisenden Neigung begreift sich jene seine Erklärung der von ihm ohne Unterschied verurtheilten Ungleichheit, wonach schon bei den ersten Regungen der Cultur, ja besonders mit dem Ackerbau und Eigenthum, der Abweg beginnt und nur in einem thierisch vereinzelten Zustande Menschenglück vorhanden gewesen sein soll.

Nimmt man die erkünstelte Tugendrederei aus, auf welche wir oben schon etwas eingegangen sind, so hat sich Rousseaus äusseres Leben mit seinen wirklichen, nämlich den von uns hervorgehobenen Principien in Uebereinstimmung befunden. Jene Richtung auf Ungebundenheit oder, wenn man die Sache bestimmter nimmt, der Widerwille gegen fixirte sociale Abhängigkeiten aller Art,- in Verbindung mit der erwähnten sinnenhaften Verstandesgattung,- hat es nie dahin kommen lassen, dass irgend einer der herkömmlichen gesellschaftlichen Berufe das Loos Rousseaus werden konnte. Bei allen derartigen Versuchen, die an ihn mehr herantraten als er an sie, machte er nur die Erfahrung, dass er sich zu nichts und in nichts schickte. Als jungen Menschen hatte ihn die Noth Bedienter werden lassen. In einem der Häuser erkannte man etwas von

seinen Talenten, unterrichtete ihn und wollte ihm sogar zu einer Laufbahn im diplomatischen Bereich behülflich sein. Allein gelegentlich kreuzte eine Regung seines Sinnes für Ungebundenheit wieder Alles. Er ging lieber mit einem Bekannten, den man als ungeziemenden Umgang vom Hause ausgeschlossen hatte, aufs Gerathewohl davon, als dass er sich solche Beschränkung seiner Umgangszufälligkeiten und Launen hätte gefallen lassen. Im letzten Grunde war wohl freilich seine Abneigung gegen allen, mit einer regelmässigen Laufbahn verbundenen Zwang das bei ihm Entscheidende. Später liess ihn die Warens es mit dem Weg zum Geistlichen versuchen und verschaffte ihm die Aufnahme in ein Priesterseminar. Hier constatirte man aber bald Mangel, nicht etwa an Willen und Glauben, sondern an geeigneter Verstandesfähigkeit und entliess ihn als unbrauchbar. Es scheint nun fast, dass er nur allein mit sich selbst zu lernen vermochte, und dass schon eine persönlich durch einen Lehrer aufgenöthigte Aufmerksamkeit seinen Unabhängigkeitssinn störte. Zum persönlichen Lehren und Erziehen war er aber auch nicht recht gemacht; denn das Jahr, während dessen er vor seiner Pariser Epoche zu Lyon den Hauslehrer spielte, zeigte ihm selbst seine Untauglichkeit zu solcher Function. Er wurde zu sehr vom Augenblick zur Leidenschaftlichkeit hingerissen, um ruhige Belehrung ertheilen und gehörige Disciplin üben zu können.

Auch das Pariser Jahrzehnt, mit dessen Ende sein Schriftstellerthum und zugleich seine Berühmtheit begann, zeigt nur lauter verfehlte Versuche in Geschäften, die sich für Rousseau oder, was hier dasselbe heisst, für die sich Rousseau nicht schickte. Auch seine in dieses Jahrzehnt fallende Privatsecretärschaft bei dem französischen Gesandten zu Venedig, in der er sich wirklich länger als ein Jahr behauptete und in der thatsächlich eine Art Stellvertretung des äusserst unfähigen Gesandten selbst lag, vertrug sich nicht mit der Art, wie er schliesslich seine Selbständigkeit gegen den begreiflicherweise eifersüchtigen Chef geltend machte. Sie fand ein jähes Ende. Dennoch ist sie wohl diejenige äusserliche Function gewesen, in der sich Rousseau noch am besten angelassen hat. Der Grund liegt nahe. Diese Stellung verstattete ihm bei dem erwähnten besondern Verhältniss effectiv den freisten Spielraum und verletzte seinen Unabhängigkeitssinn noch am wenigsten. Doch wozu die Fälle noch häufen! Auch die früher erwähnte letzte Ablehnung der Stellung bei einem reichen Steuermenschen hat wohl nicht vorzugsweise den von Rousseau betonten Grund gehabt. Während er her-

vorhob, dass es ihm übel angestanden haben würde, seine Grundsätze Angesichts eines solchen Geschäfts geltend zu machen, bestimmte ihn offenbar in erster Linie die Abneigung gegen jegliche Function, in der er sich hätte einem Andern unterordnen müssen.

Geistern und Charakteren, die eine sozusagen souveräne Selbständigkeit in sich tragen und dieser entsprechend Etwas geltend zu machen haben, ist es nun wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie für sich jegliche Art von Abhängigkeit und Unterordnung scheuen. Dies war der Fall Rousseaus, und sein Beruf konnte daher nicht in irgend einer Spielart der gesellschaftlichen Functionentheilung aufgehen. Einen Erwerb brauchte er und entschloss sich zum Notencopiren für soundsoviel die Seite. Dazu kamen einige Einnahmen aus seinen Büchern. Indessen hatte er den mechanischen Erwerb grade gewählt, um nicht gewerbsmässiger Schriftsteller werden zu müssen. Der Gewerbsschriftsteller schreibt, um Geld zu machen, und ordnet den Einnahmeinteressen alles Uebrige unter, so dass er zum feilen Functionär wird, der für jede Sache käuflich ist. Dies war und ist die vorherrschende Thatsache, wenn auch, wenigstens meiner Ueberzeugung nach, keine innere Nothwendigkeit. Die Vergleichung mit der Prostitution ist allerdings schon antik. Sie wurde namentlich von Sokrates gegen die bezahlten und dem Publicum schmeichelnden Lehrverrichtungen der Sophisten angewendet. Jedoch ist das Nehmen von Geld an sich selbst ein trügerisches Merkmal. Rousseau nahm für seine Manuscripte leidliche Preise ein; aber kein Hinblick auf das Geld bestimmte den Inhalt oder verrieth die Wahrheit. Wenn thatsächlich und durchschnittlich der Literatenberuf heute wie jederzeit mit demjenigen socialen Beruf einige Aehnlichkeit hat, den man im eigentlichen Sinne des Worts Prostitution nennt, so ist dies freilich, aber nur theilweise, eine äussere Nothwendigkeit. Es giebt allzu Viele, welche Literaten kaufen, und wie der Markt der Prostituirten mehr durch die Nachfrage, als durch freiwilliges Angebot geschaffen und gefüllt wird, so sind es auch die schlechten Interessen der Gesellschaft, durch welche das feile Literatenheer gleichsam conscribirt und aufgeboten wird. Uebrigens kann ich von meinem eigensten Standpunkt aus weder im Alterthum noch unter den modernen Verhältnissen und heute die Vergleichung des Sophisten-, Verlehrten- und Literatenthums mit der käuflichen Dirnenschaft als genugsam kennzeichnend erachten. Die Dirne giebt nur sich selbst preis; jene Sorte aber verräth und verkauft auch die Interessen und die Ehre

Anderer. Eher könnten Kuppler und niedere wie höhere Pornokratie mit den Verderbern und bestechlichen Verkäufern geistiger Dienste und Verleumdungsgifte in Parallele gestellt werden. Was aber die Zurückführung auf die Nachfrage nach schlechten Diensten anbetrifft, so sind eben die Bestecher doch wohl mindestens ebenso verantwortlich wie die Bestochenen. Im Abscheu gegen die feilen Geisteshandwerker hat also Rousseau nicht zu viel, sondern eher zu wenig geleistet.

13. Aus dem Unabhängigkeitssinn erklärt sich das Beste, was Rousseau vertreten und geleistet hat. Aus eben dieser Quelle flossen aber auch seine sittlichen Verkehrtheiten. Freilich war der Trieb zur Ungebundenheit nicht die letzte Ursache davon; denn er stammte selbst aus dem innersten Feuer des eignen Wesens, und dieses bethätigte sich nicht blos in berechtigtem Stolz, sondern auch in unberechtigter Eitelkeit. Eine Art Selbstsucht, die über das neutrale und demgemäss unschuldige Interesse hinausging und daher die Gerechtigkeitswaage zwischen dem eignen und dem fremden Wohl weder grundsätzlich noch sonderlich in besondern Fällen zu handhaben wusste, ist nicht blos in den Thaten, sondern auch in den Lehren für den schärferen Zergliederer unverkennbar. Die eigentliche Eitelkeit, ich meine das Erpichtsein auf hohle Auszeichnung und Unterschiedlichkeit in nebensächlichem Personen- und Geistesflitter, ging bei Rousseau noch über das nationale Maass hinaus. Nur hatte sie bei ihm einen festeren Untergrund und war mit Elementen eines gediegeneren Selbstgefühls verwebt. Dennoch hat auch sie nicht geringen Antheil an seinen praktischen und theoretischen Verirrungen. Genährt von der Religion und diese wiederum, namentlich den Jenseitswahn, nährend, hat sie, als hauptsächlichste Form des Rousseauschen Antheils an eigentlicher Selbstsucht, grade die nichtigsten und verwerflichsten Züge seiner Lebensführung und seines Gedankenkreises bestimmt.

Es ist der hohle Aberglaube sozusagen an eine dingliche Ichheit gewesen, was man bei Rousseau auf die Spitze getrieben findet und wofür sein Leben und Schreiben oft genug ein handgreiflicher Cultus geworden ist. Doch gereicht es ihm einigermaassen zur Entschuldigung, dass für diese falsche Ichpflege und seelendingliche Selbstbespiegelung die Religion den grössern Theil der Verantwortlichkeit zu tragen hat. Ohne solche Lymphe würde der Genfer Sprössling wohl mehr zur Raison gekommen sein und sein, übrigens ja berechtigtes, Selbstgefühl zugleich sachlicher und edler gestaltet

haben. Dieses würde ihm alsdann wohl grade da nicht gemangelt haben, wo es für wirkliche geistige Erhebungen am nothwendigsten ist, nämlich Angesichts einer deistischen Creaturhaftigkeit und entsprechenden Unterthänigkeit, an der Rousseau zeitlebens keinen Anstoss genommen hat. Ja er hat diesem hebräischen Erbstückchen gradezu einen fanatischen Cultus gewidmet, der ihm freilich und zwar nicht ohne begreifliche Ursache übel bekommen ist, indem hauptsächlich sein Glaubensbekenntniss den Anknüpfungspunkt und Vorwand zu den Verfolgungen lieferte. Die Knechtsgestalt der Religion, deren er sich nicht erwehren konnte, ist der auffallend unfreie Zug in Rousseaus Wesen. Von dieser konnte er sich nie losmachen, aber er hing daran nicht etwa aus allzu festem und lebendigem Glauben, sondern weil die Vorstellung von der ewigen Erhaltung seines Ich und von jenseitigen Ausgleichungen seines unbefriedigten Lebens, kurz ein bedeutendes Stück Eitelkeit, damit verwachsen war. Es mangelte ihm jener Zug wahren geistigen Stolzes, der die Unterordnung unter ein sogenanntes höchstes Wesen ungehörig und unedel findet. Uebrigens wird sich bei Gelegenheit der Gegenstände des nächsten Capitels zeigen, dass auch das politische System Rousseaus von vornherein unverständlich bleiben muss, wenn man dabei nicht die zu Grunde liegende Abhängigkeit von der Religion veranschlagt. Hier haben wir es jedoch zunächst mit Umständen des Privatlebens zu thun.

Sein halbes Leben hat Rousseau mit einem Weibe zugebracht und dieses dennoch formell nie geheirathet. In der letzten Zeit soll er vor einigen Personen erklärt haben, die Therese sei seine Frau, und in den allerspätesten seiner hinterlassenen Schriften hat er auch diesen Ausdruck angewendet. Ja er sagt selbst in den Bekenntnissen, nach 25 Jahren des Zusammenlebens habe er sie geheirathet. In dem Sinne, in welchem man dieses Wort gemeiniglich verstehen muss, hat sich keine ihm entsprechende Thatsache feststellen lassen. Die Heirathsform ist wohl von Rousseaus eigner Erfindung gewesen. Sie schmeckt nach dem Naturzustande des Verstandes und nach dem Glaubensbekenntniss. Vor zwei Zeugen und im Angesichte des Himmels jene Erklärung abgeben, — das ist eine selbstgeschaffene, jedenfalls uncivilistische, sachlich nichtige Heirathsmanier. Der Himmel gab dabei keine bessere Bürgschaft, als etwa für die Wahrheit der Bekenntnisse der Schwur bei der Posaune des jüngsten Gerichts. Mit dieser angeblichen Heirath befinden wir uns daher im Angesichte vom blauen Dunst.

Vielleicht hat sich Rousseau durch seine Eitelkeit verleiten lassen, anzunehmen, ein Ausspruch von ihm sei eine Gesetzgebung und für alle Welt mindestens ebenso verbindlich wie die gemeine Rechtsform. Auch ist bei ihm die Annahme des Gedankens gestattet, er habe hiemit eine neue Form der Eheschliessung in die Welt eingeführt. Offenbar liegt aber soviel auf der Hand, dass Rousseau von vornherein nur aus einer Art anticivilisatorischem Eigensinn einer wirklichen Eheverbindlichkeit widerstrebt hat. Er wollte sich nicht binden, — das ist der durchschlagende Grund gewesen, neben dem seine eignen speciellen Grundangaben nicht viel wiegen. Familiensinn hatte er so gut wie keinen. Woher sollte ihm der auch kommen? Im Vaterhause war davon, gelinde gesagt, wenig vorhanden, und nachher war er auch fast nur in Verhältnisse gekommen, die das Gegentheil oder eine Verzerrung davon vorstellten. Demgegenüber ist die Preisgebung seiner fünf, nicht zu vergessen unehelichen Kinder mit der Therese an das Findelhaus ein zwar handgreiflicher, aber doch nur geringfügiger Nebenumstand. Auch hat er über diese That nie nachhaltiges Bedauern kundgegeben, sondern sie immer als das unter den obwaltenden Umständen Bestmögliche, und zwar bis in das letzte Jahr seines Lebens hinein, vertreten.

Diejenigen, welche in ihrer Bosheit gegen Rousseau auf den vorerwähnten Punkt der Kinderpreisgebung ihre Angriffe richten und damit das Aergste ausgespielt zu haben meinen, schieben gemeiniglich dem Leser die Vorstellung unter, es habe sich um eine wirkliche Ehe und Familie gehandelt. Wenn die gesellschaftliche Institution der Findelhäuser Jemanden, der noch überdies, wie Rousseau, ein von sittlicher Zerfahrenheit angestecktes Leben hinter sich hatte, dazu veranlasste, von einem solchen öffentlichen Organ der socialen Corruptheit Gebrauch zu machen, so ist dies ebensowenig überraschend als etwa moralisch anmuthend. Es ist aber auch nicht derjenige Punkt, auf den solcher Beurtheiler besondern Werth legen wird, der wirklich über einen moralischen Compass oder gar Maassstab verfügt.

Grade Rousseau selbst hat wirkliche Schandhandlungen besser herauszufinden gewusst. Was ihm wirklich und mit Recht das Gewissen sein Leben hindurch bedrückt hat, und wodurch er vorzugsweise zur Abfassung der Bekenntnisse bestimmt worden sein will, ist eine in der That nicht wenig frech ausgefallene falsche Anschuldigung. Er verübte diese in Turin, als er in einem vor-

nehmen Hause Bedienter war, gegen ein junges unbescholtenes, dort als Köchin dienendes Mädchen, und noch dazu unter mehr beschwerenden als mildernden Umständen. Bei einem Todesfall und der zugehörigen Auflösung des Hauses wurde ein elendes Stückchen silbernes Band vermisst und bei Rousseau gefunden. Er hatte es gestohlen, um es jener jugendlichen und unschuldigen Person zu schenken, auf die er einen Blick geworfen hatte. Mit dem Besitz des Bandes abgefasst, kostete es ihm nun nichts, die Sache vollständig umzukehren und ihr, die von nichts wusste und mit ihm nichts zu schaffen gehabt hatte, ins Angesicht und vor den Leuten unterzuschieben, sie habe ihm das Band geschenkt. Die Beharrlichkeit und Verstocktheit, mit welcher er in dem häuslichen Verhör und bei der entschiedensten Confrontierung dem betäubten Erstaunen und den beklemmt gerathenden Vorwürfen des Mädchens gegenüber seinen Zweck durchsetzte, ist in der That denkwürdig. Ein überwiegender Verdacht traf die Unschuld stark genug, um ihre Zukunft verderben zu können.

Rousseau meint, er habe den Fall mit den Leiden seines ganzen Lebens wohl genug abgebüsst. Auch sagt er, er sei davon wiederholt gequält worden und habe ihn niemals Jemandem, und selbst der Warens nicht, zu vertrauen gewagt. Jedoch fällt es ihm auch nicht ein, nur davon zu reden, ob sich nicht hätten Schritte thun lassen, die voraussichtlichen üblen Folgen seines Unrechts für das Schicksal des Mädchens auszugleichen oder doch wenigstens zu mildern. Doch so Etwas ist nicht Rousseaus Art. Ungeachtet aller scheinbaren Mitgefühligkeit denkt er doch nur an sich und seinen bisweilen quälenden Gewissenszustand. An der Religion ist sein bischen Moral aufgeknüpft. Er fürchtet eine von jenseits stammende Vergeltung. Er möchte sich befreit und beruhigt sehen, wohlgemerkt also sich, d. h. seine souveräne Ichheit für dieses und das gewähnte andere Leben möglichst glimpflich entlastet wissen. Die Sühne muss aber bequem sein; sie besteht in einem Opfer von Gefühlen und in der schliesslichen öffentlichen Beichte. Für den geschädigten Theil kommt Nichts heraus, nicht einmal ein auf die jenseitige Gerechtigkeit, die für Rousseau doch gültige Währung war, gezogener Wechsel.

Sieht man genau zu, was der überwiegende Beweggrund zu jenem nicht blos moralischen, sondern auch criminellen Vergehen gewesen, so findet man etwas der Eitelkeit Verwandtes. Die Begier, sich in der Meinung Derer, von denen der Ruf abhängt, zu

behaupten, hielt keinen Preis zu hoch, und darum kam es Rousseau nicht viel darauf an, was das Mädchen von ihm dachte und sein eignes Bewusstsein ihm sagte, wenn nur der Graf Soundso und überhaupt die Leute nicht dahinter kamen, dass er gestohlen. Die Neigung zu kleinen Diebereien stammte bei ihm wohl hauptsächlich aus der Lehrlingschaft, in welcher ihn die Gehülfen zum Stehlen für sie genöthigt und angelernt hatten. Die Fähigkeit aber zu dem erwähnten Verhalten, gegen welches der Diebstahl selbst als Kleinigkeit gelten muss, ist auf ein mit Schwäche verbundenes Haften an dem äussern Schein der Ehre zurückzuführen. Er erkaufte die Freiheit von äusserer Schande mit einer unvergleichlich grössern innern, und das berechtigte Urtheil eines einzelnen Nebenmenschen gegen ihn wog bei ihm nicht, wenn nur die Uebrigen ihn nicht verurtheilen konnten. Dieser Sachverhalt, der auch sonst in seinem Leben und Schreiben nicht zu vergessen ist, muss als ein verderbter Auswuchs eben jenes Selbstgefühls und Unabhängigkeitstriebes angesehen werden, in welchem auch die unbestreitbarsten Verdienste Rousseaus wurzelten. Ein Gesammturtheil über Person und Leistungen zusammengenommen ist daher auch erst möglich, wenn Alles erwogen ist, was vornehmlich mit jenem Triebe zusammenhängt. Hieher gehört aber in der entschiedensten Weise die Verbindung des Anticulturellen und des positiv Politischen in Rousseaus publicistischen Arbeiten. Was aber jene Busse im ganzen Leben anbetrifft, von der er bezüglich seiner eigentlichen Schandthat redet, so ist sie wieder im Rahmen angestammter religiöser Falschheit gedacht. Nicht die Handlung ist abgebüsst worden; mit den paar Selbsterinnerungen des Gewissens daran hat sich Rousseau ja auf seine Weise ziemlich billig abgefunden; denn es war keine sonderliche Strafzumessung, sich eine schriftstellerische, nebenbei noch auf sich selbst eitle Beichte aufzuerlegen. Wohl aber hat die innere Rache anderwärts gewaltet, tiefer gezielt und allgemeiner getroffen, als mit ausschliesslichem Bezug auf jenes einzelne Schandstück möglich gewesen wäre. Die Eigenschaften, aus denen jene moralische Unthat stammte, haben sich in Rousseau überall bethätigt und ihm das Leben theilweise gründlich verleidet. Ist er also auch juristisch sowie auch moralisch für die besondere Handlung straflos ausgegangen, so hat doch das dieser Handlung zu Grunde liegende Wesen, d. h. der Inbegriff schlechter Züge der Rousseauschen Natur, nicht verfehlt, ihm in den verschiedensten Richtungen seiner geistigen wie seiner praktischen Bethätigung genug quälerische Streiche

zu spielen. Er ist allerdings ein Stück Geissel für die Welt geworden, aber auch nicht wenig Geissel für sich selbst, und in Beidem sehen wir Acte wirklicher Gerechtigkeit.

Elftes Capitel.

Bruchstück einer politischen Theorie Rousseaus und Gesammtcharakter seines Strebens.

1. Im Bereich einer wesentlich belletristischen Grössengruppe nehmen sich directe Vertretungen der Politik und des Rechts zunächst ungewohnt aus. Indessen haben grade die drei ausgezeichnetsten Schriftsteller, welche die neuere Zeit im publicistischen Felde aufzuweisen hat, sämmtlich dem schöngeistigen Gebiet mehr als blos nahe gestanden. Es sind Macchiavelli, Hobbes und Rousseau. Der Erste war auch Komödienschreiber, der Zweite befasste sich wenigstens nebenbei mit Uebersetzungen aus der antiken Belletristik, und bei dem Dritten sieht man den modernen Geist schon so entwickelt, dass er unwillkürlich die populäre und belletristische Form für die ernsten und sachlichen Hauptangelegenheiten des Privat- und Völkerlebens mehr als irgend sonst Jemand nutzbar macht. Politik und Recht oder, wenn man will, Naturrecht sind seit dem Mittelalter hauptsächlich Juristen und Historikern, fast immer aber Pedanten und Amtssöldnern zur Lehre und Darstellung anheimgefallen. Kein Wunder daher, dass hieraus bisher nichts auftauchen konnte, was für Nichtverlehrte sonderlich geniessbar gewesen wäre oder gar einen durchgreifenden Standpunkt vertreten hätte. Auch Hugo Grotius ist hievon nicht auszunehmen, und der sogar absichtlich etwas belletristelnde Montesquieu, mit seinen schablonisirten Echos englischer Zustände, ist ein ziemlich matter, ja bisweilen recht langweiliger Schriftsteller. Er hat, gelinde gesagt, nicht recht eindringende Gedanken und ist gar sehr überschätzt worden, weil er der mittleren Menschennatur, ja der Mittelmässigkeit und dem historischen Mischmasch der Compromisse, mit dem Flitter von allerlei Redensarten und mit oberflächlichen Schematisirungen zu Hülfe kam. Auch Rousseau hat sich von ihm in den speciellern

Ausführungen der Schrift über den Gesellschaftsvertrag beeinflussen lassen, und die hieher gehörigen Bestandtheile sind demgemäss auch die misslungensten, ja öfter von solcher Art, dass sie mit der sonstigen eignen Auffassungsrichtung Rousseaus in Widerspruch stehen.

Eigentliches Schöngeisteln ist in einer publicistischen Darstellung, ja selbst im rednerischen Genre, wenn dieses gediegener sein will, stets ein Vorwurf. Allein es handelt sich auch bei den grossen Schriftstellern um etwas Anderes. Macchiavelli ist in seinem Fürsten naiv und einfach; er schrieb für Leute von Welt und, wenn auch mit einigen unmodernen Anklängen an das Alterthum, so doch auch in diesen ohne formelle Pedanterie. In Hobbes Leviathan sieht man allerdings die Rippen des Systems noch etwas zu eckig hervorstehen, aber dafür ist die Entschädigung ein klarer Stil, verbunden mit Bestimmtheit und Festigkeit der Vorstellungen. In Rousseaus Gesellschaftsvertrag tritt in den besten, namentlich in den ersten Capiteln eine markirte politische Dialektik hervor, die in wirklichen Sachunterscheidungen wurzelt und den sich einfach ergehenden Gedankenfluss nicht beeinträchtigt. Hier und da nähert sich Rousseau in einigem Maass jener Natürlichkeit der Darstellung, durch die sich ganz von selbst der Zweck allgemeiner Mittheilung erreicht findet. Dieser Zweck und nicht etwa eine im engern Sinne belletristische Form ist es aber auch, auf den der moderne Völkergeist hinzuarbeiten hat. Warum soll sich die überlieferte Verlehrtheit von Kasten dort noch ferner zwischenschieben, wo es sich für das Publicum um die einfachsten öffentlichen Lebensangelegenheiten handelt? Naturgemäss und in edler Form sich mittheilen, ist nicht Etwas, was etwa nur von Unterhaltungserzählern und Dichtern zu verlangen wäre. Es ist dies vielmehr eine Forderung, die überallhin ausgedehnt werden muss, zunächst aber vorzugsweise für das eigentlich publicistische Gebiet, also für Politik und öffentliches Recht in Frage kommt. In dieser Beziehung ist nun Rousseau der verhältnissmässig modernste Schriftsteller; denn er hat der Form und der Sache nach einen Anfang gemacht, dem sich im weiteren Verlauf der Literaturgeschichte noch nichts Entsprechendes angereiht hat.

Sein Gesellschaftsvertrag soll sein politisches Hauptwerk sein und ist es auch, wenn man auf die Specialisirung der Erörterungen sieht. Er ist, verglichen mit den drei Hauptbüchern Rousseaus, eine verhältnissmässig kurze Schrift, die sich daher auch in dem

Bande der sogenannten Petits Chefs-d'oeuvre hat mitdrucken lassen. Dennoch wird die Lectüre, sobald man über die ersten Capitel hinweg ist, ermüdend und durch das sich einmischende Detail abstract politischer Schematik sogar trocken. Wer die wesentlichen Grundansichten Rousseaus über den Staat auf einem weniger unbequemen Wege kennen lernen will, findet im letzten Buch des Emil dahin einschlagende Ausführungen, die überdies später gearbeitet sind als der Hauptinhalt des Contrat social. Trotzdem wird man aber von dem, was Rousseau eigentlich will, nicht viel verstehen, wenn man nicht zuvor das System ergründet, welches sich in der Abhandlung über die Ungleichheit bethätigt hat. Rousseaus politische Theorie im Gesellschaftsvertrage ist, wie diese Schrift selbst, ein Bruchstück. Seit der Thätigkeit bei der Gesandtschaft in Venedig war ein grösseres Werk unter dem Titel politischer Institutionen projectirt und nach und nach theilweise ausgearbeitet worden. Rousseau fühlte sich aber der vollständigen Ausführung nicht gewachsen und hatte auch wohl sonst zur Fortsetzung keine rechte Lust. Er machte daher einen Theil desselben unter dem Titel Gesellschaftsvertrag für die Veröffentlichung zurecht und vernichtete die unbrauchbaren Reste.

Hiemit lieferte er aber insofern etwas auch innerlich Unvollständiges, als seine Theorie wesentlich nur für kleine Gemeinwesen gelten sollte. Allerdings sah er auch wirklich kein Heil, ausser in Kleinstaaten, etwa von der Ausdehnung Genfs; aber er übersah doch nicht, dass wenigstens durch Bündnisse grössere politische Zusammenhänge geschaffen werden müssten, und mit einer solchen Aufgabe hat er offenbar nicht zu Rande kommen können. Ueberhaupt muss ihn der Widerspruch, dem er sich bei seiner Art von Würdigung des Politischen seitens der Wirklichkeit und zwar in seinen eignen Gedanken aussetzte, abgeschreckt oder doch wenigstens unmuthig gemacht haben, es mit der Durchführung eines zugleich umfassenden und consequenten Ganzen ernstlich zu versuchen. Ueberdies gab es für die föderalistische Seite im Alterthum so gut wie keine, nämlich sicherlich nicht einladende Vorbilder; denn Bündnisse und Bundesgenossenschaft waren sichtbar genug meist nur Ausdrücke, durch welche Herrschaftsausdehnung und Ungleichheit maskirt wurden. Rousseau hielt sich aber, wo ihm die Verhältnisse seiner Vaterstadt Genf nicht als Muster oder wenigstens als Anknüpfungspunkt dienten, an seine griechische und römische Romantik. Diese musste ihn aber in der fraglichen Richtung noch mehr mit sich selbst uneinig machen, als schon ohnedies der Fall

war. Er liess also die Bündnisse und alles Uebrige, was über ein kleines Gemeinwesen hinausreicht, ja auch hinaustreibt, auf sich beruhen und begnügte sich mit seinem Gesellschaftsvertrage.

Doch auch dieser hatte nicht seine volle Liebe, wenn sich dies auch nicht direct, sondern nur mittelbar-und zwar nur für den Kenner des ganzen Bestrebungskreises-verräth. In seinen Speculationen war Rousseau bis zur Verurtheilung jeglicher Gesellung und Gesellschaft gelangt, und hatte diesen Standpunkt in der Schrift über die Ungleichheit dargelegt. Was er sich als Ur- oder Naturzustand dachte, galt ihm als das verlorene Glück der Menschheit, jegliche Cultur und Civilisation aber als ein Unglück. Diese kühn aussehende Meinung war die Consequenz jenes thierhaften Naturverstandes, der sich-übrigens gar sehr-durch Religions- und Poesietrug, namentlich durch die Vorstellungen von einem einstigen Paradiese oder auch dem Wahn eines ursprünglichen goldnen Zeitalters, bestärkt finden musste. Ja es erklärt die Religionshaftigkeit Rousseaus auch den zu Grunde liegenden Hauptzug seiner Auffassung von Socialität und Politik. Der ganze sociale und politische Zustand der Menschen ist-durch deren Schuld-in die Welt gekommen; die Natur und deren angeblicher Urheber sind unschuldig daran. Wären nur nicht gewisse Dinge vorgekommen, welche freilich Rousseau -eingeständlich-nicht näher angeben kann, so wäre das Menschengeschlecht noch im Naturzustande-ohne Gesellschaft und Civilisation und lebte in glücklicher Isolirung der Einzelnen, die sich unter den Thieren zerstreut fänden, ja nicht einmal eine Sprache entwickelt hätten. Hienach ist jegliche Verbürgerung auf gut Rousseauisch schon ein Sündenfall des Menschen, und es ist demgemäss in der verderbten Culturwelt eigentlich ernsthaft nichts mehr zu holen. Sie wird, wie ja auch von den Pfaffen und Pessimisten die Welt überhaupt, als ein Jammerthal ausgegeben.

2. Wenn nun in diesem Reich der Verderbniss Rousseau trotzdem noch schriftstellerische Lorbeeren sucht und gar Staat und Politik mit der Vorzeichnung von Lineamenten bedenkt, so ist dies von jenem seinem Standpunkt aus eine Herablassung und Anpassung, in welcher er die Menschen nimmt, wie sie nun einmal-nach ihrem Fall in die Civilisation-sind, nicht wie sie urrousseaugemäss sein sollten und auch thatsächlich sein würden, wenn nur nicht jene verwünschte und räthselhafte Fatalität dazwischengekommen wäre. Nun begreift sich, dass bei einer solchen Auffassung die Liebe zur Sache nicht allzugross sein konnte. Allem Anschein nach ist der

Hauptentwurf des Gesellschaftsvertrages schon gemacht gewesen, ehe sich sein Entwerfer vollständig zu jenen Isolirungsgedanken wendete, die mit keiner Art von Gesellschaft und Cultur verträglich sind. Möglicherweise hat aber auch derselbe Widerspruch obgewaltet, wie er sich im Emil ausdrückte; denn von diesem Buch steht es fest, dass Rousseau vermeinte, darin Etwas niedergelegt zu haben, was mit den Abhandlungen über die Wissenschaften und die Ungleichheit ein Ganzes bildete. Jedoch ist der beruflose Emil, der mit den Menschen, aber nicht wie sie, leben soll, noch eher mit der Anticivilisation verträglich als der socialcontractliche Staat. Es würde jedoch vergebliche Mühe sein, alle Widersprüche erörtern zu wollen, in welche der thierhafte, aber verreligionisirte und sittenermangelnde Naturverstand mit den Wirklichkeits- und Wissensthatsachen höherer und edlerer Art und hiedurch auch nothwendig theilweise mit sich selbst gerathen ist. Rousseau wollte eben in der gegenwärtigen Welt nicht blos etwas Naturzustand, sondern auch nach Möglichkeit etwas Genfer Bürger spielen, wie letzteres noch besonders durch seine der Ungleichheitsschrift beigegebene Widmung an die Genfer Republik oder vielmehr die Genfer Honoratioren klar ist, in welcher er von schmeichelhaftem Lobe und von Conservatismus für die Genfer Zustände überfliesst.

Was wir vorher aus einem gewissen Gesichtspunkt Herablassung nennen konnten, ist in Wahrheit ein unwillkürliches Hinaufgezogenwerden in ein höheres Bereich, für welches Rousseaus thierhaftes Genie so wenig geschaffen war, dass es sich vielmehr am besten nur gegen dieses Bereich bethätigen konnte. Dennoch war diese instinctive Virtuosität, da sie sich über sich selbst begreiflicherweise nicht klar werden konnte, dazu verurtheilt, beständig zwischen ihrer eignen Naturrückfälligkeit und der sich aufnöthigenden Civilisation in unbehaglicher Schwebe zu bleiben. Die Cultur liess sich nicht abschütteln; der Fortschritt der Civilisation konnte durch die ohnmächtigen Beschwörungen der Unwissenheit und der in der Rohheit bestehenden Urgleichheit nicht gehemmt werden. Was also thun oder vielmehr denken? An Gedankenmaterial für einen solchen Standpunkt fehlte es in der Geschichte der menschlichen Unvernunft längst nicht. Der Culturpessimismus hatte in der herrschenden Religion seine Stelle und Heiligung. Wer in diesen Wahnvorstellungen nicht blos zu Hause, sondern in sie tief eingetaucht war, konnte weiter keine Mühe haben, die Welt der Civilisation, also das Gebiet von Cultur, Recht und Staat als eine im Grunde verfehlte

Schöpfung anzusehen, in der unter allen Umständen nichts Unverderbtes zu haben wäre.

Lässt sich also Rousseau mit der Welt der Civilisation schriftstellerisch ein, so thut er es aus dem eingeständlich corrupten Bedürfniss, mit welchem er selbst leider nun einmal auch behaftet wäre. Von dieser Art wenigstens sind alle seine eignen Ausreden, sobald ihm die Widersprüche zwischen seinem eignen Thun und seinen Verherrlichungen des Naturzustandes vorgehalten werden. Es kostet ihm auch gelegentlich Nichts, sich selbst für corrupt und hieraus das Bedürfniss zu erklären, welches in ihm nach der Seite der Gesellschaft hin noch übrig ist. Die Welt angeblich verachten und doch nach ihr lüstern sein, ist ein uraltes Stück religiöser und pfäffischer Heuchelei; warum sollte sich zu ihr nicht verwandtschaftlich der Wahn gesellen, die Einrichtungen menschlichen Gemeinlebens, ja dieses ganze Gemeinleben selbst, wie es auch beschaffen sein möge, als eine im Grunde verwerfliche Schöpfung menschlicher Willkür anzusehen! Alsdann ist das etwaige Gute, welches darin zu haben und anzuerkennen sein mag, nur ein minder Schlechtes, und hierauf läuft ungefähr auch der Staatsbau Rousseaus hinaus. Der Tod steckt allen Reichen und Verfassungen von Anfang an sozusagen schon im Leibe; dieses Memento mori hängt dem Politiker Rousseau nicht minder über dem Nacken, als die ganz gemeine Sterbeerinnerung den Trappisten. Selbstverständlich gilt ihm der Tod der Gemeinwesen, gleichwie der physische, nicht als eine naturgesetzliche Nothwendigkeit oder gar als Etwas, womit man zufrieden sein könnte. Im Gegentheil kennt er allen Tod nur aus dem Gesichtspunkt des voreiligen Aberglaubens, der die thierische Furcht vor dem Uebel in jenseitige Wahngebilde übersetzt und aus der Vernichtung einen ursprünglichen Fluch macht. Folgerichtigerweise hätte daher Rousseau auch den natürlichen Tod aus dem Bilde seines Naturzustandes wegdichten müssen, wie er aus ihm alle Regungen von Tugend und Laster, ja selbst die Rache, die doch der vergeltenden Gerechtigkeit zu Grunde liegt, weggedichtet hat. Eine derartige Consequenz wäre aber für seine Art Verstandesbethätigung zu logisch gewesen und geht uns hier nichts weiter an. Genug, dass der politische Bau ein Nothbau ist, der früher oder später zum Ruin führt. Nach dem Fall des Menschen aus dem Naturzustande ist eben nur ein so verderbtes Halbwesen möglich, und wenn Rousseau mit jener seiner Schrift über den Staat Lorbeeren und einiges Geld einerntet, so lohnt es sich schon, dieses

Bruchstück der politischen Institutionen, d. h. diesen Gesellschaftsvertrag herauszugeben. Unser Wissen, dachte wohl der Verfasser auf gut religiös, ist ja überhaupt nicht blos Bruchstück, sondern auch von Seiner Rousseauschen Hoheit noch extra in der gekrönten Preisschrift als Ursache der Corruption verurtheilt. Von den guten Fürsten gewärtigte Rousseau ja ausdrücklich, dass sie die Buchdruckerkunst, die soviel Unheil gestiftet, aus ihren Staaten verbannen würden. Wenn nun der Ertheiler solcher Rathschläge im eigentlichen Bereich politischer Theorie arbeitet, so kann er es mit unserer politischen Welt nicht allzu ernst meinen. Auch schwebt in der That immer der Jenseitswahn darüber, und alles Weltliche hat demgemäss nur eine Bedeutung zweiter Classe, in welcher es denn begreiflicherweise auf ein paar Dunkelheiten und Widersprüche mehr oder weniger nicht ankommt. Für unbedingte gegenständliche Wahrheit hat der natürliche Feind der Wissenschaft überhaupt keinen Sinn, und dies wollen wir nicht vergessen, indem wir einen Blick auf die Rousseausche Staatsconstruction werfen.

3. Selbstverständlich ist es richtig, dass blosse Gewalt nur ein Inbegriff von Kräften, aber kein Recht ist und daher auch keine Verbindlichkeit mitsichbringt. Der Gewalt giebt man nach wie einer physischen Kraft, wenn man schwächer ist; aber man widersteht ihr, wenn man selber dazu die Macht hat. Hievon geht Rousseau aus und sieht sich nun nach einem Princip um, welches wirkliche Verbindlichkeiten entstehen lasse. Hiefür kennt er nichts als den Vertrag; zwischen Gewalt und Vertrag giebt es für ihn kein Drittes. Demgemäss soll ein Bereich politischer Verbindlichkeit nur auf einem allgemeinen Vertrage beruhen können, in welchem jeder sich gegen alle Uebrigen verpflichtet hat. Der endgültige Schritt aus dem Naturzustande soll daher durch einen gesellschaftlichen Vertrag geschehen.

Die Nöthigung, vermöge deren der Naturzustand nicht fortbestehen kann, ist in Rousseaus Vorstellungen, wie schon früher gesagt, völlig dunkel. In unserer modern gewohnten Anschauungsweise vom Fortschritt liegt das grade Gegentheil von Rousseaus Meinung. Dennoch kann aber letztere leicht missverstanden werden, wenn man nur die Auslassung der Contractschrift vor Augen hat und Rousseaus anticivilisatorische Grundansicht nicht näher kennt. Ja es muss dieses Missverständniss unterlaufen, indem man, voreingenommen für die moderne Fortschrittstheorie, über die sehr unbestimmten Redensarten hinliest, mit denen Rousseau den Uebergang aus der Natur in den Staat mehr umnebelt als erläutert. Es

sollen nämlich die Hindernisse, welche der Festhaltung des Naturzustandes entgegenstehen, so überwiegen, dass hieraus das Verlassen als das leichtere erscheint. Wer nun etwa gut volkswirthschaftlich an Futterschwierigkeiten denken wollte, von denen sich die spärliche Zahl der Menschenthiere, die aber nach Vermehrung strebt, zur zusammenwirkenden Vereinigung ihrer Kräfte angetrieben fände, würde Rousseaus verkehrte Grundvorstellung in das Richtige umkehren. Dieser denkt sich nämlich, wie man anderwärts in seinen Schriften sieht, den Naturzustand als denjenigen, welcher der Vermehrung der Bevölkerung am günstigsten ist, und sieht die Culturentwicklung als ein Mittel an, die Menschenzahl zu verringern und in engern Grenzen zu halten als es der Naturzustand thun würde. Er dichtet also seinem thierischen Naturzustande den Vortheil an, welcher von den sogenannten Mercantilisten in der Handels- und Industrieblüthe gesucht wurde. Hienach bleibt es denn dabei, dass Rousseau auf gut religiös Fehltritte voraussetzt, die sozusagen in eine Klemme geführt haben, in der man sich durch die Staatsbildung eine Art Erleichterung zu verschaffen sucht. Er hält aber mit diesem Wahn in der politischen Hauptschrift selbst hinter dem Berge, und wem nur diese Schrift in die Hände fällt, wird nothwendigerweise ein wenig gefoppt werden müssen; denn der auch hier obwaltende Culturpessimismus führt zu allerlei Unzuversichtlichkeiten, die um so unangenehmer wirken, als sie sich aus der Schrift selbst nicht erklären. Kennt man aber einmal den Hintergedanken gründlich und vollständig, so sind diese politischen Verklemmtheiten keine Ueberraschung mehr.

Wenden wir uns jedoch wieder zu demjenigen Gange des Raisonnements, der kritisch zurechnungsfähiger ist als die Schatten der Religion. Ein Vertrag und noch dazu ein Vertrag Aller mit Allen, soll der einzig mögliche Grund für politische Verbindlichkeiten sein. Schon die alten römischen Juristen erdichteten sich im Privatrecht oft Verträge, um sie als Krücke für den sonst stockenden Fortgang ihrer Schlüsse zu benützen. Das Wörtchen quasi, wie wenn, gesellte sich zu Allerlei; aber besonders der Quasicontract wurde ein häufiger Lückenbüsser der logischen Unbeholfenheit. Weil man zu ungeschickt war, gewisse Rechtsverhältnisse in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit und Wahrheit auf eine Theorie zu bringen, reihte man sie an etwas Aehnliches, aber doch specifisch Ungleiches an. Mangel an Abstractionsvermögen hatte ursprünglich alle jene Wiewennverhältnisse und zwar zunächst noch ziemlich unschuldig

entstehen lassen. Eine spätere, schon schulmässig verknöchernde Zeit hatte dann förmliche Quasigebilde als eigne Gattungen verkörpert. Publicistische Juristen der neuern Jahrhunderte hatten schliesslich nicht selten zur Ableitung politischer Zustände Vertragsannahmen untergeschoben, wie beispielsweise Unterwerfungsverträge, vermöge deren sich das Volk unter Fürstengewalt begiebt. Auch bei Hobbes spielte die Vertragsfiction eine Rolle. Allein meistens wusste man selber nur zu gut, dass solche Verträge, d. h. zweiseitig und mit der Absicht gegenseitiger Verpflichtung kundgegebene Willensübereinstimmungen in den fraglichen Angelegenheiten nie ausdrücklich platzgegriffen hatten. Man übertäubte aber sein logisches Gewissen mit der Einrede, dass doch wenigstens stillschweigende Einwilligungen und annähernde Uebereinstimmungen vorausgesetzt werden dürften.

Auch bei Rousseau fehlte nun jene Vorstellung von der unerfassbaren Thatsächlichkeit des gesellschaftlichen Vertrages nicht ganz; aber die Selbstanmeldungen solcher Einwürfe hielten ihn in seinem Schematismus nicht auf. Hatte er doch in seiner anticulturellen, wesentlich zu Gunsten des Naturzustandes geschriebenen Abhandlung die Thatsächlichkeit des Naturzustandes selbst bezweifelt! Dies hat ihn aber in seiner Annahme desselben dann nicht weiter behindert und ihn nichtsdestoweniger seine culturverurtheilende Entwicklungsskizze der Civilisation daranreihen lassen. In der That haftete allen derartigen Vorstellungen sichtlich eine solche Unbestimmtheit und Nebelhaftigkeit an, und es waren die sondernden Fähigkeiten des Verstandes dabei verhältnissmässig erst so wenig und unvollkommen bethätigt, überdies aber der rückwärts liegende Horizont des Menschheitslebens auch sachlich noch so umschleiert, dass man sich über jene gedanklichen Unvereinbarkeiten und Unzuträglichkeiten nicht sonderlich zu wundern hat.

Die Aufgabe soll sein, eine Associationsform zu finden, welche mit der ganzen gemeinsamen Kraft die Person und die Güter jedes Genossen vertheidige und schütze, und durch welche Jeder, indem er sich mit Allen vereinigt, dennoch nur sich selbst gehorche und so frei bleibe wie zuvor. Die Formel des socialen Abkommens besagt, Jeder werfe seine Person und seine ganze Macht in die Gemeinschaft unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens, und erhalte sich als untheilbares Stück des Ganzen zurück. Hiemit soll das Gemeinwesen constituirt sein, und alles Uebrige ist nur untergeordneter Detailschematismus, für den sich Rousseau die

Bilder hauptsächlich von Genf, dann von der antiken Romantik und theilweise auch aus den von Montesquieu schablonisirten Vorstellungsarten herholt. Mit jener Grundvorstellung war Alles erschöpft, was einigermaassen als Anklang zur revolutionären Entwicklung passend befunden werden konnte, so sehr auch Rousseau selbst eine Art Conservatismus vertrat, nämlich wo es galt, einen ihm gefallenden Staat, wie etwa Genf, stationär zu machen und vor dem Fortschritt, als dem Wege zum Verfall, zu bewahren. Jene Grundlegung zu aller Staatsgewalt durch Einstimmigkeit der Einzelnen ist allerdings so etwas wie Theorie der Volkssouveränetät, und man hat letzteres Wort als Bezeichnung für die Rousseausche Theorie oft genug gebraucht. Indessen wird sich bei näherer Aufmerksamkeit nachher zeigen, wie zweideutig die Lehre gerathen ist, und wie sehr sich ihre demokratisch aussehende Seite mit einer entschiedenen Empfehlung der Aristokratie verquickt findet.

Zuvor sei aber unsere Eingangserörterung abgeschlossen, nämlich die Unrichtigkeit der Alternative von Gewalt und Vertrag vollständig klargestellt. Aus dem Willen, und daher noch weniger aus einem wirklich oder nur sogenannt allgemeinen Willen, kann man im letzten Grunde keine Urverbindlichkeiten ableiten. Das Bereich der auf absichtlich verpflichtende Willensäusserungen gegründeten Verbindlichkeiten ist ein engeres, und die Haltung eines Vertrages ist eine Pflicht, die nicht erst selber in einem darüberstehenden Vertrage wurzeln kann. Ebenso kann der Wille an sich selbst keine Verbindlichkeit und kein Recht in die Welt setzen; vielmehr besteht die Verbindlichkeit unabhängig von ihm wie eine mathematische Nothwendigkeit. Es haben sich also die deutschen Philosophirer und Philosophaster, die vom trocken mystischen Kant an bis auf den widerlich stumpfen Hegel der volonté générale Rousseaus nachliefen und diese zu einem gestaltlosen Willensdunst machten, arg verlaufen.

4. Wie soll übrigens auch Jemand, der keine Wissenschaft, geschweige eine von letzter Instanz, anerkennt, die letzten Principien gegenseitiger menschlicher Verbindlichkeit auffinden? Von so Etwas hat er keinen Begriff, dafür aber die Religion als Lückenbüsser, wenn auch nur als einen mit bereits gestörtem Glauben. So formulirt Rousseau seine sogenannte bürgerliche Religion mit Gott und Jenseitswahn. Zu diesen staatlich zwingenden Dogmen gesellt sich auch dasjenige der Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages. Hiemit ist die politische Verfassung, nämlich die Sicherheit für die Einhaltung

des einstimmigen Urvertrages an der Religion aufgeknüpft, während doch diese Religion selbst als eine bürgerliche umgekehrt als vom Vertrag abhängig gedacht wird. Wer den Vertrag eingegangen ist, d. h. sich zu jenen politisch religiösen Dogmen bekannt hat und sich hinterher als ungläubig erweist, soll mit dem Tode bestraft werden. Da hätten wir denn ein Reststückchen Fanatiker aus dem calvinverklemmten Genf. Dort gehörte das Glaubensbekenntniss zu den Bedingungen des Bürgerrechts, und Rousseau hatte dieses Bürgerrecht durch seinen jugendlichen Uebertritt zum Katholicismus verwirkt, in seinen reifen Jahren aber durch förmlichen Rückübertritt zur Genfer Staatsreligion wiedererworben, und nannte sich nun auf den Titeln seiner Schriften „citoyen de Genève". Der heuchlerischste Artikel seiner socialcontractlichen Religion ist der emphatische Ausschluss der Intoleranz. Er findet sich in nächster Nachbarschaft mit jener Todesstrafe für bürgerliche Ungläubigkeit. Doch genug von diesen Pünktchen, die erst dadurch ihre volle Komik erhalten, dass der Contrat social grade nur in Genf vom Henker geholt, nämlich verbrannt wurde, und dass Rousseau überhaupt alle seine Aspirationen auf eine Ehrenexistenz in und für Genf hat müssen gründlich in die Brüche gehen sehen. Man hat ihm seine liebenswürdige Toleranz interpretirt; man hat ihn ein wenig mit dem eignen Maasse gemessen. Doch davon nachher! Zuvörderst noch von der Art, wie in der Theorie das Häkchen der Religion die mangelnde Wissenschaft und Logik ersetzen muss.

Eine Sanction für die Gesetze macht ihm sichtliche Schwierigkeiten; denn er scheut sich, es rund und klar auszusprechen, dass er dafür nichts Anderes habe, als die Religion und zwar seine bereits bürgerlich abdestillirte Religion im Hinterhalte. So entsteht denn der verschleierte Zwitter von Staatsreligion und Religionsstaat, der bei dem vielmaligen Bibeldurchleser sammt den sonstigen Einmischungen hebräischer Reminiscenzen nicht überraschen kann. Genf ist das Vorbild, und der sociale Vertrag geht, wenn man die Sache beim rechten Namen nennen will, auf einen etwas verallgemeinerten und idealisirten Genferismus. Wollte man den Gesellschaftsvertrag abstracter nehmen, wie er sich selbst ausgiebt, so müssten sich gleich curiose Fragen anmelden. Haben die Frauen darin mitgestimmt? Wie ist im Naturzustande das stimmfähige Alter festgesetzt worden? Wer hat die Initiative zu der ganzen Procedur ergriffen? Indessen solche Fragen aufwerfen, heisst schon die Sache in einem Sinne nehmen, in welchem der Glaube an sie-

ihrem Vertreter selber fehlte. Der Vertrag war als geläufige Form zur Hand gewesen, um Publicistisches anders als durch die Gewalt zu erklären. Er reichte nicht aus, führte vielfach in die Irre und konnte niemals völlig streng genommen werden. So ergaben sich denn mancherlei Unzuträglichkeiten und Verkehrtheiten, die sich durch neue Fehler, nämlich durch Inconsequenzen, wohl etwas abändern, aber nicht wegschaffen liessen.

In den Briefen vom Berge, in denen er seine Theorien gegen die Genfer Verurtheilung vertheidigt, macht er geltend, dass er gewissermaassen der Aristokratie den Vorzug gegeben habe. Die beste der Regierungen, spricht er gradezu aus, sei die aristokratische; aber die schlechteste der Souveränetäten sei auch die aristokratische. „Le meilleur des gouvernements est l'aristocratique; la pire des souverainetés est l'aristocratique.“ Man muss die französischen Ausdrücke vor Augen haben, um nicht ein Missverständniss zu argwöhnen; denn Rousseau steht in dem Ruf demokratischer Gesinnung. Künstlichkeiten und Zweideutigkeiten schlingen sich aber um Alles, und zwar stammen diese nicht sowohl aus der Gefahr, die volle und reine Wahrheit zu sagen, als vielmehr aus der Unfähigkeit, sie selber zu erfassen. Das verhältnissmässig Beste ist immer noch Rousseaus persönlicher Trotz, der sich gegen den Zwang auflehnte; in den Theorien blieb er von allerlei sich widersprechenden Ueberlieferungen abhängig, grade wie er im Leben trotz manchen befreienden Rucks doch eingestandenermaassen einer sich steigernden Sklaverei anheimfiel. Aus antiken Schriften hatte er die Vorliebe für Sparta und spartanische Einrichtungen angenommen. Wie sollte sich nun bei der Idealisirung desjenigen Griechenstammes, der sich gegen die Athener als Protector der aristokratischen und oligarchischen Verfassungen aufspielte, ein stichhaltiges oder gar volles Verdict gegen Aristokratisches kommen? Thatsächlich fand sich Rousseau allerdings als persönlicher und geistiger Theilhaber an der Position seines Standes und seiner Zeit gegen den Feudaladel. Auch hatte seine Grundanschauung von der Entstehung des Staats durch allgemeine Association einen demokratischen Charakter. Sobald er aber zum Schematisiren überging, verdarben ihm die erwählten antiken Vorbilder, Sparta und das ältere Rom, den Context modernen Ursprungs. Dazu kam, dass er sich darin gefiel, mit den Ausdrücken zu spielen.

Im ordentlichen Sinne kann man von einer Aristokratie als von einer Staatsverfassung nur da reden, wo wirklich der Schwerpunkt

der Gewalt, d. h. die entscheidenden Herrschafts- und Souveränetätsrechte bei irgend einer Art von Adel, mithin bei einer Zahl Bevorzugter sich befinden. Rousseau redet nun freilich nicht von einer Verfassung, sondern von einer Regierung. Hierin eben liegt jedoch die Zweideutigkeit. Soll nämlich Regierung auch das Geringste mehr als blosse Verwaltung bedeuten, so gilt sie schon als Trägerin der Gewalt. Ist ihr aber ihre Function blos übertragen, ihr also vom Volke als blosse Ausübung der Verwaltung anvertraut, so würde es komisch sein, noch von aristokratischer Regierung reden zu wollen. So zeigt sich denn, dass Rousseau, bei aller Häufung von oft recht künstlichen Distinctionen doch nicht zu treffenden Sonderungen der wahren Sachverhalte gelangt, sondern über die wichtigsten Fragen mit beliebig componirten Bildern hinwegsetzt. Ein etwaiger frommer Wunsch, dass von Volkswegen stets die Vorzüglichsten die maassgebenden Aemter erhalten, ergiebt noch kein aristokratisches Gouvernement. Wort und Begriff finden sich vielmehr gemissbraucht, wenn man den Ausdruck in diesem Sinne geltend macht. Durch solche unsolide Wortspielereien setzt man sich dem Verdacht aus, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Indem für jede von beiden Parteien etwas servirt werden soll, wird am Ende doch keine von beiden, am wenigsten aber ein grader und schlichter Wahrheitssinn befriedigt. Das sogenannte Geistreiche kostet den besten Gütern des Geistes oft Viel; in ernsten Dingen ist es nur dann angebracht, wenn es sich unwillkürlich und zugleich mit der vollen Wahrheit des Gedankens einfindet.

5. Haben die ersten Grundanschauungen, die sich an der Spitze des Gesellschaftsvertrages befinden, noch einen relativen Werth, so sind die besondern Ausführungen ohne Bedeutung. Diese zeigen nämlich fast nur, wie Rousseau sich von Literaturüberlieferungen beeinflussen liess. Am übelsten war es aber, dass er Montesquieu zuviel nachgab und namentlich die Idee einer vollkommenen Normalverfassung einem falschen Historismus zum Opfer brachte. Wenn es schlechte oder minder gute Völker und zugehörige schlechte oder minder gute Verfassungen giebt, so folgt hieraus nicht, dass kein absolutes Maass für Verfassungsgüte vorhanden und dass keine edelmenschheitliche Musterverfassung in Frage zu bringen sei. Die reale Mustergültigkeit der höhern Gebilde und Idealgedanken leichten Kaufs preisgeben, weil die Thatsachen zwischen gut und schlecht mannigfaltig variiren, heisst etwas Aehnliches thun, wie wenn Jemand an keine zweckmässige, gesunde und edle Körperconstitution

glauben und eine solche nicht zur Richtschnur der Beurtheilung und des Strebens machen wollte, weil vielerlei Thatsachen mannigfaltig abweichen und vielerlei Hindernisse entgegenstehen.

Wenn eine Verfassung zu einem Zustande zu passen scheint, so kann dies darin liegen, dass der eine die andere erzeugt hat. Hieraus folgt aber nicht, dass man beide Schlechtigkeiten, blos weil sie gepaart sind, als eine harmonische Thatsache ohne Weiteres gelten zu lassen und ins Unbeschränkte hinein zu dulden habe. Rousseau erklärt die Monarchie als die für Grossstaaten passendste Form, aber ohne sogleich hinzuzusetzen, dass er Grossstaaten überhaupt nicht wolle, da er nur Kleinstaaten für fähig hält, ein freies und würdiges politisches Leben zu verwirklichen. Auch in andern Beziehungen verfällt Rousseau in Anpassungsschwächen. So deutet er an, dass allerdings die antike Freiheit sich nur um den Preis der Sklaverei hätte bethätigen können, giebt aber auch im Allgemeinen Angesichts des Modernen zu verstehen, dass auch um einen solchen Preis einige Freiheit nicht zu theuer erkauft würde. Hier geht die antikisirende Romantik so weit mit Rousseau durch, dass er um des müssigen, für politische Geschäfte verfügbaren Daseins eigentlicher Staatsbürger willen den menschheitlichen Untergrund sich allenfalls auch in Versklavung gefallen liesse. Das ist nun in der That eine böse Anwandlung, wenn man bedenkt, dass auch für uns die Frage insofern praktisch ist, als sie eine gewisse Abhängigkeit des lohnarbeitenden und besitzlosen Untergrundes der Gesellschaft mitbetreffen muss.

Der Rousseau, welcher sich gelegentlich auf solche Weisen hat auslassen können, ist derselbe, der die ganze Civilisation und deren sämmtliche Abhängigkeiten verneint hat. Letzteres geschah nun nicht etwa blos aus einer gewissen Neigung für thierartige Naturverfassung, sondern wirklich auch aus Hass gegen alle politischen und unpolitischen Abhängigkeiten des vorhandenen Gesellschaftszustandes. So erscheint denn die Kluft der positiv politischen Theorie mit jener Verneinung noch grösser, zumal da in den Details des Gesellschaftsvertrages eine künstliche Umspinnung des Menschen mit gar vielerlei politischen Fäden platzgreift, die das Wort Verstaatung nahelegt. Nun braucht man aber gegen Rousseau nicht erst anderweitig antistaatliche Lehren aufzubringen; er selbst muss vielmehr als bedeutender Einleiter von allem Derartigen angesehen werden. Seine Ungleichheitsabhandlung war eine anticivilisatorische und hiemit auch eine antistaatliche. Herrschaftslosigkeit und nichts

von Alledem, was die Welt von Cultur und Politik darbietet, — das waren auch in ihr und nicht erst vier Menschenalter später entschieden leitende Gesichtspunkte. So erscheint denn im Lichte jener Abhandlung und des eigentlichen Rousseauschen Strebens die Staatsschrift immer mehr als eine Anpassung, der Erziehungsschrift vergleichbar, die ja auch als eine Art Compromiss mit den Zuständen betrachtet werden muss. Ja selbst der Julieroman ist auch nur ein Zugeständniss an die Zeitverhältnisse; denn Rousseaus ausgesprochener Wunsch, in einem Jahrhundert zu leben, in welchem er ihn hätte ins Feuer werfen können, besagt nichts Anderes, als dass nur die corrupte Entfernung vom Naturzustande solche Schöpfung zum Bedürfniss gemacht habe.

So könnte denn Rousseaus ganze schriftstellerische Thätigkeit, die er nach der anticivilisatorischen Abhandlung entwickelt hat, wenn nicht völlig als ein Abfall vom eignen Hauptstandpunkt, so doch mindestens als eine den Verhältnissen sich anbequemende Schwäche angesehen werden. Allem Anschein nach hat er auch selbst dafür einiges Gefühl gehabt; allein seine anfängliche Kriegserklärung gegen die Civilisation war zu unkritisch gewesen, um nachhaltig zu bleiben und zu einer ernsthaften Kriegführung überzuleiten. Sie warf Alles ohne Unterschied zusammen, nämlich die allerunschuldigste technische Cultur mit den allerschuldigsten Thatsachen politischer und socialer Knechtung. Der Mensch selber mit seinen menschheitlichen Schöpfungen wurde angeklagt, gleichviel ob diese auf Gutes oder Schlimmes hinausliefen. Nur die unwillkürliche Natur vor aller Geschichte sollte unschuldig sein und Recht haben; was ihr aber auch gefolgt wäre, sollte als Menschenwerk verurtheilt werden. Der Mensch des Menschen tauge nichts; nur der Mensch, wie er aus den Händen der Natur hervorgegangen, sei gut und frei gewesen. Von diesem Standpunkt aus gab es keine Brücke zu einer vernünftigen Bekämpfung der Schäden der Verbürgerung der Menschheit. So darf es denn auch nicht überraschen, dass jenes kühne, aber unterscheidungslose Frontmachen gegen die Civilisation sich gelegentlich mit antiker Romantik und zugehöriger Spielerei, mit staatlichem Schematismus, ja gradezu mit grundsätzlicher und zur Tugend gemachter Verstaatung des Menschen vertauscht finden konnte.

Derselbe Mann, der jedes Joch abschütteln wollte, gerieth unwillkürlich in politische Lineamente, die, wenn sie verwirklicht werden könnten, ärger drücken müssten, als der thatsächliche moderne

Staat und die zugehörige Gesellschaft mit allen ihren Ueberlieferungen an Sklaverei und Fesseln. Der Mensch sei frei geboren und überall befinde er sich in Fesseln. Wie das gekommen, das wisse Rousseau nicht. Aber eben darum, muss ich dieser Einleitung der Staatsschrift hinzusetzen, kann Rousseau auch die Schmiedung der Ketten nicht ergründen, und demzufolge auch keine Mittel angeben, sie zu sprengen. Im Gegentheil muss er bei seiner Einlassung auf Staatsschematismus selber in ein Stück Lehre einer Art Kettenheiligung hineingerathen. Er, dem ein Gedanke an Individualsouveränetät so nahe gelegen hätte, schlägt den Einzelnen in die Bande eines Vertrages, durch den er eine Gesammtheit zum Herrn über dessen Leben macht. Solche Unterordnung des Individuums unter den Staat ist allzu antik gedacht und war schon im Alterthum selbst ein verkehrter Auswuchs der Zustände und Vorstellungen. Moderne Begriffe von echter Freiheit vertragen solche Götzenansprüche des Staats nicht mehr. Für Rousseau aber sind die aus der Antike galvanisirten Vorstellungen von Vaterlandsliebe und von dem öffentlichen Wohl als dem höchsten Gesetz vollhaltige Münzen. Hienach würde der Egoismus einer Bande den Einzelnen mit Fug und Recht erwürgen, und welch ein Thor müsste es sein, der sich freiwillig durch Vertrag in eine solche Lage begäbe! Wenn die Lage der Dinge und die Uebermacht den Einzelnen dem Gesammtegoismus blosstellt, so ist dies eine Thatsache des rohen Kräftespiels; aber Jemand, der ein Lehrer der Freiheit und Gerechtigkeit sein will, hat sich zu hüten, das rohe Factum noch mit dem Schein der Pflichtmässigkeit zu umgeben.

6. Fort also mit jeglichem Unternehmen, welches einen Alpdruck dadurch noch lastender macht, dass es in den drückenden Traum oder politischen Fieberwahn der Menschheit noch Vorstellungen von Verbindlichkeit und Pflicht hineinwebt! Rousseau ist nach den beiden Begünstigern des Despotismus, nach Macchiavelli und Hobbes, der erste grosse Theoretiker der Freiheit gewesen; aber seine Staatsschrift ist doch noch sehr in die Irre gegangen, indem sie die Züge bessern Selbstgefühls in der Sanctionirung falscher Schablonen verkümmern liess. Der Mensch soll nach dem socialen Vertrage so frei sein wie zuvor; aber an dieses Zauberstück glaubte Rousseau wohl selbst nicht ernstlich. Auch mindert jede eingegangene Verbindlichkeit, so sehr sie auch in der Ordnung sein möge, stets die Freiheit der Contrahenten; ja sie soll dies auch und ist nur um dieser Beschränkung willen da. Ebenso wird jede anders und besser

abgeleitete Verbindlichkeit, die zwischen zwei oder mehreren Menschen obwalten kann, diejenige rohe Freiheit beschränken, die ohne sie vorhanden sein würde. Es ist also die thierartige Stufe der Freiheit, der die Wilden noch einigermaassen nahestehen, nicht festzuhalten. Aber man hat sich zu hüten, mit der Herleitung von Verbindlichkeiten allzu eilig und freigebig zu verfahren. Erst untersuche man jede Einrichtung und verfolge jede sogenannte Rechtsregel bis an ihre Wurzeln, ehe man sich dazu herbeilässt, irgend einen Punkt, welcher sich ja ohnedies mit der Gewalt der Thatsächlichkeit geltend macht, auch noch mit der Theorie gutzuheissen. Allen drückenden Thatsachen gegenüber ist diese Vorsicht besonders heilsam. Wer gedrückt wird, hat wahrlich nicht noch eine Lehre nöthig, die den äussern Druck durch die Hinzufügung eines innern moralischen vermehrt. Vielmehr ist es umgekehrt am Platze, wenigstens die innere Gebundenheit fortzuräumen, wo das äussere Band noch nicht gesprengt werden kann. Nun hat Rousseau freilich die gute Absicht gehabt, mit seiner Darlegung des innern Bandes zugleich vielerlei aufzulösen, was er nicht als Band gelten lassen wollte. Allein er hat in Ermangelung letzter und völlig wahrer Principien gleichsam eine Veräusserung des Einzelnen an die Menge als Muster hingestellt, während dies doch nicht minder eine Unterthänigkeit ist, als jede andere.

Unterthänigkeit bei dem freiheitliebenden Rousseau, — das lässt wieder auf die Knechtsreligion zurückkommen. Im allerletzten Grunde wird eine freiheitliche politische Anschauung doch immer geschädigt, wenn ihr bezüglich der Religion nicht ebenfalls volle Freiheit entspricht. Sogar die Art, wie Rousseau die Natur ansah, war eine unterthänige. Er begriff nicht, dass der bewusste Wille im Menschen auch Natur ist und zwar eine höhere als alle die andern Stufen, in denen sie sich darlegt. Die Natur sollte unfehlbar sein, und der menschlichen Initiative sollten alle Fehler aufgebürdet werden. Beides ist falsch; denn Natur und Mensch sind aus einem Guss und von einem Wesen. In der Natur sind Fehlgriffe, Missgestalten und Plumpheiten genug angelegt; das menschliche Bewusstsein ist aber in einem höheren Grade fehlbar, weil es zusammengesetzter, freier und in diesem Sinne vollkommener ist. Die Knechtschaft gegenüber der Natur ziemt dem Menschen nicht, und bei Rousseau stammt sie noch obenein aus der Religion, die für ihn offenbar eine Form ist, die Unterwerfung unter die Natur zu heiligen.

Den Götzen Naturzustand hat Rousseau wesentlich nach dem Bilde seiner persönlichen Neigungen geschaffen. Der Mensch in jenem Urzustande soll gut und sanft sein, und hiefür hält sich Rousseau selbst im Grunde auch, nämlich abgesehen von den übeln Anreizungen der Civilisation. Er ist eingestandenermaassen etwas träge, zwar, wie er meint, mehr aus Unabhängigkeitssinn, als aus eigentlicher Faulheit. Nun soll im Naturzustande der Mensch nicht eigentlich zu arbeiten brauchen. Die Natur sorgt wesentlich für Alles, und an dem Genuss animaler Musse fehlt es nach Rousseaus Meinung ganz und gar nicht. Das thierische Futtersuchen ist freilich noch nicht zu Nationalökonomie ausgewachsen, und die Wissenschaft des Futtersuchens im affenähnlichen Stadium der Menschheit eine so einfache, dass sie auch bei dem antiwissenschaftlichen Rousseau Gnade findet. Der Ackerbau und die Eisenbearbeitung sind ihm dagegen schon Grundsäulen des Unheils. Bezüglich des Eisens sieht es fast aus, als hätte er geflissentlich einer Umkehrung unseres Cultursatzes nachgejagt, demzufolge der Grad vielgestaltiger Macht über das Eisen ein Hauptmaass materiellen Wohlstandes ist.

Die Arbeit als solche hat für Rousseau nur den Sinn eines nothwendigen Uebels. In die neuste Arbeitsverherrlichung würde sich ein Mann wie Rousseau nicht gefunden haben. Naturparadies und Glückseligkeit haben für ihn auch noch immer die Züge des Befreitseins von Arbeit an sich. Die physiologische Nothwendigkeit eines gewissen Maasses von Arbeit für alle Menschennatur ist ihm unbekannt. Ein thierartiges süsses Nichtsthun sagt seinem Wesen weit besser zu und gilt ihm demgemäss als ein Ideal. Von dem Bedürfniss der Bethätigung, welches schon durch das blosse Gefühl höherer Kräfte erzeugt wird, weiss er im Allgemeinen nichts, hält dies vielmehr für eine Folge der civilisatorischen Corruption, mit der er jeden überthierischen Zustand einerlei setzt.

Er geht daher in seiner anticivilisatorischen Abhandlung auch so weit, jeglichen individuellen Vorzug und ausdrücklich die geistigen Talente für Erzeugnisse des Abfalls vom Naturzustande und daher für Dinge zu erklären, die nicht sein sollten. Dies stimmt nun zunächst wenig zu seinem eignen Anspruch auf Hervorragen, auf ein Anderssein als alle Andern, ja auf eine Originalität und Einzigkeit, die sich dem ganzen Menschengeschlecht gegenüberstellt. Dieser auf die Spitze getriebene Ungleichheitsanspruch auf der einen Seite und die naturzuständlichen Gleichheitstheorien auf der andern bilden

einen starken Contrast. Indessen Rousseau würde um eine Antwort nicht verlegen sein. Er ist ja nicht blos Candidat für einen, soweit möglich, zu restaurirenden Naturzustand, sondern giebt sich selbst zugleich als ein Product der corrupten Civilisation, der allerlei Bedürfnisse in sich trägt, die der naturzuständliche Mensch in ihm nicht haben würde. Diese zwei Gesetze in ihm bieten sich jedesmal zu beliebiger Auswahl an, je nachdem es gilt, diese oder jene Seite seines persönlichen Verhaltens, sei es absolut, sei es relativ, zu rechtfertigen. Wo er glaubt, etwas unbedingt Gutes in der Richtung des Naturzustandes zu vertreten, da hat sein innerstes Selbst das Verdienst; wo er aber Dingen nachjagt, die ihm die Civilisirten als Inconsequenz vorwerfen, da hat er diese Bestrebungen leider von der Civilisation unveräusserlich eingeimpft erhalten und kann nicht mehr zurück. Auf diese Weise legt er, wie schon früher gesagt, sein ganzes Schriftstellerthum aus. Bei einer derartigen Vertheidigung muss aber zunächst auffallen, dass er für das ganze Menschengeschlecht der gegenwärtigen Culturwelt nicht die gleiche Situation entschieden betont und ihm dieselbe Entschuldigung zugutekommen lässt, mit der er sich doch persönlich genügend herauszureden meint. Indessen auf etwas Sottise mehr oder weniger konnte es bei solchen grossen Angelegenheiten nicht ankommen. Wenn Erdbeben, also doch wohl Thaten der Natur, gewaltige Zerstörungen anrichten, wie damals im Falle Lissabons, den sich Voltaires Eifersucht- und gelegentliche naturpessimistische Laune nicht entgehen liessen, so ist nach Rousseau auch hieran der Mensch schuld. Wäre dieser hübsch rousseaugemäss im Naturzustande verblieben und hätte sich nicht einfallen lassen, die argen grossen Städte zu bauen, so hätte die Natur ihm auch keine zertrümmern können. Wie, wenn nun aber der Blitz einem Menschen auf den Kopf fährt, vielleicht grade weil er recht naturzuständlich in Wäldern seinem Glücke nachgeht, ist er da nicht eigentlich auch an seinem Schicksal schuld? Wäre es für ihn vielleicht nicht besser, keinen Kopf und kein Hirn zu haben, damit ihm Derartiges von den Blitzen der Natur nicht eingeschlagen oder gelähmt werden könnte?

7. Lassen wir jedoch die Forderung der Kopflosigkeit als zu weitgehend auf sich beruhen. Die von Rousseau thatsächlich gefeierte Sprachlosigkeit des naturzuständlichen Menschen ist schon genug. Rousseau selbst konnte zwar schreiben, aber nicht reden. Sogar in der Conversation fehlte es ihm bis zu dem Punkte, dass er eingestandenermaassen seine Erfindungen den Leuten als wahr aufband,

um nur seinem Unvermögen zur Unterhaltung ein wenig aufzuhelfen. Den Umstand, dass er auf diese Weise, also aus nichtiger Eitelkeit, öfter gelogen, hat er in seinen Bekenntnissen noch nicht bekannt, sondern erst der Schrift des letzten Jahres, den „Rêveries“, anvertraut. Mit dem öffentlichen Reden war es nun gar nichts; aber auch das Schreiben ging nur als Drechselarbeit von Statten. Auf jeden Satz wurde von ihm im Kopfe lange im Voraus hin- und hergekünstelt, bis endlich die gewünschte schlagfertige Form herausgekommen wäre; aber auch dann noch zeigte sich bei dem, meist erst spät nachfolgenden Niederschreiben, dass die Manuscripte immer vieles Streichen und neues Drechseln erforderten und gewöhnlich erst bei einer vierten Abschrift wirklich ins Reine kamen.

Der Naturzustand von Rousseaus Spontaneität scheint sich hier wirklich gegen den von der Civilisation aufgepfropften Schriftsteller gewehrt zu haben. Doch die thierische Intensität der Empfindung und ein, wenn auch gehemmter Gestaltungsdrang überstiegen alle atavistischen Hindernisse und machten Rousseau zu einem schriftlichen Redner, in dessen Worten ein Feuer der Gefühlserregung pulsirt, wie in der Literatur und zwar auch bei den Dichtern ein Gleiches kaum anzutreffen sein möchte. Hierin zeigte sich die Gewalt der animalen Unmittelbarkeit, die aller Cultur zum Trotz durchbrach und sich mit deren eignen Mitteln geltend machte. Hier auch hat Rousseau seine unbestreitbare Bedeutung gehabt und wird sie behalten. Nichtsdestoweniger bleibt es aber eine Wahrheit, dass auch in diesem Punkte seine Vorliebe für einen sprachlosen Naturzustand aus einem Zuge seines innersten Wesens entnommen ist. Blos thierisch ausgedrückt hätten ihm die Lebensempfindungen mehr zugesagt, als in der theils verschränkten, theils verfeinerten Gestalt, mit welcher sie sich im Culturrahmen allein ergehen dürfen.

In Rücksicht auf die Sitten ist der Naturzustand, wie ihn Rousseau sich denkt, so ziemlich eine Null. Wie er nämlich sprachlos ist, so ist er, streng genommen, auch sittenlos. Vom wirklichen Naturzustande, wie er menschheitsgeschichtlich vorauszusetzen ist, kann Derartiges nicht gelten; denn dieser muss doch etwas über, nicht aber unter dem thierischen Verhalten gewesen sein. Nun haben aber beispielsweise manche wildlebende Thiere Gewohnheiten eines dauernden Zusammenlebens von Männchen und Weibchen, die einer thatsächlichen Ehe ähnlich sehen. Rousseau nimmt aber als Ideal nichts als augenblickliche Begattungsverhältnisse an, nach welchen sich beide Theile auf Nimmerwiedersehen trennen.

Auch hierin spiegelt er etwas von seinen eignen Neigungen. Es war seine eingestandene Gewohnheit, sich bei jeder Gelegenheit zu verlieben, und dieser Leichtigkeit entsprach die Fähigkeit, sich sogar solche Verhältnisse, die zu keiner Befriedigung geführt hatten, bald aus dem Sinne zu schlagen. Hiezu kam, dass die eigentliche Liebe, ja schon diejenige Gestaltung des Triebes, die einer Person den Vorzug vor der andern giebt, ihm bereits als ein Stück Cultur und als civilisatorische Entfernung vom Naturzustande galt. Die höheren und feineren Formen der Liebe, in deren schriftstellerischer Kennzeichnung er sich selbst versucht hat, sollten vollends nur vom Standpunkt eines civilisatorisch corrupten Jahrhunderts ein Interesse haben.

In der That hat sich auch Rousseaus eigner Geschmack mehr in den Niederungen des Geschlechtslebens heimisch gefühlt, als in dem Berührtwerden von dessen höheren Gestaltungen. Das einzige Verhältniss, dem er in letzterem Sinne selber den Namen Liebe gab, war das zur Gräfin d'Houdetot. Es war in den Jahren verspätet; denn er war bereits in der Mitte der Vierziger. Es war ausserdem nicht gegenseitig, erging sich aber dennoch in schiefen und zu Nichts führenden Reizungen der Sinnlichkeit. Dagegen erklärt er die entsprechenden Beziehungen zu der Frau von Warens selber für solche, die auch durch andere vertretbar sind, und an der Vertretung hat es ja eingestandenermaassen vermöge seiner eignen Quasiehe nicht gefehlt. Bezüglich dieser hat er bekannt, dass eigentliche Liebe in jenem höheren Sinne keinen Theil an ihr hatte. Gewohnheitsmässige Freundschaft und auch wohl ein gewisses Entsprechen einzelner Züge der Sinnesart hatten allerdings sichtlich in beiden Fällen des Zusammenlebens statt; Derartiges wird aber von Rousseau mit Recht nicht zum Bereich der unmittelbaren Geschlechtsliebe gerechnet, mag diese nun in ihren niedrigsten oder in ihren höchsten Gestalten betrachtet werden. Hienach steht die Thatsache fest, dass Rousseau in das Reich der höhern und edleren Liebe nur eben hineingeblickt hatte, ohne es in seiner höchsten Veredlung, namentlich aber nicht in Gegenseitigkeit und Befriedigung, kennen zu lernen.

In seiner Jugend hätte es sich zeigen müssen. Da blieb aber das Einzige, was man allenfalls einen flüchtigen Sonnenblick feinerer und verschönter Sinnlichkeit höherer Stufe, aber doch auch keine tiefer wurzelnde oder gar edel geartete Liebe nennen kann, jene kleine, ein wenig abenteuerliche Begegnung von Schloss Toune, die

er mit besonderm Behagen erzählt. Bezeichnend ist überdies, dass es hiebei gleich zwei junge Mädchen auf einmal waren, von deren Anmuth er sich gereizt fand, und dass er später die Sache bald wieder aus dem Sinne verlor. Dennoch ist es die Erinnerung an diese Begegnung gewesen, wodurch Rousseau in den Stand kam, sein Juliebild auch mit einigen Wirklichkeitszügen aus der eignen Erfahrung jüngerer Jahre auszustatten. Hätte er in dem Roman nicht die erkünstelte Tugendrederei hinzugefügt, so würde Alles einen naturwahreren Charakter angenommen haben, aber auch nicht einmal zum Schein über die beschränkte, wenn auch feinere Sinnenhaftigkeit der Liebe hinausgelangt sein. Eine Liebe höchster und edelster Art, mit der übrigens Sinnengluth nicht in Widerspruch zu stehen braucht, hätte sich auch nicht einer künstlich forcirten Moral oder vielmehr Religion preisgegeben und zum Opfer gebracht.

Es bleibt also dabei, dass Rousseau das höchste Gebiet der Geschlechtsliebe nicht kennen gelernt, ja nicht einmal in den äussern Thatsachen fremden Lebens einigermaassen zu würdigen vermocht hat. Er würde sich sonst nicht mit so unwilliger Einseitigkeit dagegen ausgelassen haben, dass in der modernen Poesie und Dramatik die Liebe zum Hauptgegenstand geworden ist und dass die bürgerlichen Angelegenheiten dabei zurücktreten. Die Alten hatten freilich den Religionsspuk und einige götterumgarnte Politik als Rahmen für die belletristische Behandlung der Privatschicksale, und in letzteren spielte die Liebe, wie wir sie verstehen, keine oder nur eine ganz unentwickelte Rolle. Rousseau will aber doch den Modernen genügen und hat selber sein am meisten gesteigertes Empfindungsfeuer grade in dem Juliebuch und zwar in dessen natürlicherem früheren Theil vergegenständlicht. Noch weit glühender sollen seine wirklichen Liebesbriefe an die d'Houdetot gewesen sein; aber die gemeine Flamme, von der sie die Adressatin in Asche verwandeln liess, hatte doch mehr echte Naturgewalt. So komisch dies klingt, so ist der nackte Sachverhalt doch an sich zu aufdringlich, als dass man ihm nicht auch in seine lächerlichen Züge schauen müsste. Rousseau selber wurde durch allzuviel Eitelkeit gehindert, sich den ganzen Charakter des Falles voll einzugestehen. Für Andere kann aber ein Trost darin liegen, dass es in Rousseaus Fall nicht die höchste und edelste Art der Liebe war, die sich so ungehörig verirren und so gemeinen Schiffbruch leiden konnte.

Um so beschämender ist es für die Literatur, dass Rousseaus Julie, wenn auch eine Stufe tiefer, so doch, wie schon früher gesagt,

gleich hinter der Shakespeareschen ihre Stelle erhalten kann. Allem Anschein nach sind es überhaupt nicht die Künstler, in deren Bereich die edelste Art der Geschlechtsliebe die meisten Chancen hätte, sich in der eignen persönlichen Erfahrung einfach und rein vorzufinden. Hieraus mag sich denn auch erklären, wie nicht blos bei Berufsdramatikern, sondern überhaupt bei professionellen Belletristen derartige höchste Angelegenheiten des menschlichen Fühlens und Thuns-Darstellungen erfahren, die auch in den grössten Musterbeispielen der Kunst gelinde gesagt, von unwahren Einseitigkeiten und Schiefheiten nicht freibleiben, den Adel der besten Wirklichkeitsthatsachen aber niemals rein und vollständig erfassen. Die einfache und natürliche Wirklichkeit höchstbevorzugter Fälle ist der Dichtung, namentlich aber der Dramatik, an innerer Gediegenheit und Wahrheit stets überlegen gewesen, und wird es überall da bleiben, wo sich die Dichtergabe nicht zufällig mit dem auch übrigens edelsten Menschenthum vereinigt findet und sich alsdann bescheidet, nicht in berufsmässige Thätigkeit auszuarten. Rousseau selbst war zwar nichts weniger als ein professioneller Belletrist; aber er schrieb doch seinen Julieroman, damit dieser gefallen sollte. Ja er erkaufte einen Theil des Interesse seiner Leser mit der bewussten Erregung der unwahren Vorstellung, dass es sich um eine wesentlich wirkliche Geschichte von eigner persönlicher Erfahrung handle.

Allerdings wird für jedes Geschriebene gewünscht, dass es wirke, und daher auch, dass es, soweit dabei Annehmlichkeit in Frage kommt, auch thatsächlich gefalle. Allein es ist wahrlich nicht gleichgültig, ob das Gefallen oder sonst eine wünschenswerthe Wirkung auf Kosten der Wahrheit angetäuscht, oder ob die Theilnahme des Lesers nur auf gediegenem Wege erstrebt werde. Andernfalls wird der Dienst, in welchem das Talent sich preisgiebt, wenn auch nicht die gemeine Literatenprostitution, so doch ein Cultus windiger Eitelkeit des Schriftstellers selbst. Gegen schöngeistige Zeichnungen der Liebe sei man demgemäss überall auf der Hut und halte nicht blos allen Andern, sondern auch Rousseau das verallgemeinert entgegen, wozu er selbst mit seinen Ausführungen gegen das Theater einen speciell etwas abseits führenden Anfang gemacht hat. Er hat hier das Sittenwidrige und die Verstellungsgewohnheiten der Schauspieler angegriffen, ist aber weniger in die Verfassung und Sinnesart der Schauspielschreiber eingedrungen. Hätte er selbst mehr natürlich sittliche Maasse gehabt, so würde er die Sitten der Schöngeister

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

überhaupt und nicht blos die von Theaterpuppen begriffen haben. Auch hätte er vielleicht etwas von seinen eignen besser verstanden und dabei eingesehen, dass man nicht blos für den Staat, sondern auch für die Ehe eine Ableitung aus den Ursprungsthatsachen nöthig hat. So aber blieb Alles im Bereich unstet schweifender Sinnlichkeit oder Quasiliebe, und es bekundete sich auch hierin ein nicht unwichtiger Zug von Rousseaus Wesen, nämlich der Mangel an Sinn für Gerechtigkeits- und Rechtsverhältnisse. Die Liebe ist eine naturgesetzliche Entwicklung; aber die Ehe ist nicht blos eine Sitten-, sondern auch eine Rechtseinrichtung. Die Rücksichten menschlicher Gerechtigkeit haben sich mit den Gesetzen blosser Naturempfindung gegenseitig auszugleichen, und was sich bei dieser Ausgleichung als allgemeiner Rahmen des Lebens den Zufallsspielen grundsätzlich übergeordnet finden werde, kann nur Gefühlsvagabunden oder sachlich Unerfahrenen auf die Dauer ganz unklar bleiben.

8. An Grundsätzen fehlte es Rousseau offenbar am meisten und zwar aus naheliegenden Gründen seiner Naturbeschaffenheit. Wem die Empfindungen und Gefühle so einseitig hervorzubrechen pflegen, dass sie für den Augenblick sein ganzes Wesen in tumultuarische Verwirrung setzen und zum Unterscheiden unfähig machen, der kann, sobald diese Umundumkehrung etwas gewichen ist, immerhin Bedeutendes aus dem Chaos hervorgehen lassen; aber ein Mann der Verstandesherrschaft ist er von Natur nun einmal nicht und wird es auch gegen die Natur, wenn er den Fehler merkt, schwerlich werden. Nun war es aber auch nicht einmal Rousseaus Streben, eine Herrschaft des Verstandes bei sich oder sonstwo aufzurichten. Von jener Gattung des thierischen Verstandes, der die praktisch nächstinteressirenden Ursachen zu den Thatsachen unmittelbar gewahr wird, hatte er in allerlei Richtungen genug, und auch übrigens mangelte ihm nicht einmal eine Art antithesenreicher Dialektik, die ihre Mittel am Leitfaden der Absichten und Interessen gar wohl aufzufinden weiss. Allein beide Talente, nämlich jener animalische Verstand und jene pointenbeflissene, von bereits fertigen Antrieben regierte Dialektik, liegen doch noch weit von dem höheren, specifisch menschlichen Verstande und dessen sich über die Antriebe erhebenden Gebrauch ab.

Die Kraft des Principiellen und Allgemeinen bedeutet etwas durchaus Anderes als jene niedrig belegene Intelligenz, die nur in gewöhnlichen Ursächlichkeiten und Wirkungsarten zu Hause ist.

Letzte und höchste Grundsätze gehen aber nur von jener Kraft zum unbedingt Allgemeinen und Durchgreifenden aus, mag es sich nun um Fundamentalsätze des Wissens oder um solche des Thuns handeln. Wer für das eine Gebiet keiner unbedingten Sätze fähig ist, wird es auch für das andere nicht sein. Der Aufschwung zu Beiderlei hängt in sich innig zusammen, und ein Rousseau, der die Wissenschaft so gut wie cassirte, konnte auch eben darum für eine bewusste und unbedingte Moral nichts übrigbehalten. Zu letzterer hätte etwas grundsätzlich und regelgemäss Leitendes, also Etwas gehört, dem sich die besondern Gestaltungen einzuordnen haben, wie Specialthatsachen allgemeinen Naturgesetzen. Das hätte eine logische Verfassung der Antriebe und eine geregelte Kreuzung der verschiedenen Gebiete ergeben. Da hätte z. B. das natürlich Juristische in jeder Einrichtung und in jedem Verhältniss seinen Platz erhalten und in diesem nothwendigen Rahmen der übrige Lebensinhalt den seinigen. Hiemit aber wären wir schon vollends bei Rousseaus grösster Schwäche; denn das naturgemäss bestehende Knochengerüst menschlicher Verhältnisse kannte er so gut wie nicht. So ging er denn auch überall in den persönlichen Beziehungen überwiegend fehl und musste sich selber eingestehen, dass er mit allen seinen Bemühungen auf das Praktische fast nichts erreicht habe, als seinen Mangel an Anlage dazu einzusehen. Nun, es gebrach ihm sozusagen an nichts weiter als an sachlicher Logik; aber dieses Gebrechen ist nichts Kleines und erstreckt sich nun einmal leider in nichts Geringeres als Alles.

Ueberdies ist es aber auch kein blos formeller Mangel an Fähigkeit zu Grundsätzen gewesen, wodurch Rousseau behindert worden, den Erzeugnissen seines belletristischen Genies eine festere Haltung zu geben. Es hat auch in erheblichen Richtungen, wie wir schon durch frühere Anführungen belegt haben, an dem innersten sittlichen Fonds gefehlt; denn beispielsweise können solche Züge, wie jene arge, am Ende des vorigen Capitels berührte Verleumdungsgeschichte, nicht blos auf Rechnung eines logischen Mangels gesetzt werden. Auch kommt noch hinzu, dass der Ichwahn, d. h. die Einbildung eines dinglichen, an die individuelle Person geknüpften, ewig dauernden, geisterhaften Etwas, in Rousseau ein so hochgradiger gewesen ist, wie er sich in modernen Zeiten und gar bei bedeutenden modernen Schriftstellern nicht leicht zum zweiten Mal gleich intensiv und mustergültig dürfte antreffen lassen. Er ist zwar im Allgemeinen ein gewöhnliches Stück sogenannten Glaubens; aber dieser

Glaube ist in neueren cultivirteren Zeiten und in modern gebildeten Kreisen, falls er noch umläuft, doch so abgeschliffen, so matt und fast ohne Gepräge, dass er sich praktisch nur wenig geltend macht. Bei Rousseau ist er aber, wenn auch nicht bei völlig ungestörtem Leben, so doch noch von einer so entschiedenen Regsamkeit gewesen, dass man ohne ihn so wenig das theoretische als das praktische Verhalten des Mannes begreifen würde. Auch hängt die Zähigkeit dieses Ichwahns mit der falschen Ichsucht und gewöhnlicheren Selbstsucht innig zusammen.

Fragen wir daher, um in das Letzte und Innerste Rousseaus einzudringen, was er denn eigentlich bei allen seinen Entwürfen und Bildern für die Menschheit Bestimmtes, Fassliches und Durchführbares zu empfehlen gehabt habe. Etwa den Naturzustand wiederherzustellen? Das will er schon in den Anmerkungen zu seiner anticivilisatorischen Abhandlung nicht wahrhaben. Statt dessen singt er das ganz gewöhnliche christliche Lied und empfiehlt den Menschen, sich in Alles zu fügen und sich durch Uebung von dem, was er Tugend nennt, Belohnungen im Jenseits zu verdienen. Dabei haben sie die Cultur und Civilisation allerdings als Etwas zu verachten, was überwiegend Unheil bringe; aber sie haben sich nicht dagegen aufzulehnen. Wahrlich, um ein solches Receptchen nach der trivialsten Schablone des religiösen Pessimismus zu schreiben, hätte sich Rousseau die Mühe seiner anticivilisatorischen Abhandlung sparen können. Indessen, wir sind hier im Reich der Religion und Lüge. Wäre in Rousseaus unwillkürlichem Trotz gegen die Zustände nicht etwas mehr angelegt gewesen, als das bewusste Facit dieser unterwürfigen Bewerbung um eine Jenseitsprämie, so würde man sich wenig um ihn zu kümmern gehabt haben. So aber sind wenigstens einige wirkliche Naturantriebe bei ihm von Werth gewesen und haben nach andern Richtungen gewiesen, als er selbst gehörig zu erkennen und zu formuliren vermocht hat. Der Druck der Religionsheuchelei, der auch seine Waage betrüglich beschwerte, hat ihn an eignen richtigen Abwägungen dessen gehindert, was in ihm strebte und unwillkürlich einen freieren Zug darstellte.

Dennoch muss es aber dabei bleiben, dass Rousseaus eignes Bewusstsein, am Anfang wie am Ende seiner Schriftstellerlaufbahn, jene von der Cultur in das Jenseits flüchtende Wahnvorstellung zu einem in die Welt hineinragenden Querbalken gemacht hat, an dem alles Uebrige aufgehenkt wird. Nimmt man diesen hohen Querbalken fort, so purzelt die ganze Welt Rousseaus, wie eine von

Drahtpuppen ohne Draht, durcheinander. Freilich geht es auch trotz der himmlischen Vorkehrung schon arg her. Die Cultur- und Civilisationspuppen richten einander übel zu; aber das Stück ist nun einmal inscenirt, der heilige Naturzustand verloren und das Theater, welches menschliche Geschichte heisst, lässt sich zu Rousseaus Leidwesen nicht rückgängig machen. Man spiele also eine Rolle auf dieser Bühne, indem man nach der Jenseitsprämie schielt. So hat ja auch Rousseau selbst nach Leben getrachtet, und schliesslich im letzten Jahr gejammert, dass er nicht gelebt habe, ausser vielleicht vier Jahre bei Frau von Warens, der besten der Frauen, wie er sie in seinen letzten schriftstellerischen Zeilen ausdrücklich betitelt. Da er nun hienieden nicht zum Leben gelangt sei, so stehe es ihm jenseitig in Aussicht. Allerdings könne er sich nicht alle Einwendungen des Unglaubens, die ihm die Encyklopädisten angethan, zur vollkommenen Selbstgenüge widerlegen; aber er habe in seiner kräftigeren Zeit geglaubt und halte sich nun in der Schwäche seines Alters daran. Er macht also seine frühere Zeit zu einer Autorität für sich selbst und klammert sich an seine Ueberzeugungen der Reife, da ihm die Glaubensfäden entgleiten wollen. Vielleicht soll es die Menschheit ähnlich machen; denn deren Fortschritt zur Cultur ist ihm auch ein Fortschritt zur Altersschwäche, und da könnte sie ja ihren Propheten Rousseau nachahmen und nach der Autorität eines früher ungestörten Wahns als nach einem transcendenten Strohhalm greifen.

Doch genug davon; wir sehen ja schon, ein Rousseau wird keinen praktischen Wirklichkeitsweg weisen. Unmuth, ja Zorn mag bei ihm gelegentlich ausbrechen und sogar in die Ketten knirschen; es ist aber dafür gesorgt, dass jeder unbedingte und deutliche Gedanke, wie sie zu zerreissen wären, erstickt bleibe. Rousseau trug die schlimmste Kette in sich selbst; die Religion unterdrückte jeden vollen Aufschwung und verurtheilte den übrigens kühn strebenden Mann zu unleidlichen Widersprüchen. Sie war ein fremdes, fälschendes Element, mit welchem das Ideal eines wirklich natürlichen Zustandes nicht unverdorben zu Stande kommen konnte. Dem freien Natursinn Rousseaus waren hiemit Zügel angelegt, an denen er fortwährend in die verkehrte Bahn abgelenkt wurde. Es blieb ihm daher auch nichts Grades und Einfaches übrig, was er der Menschheit zu ihrem Heil zu empfehlen gehabt hätte. Unmuth und Verzweiflung waren bei ihm persönlich das Ende; aber auch früher sah er von Nichts einen guten Ausgang, und Alles trieb in seinen

Augen die schiefe Ebene immer ärgeren Verfalles hinab. Die Enttäuschungen und der Ausgang seines eignen Lebens stimmt mit dem Laufe seiner erdichteten Geschichten wie seiner Vorstellungsart von der wirklichen Geschichte. Seine Bücher münden in Sackgassen oder ins Jenseits, sie mögen nun politisch sein oder nicht. Einen festen Weg auf solidem Boden mit annehmbaren Aussichten kennt er nirgend. Schade nur, dass er mit seinem Pessimismus bei der Natur Halt gemacht und nicht auch diese als ein Dasein von Verfall und Verdorbenheit betrachtet hat. Alsdann würde wenigstens der gemeine Religionspessimismus voll geworden und eine Auffrischung dieses uralten Wahns nicht erst wieder auf einen Schopenhauer zu warten gehabt haben.

So aber hat sich Rousseau noch obenein in den Ruf eines Optimisten gebracht. Seine Behauptung nämlich, der Mensch sei von Natur gut, wird, soviel ich weiss, nicht leicht in Rousseaus eigenstem Sinne verstanden. Es ist nämlich der Mensch jenes verlornen Urnaturzustandes gemeint; der ist aber nach Rousseau seit unvordenklichen Zeiten verdorben und zwar heillos verdorben, wenn nicht etwa das jenseitige Heil in Frage komme. Ein solcher Optimismus hat natürlich nicht den geringsten praktischen Werth; ja der Name selbst ist für die Sache ungeeignet. Irgend eine Ursprungsvorstellung, die gut geheissen wird und der das verdorbene Dasein erst gefolgt wäre, findet sich bei allem, auch dem weitgehendsten Pessimismus, gäbe sich jene Vorstellung auch immerhin als ein sogenanntes Nichts.

9. Der Pessimismus des Verstandes giebt diesen preis und ist nur ein Stück des allgemeinen Lebenspessimismus. In allen sich auflösenden Zeiten mit viel theoretischer Verworrenheit und praktischer Zerfahrenheit geht der Verzicht auf einen unbeschränkten Verstandesgebrauch mit Haltungslosigkeit der Sitten und der sittlichen Vorstellungen Hand in Hand. Der Skepticismus im antiken Sinne des Worts ist ein gegen den Verstand gerichteter Pessimismus; aber auch der moderne philosophische Skepticismus ist nichts sonderlich Anderes; in allen seinen Gestalten, so verfeinert sie auch sein mögen, giebt er mehr oder minder die unbeschränkte Tragweite und Herrschaft der Einsicht und Vernunft preis. Bei Rousseau, dem Religiösen, kann es aber am wenigsten überraschen, dass die Hinwegsetzung über die Wissenschaft mit einem Mangel an Zutrauen zum Leben einheitlich verbunden gewesen ist. Da ist in keiner Richtung ein befriedigter oder gar freudiger Aufschwung zu finden.

Die ganze geistige Atmosphäre ist unnatürlich gedrückt und überall mit Misstrauen in die Dinge, wie mit übeln Dünsten, geschwängert. In dem Verkehr mit Rousseaus Auslassungen kann Niemand, der nicht eine starke Widerstandskraft zu entwickeln vermag, auf die Dauer des Daseins froh bleiben. Es muss ihm, falls er sich ernstlich in dessen Schriften einhausen will, ähnlich ergehen, wie wenn er an Stätten gerathen wäre, zu denen von benachbarten Oertern des Jammers her immer von Neuem lebenzernagende Töne hervorbrechen. Die Schönheiten, zum Theil die Früchte des Gefallenwollens, täuschen hierüber nicht hinweg, und für die geistige Diät wäre es ein arger Fehlgriff, allzugehäufte Rousseaulectüre walten zu lassen. Letzteres gilt freilich nur von dem ernstgenommenen Lesen; das gewöhnliche oberflächliche ist, wie unnütz, so auch unschädlich genug. Unter jener Voraussetzung genügt aber blosse theoretische Kritik als schützendes Gegenmittel nicht; ein starkes gesundes Wollen muss sich praktisch den Eindrücken entgegenstemmen.

Das Einzige, was in Rousseau selbst darauf abzielte, sich der ungesunden Welt, der eignen wie der umgebenden, irgendwie, ich sage nicht zu entziehen, sondern zu erwehren, war sein tief wurzelnder Natursinn, dieses Wort in der gewöhnlichen und nicht in irgend einer verkünstelten Bedeutung genommen. Dieser machte ihn nicht etwa nur zur landschaftlichen Schilderung, sondern auch zu den besten Zügen seines Strebens fähig. Durch ihn hat er Manches richtig getroffen und durch ihn ist er angereizt worden, sich gegen Vieles aufzulehnen. Indessen auch dieser Natursinn war weder hinreichend ungemischt noch drastisch genug, um auch nur von den geistigen Fesseln sonderlich viel abzuschütteln. Er raffte sich gegen die Corruption auf, aber wohl zu merken mit einem Theil ihrer niederdrückenden Wucht auf den eignen Schultern. Kein Wunder daher, dass es dabei zu keinem eigentlichen Stehen, sondern nur zu einem Rucken und Zucken kam. Das üble Element umspülte den Ankämpfer nicht blos, sondern er hatte auch nicht wenig von den schwächenden Ursachen im eignen Wesen stecken. Religionsimpfung, Sittenverwilderung, Vorwiegen allerpersönlichster Eitelkeit, zugespitztester Ichwahn, einseitige Sucht nach Selbstgenuss, geringe Bekümmertheit um Etwas, was Andere von seinen Arbeiten haben könnten, Verlegung des Schwerpunkts der Schriften in den Cultus seines Ich und zwar eines von Nebensächlichkeiten strotzenden Ich, — das waren Mischungselemente, deren Eigenschaften hin-

reichten, auch die sonst besten dazwischenwaltenden Antriebe gründlich zu hemmen und die Ergebnisse nicht wenig zu verderben.

Wenn dennoch der Natursinn in Rousseau gewaltig zu Worte gekommen ist und durch die üble Umrahmung mächtig hindurchgewirkt hat, so hat hiefür an erster Stelle das Feuer und an zweiter der persönliche Trotz das entscheidende Verdienst. Ohne jenes Feuer würde auch jenes Drechseln an den Sätzen nicht geholfen, sondern eher geschadet haben. So aber rang sich aus der Naturtiefe Etwas empor, was entzündet, von welchen Einbannungen und Nebeln es auch übrigens umfangen sein möge. Wäre dem nicht so gewesen, so hätte Rousseau weder das arge Maass von Neid erregt noch die zähen Verfolgungen veranlasst, die ihn ganz besonders in der sogenannten freien Schweiz von einem Ort zum andern vertrieben und ihm auch speciell seine Heimath Genf verschlossen.

Weswegen und von wem wird Jemand verfolgt? Diese Frage beantwortet sich nicht mit Erwähnung der Vorwände und der in den Vordergrund geschobenen Personen oder Behörden. Die heftigsten Feinde hat jeder in seinem eignen Beruf; es sind die Neider und die Concurrenten; es werden also in erster Linie die persönlichen und erst in zweiter die sachlichen Collisionen maassgebend. So verhielt es sich auch mit Rousseau; ihm liess sich damals nicht wohl anders beikommen, als indem man den Religionspunkt zum Vorwand machte. Dies geschah zuerst in Paris, nachdem der Emil unter den Augen des dortigen Obercensors, ja man kann sagen, unter dessen Protection erschienen war. Das Glaubensbekenntniss wurde zum Anknüpfungspunkt gemacht und ein Verhaftsbefehl erlassen, dem sich Rousseau durch die Flucht nach der Schweiz entzog. Die Ränke zur persönlichen Aufstachelung leitender Personen, auf die Rousseau angespielt zu haben verleumdet wurde, brauchen als Mittel gemeiner und geschichtlich bekannter, z. B. auch gegen Galilei geübter Art hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Wer dagegen wirklich die Drähte zieht, ist wichtiger, aber im Einzelnen schwerer festzustellen. In Rousseaus Falle vereinigte sich der Hass aller Arten von Literaten mit demjenigen der Personen, deren Eitelkeit sich durch die allgemeinen gesellschaftlichen Ausgriffe im Emil speciell verletzt fühlte.

Unter den Literaten waren die Encyklopädisten und Voltaire die natürlichsten und angesehensten Feinde Rousseaus; ja sie wären, soweit es sich wirklich um einen Theil der Sache, nämlich die

Religion, hätte handeln können, auch theilweise rechtmässige Gegner gewesen. Allein die Hauptsache blieb für sie doch die fremde, schriftstellerisch mächtige Persönlichkeit ausserhalb ihres eignen Lagers. Für Voltaire speciell war es der Kampf um die Alleinglorie vor dem Publicum, was ihn gegen Rousseau schliesslich gradezu giftig werden und dessen Verfolgern in sehr gemeiner Weise secundiren liess. So gab er in einem romanförmigen Stück Polemik, welches sich unter dem Titel „Der Mann mit vierzig Thalern" vornehmlich gegen die volkswirthschaftliche Secte der Physiokraten richtete, aber übrigens gelegentlich von Allem und noch einigem Andern handelte, unter der ernsthaften Rubrik „Verhältnissmässigkeit von Vergehen und Strafen" auch eine Portion Bosheit gegen den verfolgten Rousseau von sich. Offenbar ärgerte ihn schon die Rufsteigerung, welche sich für Rousseau, trotz dessen Flucht, aus der plumpen Verfolgung in unerwartetem Maasse ergeben hatte. Ausdrücklich äusserte er daher an der angegebenen Stelle unter Anderm, Rousseaus ausschweifende Plattheiten verdienten keinen Verhaftsbefehl; das Irrenhaus (les petites maisons) mit guten Fleischbrühen, Aderlass und Diät genüge. Er erklärt also den Rivalen für nicht zurechnungsfähig, veranschlagt aber bei dieser giftstrotzenden Wendung nicht, wie unter dem Publicum doch einige Leute sein könnten, welche die Narrerklärung nicht entfernt für etwas Gelinderes gelten lassen als einen Verhaftsbefehl.

In Wahrheit tendirte in diesem Punkte seine Verhältnissmässigkeit von Vergehen und Strafe anderwärts hin. Das Vergehen war im Allgemeinen, dass neben Voltaire auch noch ein Rousseau existiren sollte, und im Speciellen der Brief an d'Alembert gegen die Errichtung eines Theaters in Genf. Für dieses Vergehen war nun eine Verfolgung des Autors des Emil als Autors natürlich für Voltaires Neid und Aerger noch Oel in die Flamme, aber keine Abstrafung des gegnerischen Verbrechens. Hätte er den literarischen Concurrenten können effectiv für verrückt erklären und in ein Irrenhaus sperren lassen, so hätte ihm das als voll angemessen gegolten; so aber musste es bei einer literarischen Verrückterklärung sein Bewenden haben, die sich damals noch nicht ganz so nachbarlich mit eigentlichen und amtlichen Verrücktnehmungen gatten liess, wie man dies im 19. Jahrhundert mit der gelehrten Diffamation des grossen Entdeckers Robert Mayer erlebt hat. Ueberhaupt ist die Manier, die in der fraglichen Wendung Voltaires gegen Rousseau lag, wenn auch schlimm genug, doch noch fast Kinderspiel gegen

die Raffinements, zu denen es die heutigen gelehrten Classen in den infamsten und verbrecherischsten Diffamationskünsten aus dem Capitel der medicalen Gestörtheitserdichtungen gebracht haben. Voltaires Beitrag zur Verfolgung, zumal den wirklichen Schwächen Rousseaus gegenüber, war verhältnissmässig nur ein roher, nebenbei auch von einigem wirklich berechtigten Aerger gestachelter Neidausbruch; mit den völlig vergifteten Waffen des kleinen Epigonengesindels von heute hätte er anders gerathen und mindestens durch Anstiftung und Vorschiebung von Aerzten maskirt werden müssen. Bei den grossen Absonderlichkeiten Rousseaus wäre sogar an einem gewissen Erfolge nicht zu zweifeln gewesen.

10. Jedoch nicht die absonderlichen Ausschreitungen der Gedanken oder der Lebensart sind es gewesen, durch welche er sich die treffbarsten Blössen gegeben hat. Seine grösste Schwäche war sein eignes Stück religionshaften, ja theilweise gradezu religiösen Fanatismus. Hiebei konnten ihn seine anderweitigen Feinde äusserlich am besten fassen, indem es ihnen nicht schwer wurde, gegen ihn überall die pfäffischen Elemente und die entsprechenden Gesinnungen in der Gesellschaft aufzureizen. Hiezu kam, dass er sich selbst gern mit Geistlichen und darunter namentlich mit hohen Würdenträgern einliess. Diese Species stand seinem Geiste näher als die Encyklopädisten. Er war ihr in der Denkweise ziemlich verwandt, namentlich was den Zelotismus betraf, mit welchem er die Intoleranz der Religion in die Politik übertrug. Erinnern wir uns jener Todesstrafe, die er für den sich als ungläubig Zeigenden in Bezug auf die politischen Glaubensartikel (Gott, Jenseitswahn und Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages) bereit hatte. Dieses Stück Brutalität wäre, auf den modernen Staat übertragen, im Grunde und in den Folgen noch schlimmer als blos religiöse Intoleranz; denn es bringt principiell etwas Neues, nämlich eine Inquisition auf politischen Glauben. Es sollen nämlich jene Artikel als vermeintlich unentbehrliche Sociabilitätsartikel ihre Geltung haben und durch Todesstrafe gesichert sein, weil sich ohne den Glauben an sie nicht begreifen liesse, wie Jemand für das Gemeinwesen sein Leben hingeben würde. Nun, das hat ausserhalb antiken oder sonstigen Wahns auch noch Niemand im Sinne der billigen Rousseauschen Phrase je gethan. Die erhabensten Handlungen der Tapferkeit und Aufopferung haben denn doch einen edleren Sinn und sind nicht die Wirkungen eines aufgenöthigten Bewusstseins von Rechtsverbindlichkeit. Eine solche Verbindlichkeit existirt nicht, und die

Thaten der Menschen wollen doch etwas anders gewogen und ausgelegt sein, als blos nach politischem Aberglauben, politischer Heuchelei und phantastischer Romantik. Die Leute mit der Todesstrafe bei einem politischen Aufopferungsglauben erhalten, schmeckt ein wenig nach sinkenden Geistesmächten, die durch Brutalität, d. h. thierischen Zwang, das ersetzen wollen, was ihnen an eigenartiger innerer Wucht abhandenkommt. Doch nun zurück von der geistigen Brutalität, die von Rousseau ausging, zu denjenigen äussern Brutalitäten, die gegen ihn ausgingen.

Der ganze Charakter der Verfolgung wurde durch das Zusammenwirken der angegebenen Gründe und Umstände ein religiöser. So gestaltete er sich auch in Genf sofort, nachdem Paris vorangegangen war. Das rein Politische blieb äusserlich untergeordnet, und nur der Umstand, dass eine Parteigruppe in Genf später die Rousseausche Angelegenheit für ihre Specialzwecke auszunützen gedachte, verschaffte dem aussenweilenden Bürger die Gelegenheit, mit seinen „Briefen von Berge“ ein wenig in wirkliche Interessen von Genfern hineinzuschreiben. Im Neuenburgischen, wohin Rousseau zuletzt geflüchtet war, zeigte sich die pfäffische Aussenseite der Verfolgung am handgreiflichsten. Hier war derjenige Fleck der sogenannten freien Schweiz, der sich damals unter dem Scepter Friedrichs II von Preussen befand. Allein der grosse König konnte hier in seinem eignen Ländchen den in Schutz genommenen Rousseau mit allen Rescripten auf die Dauer nicht wirksam schützen. Erst sehen wir Rousseau in kläglichen Unterhandlungen und Streitigkeiten behufs seiner Zulassung zum christlichen Abendmahl. Hierauf finden wir, dass der betreffende Pastor, der sich wohl nicht hinreichend honorirt fand und sich hinterher nun anders, nämlich durch geheimes Wühlen, wichtig machen wollte, die Bauern seines Bezirks bis zu dem Punkte aufbrachte, dass Rousseau auf Weg und Steg insultirt und in seinem Zimmer von ernsthaft gefährlichen Steinwürfen heimgesucht wurde.

Angesichts dieser Situation musste er weichen. Er hatte eine Einladung Friedrichs nach Berlin, und ebenso eine von Hume nach England. Nach einigem Schwanken entschied er sich für die letztere. Dieser Entschluss war aber, wie die weitern Folgen gelehrt haben, vielleicht die für Rousseau unheilvollste That seines Lebens. Wenigstens wurde sie der Anfang zu einer Art von Sturz in den Augen des Publicums, den ihm mit einigem Schein zu bereiten seine Feinde nunmehr in den Stand kamen. Seit der üblen Affaire

mit dem Philosophen Hume, von der nachher noch ein Wort zu sagen sein wird, hörte zwar die äussere Verfolgung auf, begann aber das, was Rousseau seine innern Qualen nannte, nur umsomehr. In der That ist die Geschichte seiner letzten zwölf Jahre eine der entschiedensten Gedrücktheit und der steigenden innern Leiden gewesen. Die wenigen Jahre der für alle Welt sichtbaren Verfolgungen waren zwar sicherlich keine Aufmunterung, aber doch bei Weitem nicht so schlimm gewesen, als die flauen Zeiten, in denen sich wahrnehmbar nicht einmal Etwas gegen, geschweige für Rousseau regte. Nach den ersten plumpen Ausgriffen, zu denen die Sensation im Publicum die feindlichen Elemente verleitet hatte, und nach den nächsten Wirkungen dieses Anfangs war man schliesslich zum Ignorirsystem übergegangen, und Rousseau wurde thatsächlich in Frankreich und Paris geduldet. Hiebei konnten die Hauptfeinde, nämlich die literarischen Neider und Gegner, nunmehr ihre Zwecke noch weit besser erreichen, indem auch sie nach Kräften öffentlich schwiegen, privatim aber Rousseaus literarischen Ruf mit allen Mitteln zu meucheln suchten.

Rousseau selbst war nichts weniger als in der Lage, die wahren Gründe der Zustände zu durchschauen, in die er gerieth. Auf die hochgehenden Wellenschläge der Sensation und der Verfolgung mussten unter allen Umständen stillere Zeiten folgen. Jedoch auch die wirklich sachlichen Interessen des Publicums mussten an den Büchern, solange diese etwas Neues waren, lebendiger haften als nach einer Anzahl von Jahren. Neues aber wollte oder konnte Rousseau, abgesehen von seinen Memoiren, nicht liefern. Diese aber standen erst für die Zeit nach seinem Tode in Aussicht. Sie waren es auch, auf welche das Verlagsinteresse nur noch besonders speculiren konnte, und so begreift sich, dass die Lage des Mannes als Autors eine zurücktretende werden musste. Da ihm an der Aufmerksamkeit des Publicums mehr lag, als er direct eingestand, so hätte er seine Maassregeln nehmen und neben dem Notencopiren in Paris neue literarische Chancen in neuen Wendungen versuchen müssen. Möglich, dass hier äussere und innere Hindernisse zu mächtig entgegenstanden; aber, wenn Nichts geschah, so war auch Verwunderung über das Verhalten des Publicums nicht am Platze und Rousseaus letzte Hoffnungen auf eine sogenannte „Rückkehr" desselben zu ihm eitel. Soweit es ihm für den Augenblick entfremdet war, konnte sich daran Nichts ändern, falls er nicht selbstthätig einzugreifen vermochte. In Wahrheit aber täuschte sich

Rousseau einigermaassen über die Entfremdung; denn von letzterer konnte-nur in Bezug auf den Mangel des Lärms tonangebender Gruppen-die Rede sein. Im Uebrigen hatte die solidere und dauernde, freilich aber geräuschlose Theilnahme an den Schriften Rousseaus ihren Fortgang.

Weit deutlicher als ein gewisses Maass von Verkennung des Charakters und der Gründe der eignen literarischen Nachsituation ist die völlige Unkunde-über den Grund der Concentrirung der Verfolgungen auf das Religiöse. Der einzige Mensch, der in Frankreich an Gott glaube, werde wegen zu wenig Glauben verfolgt, und die Nachwelt solle entscheiden, ob Gerechtigkeit darin gelegen habe, Helvetius mit seinem Buche vom Geiste so ganz anders zu begegnen. Diese Rousseausche Berufungseinlegung an die Nachwelt wäre sicherlich unterblieben, wenn sich grade in dem hier fraglichen Punkt Rousseau selber zu kennen vermocht hätte. Helvetius war so ziemlich Materialist und stand daher den Priestern zu fern, als dass man zwischen ihm und ihnen ernstliche Berührungspunkte hätte schaffen und benützen können. Ueberdies war sein Buch, wenn auch verstandesmässig verdienstlich, so doch für den kahlen Gehalt viel zu weitschichtig und zu matt in der Wirkung, um auch nur entfernt an die Macht des Gluthstromes heranzureichen, der sich aus Rousseaus Schriften-in die Gemüther ergoss. Helvetius Buch war ein Erzeugniss, wo nicht einer gewissen Gelehrtheit, doch einer nicht grade lebensfrischen,-aber wohl mit der unfruchtbaren Denkweise der Luxusclassen stimmenden-Philosophie. Rousseau aber hatte in die Tiefen des socialen Lebens gegriffen, und zwar mit Vorurtheilen, wenn auch gesäuberten Restvorurtheilen,-der Religion selbst. Die Feinde brauchten daher nur diejenige Atmosphäre und Schicht aufzuregen, in die er sich selbst begeben und in die er ein Stück eignen,-nicht blos religionsartigen, sondern auch religionshaften-Fanatismus hineingetragen hatte. Weil er zu viel glaubte und ein Stück der Religion und religiösen Beschränktheit ernstnahm, wurde er wegen zu geringen Glaubens von denen verfolgt, die Alles frivol nehmen, aber die ganze religiöse Beschränktheit, von der und in der sie leben,-wo nicht für sich, doch für ihre Heerden-aufrecht zu erhalten, jedenfalls sich aber soviel als möglich damit-nach allen Richtungen-wichtig zu machen suchen. Diesen Grund konnte aber Rousseau selbst sich nicht vorhalten; denn hiezu hätte er aus seiner eignen Glaubensbefangenheit entschieden herausgetreten sein müssen.

11. Ausserdem ging Rousseau von der Vorstellung aus, es sei doch irgend ein Maass von Gerechtigkeit an die Verfolgungen zu legen, und zwar dergestalt, dass man frage, auf welches Recht sie sich stützten. Steht es nun aber einmal fest, dass man es dabei einfach mit Neidern und Feinden zu thun hat und dass bezüglich des guten Glaubens oder Rechtsbewusstseins in der Hauptsache auf ihrer Seite auch nicht von einem Rest die Rede sein kann, so behält die Erhebung eines Streits über Gerechtigkeitsgründe der Maassregeln keinen Sinn mehr. Wozu also noch der Einwand, dass es doch ungerecht sei, grade Denjenigen von Religionswegen zu verfolgen, der thatsächlich noch am ernstesten Etwas glaube? Im Gegentheil ist nämlich dieser Verfolgungsfall der regelmässige gewesen und, nebenbei bemerkt, auch derjenige von Christus, für dessen Hochstellung auf Kosten des Sokrates sich ja Rousseau gradezu fanatisch geäussert hat.

Aehnlich wie mit der Auffassung der Verfolgungen erging es Rousseau meist mit der Beurtheilung sogenannter Freundschaften, ja überhaupt mit den Erwartungen aus persönlichen Beziehungen. Auch hier setzte er fast immer zu viel ideelle Normen, namentlich Gerechtigkeit und Wohlwollen als maassgebend voraus, wo es sich doch nach dem gemeinen Lauf der Dinge wesentlich nur um Interessen und Eitelkeit handeln konnte. Feinde hat Rousseau vollhaltige gehabt, Freunde so gut wie nicht oder wenigstens üblere als keine. Unter dem Titel „Rousseau, ses amis et ses ennemis" hat Streckeisen-Moultou 1865 zu Paris zwei Bände Briefe erscheinen lassen, die von Freund und Feind an Rousseau gerichtet worden sind. Der Titel könnte zu einer Annahme verleiten, die durch die Briefsammlung nichts weniger als bestätigt wird. Seine Feinde und seine sogenannten Freunde, — das wäre eine passendere Aufschrift gewesen. Mit dem Kleinkram untergeordneter Personen kann ich mich freilich hier nicht aufhalten und muss mich auf das entscheidende Hauptbeispiel, nämlich auf Hume und die Gruppe Luxemburg beschränken. Letztere, die Frau Marschallin an der Spitze und daneben die mit Hume correspondirende Gräfin Boufflers secundirend, hatte den bereits berühmten Rousseau zunächst an die Oertlichkeit von Montmorency gefesselt, die Herausgabe des Emil protegirt, aber, um nicht selber compromittirt zu werden, Rousseau zur Flucht gedrängt, ihn aber vorläufig noch nicht vermögen können, nach England zu gehen. Letzteres gelang ihr erst später, und irgend welche mit dieser Gruppe zusammenhängende Personen waren es

auch immer, die Rousseaus äussere Angelegenheiten bis zu seinem Tode in der Hand behielten. Obwohl er nun selbst Alledem zuletzt nicht mehr recht traute, so war er doch einmal hineingerathen und konnte sich auch vom letzten Zubehör des sich daran Knüpfenden nicht mehr ganz frei machen. Schwerlich wäre er ohnedies nach Ermenonville in die Behausung eines Herrn Girardin gerathen, wo in wenigen Wochen die dunkle Todeskatastrophe erfolgte.

Greifen wir jedoch nicht zwölf Jahre vor. Wie schon oben gesagt, wurde der wichtigste Wendepunkt für Rousseaus letztes Leben die Einlassung mit Hume und der davon unzertrennliche Bruch mit ihm. Hätten beide Männer einander vorher etwas näher, wenn auch nur literarisch gekannt, so würden sie wohlweislich auf Distanz verblieben sein. Hume wusste von Rousseau wohl nur als dem von Religionswegen Verfolgten; Rousseau dagegen von Hume nur als einem Historiker, der vermeintlich die politische Unparteilichkeit bis zum Eintreten für die royalistische Sache getrieben hätte. Nun war aber Hume in diesem Punkte wirklich Partei, ganz wie Rousseau nicht wegen Antireligion, sondern im Gegentheil durch ein Stück religiösen Fanatismus in die missverstandene Parteilage gekommen war. Beiderlei Vorstellungen waren also Irrthümer. Hume der Philosoph konnte sich mit Rousseau dem Antiphilosophen, der Feind der Religionsumdüsterung nicht mit dem Freunde eines, wenn auch rationalisirten, so doch noch immer ziemlich düstern Religionsglaubens vereinbaren lassen. Hume hatte, wie er sich ausdrückte, eine gewisse düstere Weisheit aus ihrem letzten Schlupfwinkel vertreiben wollen; Rousseau hatte ihr durch Säuberung in seiner Lehre ein neues Asyl zu verschaffen gesucht.

Zu dem religiösen kam, um von dem politischen nicht weiter zu reden, der sociale Gegensatz. Hume hatte den Luxus einigermaassen beschönigt, indem er wenigstens den Comfort vertheidigte, wogegen Rousseau persönlich vielleicht Nichts aufrichtiger hasste, als das Eintreten für eine Lebensweise, die nicht gleich der seinigen die geflissentliche Degradation des Comfortniveaus zur Schau trug. Wie sollte bei Alledem Freundschaft bestehen? Nun beging aber Hume noch obenein den Fehler, sich Rousseau gegenüber als eine Art Vormund zu benehmen, ja von ihm in Briefen an Andere wörtlich als von seinem Mündel zu reden. Freilich war ihm nun wohl der englische Denker in der praktischen Lebensführung, namentlich soweit es sich um die Wahrung der ökonomischen Unabhängigkeit gehandelt hatte, bedeutend überlegen. Allein dieser,

obenein von den Verhältnissen begünstigte Umstand berechtigte ihn nicht, das Selbstgefühl Rousseaus zu verkennen und verschiedentlich zu verletzen. Der Beweggrund Humes, Rousseau ein Asyl und vom englischen König eine Pension auszuwirken, ist schwerlich etwas Anderes gewesen, als mit dieser Patronage eines berühmten Schriftstellers auch seinem eignen Ruhme noch Einiges hinzuzufügen. Wie er dabei das nüchterne Wasser spielen musste, während Rousseau das Feuer vorstellte, und zwar nicht blos bezüglich der beiderseitigen persönlichen Temperamente, sondern auch in Rücksicht auf die collidirenden Bestrebungen und Denkweisen, — das hatte der erste Denker seines Jahrhunderts nicht bedacht. Ueberdies war eine gewisse persönliche Rivalität zwischen zwei Schriftstellern naheliegend, die einigermaassen verwandte Gegenstände und beide ein Publicum im Kreise populärer Leser hatten.

Dies sind zusammen die eigentlichen Ursachen, vermöge deren die Herrlichkeit in England nur einige Monate dauerte, obwohl Rousseau fern von Hume und auf eigne Kosten lebte. Die Veranlassung und Gelegenheit zum offenen Bruch wurde für Rousseau ein erdichtetes Briefchen Friedrichs des Grossen, in welchem der letztere auf ein Verfolgungsbedürfniss Rousseaus anspielt und erklärt, dass er in der Lage sei, diesem Bedürfniss durch Zufügung von Uebeln entgegenzukommen. Dieses boshafte Spottblättchen wurde privatim in Umlauf gesetzt und ging auch in englische Blätter über. Der Erfinder war ein Engländer, Horace Walpole, der den Rousseau noch weniger als den Friedrich leiden konnte. Er sollte, wie Rousseau sich die Sache vorstellte, die spöttische Hauptwendung in Paris aus einer dortigen Gelegenheitsäusserung Humes aufgeschnappt haben. So überaus unwahrscheinlich ist eine derartige Aeusserung Humes auch nicht, brauchte aber an sich nicht gleich als giftig gedeutet zu werden. Sie lag im Gegentheil nahe, da Friedrich mit Hume als Einlader von Rousseau concurrirt hatte und dem letzteren thatsächlich, wenigstens für seinen Ruf, die Verfolgungen des Emil sichtlich zu Statten gekommen waren. Hume selbst bestritt jegliche Theilnahme, während Rousseau bei seiner Meinung blieb, plötzlich aus England verschwand und Frankreich vorzog, woraus er ursprünglich geflüchtet und wo er verurtheilt war.

Doch, wie gesagt, die elende Fälschungsaffaire mit dem Briefchen war nicht die Ursache, sondern nur der Incidenzpunkt, der die bereits bestehende und sehr begreifliche Spannung zum öffentlich sichtbaren und Humescherseits auch literarisch erörterten Riss werden

liess. Sicherlich hat keiner von beiden Theilen hiebei gewonnen; denn grade Hume musste doch schliesslich wissen, dass er, auch bei dem besten Willen, kein aufrichtiger Freund Rousseaus hätte sein können. Andererseits konnte es aber Rousseau nicht entgehen, dass seine Vergrabung in einer Provinz Englands für seine Wirksamkeit und seinen Ruf nicht zuträglich war. Der Verächter der grossen Städte suchte daher schliesslich wieder Paris auf, wo ihm auch sein Notencopiren bei dem Schwinden seiner Mittel noch allein etwas eintragen konnte. Dort war es auch, wo er nachher, trotz gedrücktester Lage, einen Wechsel über nicht erhobene und zu mehr als 6000 Francs aufgelaufene englische Pension einfach zurückwies. Es verstand sich, dass er die Früchte Humescher Bemühungen nicht verzehren wollte; aber noch besser wäre es gewesen, wenn er diese Bemühungen sich von vornherein nicht hätte ins Spiel setzen lassen.

Wollte Hume ein Freund sein, während er es doch nach Lage der Sache nicht sein konnte, so war die zweite grosse Hauptpersönlichkeit, die in den Beziehungen Rousseaus noch der Veranschlagung werth ist, nämlich Voltaire, sich glücklicherweise sehr bald über die nothwendig feindliche Stellungnahme klar. Die versuchte Annäherung der beiden Schriftsteller wurde daher schon mit dem ersten Austausch von den paar Briefen abgeschnitten. Hiebei waren aber die Aeusserungen Voltaires sachlich noch am ehesten treffend oder doch wenigstens kennzeichnend für Rousseau. Aus letzterm Gesichtspunkt ist an dieser Stelle davon zu reden, während das Uebrige schon bei der Behandlung Voltaires selbst und vorher bei Gelegenheit der Verfolgungen erledigt worden. Im Briefe vom 30. August 1755 wird Rousseau ins Gesicht dessen Schrift über die Ungleichheit sein neues Buch gegen das Menschengeschlecht genannt und kommt im Hinblick darauf der Ausspruch vor, nie habe man soviel Geist aufgewendet, in der Absicht, uns viehdumm zu machen. Das Deutsche macht, wenn es den wesentlichen Sinn des mehrere Vorstellungen neutral zusammenfassenden Wortes „bêtes" einseitig heraushebt, das feine Spiel der französischen Wendung zu einer entschiedenen Grobheit. „On n'a jamais tant employé d'esprit à vouloir nous rendre bêtes." In der That, das „rendre bêtes", im doppelten Sinne des Zuthierenmachens und des Dummmachens, ist die treffende Pointe gegen das Geistreiche, dessen sowohl der Höflichkeit als der Wahrheit entsprechende Zugeständniss die sachlich bittere Pille ein wenig überzuckert und sie so für die persönliche Eitelkeit eher verschluckbar macht. Hienach konnte Voltaire, ohne

allzusehr zu verletzen, auch noch unter dem Anschein des Scherzes, in Wahrheit aber mit dem schneidendsten Spott hinzufügen, wenn man die Arbeit lese, bekomme man Lust, auf allen Vieren zu gehen, — „il prend envie de marcher à quatre pattes quand on lit votre ouvrage“.

Erinnern wir uns, jene Abhandlung über die Ungleichheit oder vielmehr gegen die Cultur ist die für Rousseau kennzeichnendste Schrift, an deren wirklich originalen Inhalt sich alles Uebrige angeschlossen hat. Sie ist insofern wirklich gegen das Menschengeschlecht gerichtet, als darin dessen sämmtliche Culturbestrebungen verurtheilt werden. Auch hat sie gewissermaassen das von Voltaire bezeichnete Ziel, da sie den Mustermenschen sozusagen in einem Menschenthier des Naturzustandes sucht. Zurückführung des Menschen auf eine von der Cultur unverdorbene Bestialität oder, um ein neutraleres Wort zu gebrauchen, Thierhaftigkeit, — das war, wie schon oben gezeigt, in der That das handgreiflichste Idol Rousseaus und alle später scheinbar etwas anders gerathenden Wendungen sind nur abgedrungene Modificationen dieser Urconception gewesen. Wäre Voltaire in seinen spätern Ausfällen bei solchen und ähnlichen Signalisirungen verblieben, so würde er die Wahrheit zum grössten Theil für sich gehabt haben. Allein kurzweg Feind des Menschengeschlechts, Unterminirer der Gesellschaft, gothischer Barbar, irrenhausreifer Narr und ähnliche schmückende Gesichtspunkte, bei deren Vorbringung noch überdies die Grimassen der wüthendsten Eifersucht unverkennbar hervorschauten, konnten schliesslich dem Urtheil ebensowenig als irgend welcher Besonnenheit Voltaires zur Auszeichnung gereichen.

12. Alle äussern Feinde hätten Rousseau das Leben nicht soviel verderben können, wie wirklich und namentlich in der letzten Zeit geschehen, wenn nicht ein innerer Feind hinzugekommen wäre. Dieser unterhielt in ihm selbst einen Widerstreit und brachte schliesslich immer mehr Unsicherheit und Unbefriedigung in die Gemüths- und Gedankenhaltung. Dieser innere Feind war das Amalgam von Religion und Ichwahn. Rousseau wurde von Zweifeln gequält, ob er nicht sein Leben unnütz an ein Phantom verloren habe. Er bedauerte, eigentlich nicht gelebt zu haben, und der Anzehrung seines Jenseitswahns durch entgegenstehende Gedanken konnte er sich nicht mehr anders erwehren, als indem er an seine früheren Ueberzeugungen wie an eine Autorität seiner kräftigeren Jahre zu glauben versuchte. Zu dieser sich aufdrängenden Selbst-

störung seines privaten und für ihn wesentlichen Glaubens kam der immermehr überwiegende thatsächliche Pessimismus, der ihm auch die Flucht zur Natur nicht mehr in jenem ersten rosigen Lichte zeigte, in welchem er sie im Anfang seiner Laufbahn erblickt hatte. In dem Briefe an Voltaire vom 18. August 1756 hatte er sich noch auf seinen irdischen Optimismus, welcher trotz Krankheit und Armuth bestehe, etwas zugutegethan. Er hatte Voltaire den Contrast von dessen glänzender Lage und dessen Pessimismus mit den eignen Verhältnissen und der eignen Anschauungsweise vorgerückt. Auch war dies damals nicht völlig ein abstracter und blos theoretischer Optimismus, der nur einem unerreichbaren Naturmenschenthum gegolten hätte. Rousseau glaubte damals wenigstens einigermaassen an die Möglichkeit einer praktischen Rückkehr zur Natur, und von seiner eignen Zurückziehung in die landschaftliche Natur, sowie von seinem Stück Abschliessung gegen die Brennpunkte der Civilisation, erwartete er ganz besondere Früchte.

Allerdings wurde er in diesen Erwartungen schon verhältnissmässig früh etwas enttäuscht; aber die Häufung der Enttäuschungen führte eigentlich erst nach dem Aufenthalt in England zu jener Steigerung des Missmuths, die ihn ruhig in Paris selbst bleiben liess, so dass er erst schliesslich, und zwar nur der Gesundheit seiner Frau wegen, aufs Land nach Ermenonville ging. Grade aber dort trat schon nach ein paar Wochen die Endkatastrophe ein. Seine letzten Jahre lassen selbst von jenem partiellen und bedingten, ja nur in engerm Sinne geltenden Optimismus, der den, wenn auch eingebildeten, so doch als irdisch vorhanden gewesen und irdisch möglich vorgestellten Naturmenschen zum Gegenstande hat, nichts mehr erkennen. In diesem Stadium ist nur noch die Rechnung mit dem Jenseits persönlich vorwiegend und einigermaassen optimistisch, wenn auch schon, wie gesagt, durch störende Zweifelsanmeldungen unsicher gemacht und immer nur schwer aufrecht zu erhalten. So ist thatsächlich bei Rousseau die optimistisch herausgekehrte Physionomie fast völlig pessimistisch geworden, während umgekehrt bei Voltaire die erste schriftstellerische Hervorkehrung des Pessimismus später Mässigungen erfahren hat, die thatsächlich oft die Züge eines praktischen Lebensoptimismus annahmen.

Nicht materielle Krankheit, wie Harnbeschwerden, war es, worin Rousseaus Hauptfolter bestand. Auch jene Zweifel standen nicht in erster Linie, sondern wurden nur dadurch mächtig, dass sich Rousseau vom Publicum verlassen glaubte. Er drückte zwar, wie

schon früher gesagt, die Hoffnung aus, das Publicum werde zu ihm zurückkehren. Die um ihn herrschende Stille wurde aber von ihm als eine Abwendung gedeutet und empfunden, und er fühlte darin einen vermeintlichen Triumph seiner Feinde. Nun quälte ihn offenbar immer das Bewusstsein, seine persönliche moralische Position sei nicht fest, und da etwas Wahres hieran war, so bohrte an ihm das Gefühl der Ohnmacht, gegen die feindlichen Nachreden mit vollem Effect reagiren zu können. Sein Ruf war ihm, trotz aller seinerseits bestreitenden Gegenwendungen, das, woran er thatsächlich doch mehr als am Jenseits hing, und diesen Schriftstellerruf hielt er fälschlich für abhängig von seinem moralischen Charakter. Hätte er sich selbst und die Verhältnisse besser gekannt, so würde er ihn als in seinen sonstigen Fähigkeiten begründet gefunden haben. So aber musste ihn sein eignes unrichtiges Maass beirren und in quälende Unsicherheit versetzen.

Das Gefühl der Verlassenheit bezog sich aber nicht blos auf sein literarisches Leben, sondern auch auf sein häusliches. Er spricht es im letzten Jahre aus, er habe Niemand oder, wie er es in seiner hebräischen Art ausdrückt, er habe keinen Nächsten. Zu verwundern war an dieser Thatsache Nichts; er selbst hatte Alles darauf eingerichtet, ihr anheimfallen zu müssen. Seine Lebensgefährtin hatte von seinem Leben nicht viel mehr theilen können, als gemeines Concubinat, Wirthschaftsgemeinschaft und einige untergeordnete Züge entsprechenden Temperaments in Frage bringen. Sie ermangelte bis zu dem Grade der dürftigsten Verkehrsbildung, dass sie kein Zifferblatt einer Uhr entziffern lernte und nicht einmal die gewöhnlichen Geldmünzen soll haben unterscheiden können, obwohl sie, wenn auch in der orthographisch unverständlichsten Weise, zu schreiben vermochte. Gewöhnung, Lebensbedürfnisse und Gebrechlichkeit liessen ihn jedoch schliesslich von ihr in einem argen Maasse abhängig werden. Das Verhältniss dauerte auch das letzte Jahrzehnt fort, obwohl es schon auf einem Punkte gestanden, bei welchem Rousseau brieflich eine Lösung vorgeschlagen hatte.

Auch ist auf die Art von Tyrannei, die sich aus diesem Verhältniss gelegentlich ergab, das zurückzuführen, was meines Erachtens an der dunkeln Endkatastrophe als klar und gewiss gelten sollte, während es bisher nur als Nebenumstand und ohne Rücksicht auf seine sichtliche Folge erwähnt worden ist. Es hatte nämlich Rousseau in Ermenonville, nachdem er sich über seine dortige, für uns schwer durchschaubare Lage orientirt, durchaus nicht bleiben wollen. Dem

aber widersetzte sich jene seine Therese, hinter die sich der Wirth gesteckt hatte, um Rousseaus Absicht zu hintertreiben. Offenbar lag aus irgend welchen mit der literarischen Hinterlassenschaft Rousseaus zusammenhängenden Gründen seitens des fraglichen Herrn Girardin und seiner Auftraggeber der Plan vor, Rousseau durch irgend welchen Zwang festzuhalten. Ob es sich dabei um Censur und Vernichtung von Papieren handelte, ist ebensowenig sicher festzustellen wie die Todesart Rousseaus. Der letztere war nicht der Mann, irgend welchen Zwang zu ertragen, ohne heftig zu reagiren. Der Unmuth, nicht durchgreifen zu können, und anscheinend auch eine besondere Scene haben die tödtliche Wendung herbeigeführt. Ob nun Schlagfluss infolge Aufregung oder ein Pistolenschuss das Ende machten, kann und muss unentschieden bleiben. Das Loch in der Stirn wurde von den häuslichen Interessenten durch einen angeblichen Fall im Zimmer anderweitigem Argwohn gegenüber zu erklären versucht und Aerzte zur Bescheinigung eines Schlagflusses beschafft, während Diejenigen, die anders dachten, nachlässig genug waren, sich nicht einmal das Loch zeigen zu lassen und aus dessen Gestalt Schlüsse zu machen.

Einen Selbstmord zu vertuschen, war ausser der herrschenden Denkweise noch der specielle und schwerwiegende Grund vorhanden, die eigne Schuld daran zu verbergen. Nach allen Thatsachen halte ich den freiwilligen Tod Rousseaus für wahrscheinlich. Er hatte sich über seine Angebrachtheit in seinen Schriften ausgesprochen und war ihm bezüglich seiner eignen Person schon früher in den Qualen der Krankheit nähergetreten.

13. Rousseau besass hinreichende Energie, sobald es sich um ein blosses Reagiren gegen pressende Zustände handelte. So konnte er vermöge der Gewalt der eignen Regungen indirect von aussen erdrückt werden, und der Unterschied ist nicht sonderlich gross, ob man eine innere organische Sprengung des Hirns annimmt oder ob dazu erst die Hand und ein Werkzeug dienen mussten. Wohl aber ist bemerkenswerth, wie das reagirende Feuer in Rousseaus Gefühlen in seinem ganzen Verhalten den vorherrschenden Typus gebildet hat. Er stemmte sich zornvoll gegen die Zustände; er verurtheilte sie in Worten; aber er ging nicht einmal zu solchen Worten über, in denen auch nur die Andeutung einer angreifenden oder gar zerstörenden Action gelegen hätte. Im Gegentheil wollte er von einer solchen nichts wissen, und zwar nicht erst zuletzt, sondern schon früh. Wo es gegolten hätte, eine ernsthafte Ver-

besserung der Welt zu zeigen, da lenkte er ins unwirklich Moralische zum Jenseits ab. Von dem Lauf der gesellschaftlichen Dinge hatte er sich aus dem Verfall der römischen Republik die Vorstellung gebildet, dass mit Bürgerkriegen und Revolution schliesslich Alles in eine allgemeine Brigandage auslaufe. Wenn er daher auch eine Revolution erwartete, so hoffte er doch von ihr nichts Sonderliches. Räuberei werde vielmehr das Facit sein. Die Tendenz zur Anarchie, die in den Zuständen lag, blieb ihm nicht verborgen; allein das Recht der zersetzenden und die Fesseln sprengenden Kräfte begriff er nicht. In seinem eignen persönlichen Unabhängigkeitsdrange lag etwas von jener Tendenz zur Anarchie; ja noch mehr, es verwirklichte sich von dieser Anarchie Einiges in seinem eignen Leben und Schicksal. Gegen die Ehe, insoweit sie eine Form der Herrschaft und des Zwanges ist, hatte er mit der That protestirt, indem er sich nur auf ein Zusammenleben einliess, welches in den fraglichen Beziehungen, d. h. juristisch, ein freies blieb. Aber auch übrigens hatte er sich bemüht, sowenig als möglich mit der Gesellschaft, jedenfalls aber nicht wie sie, zu leben.

Wo Rousseau sympathische Leser in Rücksicht auf das Sociale und Politische fand, da geschah dies begreiflicherweise nicht nothwendig im Sinne jener am meisten hinderlichen Beschränkungen und Ablenkungen der Thatkraft. Was sich übertrug, war das Grollen in Rousseau gegen die Zustände, und was nicht angenommen, ja meist nicht einmal bemerkt wurde, war der Zügel, durch den sich dieses Grollen selbst hatte anderweitig ablenken lassen. Robespierre und Marat gelten mit Recht als eine Art Schüler Rousseauscher Lehren. Mindestens hatten sie aus seinen Schriften wesentliche Anregungen und Vorstellungen geschöpft. Sie sind die Hauptvertreter von Rousseauschen Geisteszügen in der französischen Revolution. Die hohle sogenannte Tugend mit ihrem beschränkten Fanatismus, aber auch ebenso das religiös reactionäre Seitenstück dazu, bethätigte sich politisch in dem hinterhaltigen und Geistesverklemmtheit athmenden Robespierre. Dieser war es, der nach der revolutionären Abschaffung der Religion den Cultus eines höchsten Wesens reactivirte, wie er denn überhaupt auch politisch als relativ reactionärer Umkehrpunkt betrachtet werden muss, bei welchem die Revolution ins Sinken überging.

War Robespierre schlechteren Seiten des Rousseauschen Geistes wahlverwandt gewesen, so ist Jean Paul Marat in einigen Richtungen mehr auf das Gute und Wahre gerathen. Dieser Mann ist auch

schon darum wichtiger und vielleicht die interessanteste Erscheinung der ganzen Revolution, weil er sich zugleich als Naturwissenschafter und als thatkräftiger Feind der Charlatanerie der Gelehrten bekundet hat. Sein politischer Haupterfolg war der Sturz der Girondisten, und diese stellten hauptsächlich die Partei vor, in welcher der Volksbetrug des Gelehrtenthums und jene ganze Mache ihren Sitz hatte, vermöge deren das Gelehrtenthum in seiner Art die frühere üble Rolle des Priesterthums fortspielt, indem es die Wissenschaft hindert, unterschlägt, fälscht und in den Dienst des Despotismus oder sonstiger schlechter Interessen verkauft und prostituirt. Marat kann hier nicht an sich, sondern nur bezüglich Rousseaus in Frage kommen; aber eben deswegen ist eine Hinweisung schon auf dem blossen Titel einer seiner Broschüren „Les charlatans modernes" (Paris 1791) kennzeichnend genug. Der Zusatz „lettres sur le charlatanisme académique" zeigt an, wo die modernen Charlatane hausen. Rousseau hatte, wie früher erwähnt, die Akademien Brutstätten der Lüge genannt, aber in jener seiner ablenkenden Manier schliesslich in dem Uebel solcher Institutionen doch noch ein Palliativ gegen grössere Uebel sehen wollen, ganz wie er in den grundsätzlich verurtheilten Theatern doch noch Mittel anerkannt hatte, Müssiggängern einige Stunden zu nehmen, die ihnen sonst zur Ausübung von Schlechtigkeiten zur Verfügung gestanden hätten.

Ich für mein Theil würde nun die gelehrten Körperschaften und überhaupt das Gelehrtenthum nicht darum für ein Linderungsmittel möglicher grösserer Schäden ansehen, weil jenes Bereich viele müssige und schlechte Subjecte in sich aufnimmt; denn anderwärts hätten sie weniger Gelegenheit, die Zustände zu verderben. Marat und die Revolution dachten auch nicht so; sie cassirten vielmehr die Brutstätten der Lüge und statuirten auch einige persönliche Strafexempel, wenn auch freilich nicht aus dem eigentlichen und gebührenden Gesichtspunkt. Allein der Hass gegen diese modernen Schergen des Volksbetrugs und gegen die neumodischen Henker der Wahrheit, die mit und im Namen der Wissenschaft agiren, war doch einigermaassen im Spiele, und nach dieser Seite der Sache Etwas gethan zu haben, wo Rousseau von rechter und praktischer Entschiedenheit ferngeblieben war, ist vornehmlich ein Verdienst seines Schülers Marat. Hatte dieser auch noch nicht den völlig klaren und weitausschauenden Standpunkt einnehmen können, der heute erreicht ist, so wird er doch einst als der verhältnissmässig entschiedenste Vorläufer alles inzwischen Gereiften und Vollzogenen gelten müssen.

Erwähnenswerth ist eine Stelle aus dem Journal Marats, dem Ami du peuple (Nr. 323) vom 28. Dec. 1790. Dort nennt er den eben gefassten Beschluss der Nationalvertreter (für eine Statue Rousseaus und für eine Pension von 1200 Francs an seine Wittwe) einen heuchlerischen. Man habe damit Jahr und Tag gewartet und wolle jetzt mit diesem Acte nur die freiheitsfeindliche Gesetzgebung maskiren. Nebenbei bemerkt, ist die Pension zu werthlosen Assignaten verdunstet. Was aber die Heuchelei solcher und ähnlicher Acte betrifft, so ist sie für den Kenner neuster Raffinements und Schaustücke nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Was hatte auch die schwächliche Mehrheit jener sogenannten Volksvertreter von 1790 mit dem eingedämmten Feuer Rousseaus gemein, das, wofern es seine eignen Fesseln hätte sprengen und die Welt thatsächlich entzünden können, den Kleinkram politisch schielenden, halb rückwärts verdrehten Spiels gebührend in Asche gelegt haben würde!

In der That finden sich bei Rousseau, wenn auch nur vereinzelt, ausdrückliche Formulirungen eines Unmuths, der sich ohne besondern Hinblick auf das rückwärts liegende Naturidol, vielmehr in ganz realistischer Weise, gegen Staat und Gesellschaft überhaupt wendet. So heisst es z. B. bei Gelegenheit des Ausgangs der Venetianischen Angelegenheit, aber unabhängig von ihr und völlig allgemein, in den Bekenntnissen, also im Facit der ganzen Lebenserfahrung, es sei „ein Keim des Unwillens" zurückgeblieben „gegen unsere verkehrten bürgerlichen Einrichtungen, bei denen das wirkliche Gemeinwohl und die wirkliche Gerechtigkeit immer einer sogenannten Ordnung aufgeopfert werden, welche in Wahrheit alle Ordnung zerstört und nichts weiter ist, als dass die öffentliche Autorität der Unterdrückung des Schwachen und der Ungerechtigkeit des Starken das Sigel aufdrückt". Diese Worte erinnern einerseits an den politischen sogenannten Nihilismus im vorletzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und enthalten andererseits mehr Wahrheit als der ganze „Contrat social", der, verwirklicht gedacht, doch auch nur eine Form abgeben würde, der Unterdrückung des Einzelnen durch die Menge oder durch deren angebliche Repräsentanten und Organe ein vermeintlich naturrechtliches Sigel aufzudrücken. Die sogenannte Ordnung nur die geregelte und beständige Form ungerechter Vergewaltigung, — das ist in der That ein Begriff, dessen Consequenzen weiter tragen, als wohin Rousseau selber gelangt ist. Er hat sich abgemüht mit einem Compromiss zwischen seinem

Naturidol und den verdorbenen Zuständen, und noch dazu einem solchen, welches nicht die Action in der Welt auf sich selbst stellt und mit sich selbst einig macht, sondern zu Stufen für die Ablenkung in einen Himmel herabmindert.

Letzteres war die Hauptabschwächung im Rousseauschen Geiste und der Hauptgegensatz zur vollen Wahrheit. Anstatt wirkliche Wissenschaft und Kunst anzugreifen, hätte er die vorgeblichen Wissenschaften und Künste, die, wie Religion und Metaphysik, gleich Astrologie und Alchymie zu bannen sind, verurtheilen und, was davon in ihm selbst waltete, erst mit der Wurzel ausroden müssen, um zu einer in sich haltbaren, sei es allgemeinen, sei es socialen und politischen Denkweise zu gelangen. So aber ist das Stück modernen Völkergeistes, welches sich in seinem Unabhängigkeits- und Natursinn regte, in den Banden der Religionsreste hängen geblieben. Der volle und ganze Aufschwung ist hiedurch gehindert, das Feuer oft von Rauch und Nebeln verhüllt und das bessere Streben bisweilen direct fast zum Gegentheil gewendet worden. Dennoch ist die Rousseausche Individualität ein entscheidender Ausgangspunkt und ein hochwichtiges Lehrbeispiel für das moderne Völkerstreben gewesen und theilweise auch noch geblieben. Antriebe und Gefühle in Rousseau haben sich mächtig und frei ergangen; die ererbten Vorstellungen aber, die ihn noch hielten, waren und sind für Andere blosse Spinneweben, die man auskehrt. Ihn drückte und würdigte die Religion herab. Es giebt aber für Denken und Thun noch feinere Fesseln und unscheinbarere Gifte. Mit Derartigem werden wir es in der Gestalt metaphysischer Poesie noch zu schaffen bekommen; ja überhaupt wird sich der Betrug in der Poesie als ein neuer folgenreicher Gesichtspunkt erweisen, dessen aufhellende und die wahre Dichtung fördernde Kraft sich den Früchten der Erkenntniss des Betruges durch die Religion entsprechend zugesellt.

Zwölftes Capitel.

Schiller als philosophischer Lyriker und seine Bestrebungen im Drama.

1. Es ist eine stark reformatorische Nachbarschaft, in welche der jüngere der zwei meistgenannten Dichter der Deutschen geräth, indem wir ihn unmittelbar auf Rousseau folgen lassen. Seine Beschaffenheit ist indessen auch einigermaassen danach geartet, zu dieser Annäherung auch innerlich ein wenig zu berechtigen und ein paar verwandte Züge zu liefern. Wenigstens ist an Reformatorischem im 18. Jahrhundert, was dem literarischen Bereich und zugleich der Wirkungssphäre Rousseaus angehört, nichts gleich Hervorstechendes und populär Wirksames anzutreffen, wie Schillers frühere Dramen und spätere Lyrik.

Der allgemeine Zeitcharakter und die persönlichen Anlagen vereinigten sich in günstiger Weise zur Hegung des reformatorischen Elements. Schiller war eine sanguinische Natur, die gegen das Goethesche Phlegma gewaltig contrastirte; aber auch die Zeit, in die ihr Lebenslauf fiel, war ganz und gar von revolutionären Antrieben, Actionen oder Nachwirkungen erfüllt. Man bedenke, was in dem Zeitraum von 1759—1805 in Europa vorging, und wie sich die nachhaltigsten Einwirkungen auf die Jugend und die mittleren Jahre Schillers vertheilen mussten. Durch die Literatur und namentlich auch durch Rousseau machte Schillers für Zündstoffe empfänglicher Geist gleichsam die idealen Vorbereitungen der Revolution mit durch, und seine kräftigsten Regungen fielen in diese Jugendzeit oder stammten aus ihr. Jedoch auch später liess ihn der immer noch mächtige Gang der Dinge nicht los. Die flaue und graue Zeit voller und altfränkischer Restauration erlebte er nicht mehr. Sein Tod ging vielmehr diesen todten Zuständen um ein Jahrzehnt voran, und im Eingange des neuen Jahrhunderts, in welchen seine letzten Arbeiten fielen, war in Europa noch keine erschlaffende Stille, aber am allerwenigsten auch nur entfernt ein Anzeichen von späterer Kirchhofsruhe vorhanden. Es blieb dem trotz aller Einengungen und Niederdrückungen localer Art noch immer hochaufstrebenden Dichtergenius erspart, in die Restauration hinein lebenzubleiben und mit dem Strome seiner ursprünglich aufrüttelnden Poesie schliesslich in die Versandungen restaurativer Romantik zu gerathen.

Im Gegensatz zur Gunst des allgemeinen Zeitcharakters standen Oertlichkeit und Schauplätze, auf welche der Dichter angewiesen blieb. Der Sprössling eines schwäbischen Kleinstädtchens Marbach und schliesslich in Stuttgart, der Schwabenhauptstadt, gebildet, würde er in seinem jugendlichen Ideenkreis noch weit mehr trübende Beengungen erfahren haben, wenn nicht das Uebermaass von despotischem Druck in der allerhöchst landesherrlichen Erziehungs- und Studienanstalt die frei angelegte Natur erst recht zum Reagiren gespornt und so dazu getrieben hätte, die schwäbisch angestammte Autoritätsveneration an einigen wichtigen Stellen zu durchbrechen. Für dieses ruckweise Bahnbrechen ist das Räuberdrama das erste öffentliche Zeugniss gewesen, und die zweite, zugleich auch äusserlich wichtige Handlung wurde bald darauf des Militärarztes Bruch seiner von der Studienanstalt her überkommenen Verpflichtung, in diesem Amt weiter zu dienen, während man ihm doch einen Verzicht auf poetische Veröffentlichungen von oben herab dienstlich aufzwingen wollte. Angesichts dieser Lage floh Schiller aus Württemberg und lebte einige Zeit in der Gefahr, ausgeliefert zu werden. Die Bühne zu Mannheim hatte ihm die ersten Theatererfolge gebracht, deren er offenbar bedurfte, um literarisch weiterkommen zu können.

Fassen wir jedoch gleich, ohne uns um das Dazwischenliegende zu kümmern, den zweiten Hauptschauplatz und sozusagen die zweite Heimath Schillers ins Auge, nämlich Jena und Weimar. Er war noch nicht dreissig Jahre alt, als diese Oertlichkeiten mit der zunächst unbesoldeten ausserordentlichen Geschichtsprofessur in Jena anfingen, für ihn die Mittel- und Ausgangspunkte seiner Thätigkeit zu werden. Er kam zwar nie in ein äusserlich so abhängiges Verhältniss vom kleinstaatlichen Hofe, wie Goethe; aber er wurde doch indirect, zunächst durch ein kleines für die Professur zugestandenes Jahrgehalt und dann weiter auch in Weimar durch die Abhängigkeit von der herzoglichen Goetheschen Bühne gar sehr gebunden. Ueberhaupt engte ihn seine ökonomisch gedrückte Lage auch dort gar sehr ein, wie der Umstand bezeugt, dass er noch im Reiche des Herzogs drei Jahre Existenz einem dänischen Minister und dem ihm von diesem für die fragliche Zeit ausgewirkten Jahrgehalt zu verdanken haben musste. Schliesslich unmittelbar und ganz in Weimar selbst lebend, war er, wenn auch ohne dortiges Amt und wenn auch in Vergleichung mit Goethe nicht grade begünstigt, doch so in die dortige geistige Luft eingetaucht, dass man ihn in seinen

letzten Arbeiten als einigermaassen weimarisirt betrachten muss. Was dies besagen wolle, haben wir schon bei Goethe festgestellt. Dieser fiel vermöge seiner Charakterartung der Weimarisirung ungleich mehr anheim, ja kam ihr verwandt entgegen und stellte schliesslich selber ein Stück davon vor, welches auf Schiller ungünstig einwirkte, indem es dessen Aufschwung und Kühnheit, angeblich im Interesse der Mässigung und Glätte, eifersüchtig hinabzudrücken suchte und auch wirklich zuletzt in schwächlichere Wendungen hineinbannte.

Vieles hievon wäre nicht möglich gewesen oder doch nicht in gleichem Grade eingetreten, wenn nicht Schiller von vornherein schon eine Stammesnatur und Stammesüberlieferung zur Mitgift gehabt hätte, die ihn geeigneter machte, Täuschungen nachzugeben. Das Schwabenland war keine Stätte, wo Energie scharfen Verstandes gesucht werden konnte, um die Nebel einer autoritär ergebenen Gemüthshaftigkeit gänzlich zu zertheilen. Es ist vielmehr noch heute ein Bereich, in welchem bei allem Protestantismus doch der Priestereinfluss noch weit reicht und auch die politische Beamtenhierarchie mit besonderm Titelrespect beehrt wird. Eine fast stumpf zu nennende Art von Gemüthlichkeit kann über diese Mängel des dortigen Volkscharakters um so weniger hinwegsehen lassen, als sie vielfach mit pietistischer oder gewissermaassen mystischer Anlage verwachsen ist, ja den zähen Aberglauben gradezu begünstigt. Wenn nun auch von letzterem, wie bei hochstehenden, sich emancipirenden Ausnahmsnaturen, die gröbere religiöse Schale weggeworfen wird, so bleibt doch nur allzuleicht der Kern unangetastet, und ein gewisses Maass nebelhafter Auffassung der Dinge bleibt selbst bei den höchststehenden Geistern zurück. Man denke nur an Kepler, der auch ein Schwabe war wie Schiller, und bei dem sich alle grossen empirisch speculativen Feststellungen über die Planetenbahnen von einer unsoliden Phantastik begleitet und umrahmt fanden. Nun ist Schiller dem Schicksal, Schwabe zu sein, in seinem Thun und Dichten, unter den weltgeschichtlich namhaften Geistern, die jenes Angebinde vor ihm und nach ihm getheilt haben, wohl am wenigsten entgangen. Mindestens hat die Poesie für die Wirkungen dieser Mitgift einen eindringlicheren Spielraum dargeboten als die Wissenschaft, und aus den Täuschungen der Religion sind die Täuschungen der Poesie herausgewachsen.

2. Doch der ideale Zug, kann man einwenden, ist sicherlich etwas wohlthätig Auszeichnendes gewesen, und ohne diesen hätte

die Schillersche Dichtung ihre hohe Stellung nicht einnehmen können. Gewiss, dieser ideale Zug, soweit er an sich, d. h. abgesehen von den Verfehlungen der Wahrheit betrachtet wird, ist der charakteristische und berechtigte Kern im ganzen Streben. Allein er ist kein eigenthümlich schwäbischer, sondern ein allgemein deutscher, den grade seine specifisch schwäbische Gestalt als Ablenkerin oft auf falsche Bahnen geführt hat. Ja sogar überhaupt die deutsche Idealität, auch wo sie nicht besonders schwäbisch gerieth, ist nur zu sehr den Ablenkungen in das thatsächlich Unergreifbare, d. h. in Vorspiegelungen fremden oder eignen Gepräges ausgesetzt gewesen, und derartige Umstände walteten auch während des Schillerschen Lebens ob.

Es waren nämlich die geistigen Zustände in Deutschland bezüglich der allgemeinen Denkweise und in entscheidenden Beziehungen fast noch kläglicher als die äussern politischen Verhältnisse. Die politische Zerklüftung der deutschen Nation wurde in ihren, das Selbstgefühl herabstimmenden Wirkungen wenigstens dadurch ein wenig aufgewogen, dass sich Friedrich II an der Spitze Preussens Europa gegenüber zu wuchtiger und allerseits sichtbarer Geltung brachte. Aber nicht blos für die deutsche Thatkraft war von dieser Seite eine Fahne aufgepflanzt, sondern der geistig erleuchtete König stand auch als Vorbild für die Aufklärung da; er erhob sich nicht nur weit über das Niveau seiner Nation, sondern in wesentlichen Beziehungen auch über den Aufklärungsstand Derjenigen, die unter den Deutschen als Aufklärer oder, wie nachher der Königsberger Professor Kant, als tiefe Denker gelten sollten. Friedrich war über Jenseitsvorstellungen fort, während unter ihm zweideutige Halbaufklärung und metaphysisch mystische Denkerei die Verworrenheit der desorientirten Gemüthsverfassung der Deutschen nur noch steigerten. Von diesen Elementen wurde Schillers Leben und zwar im späteren Theil durch Kants antivernünftlerische, einem Glaubensrest untergeordnete Scholastik ungünstig erregt, und die von vornherein vorhanden gewesenen philosophischen Neigungen des Dichters nach der Seite der Unklarheiten zurückgelenkt.

Neben dem idealen Aufschwung ist gleich an dem Eingang der Schillerschen Laufbahn ein gewisses Maass drastischer Fähigkeit unverkennbar, welche mit ihrem Anfluge von Thatkraft sich nicht etwa blos in dem Räuberschauspiel zum Ausdruck gebracht, sondern auch noch in den andern nächsten Stücken ihre Vertretung gehabt und selbst in den letzten geglätteten Productionen noch einige Spuren hinterlassen hat. Allein diese drastische Anlage, die zum

ernstlichen Drama unentbehrlich ist und die ein Shakespeare im höchsten Grade, ja in einziger Weise, für sich gehabt hatte, war erstens in Schiller persönlich nicht genug überwiegend und wurde zweitens durch die öffentlichen Zustände Deutschlands, ja auch durch die zugehörigen kleinlichen Nebeleien der entsprechenden geistigen Atmosphäre derartig verkümmert, dass bald nur abgeschwächte Reste davon sichtbar blieben. Die deutsche Kleinstaaterei, in deren Eldorado Schiller mit seiner Jena-Weimarischen Existenz erst recht hineingerieth, war nicht dazu geeignet, in thatkräftigen Gedankenansätzen zu bestärken, sondern musste im Gegentheil alle Keime dazu ersticken.

Freilich ist es nicht die Kleinstaatlichkeit an sich und überhaupt gewesen, was hinabdrückte und hinabdrücken musste. Es war vielmehr die mit halbpatriarchalischem Anschein maskirte Unfreiheit, die so einengend und erschlaffend wirkte; es war die Ablenkung der Charaktere auf blosse innere Action oder vielmehr Nichtaction, wodurch die besten Kräfte zu Grabe getragen wurden. Man klage also nicht einfach die Kleinheit der Gemeinwesen an; auch Genf war ein Kleinstaat, aber es hatte wenigstens einen Rousseau erzeugen und diesem einige anregende Erinnerungen überliefern können. Allein auf dem schwäbischen und dem thüringischen Boden war die Erstorbenheit des politischen Lebens die selbstverständliche Regel des Daseins. In Weimar vollends verprivatisirte sich die Menschenrolle, und die Menschen wurden für einander fast zu ästhetischen Spielzeugen. Indessen auch deutsche Grossstaaten mit ihren etwas bedeutenderen Maassen des Thuns wären, als Schiller sich zu bethätigen hatte, unfähig gewesen, etwas Besseres zu begünstigen. Friedrichs Rolle war vorüber, und eine Episode des Verfalls und der Corruption folgte in Preussen. Allein auch schon vorher hätte doch nur die Abwesenheit des äusserlich Kleinlichen und überdies nichts weiter als die geistig vorurtheilsfreie Denkweise eines einzelnen Mannes und Königs vortheilhaft einwirken können; von politisch selbständigen Regungen und vom Gefühl eines auf sich beruhenden Gemeinlebens konnte noch nicht entfernt die Rede sein. Ist doch Deutschland in weiteren hundert Jahren kaum dazu gekommen, auch nur in seinem gesellschaftlichen Untergrunde von dieser Gattung etwas Ernstliches zu verspüren! Es hat die englisch parlamentarische Mode und Corruption in einigen Schatten erprobt; es hat nach aussen ein Leben in grösserer Zusammenfassung und in volleren Dimensionen bekundet; aber es hat in der Wurzel

seiner innern öffentlichen Zustände noch jene verjährte Handlungsunfähigkeit beibehalten, die ein Erbtheil langer Jahrhunderte mittelalterlicher Geistesumnebelung und weiter darauf folgender Autoritätssklaverei geblieben ist. Wie sollte nun wohl gar zu Zeiten Schillers auf der deutschen Erde sich haben ein Ort bieten können, an welchem im absehbaren Rahmen der Zustände ein Aufathmen zu irgend welchen Actionsgedanken auch nur dichterisch möglich gewesen wäre?

Für den einzelnen und freigesinnten Menschen war in der fälschlich sogenannten Ordnung, von der die Zustände gelähmt wurden, an selbständige That nicht zu denken. Nur gegen diese Ordnung konnte solche einen Sinn haben, und in Ermangelung absehbarer politischer Action, ja bei dem Fehlen von blossen Begriffen davon, war es nicht zu verwundern, dass die drastische Jugendseite Schillers, die nach naheliegenden Bildern von freiem Thun suchte, auf den verzweifelten Versuch mit einer Räuberaction verfiel. So wenigstens ist die unwillkürliche Ergreifung des Stoffs einer Räubergeschichte zu erklären, wenn man dabei auch keineswegs ein eigentlich politisches Bewusstsein vorauszusetzen hat. Der drastische Trieb und der innere Gegensatz der Gesinnung gegen die vorhandenen Zustände sind hinreichende Motivirungen der Stoffwahl. Die Ausführung selbst aber hat gezeigt, wie denn doch etwas Sturm und Drang von der geistig durch Rousseau eingeleiteten Art hier zur Bethätigung kam und unter dem Bilde des Räuberthums etwas Gerechtigkeit gegen die verdorbene Gesellschaft geübt werden sollte. Rousseau hatte die Cultur überhaupt angegriffen und die Zurückziehung in den wilden Zustand, mindestens aber die Trennung von der Gesellschaft, als erstes und oberstes Ideal hingestellt. Schiller spielte nun in seiner Art mit der Abwendung von der Gesellschaft und sozusagen mit der Rückkehr in die Wälder, indem er Diejenigen, welche von der Gesellschaft enterbt und verstossen waren, ihre Zuflucht zu einem Räuberthum und zwar zu einem solchen nehmen liess, welches die sogenannte Ordnung ein wenig verbessern und der Pseudojustiz mit einigen Correcturen nachhelfen sollte. Dies waren wenigstens die Absichten und, soweit es von ihm abhing, auch die Thaten Karl Moors, und der ursprüngliche Kern der jugendlich ausgreifenden Anlage Schillers wird nicht unrichtig angezeigt, wenn man dem Dichter die Namen seines Haupthelden zu Vornamen giebt und von vornherein von einem Karl Moor Schiller redet.

Der Anlauf, der hiemit bezeichnet ist, war bedeutend und kräftig; er bedeutete aber auch zugleich seine eigne Beschränkung, nämlich dass er eben nur ein Anlauf blieb und schon unmittelbar an sich selbst seine Unfähigkeit erprobte, consequent zu Etwas zu führen, also irgend eine Höhe wirklich zu ersteigen. Der Gedanke versuchte sich eben nur; er spielte mit etwas Kühnem, um dann selber einzugestehen, es gehe so nicht. Der moralische Bankerott Karl Moors liegt in der Umkehr und in der Unterwerfung des eignen Geistes unter die Befehle der Ordnung. Letztere wird von ihm sogar als Vorsehungsordnung anerkannt, und er liefert sich den Gerichten aus. Sogar den Selbstmord will er nicht, weil er nun miteinemmal in ihm eine Sünde sieht. Diese ganze Wendung ist wahrlich so kläglich, wie sie nur irgend werden konnte, und steht in Widerspruch mit dem Hauptcharakter. Sie sieht allerdings nach einem Zugeständniss oder nach einer Verhüllung aus; denn Schiller konnte dem Publicum gegenüber und Angesichts der machthaberischen Sittensatzungen nicht umhin, seinen Karl Moor völlig scheitern und gründlich zu Schanden werden zu lassen. In der Vorrede zum Stück vertheidigt er sich auch unter Berufung auf die Schlusswendung. Indessen in dieser Weise erbärmlich hätten das Scheitern und der Untergang doch nicht auszufallen brauchen. Wenigstens ist hiemit dem zuerst Drastischen zuletzt die Spitze abgebrochen und ein sonst heldenhafter Manneschárakter schliesslich in eine reuige Sünderfigur convertirt.

Uebrigens liess sich das vorher absehen; denn der Manneschárakter ist es doch von vornherein nur theilweise, und der letzte Grund der Stärke geht ihm ab. Nachdem Moor in Ausschreitungen und Schuldenmachen nach Art eines feudalbürtigen Studio gelebt und manchen tollen Streich gegen die sogenannten Philister verübt hat, will er, in der ärgsten Klemme steckend und Angesichts des Schuldthurms, umkehren und zurück in das Vaterhaus. Ränke seines nichtswürdigen Bruders bringen aber den Leichtgläubigen zu dem Glauben, sein Vater habe ihn völlig und für immer verstossen und jedem Schicksal preisgegeben. Hieraufhin schäumt er auf gegen die Menschheit überhaupt und nimmt den Antrag seiner Kumpane an, ihr Räuberhauptmann zu werden. Es sind dies Alle ruinirte Existenzen, die nach einem flotten Burschenleben nicht aus nicht ein wissen. Unter ihnen befindet sich ein ganz verworfenes Subject Namens Spiegelberg, mit etwas Hebräeranklang, dem Bosheit und schlechte Mittel Natur sind und der für das Gift, sowohl

für das geistige als für das physische, eine charakteristische Vorliebe hat. In dessen Verbrecherhirn ist nun der Räuberplan entstanden und wird von der Kumpanschaft, so sehr sie auch sonst den Spiegelberg als zugleich feiges und unsauberes Subject verachtet, in der Noth aufgegriffen. Moor, die verhältnissmässig kräftigste und beste Natur unter ihnen, vor dem sie, ausgenommen der neidische Schleicher Spiegelberg, wirklichen Respect bekunden, — Moor also, in jener Verzweiflungsstunde, in der ihm das Vaterhaus als verschlossen galt, kommt hinzu, und noch in der Raserei schliesst er den Bund. Unter seiner Führung soll aber dann die Räuberei einen höheren und edleren Sinn erhalten; sie soll eine Art Fehme werden, eine naturwüchsige Justiz, die den Schurken aufsucht, um ihn durch Beraubung oder Tödtung zu bestrafen. Das ist nun freilich gegen den Sinn Spiegelbergs, der nichts weiter als ein Uebelthäter aus selbstsüchtiger, gemeiner und boshafter Neigung zum Schlechten ist. Dieser Schandbube hat von vornherein auch der Hauptmann werden wollen; seine Ausheckung des Räuberthums ist ihm verdorben, weil die Ausführung anständigeren Händen anheimgefallen.

Auf dem Gegensatz zwischen den zwei Naturen, der nur formell zum Verbrecherthum übergegangenen und der materiell und wirklich ganz verbrecherischen, beruht nun das ganze Problem. Moor handelt aus zu grosser Gutgläubigkeit; er ist nicht nur von den Ränken seines Bruders sofort düpirt, sondern wird, offenbar aus überspanntem guten Glauben, ein ebenso überspannter Pessimist, wenigstens was die Zustände im Allgemeinen betrifft, während er andererseits sich optimistisch über die Schwierigkeiten täuscht, schliesslich auch noch mit einem letzten Anhang von Auswurf und Gesindel ohne völlige Verschändung der Sache zu agiren. Wenn Letzteres überhaupt ausführbar werden könnte, so bedürfte es dazu einer nicht nur gewaltigeren, sondern auch mehr menschenkennerischen Natur, die da eiserne Zucht in Etwas hineinbrächte, was zuchtlose Eigenschaften mitbringt und in eine auf Zuchtlosigkeit auslaufende Hantirung eintritt. Unter allen Umständen braucht das Problem nicht grade gänzlich unlösbar zu sein; aber die Natur eines Karl Moor reicht dazu nicht aus; ihrer Tapferkeit und Stärke im Aeusserlichen entspricht keine genügende innere Ueberlegenheit über die ablenkenden Gedanken, und der Zug von ritterlich edlem Sinn ist zu wenig mit derjenigen Geisteskraft gegattet, die das Schlechte zugleich erkennt und vernichtet. In Gestalt von Räuberei

der mangelnden Justiz von Staat und Gesellschaft nachhelfen wollen, muss allerdings gemeiniglich und der Regel nach eine Selbsttäuschung sein; denn nur, wenn straflos gebliebene notorische Verbrecher oder allbekannte Schurken, namentlich Justizschänder, über deren thatsächliche Schuftereien nicht der geringste Zweifel obwalten kann, verurtheilt und exequirt würden, könnte darin eine wildwüchsige gerechte Rache gefunden werden, und die Abweichung solcher Thaten bezöge sich weniger materiell auf das eigentliche und innere Recht, als vielmehr nur formell auf bestehende Justizhoheitsrechte, gegen die in dieser Beziehung eine politische Contravention vorläge. Scheitern muss Derartiges gemeiniglich an dem Widerspruch des wenigstens theilweise guten Zwecks mit den schlechten Mitteln und namentlich mit dem gesindelhaften Menschenmaterial.

Hochpolitische Räuberstücke, aber ohne das Stückchen guten Zweckes, blos im Interesse der Selbstbethätigung und der Herrschtriebe, sind ja, Catilinarischen und Cäsarischen Angedenkens, schon manches Mal sozusagen mit geschichtlichem Glanz unternommen worden; aber verkommene Existenzen und ein höherer oder niederer Gesindelanhang haben stets dabei eine Rolle gespielt, sind von den Bandenführern auch stets mit Zugeständnissen bedacht worden und hatten zu anführenden Hauptacteuren auch solche Menschen, die, wenn sie ihnen auch nicht an Schlechtigkeit gleichkamen, ihnen in den übeln Grundeigenschaften doch einigermaassen verwandt waren. Aehnliche Unternehmungen, rein im Interesse des Guten, sind aber zu widersinnig, um in grossen geschichtlichen Dimensionen auch nur annähernd vorzukommen. Im Kleinen aber zeigen sie den innern Widerstreit, den Streit zwischen den Trieben zum Guten und den Trieben des Gesindels aller Stufen, — einen Widerstreit, in welchem das Uebergewicht des Schlechten fast unvermeidlich ist und sie demgemäss gemeiniglich scheitern lassen wird. Hätte nun Schiller mit Verständniss für solche Nothwendigkeit sein Stück entwickelt, so würde es zwar einen tragischen, aber keinen kläglichen und unwürdigen Ausgang erhalten haben. Das Erliegen und die innere sentimentale Umkehr würden durch einen activen, wirklich heldenhaften Act, etwa durch eine dem Feindlichen theuer zu stehen kommende Darangabe des Lebens zu ersetzen gewesen sein.

3. In Schillers Dichterlaufbahn selbst findet nun nicht eine eigentliche Bekehrung nach Art der Moorschen, ja nicht einmal eine wirkliche Umkehr statt. Diese Dinge waren aber auch gar nicht nöthig; denn der Dichter hatte von vornherein seine Auffassung

schon mit Rücksicht auf die niedrige Decke eingerichtet, um sich an dieser in keinem Falle den Kopf zu stossen. Im Fiesco kam noch einige republikanische Gesinnung mit zum Ausdruck, aber wohlgemerkt nur nach der aristokratischen Seite und im Gegensatz zu einer gewaltsamen Usurpation; das Ende wurde wiederum nur die vorherige Ordnung. Im Grunde konnte es auch einem Schiller mit dem Interesse für durchbrechende Elemente nirgend ganzer Ernst sein; denn er war selbst innerlich zu gebunden durch Ueberbleibsel von religiösen und autoritären Denk- und Gefühlsgewohnheiten. Das Aeusserste, wozu er es bringen konnte, war das Spielen mit dem Gegentheil. Dieses schmeichelte seinen drastischen Trieben, die hier allein einen ideellen Spielraum fanden. Der Sohn des Officiers, der selber Militärarzt geworden, schien etwas von der Neigung zu Bildern von Kampf und Krieg überkommen zu haben. Wenigstens mischte sich in seine sonst durchaus bürgerliche und auch durch die bürgerliche Abstammung erklärliche Denkweise ein, wenn auch nicht besonders heroischer, so doch soldatischer Zug, wie er sich auch schliesslich im Wallensteindrama einen nicht minder umfassenden als polirten Ausdruck verschafft hat. Ohne solchen Grundzug wäre es auch zu der verhältnissmässigen Auszeichnung im Drama nicht gekommen. Den Stücken hätte jede Nüance von Handlung und wirklicher Thätigkeit fehlen müssen, wenn jene Anlagen und Ueberlieferungen in Schiller nicht in einigen Spuren maassgebend geblieben wären.

Dieser Sachverhalt schliesst aber nicht aus, dass man sich den vorwiegenden Entwicklungsgang des Dichters wesentlich als eine Zurückziehung auf das innere Leben und auf die lyrische Bethätigung der Antriebe vorstellig macht. In der That ist auch grade in den spätesten Dramen und in denen, die als die vollendetsten zu gelten pflegen, das Eingreifen der lyrischen Tonart nur zu wahrnehmbar. Ja man kann sogar gradezu von einer lyrisch gearteten Haltung der Charaktere reden; denn diese werden oft mehr durch schwankende Gefühle hinundher erregt, als durch feste Willensantriebe bestimmt. Etwas hievon ist selbst in Karl Moor sichtbar, und wenn wir später im Zusammenhang der dramatischen Leistungen auf das Räuberstück zurückkommen, werden wir diesen prototypischen Punkt, der auch auf die spätere Haltung Schillers Licht wirft, besonders hervorheben. Jetzt lassen wir die Laute des Räuberhauptmanns, mit der er sich in der schwierigen Lage durch Wachrufung der Gefühle Entschlossenheit einspielen möchte, auf sich

beruhen, um zuzusehen, wie der dramatische Dichterhauptmann der Deutschen auch zur Laute gegriffen und immer mehr in der lyrischen Art und Weise eine Zuflucht gesucht hat.

Letztere Thatsache wird nicht durch die ausgiebigen dramatischen Arbeiten gegen das Lebensende Schillers, ja auch überhaupt nicht durch dessen umfassende Thätigkeit im Bühnenfach widerlegt. Wir werden nachher sehen, dass die Thatkraft und das Handeln in den Dramen nicht in erster Linie vertreten sei, sondern dass die Kennzeichnungen mehr von einer innern Idealität der Gesinnungen als von zugreifenden Antrieben und Leidenschaften zeugen. Freilich lassen sich Schillers Dramen nicht in lyrische Töne und Situationen auflösen, wie Goethes Faust; aber die innerliche und allzusehr an der Empfindung haftende Seite der Sache überwiegt doch in einem Maass, dass man lebhaft an die undramatisch geartete und zum Lyrischen neigende Eigenschaft der neuern Gesammtnatur der Deutschen erinnert wird.

Ueber diesen Naturzug lässt sich nicht rechten; er ist eben vorhanden; aber ursprünglich in ihren ersten weltgeschichtlichen Thaten haben die Deutschen bewiesen, dass sie auch noch auf etwas Anderes angelegt sind. In der neuern Entwicklung ist ihnen jedoch mit der freiheitlichen politischen Regsamkeit auch der Drang zur äussern Action entrückt und verleidet worden. Sie verstehen es wohl, sich zu regen, wenn es der Begegnung fremder Invasionen und der Zusammenfassung der eignen Kräfte unter einer autoritären Parole gilt. Allein im Uebrigen scheinen sie unabhängig und selbständig nur das gemüthliche und innere Leben, ja eigentlich nur die Privatexistenz pflegen zu wollen. Es sieht fast so aus, als wenn ihnen die Politik im Grunde zuwider wäre, und in einem gewissen Sinne könnte dies sogar als Vorzug gelten. Ein sonst sich nicht findendes Maass von Weltbürgerlichkeit machte sich in Folge jener Verneinung des speciell Politischen und zwar nicht blos im 18. Jahrhundert geltend. Bei einem Dichter, wie Schiller, ist die vielfach kosmopolitische Haltung sogar noch eine der verhältnissmässig besten Früchte jener nichtigen politischen Zustände der eignen Nation. Wo man in der Lage ist, das national Politische bei sich selbst nicht vorzufinden, da hat man es auch anderwärts nicht gelten zu lassen. Man erhebt sich alsdann leichter über alle jene Beschränktheiten, welche das gemeinsame Leben der Menschheit trennen. Schwerlich hätte die Idee vom Menschenthum überhaupt im Gegensatz zum blossen Staatsbürgerthum so vielen ideellen

Vorschub erhalten, wenn nicht die deutsche Dichtung durch ihre unpolitische Lage und Anlage vorzugsweise auf die weltbürgerliche Auffassungsart angewiesen worden wäre.

Dieser Vortheil kosmopolitischer Erhebung erweist sich aber als ein verhältnissmässig geringfügiger, wenn man ihn mit Alledem vergleicht, was noch weiter in jener nichtpolitischen Haltung des deutschen Gemüths gefunden werden könnte. Man kann nämlich hierin auch noch einen höhern Vorzug sehen, der sich über das Verkehrte aller Politik, d. h. aller auf Herrschaft und demgemäss auf Unterwerfung gerichteten Handlungen hinweghebt. Doch diese Deutung der deutschen Neigungen sozusagen in das Antipolitische hier verfolgen, würde in Weiterungen führen. Man müsste den activen und kräftigen Sinn eines antipolitischen Standpunkts kenntlich machen, um nicht zu Missverständnissen Veranlassung zu geben. Man hätte zu zeigen, wie eine Auflehnung gegen Staat und Politik der bisherigen Weltgeschichte, also eine ernsthafte Antistaatlichkeit denn doch noch mit etwas Anderem verwandt sein könnte, als mit Neigungen zu Stillleben und mit Duldsamkeit für alle Kläglichkeiten des politischen Treibens. Die Verneinung aller bisher von der Politik getragenen Zustände würde selbst eine starke politische Action erfordern, um den Uebergang durchzusetzen. Nun ist zwar in jenem deutschen Widerwillen gegen die Politik das Gute enthalten, dass der Grundtrieb sich gegen eine Theilnahme am Verkehrten wehrt, und die deutsche Natur ist ihrem Wesen nach gleichsam zu unschuldig, um das äussere und innere Raub- und Unterjochungssystem, welches seit dem Alterthum bis zu den modernen Zeiten Politik geheissen hat, bei vollerem Bewusstsein gut zu finden. Hieraus folgt aber noch nicht mit Sicherheit, dass im deutschen Wesen ausser der Zusammenstimmung mit dieser Wahrheit auch nothwendig die active Kraftanlage enthalten sei, etwas weltgeschichtlich Entscheidendes im Sinne einer antipolitischen Ordnung durchzusetzen.

Wohin führen uns jedoch diese Hindeutungen? Das Einzige, was wir hier nöthig hatten, war die Vertheidigung jener deutschen Anlage gegen die Unterschiebung eines blos tadelhaften Sinnes derselben. Was die Dichtung und den in ihr speciell fraglichen Dichter betrifft, so kommt jener bessere Sinn nur im Kosmopolitischen, aber fast gar nicht im Antipolitischen in Frage. In letzterer Hinsicht hatte Schiller nicht das entfernteste Bewusstsein von der unwillkürlich andern Tendenz, die der sich zunächst auf Bestimmungs-

gründe des innern Lebens einschränkende Grundzug der deutschen Natur in sich tragen möchte. Auch thun wir am besten, an diese Verwandtschaft zweier in demselben Keim enthaltener, aber einander selbst noch fremder Regungen hier keine Schlüsse zu knüpfen. Es ist genug, dass die fragliche Schillersche Zurückziehung in eine immer weniger drastische Haltung die Nationaleigenschaften der Deutschen nicht in einem ganz einseitigen Licht erscheinen lasse. Dies zu verhindern, haben wir jene Perspective eröffnet, vermöge deren sich für die deutsche ideale Kraft auch noch bessere Aussichten als möglich absehen lassen. Man missverstehe diese Aussichten jedoch nicht im Sinne sozusagen von Unpolitik; denn in einer bessern Bedeutung des Worts muss grade das Politische, nämlich das Streben nach einer Werthordnung der individuellen Kräfte und persönlichen Positionen, das überall Maassgebende werden und die Locklieder, die den Menschen im Interesse aller Arten von Despotie, auf materielle und sonstige Genusszwecke ablenken möchten, gebührend unschädlich machen.

4. Irgendwelche ideale Keime zu Etwas, was sich in Rücksicht auf das Leben einst bestimmter gestalten und zur Geltung bringen mag, lassen sich sogar noch in einigermaassen nebelhaften dichterischen Regungen schätzen. Aus diesem Gesichtspunkt will Schiller als philosophischer Lyriker betrachtet sein, wenn ihm überhaupt Recht widerfahren und ein Zusammenhang mit der weitertragenden Wirklichkeit zugestanden werden soll. Es giebt Ansichten, die über seinen Idealismus ohne Weiteres zur Tagesordnung übergehen und in der idealen Haltung Nichts sehen als Unwirklichkeit und Phantastik, wie sie jugendlicher Unreife eigen sei. Von feindseligen reactionären Parteistandpunkten hat man im Hinblick auf das Schillersche Freiheitspathos sogar von Knabenhaftigkeit geredet. Wir, die wir am andern Ende stehen und gleichzeitig eine antireligionische, antimetaphysische und antipolitische Emancipation vertreten, finden die gelegentliche Freiheitsrhetorik zwar nur halb aufrecht und übrigens falsch, nämlich an Despoten adressirt, sehen aber dennoch darin einen idealen Anlauf, der sich in dem Dichter nur wegen der vorläufigen praktischen Unorientirtheit ein wenig verlaufen hat. Noch entfernter liegt uns aber eine uneingeschränkte Verurtheilung jener allgemeinen Lebensidealität, die sich in den philosophischen Ausgangspunkten, also in der gedanklich höheren und edleren Auffassung der Dinge zeigt. Wäre Schiller in einfacher und wahrer Weise philosophischer Lyriker gewesen, (ohne

zugleich metaphysischer zu sein und eine unwahre Kunstjenseitigkeit zu vertreten, so würden wir in seiner lyrischen Dichtung nichts wesentlich Verwerfliches sichtbar zu machen haben. Der Zug zum Idealen an sich ist so wenig der Grund des Anstosses, dass vielmehr die Selbstabschwächung desselben und gleichsam sein Bankerott das Verletzende sind.

Wären Schillers Ideale von einer stichhaltigen Art gewesen, so würden sie jederzeit Recht behalten und weder im Dichter selbst Schiffbruch gelitten haben, noch in Andern zu einer nothwendig der Enttäuschung ausgesetzten Sinneshaltung Veranlassung geben. Nicht im Ideal selbst also liegt der Fehler, sondern in der Unrichtigkeit seiner Gestaltung. Nicht die wahren, sondern die unwahren Ideale sind es, die von der Kritik getroffen werden, wie sie ja auch schon vom Leben und von der Wirklichkeit eine Art Verurtheilung, wenn auch hiemit noch nicht zugleich eine positive Zurechtsetzung und Verbesserung erfahren.

Der Dichter hat es uns in einer seiner formell gelungensten Leistungen selbst genugsam dargestellt, wie es ihm mit seinen Idealen ergangen sei. Das „Die Ideale“ überschriebene Gedicht ist aus dem letzten Jahrzehnt des Schillerschen Lebens. Man erinnere sich dabei, dass dieses Leben selbst nicht über die Mitte der Vierziger hinausgelangte, also von Natur nicht entfernt jene Epoche erreichte wo die Anwandlungen zu greisenhafter Abrechnung unter Umständen nur zu nahe treten und erklärlich sind. „Die Ideale sind zerronnen“, — das ist das Thema des Gedichts. Die Erwartungen von der Liebe, vom materiellen Glück, vom Ruhme und von der Wahrheitsenthüllung sind getäuscht. Die Liebeszeit entschwand nach kurzer Blüthe; die Ruhmeskränze fielen auf gemeine Stirnen. Anstatt Erfassung der Wahrheit gab es Zweifel; äusseres Glück stellte sich auch nicht ein. Da haben wir das Inventar der Enttäuschungen. Was sind nun aber die dürftigen Reste, die übrig geblieben und den Trost des Enttäuschten bilden? Es sollen Freundschaft sein und Beschäftigung. Wie erstere noch sonderliche Wirkung üben könne, wenn überhaupt Inhalt und Reiz des Lebens sich in den Hauptbestrebungen als hinfällig erwiesen haben, ist nicht allzu begreiflich; denn wir schätzen im Freunde das Leben, welches uns entspricht, und umgekehrt wird von ihm an uns eine Lebensregsamkeit geschätzt, die sich mit der seinigen in positiven Zielen begegnet. Wo die Hauptreize des Lebens versagt haben, da kann durch die Gemeinschaft auch kein erhebliches Gefühl der Befriedigung entstehen.

Noch klarer stellt sich die Sache bei der Beschäftigung. Diese muss doch wohl Ziele und Ideale haben, zumal bei einem hochidealen Dichter. Wenn also Schiller schliesslich nur in seinen Beschäftigungen einigen Trost und Ersatz für die entflogenen Ideale findet, so weiss man nicht mehr, an welchen, wenn auch nur schwachen Reizen das Interesse dieser Beschäftigungen haften soll. Es ist demgemäss mit der letzten Zuflucht nicht allzuwohl bestellt, und in der That giebt auch die ganze Kennzeichnung nur von einer schwachen Stütze Kunde. Offenbar ist es nur die ablenkende Wirkung einer nicht mehr dem vollen Trieb entspriessenden, sondern willkürlich festgehaltenen Thätigkeit, was bei Schiller als Linderungsmittel der enttäuschten Situation dient. Er hat einmal die Dichterbegabung und, indem er sie noch zu Schöpfungen braucht, findet er im Reich der Phantasiezeugungen einige Entschädigung für die Defecte der Wirklichkeit oder doch wenigstens eine dauernde Ablenkung von der Welt der Enttäuschungen. Eine gewisse stille Zuversicht, dass mit der dichterischen Arbeitsamkeit, wenn auch nicht Viel, so doch Etwas gewirkt werde, bleibt zu Grunde liegen. Es ist also nicht vollständige Verzweiflung, sondern nur eine bedeutende Herabminderung des Strebens und der Erwartungen, wodurch das nachjugendliche Lebensstadium und der Schlusseffect bezeichnet werden. Die Ideale sind in der alten Gestalt dahin; aber der ideale Zug ist nicht sowohl entwurzelt als desorientirt. Von ihm bleibt wenigstens noch ein Schatten, der sich an die Kunst als solche heftet.

Das Reich der Kunst soll an sich selbst gradezu für die Mängel des wirklichen Lebens eine Ausgleichung bieten; dies ist der Standpunkt, in den sich Schiller mit seiner Dichtung immer mehr hineinversetzt, nachdem ihm der Gegensatz seiner überhochgespannten und alles Wirklichkeitsmaass überfliegenden Vorstellungen zum thatsächlichen Verlauf seines eignen und überhaupt des Menschenlebens immer fühlbarer und peinlicher geworden ist. Auf diese Weise entstehen sozusagen zwei Welten, die des Ideals und die des Lebens. Auch giebt ein besonderes Gedicht „Das Ideal und das Leben“ von dieser amphibischen Doppelexistenz lehrreiches Zeugniss. Dort sieht man recht deutlich, wie der Mensch mit der zweiten Welt für die Mängel der ersten sich entschädigen soll; nur schade, dass die fragliche Rettungswelt etwas nebelhaft Ungreifbares bleibt, ja als eine reine Schattenexistenz erscheint, während das, was als Uebel des Lebens gezeichnet wird, doch im entscheidenden Theil keine

Einbildung ist, sondern volle Realität hat. Ueberhaupt lässt sich kaum eine schwankendere Unbestimmtheit und Verwirrung denken, als sie in den Antithesen dieses Gedichts herrscht, welche das Idealreich dem thatsächlichen Dasein entgegen- und das Verhältniss beider feststellen sollen. Handelte es sich um eine einfache Jenseitigkeit nach der gemeinen religiösen Vorstellungsart, wie bei Rousseau, oder auch ohne jede Bestimmtheit unter Verneinung aller bekannten Vorstellungsarten, wie anderwärts oft bei Schiller, so wüsste man doch sogleich, woran man wäre. So aber muss man erst die Mischungen analysiren und die Elemente auffinden, die hier trotz aller Unverträglichkeit zusammengezerrt worden sind.

Da ist denn an erster Stelle, abgesehen von den griechisch götterspielerischen Vergleichungen und Allegorien, so Etwas wie ein Cultus jener vollkommeneren Urbilder der Dinge zu bemerken, deren Vorstellungen unter dem Namen von Ideen das Eigenthümliche der Platonischen Metaphysik gebildet haben. In dieser Beziehung achte man besonders auf jene Verse, in denen von der „Gestalt" und von den „reinen Formen" die Rede ist. Dies sind Platonisirende Anklänge, wenn auch ungenaue; denn die metaphysischen Erdichtungen Platos sind meist fassbarer als die Schillerschen Nachdichtungen davon, in die sich auch neuere Züge der Metaphysik und namentlich auch Kantistelnde Varianten einmischten. Das „Frei von jeder Zeitgewalt" und die Entgegensetzung einer Körper- und Sinnenwelt gegen jene Welt der reinen Formen und vollkommenen Gestalten entspricht so ziemlich auch dem religiösen Gegensatze einer Sinnen- und einer Geisterwelt, der sich bei dem Metaphysiker Kant nach spätern griechischen Vorbildern in den einer sensibeln und intelligibeln Welt, einer Körperwelt und einer Welt der Noumena, einer Welt der Erscheinungen und einer Welt der an sich seienden, d. h. über Raum und Zeit erhabenen Dinge, verwandelt hat. Diese Kantische Metamorphose des theils schon antiken, besonders aber im Christenthum betonten Gegensatzes der zwei Welten, der irdisch körperlichen und der himmlisch geistigen, muss man vor Augen haben, wenn man Schillers dichterisches Denken oder vielmehr dessen metaphysische Phantasien verstehen und würdigen will. Der Dichter war, wie es grade die damalige universitär vorwiegende Strömung mitsichbrachte, noch in späterer Lebenszeit in Kantische Lectüre hineingerathen und musste sich bei dem Rest jenseitigen Zuges, der in ihm waltete und sich an jeden transcendentalen Strohhalm klammerte, ganz besonders von den vermeintlich

unzeitlichen und unräumlichen Sächelchen angezogen finden. Hier wurde Dunkelheit genug aufgetischt, um darin einen desorientirten Glauben seine letzten verflackernden Halblichter spielen zu lassen. So versuchte sich denn auch Schiller oft genug mit diesem metaphysischen Nachspiel, indem er zugleich seine Verherrlichung der Kunst und des Künstlebens damit combinirte.

Die Rolle der Kunst wird bei ihm sichtlich eine halb jenseitige. Die künstlerischen Formen sollen offenbar mehr bedeuten, als sie für die unmittelbare und klare Verstandesbetrachtung vermögen. Es wird den künstlerischen Idealen noch ein metaphysisches Gegenstück zugesellt; von ihnen soll eine Art Gegenbild gegenständlich im Reich der Dinge eine eigne Art von Wirklichkeit haben. Wenigstens blieben ohne diese Voraussetzung die Schillerschen Vorstellungen von der thatsächlichen Vergöttlichung des Menschlichen ohne nachweisbaren Sinn. Die Versetzung des Herakles unter die Götter oder vielmehr, wie Schiller die antike Himmelfahrt verfeinert, die Trennung des Gottes vom Menschen unter Zurücklassung des Irdischen, bildet den Schluss von Ideal und Leben, und hiemit gleichsam das ideale Facit des ganzen Lebens selbst. Was sollen wir aber mit dieser olympischen Erhebung des Herakles, die den irdischen Tod, ja die Selbstbestattung durch Aufgehen in Flammen voraussetzt, wenn sie nichts als ein metaphorisches Bild, nichts als eine Allegorie für die künstlerische Flucht in das Reich der Ideale zu bedeuten hätte? Unverkennbar spielt auch in die Schillerschen Kunstideen immer noch etwas eigentlich Jenseitiges hinein, aber freilich so unbestimmt und gestaltlos, dass man es nicht gleich dem gemeinen Aberglauben fassen und greifen kann. Jegliche Bestimmtheit des Gedankens fehlt dabei; selbst die Vorstellung, dass die Kunst die Vermittlerin sein soll, um zu den Bildern des jenseitig Idealen zu gelangen, würde schon zu präcis sein, um mit den Schillerschen Schwankungen congruiren zu können. Das Ergebniss ist also, dass im Sinne Schillers der Künstler und Dichter über das Verhältniss von Ideal und Leben in Vorstellungen schwankt, die aus den Jenseits- und den Kunstconceptionen in unverträglicher Weise gemischt sind. Kein Wunder daher, dass diese ganze noch mit Jenseitigkeit behaftete Idealität zu keiner festen Haltung gelangt, sondern sich im Gegentheil immer wieder von Neuem desorientirt.

5. Schiller hat von der Kunst und auch speciell von seiner Kunst, der Dichtung, die überschwengliche Vorstellung, dass nur

durch sie allein das übrigens so ziemlich werthlose Leben einen hinreichenden Reiz erhalte, um erträglich zu bleiben. In dem ausgedehnten Gedicht „Die Künstler" ist eine Art Philosophie der weltgeschichtlichen Rolle der Kunst entwickelt. Aber auch diese Darlegung ist nicht nur mit Metaphysik versetzt und meist wenig der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechend, sondern hat auch ein gar bedenkliches Princip, welches man, in vornehmer Verhüllung geredet, das der Illusion, deutsch gradezu aber das des Betruges durch Kunst und Poesie zu nennen hätte. Im Widerspruch mit der thatsächlichen Wahrheit wird davon ausgegangen, dass der ursprüngliche Zustand der Menschheit als der des Heruntergekommenseins zu gelten habe. Es ist also der alte Religionsmythus von einem vorsterblichen Zustande hoher Urvollkommenheit aller Dinge auch hier noch maassgebend. Anstatt von vornherein eine wirkliche Fortschrittstheorie zu bethätigen, ist nur „eine späte Wiederkehr zum Lichte auf schwerem Sinnenpfad" in Aussicht gestellt, und hiebei soll nun die Kunst das urhimmlische leitende Element sein, welches sich mit dem Verbannten grossmüthig in die Sterblichkeit eingeschlossen habe. Sie, heisst es dann weiter, „malt mit lieblichem Betruge Elysium auf seine Kerkerwand". Ueberdies sind Kunst und Künstler das Erste und das Letzte der Natur; mit der Kunst beginnt die Entwicklung der Menschheit und mit ihr schliesst ihre Vollendung. Denker und Forscher erringen nicht das Aeusserste; sie haben erst von der Kunst die wahre Vollendung zu erwarten.

Weder die Kerkerwand noch der liebliche Betrug, der auf ihr Elysium malen soll, können einer gesunden Auffassung des Lebens irgend zusagen. Erstens ist das Leben kein Kerker, so viele düstere Züge es auch neben den hellen einschliessen möge; die normale Behausung des Daseins wird durch die eingemischten widrigen Störungen keineswegs zu einem Gefängniss, aus dem befreit zu werden unser Ziel sein müsste. Zweitens würde es aber auch nichts helfen, eine Kerkerwand mit Kunst und Poesie anzutünchen. Es könnten im Gegentheil die Bilder des Bessern und des Freieren sogar dahin wirken, einen thatsächlichen Mangel des Guten und der Freiheit nur um so fühlbarer zu machen. Ja diese Fühlbarkeit müsste sich bis zur ärgsten Peinlichkeit steigern, indem sich noch das Bewusstsein hinzugesellte, zur Befreiung und Verbesserung Nichts thun zu können. Mit schönen Bildern, zumal mit solchen, die nur einem reizenden Betruge dienen, ändert man keine unleidliche Wirklichkeit. Immerhin mag in blossen Phantasievorstellungen

gelegentlich Linderung gefunden werden; aber für diese Wirkung ist es dann auch das unerlässliche Erforderniss, dass ein Glaube daran als an Bilder von Wirklichem oder thatsächlich Möglichem vorhanden sei.

Nach Schillers Meinung ist aber die künstlerische und poetische Verklärung des Lebens eingestandenermaassen ein Betrug, der durch seine Reize entschuldigt sein soll. Zunächst vielleicht nur Selbstbetrug der abergläubischen und willkürlich spielerischen Phantasie, dann aber bewusster Betrug Anderer durch das ganze System von Kunst und Dichtung, — das wäre die elysische Bescheerung, durch die das kerkerhafte Leben erträglich gemacht werden soll. Wohlverstanden, es ist dies Elysium keine Wahrheit und keine echte Aussicht, sondern nur schöner Schein. Es ist nicht einmal wirkliche Ueberzuckerung der bittern Dinge, sondern nur ein Scheinbild solcher Ueberzuckerung. Wie Schiller sich in der That die Poesie als eine Kunst des Scheins gedacht und ihr die Rolle ungediegener Beschönigung zugetheilt habe, sieht man recht deutlich aus einem seiner letzten Gedichtchen, welches „Poesie des Lebens“ überschrieben ist, aber bei kritischer Betrachtung sehr wohl als Definition und Kennzeichnung des durch die Poesie geübten Betruges gelten kann. Hier lässt der Dichter selber einen Freund die Anklage gegen die Poesie erheben, dass diese nur Schein producire. Keine „Schattenbilder“, die „mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden“, sondern nur Dinge, die vor der Erfahrung und nackten Wahrheit probehaltig sind, hätten zu gelten.

Gegen diese Anklage und Forderung unternimmt nun Schiller nicht etwa eine Widerlegung des Vorwurfs von blossem Schein oder eine Nachweisung, dass Erfahrung und sachliche Wahrheit mit dem Poetischen verträglich seien, sondern er nimmt gradezu die anschuldigende Charakteristik auch von seinem Standpunkt als richtig hin. Das Einzige, was er zu entgegnen hat, ist eine indirecte Wendung. Ohne jenen Schein würde sich das Leben als das zeigen, was es ist, nämlich als todtenhaft reizlos. Man könnte sich in dieser Beziehung kaum stärker ausdrücken als unser Dichter: „Des Traumes rosenfarbner Schleier Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab, Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.“ Hienach ist, wohlzumerken, das Leben an sich und in Wahrheit etwas Todtenbleiches und seine Stätte, die Welt, innerlich und wesentlich gewürdigt, eine Grabesstätte. Pessimistischer kann man Leben und Welt kaum ansehen; aber freilich, der Dichter will den Zauber und

das Mittel besitzen, durch ein auf die Gräberstätte gemaltes Bild vom Elysium und durch eingestandene blosse Träume der Poesie dieses wesentlich lebenslose Reich zu verschönern oder, sagen wir von unserm Standpunkt lieber gleich, zu beschönigen. Schade nur, dass die Poesie in der Rolle, die er ihr zutheilt, nach seinem eignen Eingeständniss nicht den Anspruch erheben kann, Wahrheit zu sein, sondern dass Erzeugung von Schein und „lieblicher Betrug“ ihr Handwerk sind.

Um noch eine Erläuterung mehr zu haben, wie sich Schiller jenen rosenfarbenen Schleier des Traumes denkt, durch den die Welt erst nach Leben aussehen soll, so nehme man sein berühmtes Klagegedicht über die hingeschiedenen „Götter Griechenlands“ zum weiteren Leitfaden. In dieser Verherrlichung der griechischen Religion und der Umhüllung der Dinge mit einem Mythenschleier sind der antichristliche Ton und ein Zug von antideistischem Instinct anzuerkennen. Es liegt in der innersten Tiefe des deutschen Wesens, sich die Welt eher wie eine freie Vielheit von Dingen und Gestalten zu denken, als sie der hebräischen Knechtschaft durch Creirung eines einzigen Herrn zu unterwerfen. Diesen instinctiven Zug der deutschen Denkart hat Schiller, wenn auch unbewusst, bethätigt, indem er die Absorption der griechischen Götterwelt zur Bereicherung eines einzigen Gottes bedauerte. Ueberdies hat er mit Recht jene freudigere Einkleidung des Lebens dem düsteren Gewand vorgezogen, welches Christenthum heisst. Ueberhaupt hat sich aber die indogermanische Verwandtschaft, die bei allem Abstand doch zwischen der deutschen und der griechischen Sinnesart anerkannt werden muss, hier bethätigt. Sie duldet keine unlogische Aufsaugung der Vielheit durch eine allesverzehrende Einheit; sie will die Einheit nur als die einer freien Mannigfaltigkeit selbständiger Dinge, und diesem natürlichen Zuge entspricht das griechische Göttersystem, gleichwie das urdeutsche, aber nicht irgend eine der drei semitischen Gottesdespotien, die im Kerne ziemlich von derselben Prägung unter den Namen Judenthum, Islam und Christenthum die Anschauungen von der Welt verzerrt haben.

Diesem Sachverhalt gegenüber, dessen sich Schiller allerdings nicht in den tiefern Gründen oder auch sonst nur zum Theil bewusst war, bleibt es immerhin ein Verdienst, für die Götter Griechenlands als für eine poetisch leidlichere Auffassung eingetreten zu sein. Hätte sich Schiller über die Regungen des bessern und modernen Völkergeistes, die trotz aller antiken Verhimmelung auch schon in

ihm mächtig waren, klare und verstandesmässige Rechenschaft geben können, so würde er in der griechischen Mythenphantasie nur die logisch übereinstimmenden Züge begrüsst, sich aber übrigens an die Nothwendigkeit gehalten haben, für die modernen Völkerelemente und insbesondere für die Deutschen eine eigne, mythenfreie, aber doch lebensvolle Auffassung und Behandlung der Welt dichterisch auszubilden. So aber hat er nur mit Wehmuth auf die Abstreifung eines Gewandes geblickt, welches ihm für die Poesie fälschlich als unerlässlich erschien.

Der Betrug durch die Religion und der Betrug durch die Poesie sind eng verwandt und meist auch innig verschmolzen. Die Umhüllung der Natur oder, besser gesagt, die Entstellung der Natur durch die Specialitäten des nationalgriechischen Aberglaubens ist ein Beispiel jener Verwandtschaft und Verschmelzung. Wenn der neuere Dichter in der Pflege einer solchen Naturauffassung die Ertheilung eines höheren Adels an die Natur sah, so können wir darin nur eine Degradation der Natur finden. Theils ein kindisches Unterfangen spielerischer und willkürlicher Phantasie, theils ein Stück bewussten Priester- und Dichterbetruges, — das ist die griechische Umgötterung der Natur, und dieser Maskentrug soll noch gar in einer späten, nicht mehr an ihn glaubenden Poesie eines edleren Volkes verherrlicht werden. Da haben wir wieder das Bedürfniss des schönen Scheins, der, unbekümmert um Wahrheit, blos darum angebracht werden soll, weil es dabei glitzert. Gewiss, die griechische Fähigkeit zur schönen Form war bei Allem im Spiele, bei dem Falschen wie bei dem Wahren, was diese Nation hervorbrachte. Sollen wir aber deswegen das Falsche adoptiren, weil es auch einmal in gefälligen Formen zur Welt gekommen ist? Soll die Methode des falschen Phantasiescheins und der Drapirung der Dinge mit falschen Attributen, mögen diese nun aus der Vergangenheit entlehnt oder erst vom Dichter selber erdichtet sein, zu einer ewig erlaubten poetischen Wendung geheiligt werden? Sollen erlogenes Leben und fingirte Lebendigkeit das Material bleiben, um den Mangel eines wahren und auch dichterisch wirklichen Lebens, welches den Dingen und Menschen durch Vertiefung des Gefühls abgewonnen werden muss, auf dem Wege künstlicher und dürftiger Surrogate zu ersetzen? Nein; sogar die falsche Idealisirung, die über alle Möglichkeit hinausgeht, ist abzuthun, obwohl diese noch bei Weitem nicht an jene Trugmittel heranreicht, durch welche die grob künstlichen Reize der vorher gekennzeichneten Art erzielt werden.

6. Jeder, der das Leben in seinen Grundregungen zur Darstellung bringt, gleichviel in welcher Gattung der geistigen Thätigkeit dies geschehe, hat sich an Wirklichkeit und Wahrheit zu halten. Man will eine Reproduction oder auch Production von wahrem Leben, aber nicht eine Erzeugung von Trug und Schein. Die Wirklichkeit hat viele Gestalten und Grade, und es wird nicht die gemeine, sondern eine ungemeine, in ihrem Lebensgefühl und ihren Vorstellungen besonders gesteigerte und veredelte Wirklichkeit sein, welche der ideal angelegte Dichter zum Ausdruck bringt. Der ideale Zug ist eben auch etwas Wirkliches, und das Streben nach äusserer Verwirklichung des zunächst blos Idealen hat das höchste Recht für sich. In diesem Sinne ist es gar keine Frage mehr, dass die ideale Geisteshaltung die überlegenste und mächtigste sei, die für alle andern, weniger hohen Geisteslagen zum Maass werden muss. Der edelste Kern der Wirklichkeit besteht in den Regungen und Antrieben, die in der Richtung auf das Ideale thätig sind. Von diesem unverschleierten Standpunkt aus kann daher gegen das ideal Wahre kein Einspruch aufkommen, also nicht etwa von einem gemeinen sogenannten Realismus her, der nichts als eine unterste Stufe platter Thatsächlichkeit gewöhnlicher und allerseits wahrnehmbarer Art vertritt, die Forderung der Degradirung alles Ausgezeichneten oder Vollkommenen auf das Niveau der Durchschnittlichkeit und gleichsam des thierischen Gattungs- und Gemeinlebens der Menschheit aufgestellt werden. Das Vorzügliche und Höchstausgebildete in jeglicher Art ist es eben, was vornehmlicher Gegenstand der Kunst zu sein hat.

Nachdem dies festgestellt ist, kann es nun kein Missverständniss mehr veranlassen, wenn sich die Kritik im Namen wahrer Ideale gegen die offenbar falschen oder wenigstens theilweise unrichtig versetzten wendet. Hohle Erdichtungen dürfen nicht die Rolle von Idealen spielen, wenn nicht Gemüth und Leben desorientirt, den peinlichsten Widersprüchen ausgesetzt werden und den niederschlagendsten Enttäuschungen anheimfallen sollen. Eine Hauptmitgift nun, aus welcher die natürlichen und wahren Ideale mit falschen Masken angethan werden, sind die überlieferten religiösen Vorstellungen, sei es nun in unmittelbarer und gröberer Gestalt, sei es in einer durch Zeit und Kritik verblassten und sublimirten Form, sei es endlich im trügerischen Schleier irgend einer Metaphysik. In diesen Hinsichten ist Schiller nach und nach gar sehr tributpflichtig geworden. Er hat ursprünglich mit gemeineren

Religionsresten begonnen, sie dann bald mit kahleren Abstractionen vertauscht und ist zuletzt, wenn auch nur mit halbem Vertrauen, in metaphysischen Nebeln hängen geblieben.

Die anerzogenen Glaubensvorstellungen, jedoch nur in der Gestalt eines allgemeinen Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens, waren das erste Stadium. Einer durchgreifenderen Aufklärung gegenüber dienten dann die Rousseauschen Fassungen der Sache zur Bestärkung und wurden zum Kern, und diese waren es auch, die zuletzt noch zum zweiten Male wirkten, nachdem sie durch den Canal der Kantischen Metaphysik geflossen waren. In letzterem vermischten sie sich mit mystificatorischen Elementen und wurden einerseits abstracter, andererseits aber auch trüber. In dieser Unbestimmtheit traten sie demgemäss in Schillers dichterischen Reproductionen hervor, deren Kern aber nichtsdestoweniger im Wesentlichen als eine Mitgift aus dem Rousseauschen Glauben zu bezeichnen ist. Rousseau war der Ausgangs- und Haltpunkt; bei ihm war Alles Leben und Feuer gewesen und hatte sich bis zuletzt noch so ziemlich gegen den Einspruch der Aufklärung gewehrt. Was sich aber von Rousseau ableitete und durch ihn bestärkte, war schon ungleich weniger selbstgewiss, wie der angezehrte metaphysisch mystische, wissenschaftsaufhebende Parforceglaube Kants und die entsprechenden, weil aufrichtigeren, darum noch weniger sich selber recht zu trauen vermögenden Versuche Schillers.

In den „Worten des Glaubens“, einem Gedicht des letzten Jahrzehnts, erklärt Schiller, dass dem Menschen all sein Werth geraubt sei, sobald er nicht mehr an die drei Worte Freiheit, Tugend und Gott glaube. Merkwürdigerweise figurirt hier der Gott an dritter und letzter Stelle, und es steht die Freiheit an der Spitze. Jedoch ist diese Freiheit mehr metaphysisch als politisch gedacht, und in letzterer Beziehung ist noch sorgfältig vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht, gewarnt. Was von der Tugend gesagt wird, klingt metaphysisch und Kantisch; sie lasse sich im Leben üben, d. h. sie sei möglich, — dies soll der Glaubenssatz sein. Wenn es sich aber nicht um metaphysische Freiheit und solche Dingelchen handelt, so ist schon die blosse Fragestellung, ob Tugend möglich oder thatsächlich sei, eine Lächerlichkeit. Es bedarf dazu keines besondern Glaubens, um überzeugt zu sein, dass Tüchtigkeit und edle Vorzüge, dass Gerechtigkeit und Gutes nicht ausser dem Bereich des Menschlichen liegen. Allein freilich in dieser natürlichen Weise ist die Tugend nicht gefasst; sie ist

auch ein religiöses Rousseausches Erbstück mit Kantischer Verbrämung und hat in letzterer Beziehung hauptsächlich die Bedeutung einer Verneinung des Sinnlichen. Sie setzt nach der fraglichen Scholastik transcendentale Freiheit und einen vergeltenden Gott voraus, und man kann von ihrem Dasein auf jene beiden zurückschliessen, die sonst unerweisbar sein würden. Der Gott ist bei Schiller als ein „heiliger Wille" bestimmt, der dem wankenden Willen des Menschen gegenüberstehe. Ausserdem erhält er aber noch eine hoch metaphysische Charakteristik als der hoch über dem Raum und der Zeit webende Gedanke. Letzteres ist wiederum von Kant hergeholt, der Raum und Zeit zu blos subjectiven Formen der menschlichen Auffassung heruntersetzen und sie dem an sich vorhandenen Sein absprechen zu dürfen vermeinte. Dieser metaphysische Traumidealismus, der die Körperwelt verneint und die Ausdehnung als blos an der sinnlichen Auffassung hängend ansieht, war zum mystischen Nebeln wohl geeignet. In seinem trüben Element liess sich aller Glaube bergen, der vor dem Lichte durchgreifender Aufklärung zu Schanden geworden war. „Ich musste das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen", — dies schrieb ja Kant in der Vorrede zu seiner Kritik oder, besser gesagt, Abschaffung der reinen Vernunft, und man kann nicht oft genug daran erinnern. Wer nun im Nebelreich der aufgehobenen Wissenschaft, d. h. einer neuen Variante des gegen den Verstand gerichteten Skepticismus, mit geerbten Glaubensresten Anker werfen wollte, der mochte sich zum Raume hinaus befördern und ausserhalb aller Zeit seinen Platz nehmen. Er tauchte alsdann in diejenige Erhabenheit ein, die nicht im Raume wohnt, sondern in ausserräumlichen Nebeln haust, und dieser Nebelgottheit hat Schiller in seinen Dichtungen wiederholt geopfert.

Erinnert man sich der Rousseauschen Ausgangspunkte, so sind diese in Vergleichung mit den erwähnten schwankenden Nebeln etwas Festes und lichtvoll Klares. Sie waren Reste des Aberglaubens; aber man wusste doch, woran man bei ihnen war und was bei ihnen gedacht werden sollte. Ebenfalls unklar verhält es sich nun aber auch mit der Schillerschen, die Freiheit betreffenden Reminiscenz an einen Rousseauschen Ausspruch. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, Und würd' er in Ketten geboren", — so lautet das erste Glaubenswort bei Schiller. „Der Mensch ist frei geboren, und überall ist er in Fesseln", — das sind die ersten Worte des ersten Capitels des Rousseauschen Gesellschaftvertrages.

Sie stellen, wohlgemerkt, keinen Glaubenssatz, sondern eine Beobachtung und Thatsache vor. Sie bilden eine entscheidende Antithese; denn sie heben hervor, wie der Mensch ursprünglich bei seiner Entstehung frei gewesen und wie er sich nun thatsächlich überall gefesselt finde. Solcher Ausspruch war nun für Schiller von zu thatsächlicher Klarheit; er musste daraus den unklaren und metaphysisch hohlen Glaubenssatz machen, dass der Mensch, wenn auch in Ketten geboren, frei sei. Dies heisst nicht etwa deutlich, er solle frei werden, sondern es zielt auf eine Zwittervorstellung, die zwischen metaphysischer und äusserer Freiheit unsicher schwankt und die scholastisch transcendentalen Vorstellungen mit den politischen vermischt.

7. Noch mehr als in den Worten des Glaubens hat sich Schiller in seinen Verneinungen, den „Worten des Wahns", einer gesunden Kritik blosgestellt. Die Aechtung als Wahn trifft hier hauptsächlich das, was den Halt des natürlich vertrauenden Menschen bildet. Kein Sieg des Guten und Rechten zu irgend einer Zeit, keine Verbindung materiellen Glücks mit dem Guten und keine Erkenntniss der Wahrheit durch ein sterbliches Auge, — dies sind die drei Verneinungen, die das naturwüchsige Vertrauen des bessern Menschen als hohles Wahngebilde kennzeichnen sollen. Das Hoffen auf eine Zeit, in welcher das Gute die Oberhand gewinne, soll thöricht sein. Dies heisst soviel als: die gehörige Verwirklichung des Guten und Gerechten ist unmöglich. Das Zählen auf ein Sichgeltendmachen des Guten im Bereich materiellen Glücks soll gänzlich hinfällig sein; es wird hier die buhlende Fortuna untergeschoben, die mit ihrem Liebesblick grade dem Schlechten folgt. „Nicht dem Guten gehöret die Erde, Er ist ein Fremdling, er wandert aus Und suchet ein unvergänglich Haus." Da wäre denn die Auswanderung ins Jenseits der rechte Glaube, und alles Vertrauen auf das Diesseits der verkehrte Wahn. So aber muss es sich auch in der That bei der Kopfstellung der Sache gestalten; der Jenseitswahn muss den natürlichen Vertrauensregungen, die mit der wirklichen Welt rechnen und keine stichhaltige Widerlegung erfahren können, vorgezogen werden. Das bringen der Religionsrest, die Metaphysik und Phantastik, sowie die Verkennungen des Wirklichkeitsgehalts mit sich.

Hiebei ist der moralische Pessimismus das Uebelste; ihm geht der gegen den Verstand gerichtete Skepticismus, die Verzweiflung an der Gewinnung stichhaltiger Wahrheit, also ein intellectueller Pessimismus zur Seite. Jener untergräbt das gesunde Vertrauen

auf die tüchtige That und den Erfolg des Handelns; dieser besiegelt den Bankerott der Erkenntniss und lässt keine Aussicht auf endgültige und absolute Wahrheit. Es zeigt sich hier in der That nicht blos dass, sondern auch in was die Schillerschen Ideale „zerronnen" sind. Nunmehr ist das „unvergängliche Haus" die restaurative Zuflucht. Der moralische Pessimismus führt bei denen, die einen Trieb zum Bessern in sich erhalten, immer diesen Weg. Das Jenseits soll dann trösten und helfen, wenn das Diesseits angeblich Alles schuldig bleibt. Im Grunde aber ist es ein Mangel an richtiger Beurtheilung der Dinge, wenn das natürliche Vertrauen um seinen soliden Gegenstand kommt und phantastisch auf hohle Jenseitserdichtungen abgelenkt wird.

Bei Schiller können wir diese Wendung um so weniger erträglich finden, als wir wissen, dass er gar nicht ernstlich an ein Jenseits zu glauben vermocht hat. Schon im Anfang war sein Jenseitsglaube durch zu viele Verneinungen aufgewogen, als dass man ihn hätte sonderlich ernst nehmen können. Bereits in der Elegie auf den Tod eines Jünglings, die in die erste Zeit fällt, heisst es: „Nicht in Welten, wie die Weisen träumen, Auch nicht in des Pöbels Paradies, Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, — Aber wir ereilen dich gewiss." So mangelhaft hier der Reim zwischen einer Länge und einer Kürze, zwischen „Paradies" und „gewiss" sich gestaltet hat, so wenig stimmen die Verneinungen aller wirklichen oder phantastischen Oertlichkeiten noch zu einem Rest von Bejahung. „Dass die Tugend übers Grab geleite?" Diese Frage und dieses Räthsel soll für den todten Jüngling gelöst sein. Bemerkenswerth ist, dass die Sache schon in diesem frühen Schillerschen Stadium ein wenig problematisch erscheint. Die „Resignation" im vorletzten Jahrzehnt räumt die Unwahrheit des Jenseitsglaubens ein und erklärt den Glauben, wenn ihm auch Nichts entspricht, selber für das zugewogene Glück. Hienach sollen also gar noch die Täuschung und der Wahn ein Gut sein, mit welchem die im Interesse des Wahns gebrachten wirklichen Opfer ausgeglichen werden.

Nachdem einmal Schiller in der „Resignation" es zum Ende der Weisheit gemacht, die Geschichte der Welt sei auch das Gericht der Welt, stand ihm ein Zurückkommen auf den entgegengesetzten Standpunkt nicht sonderlich an. Wenn nun auch die Dichter in der Weltanschauung gemeiniglich nicht von sich selbst abhängen, so bringt es doch schon der Charakter, wo er gefestigter vorhanden

ist, mit sich, dass die einmal angenommene freiere Vorstellung beharre. Einem Schiller kostete es aber nichts, wiederholt hinundherzuschwanken. Der Grad der logischen Unselbständigkeit war so gross, dass er entgegengesetzten Zerrungen verschiedentlich nachgab. Einer Art von Offenheit verdanken wir aber wenigstens klare Einblicke in die Unsicherheit. Was nämlich zuletzt übrig bleibt, ist die gestaltlose Hoffnung, die sich in dem mit letzterem Wort überschriebenen Gedichte dahin ausdrückt: „Zu was Besserm sind wir geboren.“ Das soll ein Ausspruch der innern Stimme sein und das enthalten, was sich im Herzen laut ankündige. Mit dieser Berufung auf das Herz hat es dann sein Bewenden. So Etwas war übrigens vorauszusehen; schon das Wort „Resignation“ hatte dem Kenner Etwas verrathen. Wer in der Erfassung der Wahrheit nur einen Verzicht sieht, der ergiebt sich ihr widerwillig. Er verliert angeblich Etwas, und bei solcher Vorstellungsart ist es nicht zu verwundern, dass hinterher das vermeintlich Verlorene irgendwo wieder gesucht wird, wäre es auch in den dichtesten Nebeln.

Der Verzicht war ein von fremden Verstandesmächten abgenöthigter und daher ebensowenig selbständig und ernstlich wie der entgegenstehende Glaube. Eines aber kann man immerhin als Kern in diesen hinundhergewendeten Bestrebungen gelten lassen. Es ist der ideale Lebenstrieb, der nicht von sich lassen will und in irgend einer Form eine positive Befriedigung sucht. Das Ueble war nur, dass er in diesem Falle mit der rein individuellen Ichsucht zusammenfiel und zwar noch gar mit derjenigen, die um jeden Preis metaphysisch genährt sein will. Die Ablenkung auf den Ich- und Jenseitswahn ist das Fehlgehende, wodurch alle Energie, die dem Leben selbst gehören sollte, gleichsam ins Leere und Eitle vergeudet und die poetische Thätigkeit theilweise zu einem Haschen nach nichtigen Schatten werden muss. Diese Ablenkung ist es aber auch, die nicht blos in Sachen des Aberglaubens, sondern auch überhaupt in der poetischen Auffassung der realsten Dinge ihre Rolle spielt und beispielsweise die Liebe erst mit einem falschen Wahn umkleidet, um dann hinterher das Zerreissen eines solchen Wahns zu bejammern. Hier unterscheidet sich dann deutlich der Trug durch Poesie von dem Trug durch Religion.

Einer der Rousseauschen, am wenigsten mit dem Wirklichkeitssinn vereinbaren Aussprüche lautete: „Es ist nur das schön, was nicht ist.“ Rousseau richtete diese Bemerkung an seinen Emil, als dieser sich im ersten Stadium der Liebe befand, in welchem

angeblich Alles wesentlich in Hoffnung des Künftigen bestehen und auf den Verschönerungen der die Zukunft vorwegnehmenden Phantasie beruhen soll. Er kündigt also die gewisse Minderung des Glücks, ja die Enttäuschung durch den Besitz an. Hienach beruht alles höchste Glück und jeder höchste Genuss auf der Vorstellung von Etwas, was erst kommen soll, also noch nicht ist, sich aber nachher als Wirklichkeit nicht einfindet, und daher jene zugespitzte Paradoxie von der Schönheit des Nichtseienden. Die bejammerte Hinfälligkeit alles Menschlichen soll an einem solchen Sachverhalt Schuld sein; für das höchste Wesen gelte er nicht. In der That hat schärfer als Rousseau das fragliche Enttäuschungsfacit Niemand formulirt; aber Schillers Poesie ist voll von ähnlichen Wendungen, die wesentlich dasselbe besagen. Bei Schiller mischt sich noch die metaphysisch geerbte Scheu vor der Sinnlichkeit ein, und zwar nicht selten in jener pedantisch scholastischen Weise, die unmittelbar der Kanterei entstammte. „An dem Scheine mag der Blick sich weiden; Des Genusses wandelbare Freuden Rächet schleunig der Begierde Flucht;“ so heisst es im Ideal und Leben. Komischerweise ist das Ergebniss kein Unglück; denn wie übel stände es um Bedürfnisse jeder Art, wenn ihre Befriedigung nicht zur Sättigung führte, d. h. wenn es eigentlich gar keine Befriedigung für sie gäbe!

Das Recept aber, sich nur an dem Scheine zu weiden, ist ein mehr als blos bedenkliches und kennzeichnet die Falschheit der ganzen Lebensauffassung. Schon Rousseau wollte die ideellen Illusionen verlängern, indem er beispielsweise den Bräutigamsstand seines Emil auf drei Jahre ausdehnte. Auch wissen wir, wie Rousseaus Hauptkunst in seinem Heloiseroman auf der Hinziehung der gespannten, aber unbefriedigt erhaltenen Sinnlichkeit beruhte. Schiller geht nun in der Entfremdung der Dinge sogar mit einer gewissen poetischen Systematik vor, indem er der Poesie die Rolle des schönen Scheins anweist und vor der Einlassung mit der Wirklichkeit in den verschiedensten Wendungen warnt. Im Spielen mit willkürlichen Bildern kann sich allerdings die Phantasie nach Herzenslust bewirthen; sie kann so überschwenglich werden als ihr beliebt; allein wer trägt die Folgen dieses Phantasierausches und wer zahlt diese ungesunde Zeche, wenn der durch jene nichtige Schattenkost entkräftete Geist seine Entnervung und seine Abspannung empfindet? Grade diese Beschränkung auf Vorstellungen und noch dazu auf diejenigen einer der Wirklichkeit stark entfremdeten

Poesie bringt Lähmung und Ohnmacht des gesunden Lebens mit sich. Letzteres will immer auf den gesunden Verlauf der Wirklichkeit gerichtet sein, wobei künstliche Abänderungen stets wie Gifte wirken, mag es sich nun um forcirte Beschleunigungen oder um willkürliche Verzögerungen handeln. Der Rausch der Poesie des Scheins ist in seiner Art schlimmer als der Opiumrausch in der seinigen. Ein unberechtigter moralischer Pessimismus, wie er sich oben auch bei Schiller zeigte, muss die gelindeste Folge davon und zwar auch in übrigens guten Naturen sein, nicht davon zu reden, was dabei in schlechten angerichtet wird.

8. Was Schiller durch seine poetische Kraft geleistet hat, ist nicht durch jene Halbanschauungen des Lebens, sondern trotz dieser möglich geworden. Will man ihm gerecht werden, so muss man in ihm Fremdes und Eignes unterscheiden. Als Fremdes kann die religiöse Ueberlieferung sowie der sich an sie anheftende metaphysische Einfluss gelten; das Eigenste aber hat in dem poetisch idealen Lebensdrange, in der formenden Kraft, die dem poetischen Aufschwung dienstbar wurde, und in den natürlich begründeten Elementen veredelter Leidenschaft bestanden. Wie wenig dem eignen Geiste Schillers das eingeimpfte fremde Element zusagte, haben schliesslich noch manche Aeusserungen gegen die Metaphysik und gegen deren zeitweilige Götzen bewiesen. Es war aber zu spät; es ging dem Dichter, wie bisweilen dem Volke, welches gelegentlich über seine Pfaffen hinwegsieht, ja sich über sie und ihre Lehren lustig macht, dennoch aber nicht aus dem Banne des Priesterbereichs herauskommt, d. h. in gewissen Dingen eben den Pfaffen wieder folgt und anheimfällt, die es verspottet hat. Dies zeugt von der angewöhnten Macht des Truges und von der Fortwirkung geistiger Lymphe.

In einem Brief Schillers an Goethe vom 22. Dec. 1798, als unser Dichter bereits in das vierzigste Lebensjahr eingetreten war, findet sich bezüglich Kants folgende Bemerkung: „Es ist immer noch Etwas in ihm, was einen, wie bei Luthern, an einen Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte.“ Nun, von dem Mönchischen in Kant, seiner Antisinnlichkeit und seiner blossen Annäherungsmoral, nach der das Gute auf Erden nie zu erreichen ist, haben wir in Schiller nur zuviel Reflexe angetroffen. Die Vergleichung mit einem Luther, dem religiös beschränkten, sagt aber noch mehr. Ein Kloster der Metaphysik ist eben auch eines, und wenn man

aus ihm, wie Kant, die metaphysische Beschränktheit mitnimmt, so ist das ein Gegenstück zur religiösen, nur dass sich daran keine äusserliche, politisch geartete Reformation knüpfte.

Uebrigens wurde Schiller in seinem letzten Reagiren gegen die Metaphysik, ja überhaupt gegen die Bedeutung von dem, was Philosophie hiess, immer allgemeiner. Unter Anderm giebt ein Gedicht „Die Weltweisen“ hievon Zeugniss. Dort wird z. B. von Dem, der Metaphysik studirt, spöttisch gerühmt, er wisse nun „dass das Nasse feuchtet-Und dass das Helle leuchtet“. Auch die moralistische Seite wird einigermaassen angefochten; denn der brave Mann hätte seine Pflicht gethan, „eh' noch Weltweise waren“. Ueberhaupt kommen die Philosophen erst hinterher, um das, was „Genie und Herz vollbracht“, mit ihrem überflüssigen Deductionsstempel zu zeichnen und nachträglich die Möglichkeit davon zu beweisen. Schliesslich werden auch die politischen Theoretiker, die den Staat deduciren, zurückgewiesen, und es wird an Mutter Natur appellirt, die einstweilen, bis Professorenwort und Philosophie den Bau der Welt zusammenhalten, dies durch Hunger und Liebe bewerkstellige. Man sieht, wie hier der Dichter in seinem Spottbestreben doch etwas über das Ziel schiesst. Mit Hunger und Geschlechtstrieb als den Motoren der gesellschaftlichen Maschine bleibt er doch etwas zu tief in den Niederungen stecken, und andere Kräfte sowie auch das Bewusstsein sind denn doch erforderlich, um die höheren Gemeinschaftsformen des Menschenlebens zu erklären, von den edleren Zukunftsgestaltungen nicht zu reden. Bei Schiller rächen sich die metaphysischen Ueberschwenglichkeiten; erst fällt er diesen anheim, und dann will er über alle Theorie und Weisheitslehre hinwegsetzen. Beides wurzelte in derselben Unsicherheit und in derselben Abhängigkeit von der Autorität. Auch die Rohheit von Philosophastern hat bis in die neuste Zeit hinein oft der stumpfen, unbewussten Sitte oder Unsitte das Wort geredet, während thatsächlich das wirklich bessere Handeln erst mit dem moralischen Bewusstsein und der feineren oder volleren Verstandeseinsicht entwickelt wird. Den braven Mann kann es allerdings auf der niedrigsten Stufe geben; aber seine Bravheit oder Rechtschaffenheit wird, ja muss oft genug quer gehen und schief greifen, ja durch Unkunde und Uebungslosigkeit bisweilen Unheil anrichten, ehe sie von den Thatsachen und von der feineren Cultur zur gehörigen und unterscheidenden Gerechtigkeit grossgezogen ist. Ein derartiger Sachverhalt liegt aber über die Nebel hinaus, in denen sich der ebenso

übel verkantete als ungeschickt sich gelegentlich ein Bischen entkantende Schiller trotz Allem stets umgetrieben hat.

Hätte Schiller vermocht, seinen eignen rein dichterischen Gang zu gehen, so würde er dem deutschen Geiste in natürlicher Weise einen volleren und reineren Ausdruck verschafft haben. So aber blieb er in Motiven und Anschauungen befangen, die sich fast überall alterirend, ja fälschend einmischten und oft gradezu vordrängten. Die Schwäche gegenüber der Metaphysik, die andern gröberen Vorurtheilen das Leben verlängern musste, ist bereits erörtert; zu ihr gesellte sich die antike Romantik. Diese letztere liegt jedoch so auf der Hand, dass ihr gegenüber nur wenig ausdrückliche Hervorhebungen nöthig sind. Sie ist der Widerpart nicht blos des deutschen, sondern überhaupt des modernen Geistes, ja zum Theil sogar des gesunden Wirklichkeits- und Natursinnes. Das Zugeständniss „An die Freunde“, ein edleres Volk als wir habe einst gelebt, ist charakteristisch. Die Griechen ein edleres Volk als die modernen Völker, edler als die Deutschen, — dies heisst ganz einseitig nur mit den Augen der götterspielerischen Kunst sehen und die Vorzüge der sittlichen Anlagen und des tieferen Wissens gänzlich verkennen. Ja selbst von der Kunst fragt es sich, ob in den modernen Völkern nicht etwas Gediegeneres und Nachhaltigeres angelegt sei und zur Formvollendung nur auf eine reifere Entwicklung zu warten habe. Hauptvertreter des modernen deutschen Dichterthums hätten ihr eignes neuzeitliches und nationales Genie höher anschlagen und nicht durch die Antike beschatten lassen sollen. Allein auch hier spielte wiederum der Unwirklichkeitszug der Lebensauffassung trügerisch ablenkend hinein. Der Wirklichkeit wird als das eigentlich Wahre die Kunstphantasie untergeschoben, und es soll noch gar ein Trost sein, dass nur das nicht veralte, was sich nie und nirgend begeben habe. Ein Nie- und Nirgendheim, ein poetisches Utopien, ist also wiederum die wahre Heimath. Das stimmt auch zu den Worten im Ideal und Leben: „Werft die Angst des Irdischen von euch! Fliehet aus dem engen dumpfen Leben In des Ideales Reich!“

Auch das antike Dasein in seiner thatsächlichen Wahrheit und mit allen seinen Gebrechen ist es nicht, an was sich unsere modernen Dichter gehalten haben; vielmehr ist es eine schmeichelnde Verschönerung und Idealisirung gewesen, was man besonders von Seiten poetischer oder sonst affectvoller Naturen dem Alterthum untergeschoben hat. Man hat die Vorstellung von Letzterem oft im

Sinne der eignen bessern Triebe gestaltet und so in die Antike beispielsweise eine Gefühlsart und Gemüthshaftigkeit hineingedichtet, die ihr abging. Namentlich hat Schiller dies gethan. Es sei nur an „Das Siegesfest“ und an „Hektors Abschied“ als an kleine, aber kennzeichnende Beispiele erinnert. Hier herrscht trotz allem Zubehör antiker Vorstellungen doch offenbar die moderne Art der Sentimentalität vor.

Besonders lehrreich ist eine Vergleichung jenes Schillerschen Abschiedes zwischen Hektor und Andromache mit der Begegnung der Beiden im sechsten Gesang der Ilias. Bei Homer ist nichts von jener transcendent sentimentalen Haltung der Liebe zu finden, die bei Schiller den Schluss ergiebt und auch der Trost sein soll. Diese Haltung der Liebe ist nun aber, soweit es sich nur um die Tiefe und innige Bewusstheit der Empfindung handelt, ein Reflex aus dem modernen Völkergeist, wenn auch ein jenseitig verzerrter. Wo sich dieser Reflex rein bethätigen kann, ist er der antiken Auffassung der Liebe überlegen. In dem vorliegenden Beispiel freilich muss die Vergleichung zu Gunsten Homers ausfallen, weil bei diesem der Gegenstand mit jener einfachen Natürlichkeit und unverschrobenen Wahrheit behandelt ist, welche die Denkweise epischer Zeitalter mitsichbrachte. Es waltet darin sogar eine seltene Tiefe der Empfindung; denn es ist ein besonders rührender Zug, dass Andromache an den Untergang von Vater, Mutter und Brüdern erinnert, und wie ihr, der Familienlosen und Einsamen, nun Hektor Alles in Allem, Vater, Mutter und Bruder sei. Diese schöne Wendung, mit welcher die besondere Steigerung der ehelichen Liebe einfach und anspruchslos ausgedrückt wird, ist von Schiller nicht benützt worden, und doch ist sie es grade, die noch die meiste Verwandtschaft zu unserer neueren Gefühlsweise hat. Allein dies passte nicht in die transcendent überschwengliche Liebe, die durch keinen anderweitigen realen, wenn auch noch so berechtigten Zug beschattet werden sollte. Auch hat Schiller immer nur das in das Alterthum hineingetragen, was der in ihm vorherrschenden Sinnesart und Gefühlsrichtung entsprach. Diese war aber nicht der reine moderne Völkergeist, sondern eine Mischung desselben mit Ueberbleibseln von dessen mittelalterlicher Unfreiheit und Umschleierung her.

Eine handgreifliche und eigentliche Verschönerung der Antike haben wir schon oben in den „Göttern Griechenlands“ signalisirt. Dort sind überdies die unheilvollen Seiten der götterspielerischen Zustände, namentlich der Druck der Furcht, der auf dem Volke

lastete, und die Verfolgungen der Weisesten unberührt geblieben. Alles ist nur von der ästhetischen Seite angesehen und als wenn es sich nur darum handelte, heutige Gemüthsbedürfnisse nach Lebensfülle der Natur zu befriedigen. Die antiken Götter hatten aber, wie ursprünglich alle Göttergeschlechter, vornehmlich einen praktischen Beruf. Sie sollten dem Menschen nützen, und dafür wurde ihnen geopfert. Mit diesem praktischen Interesse starben sie selbst ab, und der Credit ging an andere Göttererzeugnisse über, von denen irgend welche Leute noch Nutzen gewärtigten. Die Schönheit blieb dabei völlig Nebensache, und es ist der antiken Welt gegenüber pure Romantik, einige schöne Formen zu isoliren und unleidliche Theile des Inhalts zu vergessen.

9. Mit der falschen Verklärung des Alterthums verband sich wenigstens ein wohlthätiger Zug und zwar grade bei Schiller in hohem Grade. Es ist dies die Zurückdrängung und Ueberschattung der hebräischen Reminiscenzen aus der Volksschule. Allerdings hat Schiller in seiner Jenenser Professorperiode auch solche Prosastückchen von sich gegeben, in denen noch erhebliche Reste hebräischer Impfung mit Bibelstoffen und an die Judengeschichte angelehnten Vorstellungsarten zu Tage traten. Die „Sendung Mosis“ ist ein Aufsatz, bei dem schon die Ueberschrift eine unhaltbare und hebraisirende Vorstellung einschliesst. Was kommt es indessen auf einige Prosaspuren hie und da judengemässer Vorstellungsarten in geschichtlich gearteten Abhandlungen an, da glücklicherweise sonst und namentlich in der eigentlichen Poesie nichts davon oder eher das Gegentheil sichtbar wird! Beispielsweise ist der früher gekennzeichnete antichristliche Zug in den „Göttern Griechenlands“ auch zugleich antijüdisch, und überhaupt kann etwas ernsthaft Antichristliches nicht umhin, vor allen Dingen antihebräisch auszufallen. Man verdankt offenbar die Austreibung hebräisch inficirter Schul- und Familienerinnerungen dem Cultus des griechischen Alterthums. Wenigstens ist dies Mittel auf deutschem Boden fast das einzige gewesen, welches ein Gegengewicht gegen die Verbibelung gebildet hat. Auch bei Schiller können wir die Sache nicht anders ansehen; denn es fehlte viel, dass Etwas, wie der Voltairesche Verstand, die Sichtung und Ausmerzung übernommen hätte. Der gräcisirende Kunstgeschmack, also ein künstlich ästhetisches Mittel, hat sich mit den hebräischen Hässlichkeiten nicht vertragen. So ist das schlimmere Uebel durch ein geringeres ausgestossen worden.

Selbstverständlich wäre es besser gewesen, wenn der deutsche Geist aus unmittelbarer Bethätigung seiner eignen Uranlage gegen die mitgeschleppten Hebraisirungsreste Front gemacht hätte. Allein dazu waren bei dem Dichter, wie anderwärts, die Verstandes- wie die Gemüthselemente im Sinne des angestammten Wesens noch nicht kritisch, ja überhaupt nicht rein genug entwickelt. Wie es mit der Verstandesseite der Entwicklung stand, dafür zeugt namentlich auch die Prosa, die bei Schiller nicht viel zu bedeuten hat. Seine grössern geschichtlichen Versuche sind hierin verhältnissmässig noch das Beste; sie sind in ihrer Art eher annehmbar als die ästhetischen Aufsätze in der ihrigen. Dieser Unterschied rührt daher, dass in Arbeiten, wie über den Abfall der Niederlande und über den dreissigjährigen Krieg, sich nur Schillers eigne Art und Weise bethätigte, während grade in den bekanntesten der ästhetischen Abhandlungen nicht wenig abseitsführende und nebelhaltige Kanterei obgewaltet hat.

Diese Seite des Kantisirens ist sogar die übelste gewesen; denn so nahe dem Dichter das Aesthetische liegen musste, so war doch die sogenannte Kritik der Urtheilskraft des Königsberger Professors ein wunderliches Gemisch, in welchem die ungleichartigsten Dinge, wie die Halbskepsis gegen Naturzwecke und die künstlerisch ästhetischen Begriffe zusammengebracht wurden. Sie war unter den drei Büchern, die sich Kritiken nannten, das entschieden schwächste, wie denn überhaupt Kant nirgend natürlichen Sinn für Kunst und Ebenmaass oder gar für dichterische Gesichtspunkte verrathen, wohl aber überall eine sonderbar und zerrhaft spielerische Schematisirungssucht bekundet hat, die mit ihrem erzwungenen und eintönig wiederkehrenden Rubrikenwerk scholastisch fehlgreifender Art den wahren und unwillkürlichen Sachverhalt in Dingen und Begriffen nicht sowohl sichtbar machte als vielmehr verdeckte. Recht handgreiflich ist Letzteres im Aesthetischen zu spüren, wo die Widernatürlichkeit am unmittelbarsten mit den Erfordernissen des Gegenstandes contrastirt.

Wenn Schiller nun trotzdem versucht hat, daraus für sich etwas Geniessbares zurechtzumachen, so ist diese seine prosaische Unterordnung im Aesthetischen wohl aus der denkerischen Autorität mitzuerklären, die im Uebrigen und vornehmlich im Metaphysischen auf ihm lastete. Immerhin war aber diese scholastisch ästhetische Verirrung noch ein geringeres Uebel, als wenn etwa die kleinlichen und pedantisch unwahren Lessingsächelchen für Schiller maassgebend

geworden wären. Hat er sich gegen diesen vorgefundenen Namen auch nicht grade aufgelehnt, so hat ihn doch sein deutsches Gefühl in den meisten Fällen instinctiv davor bewahrt, den ästhetisch seinsollenden Glossen des Judäermischlings besondere Folge zu geben. Was aber ernsthafte Prosa, zumal eine klare, anbetrifft, so würde, wenn diese überhaupt in Schillers Naturell gelegen hätte, Rousseau das dem Dichter nächstliegende Vorbild haben sein können; denn von Voltaires Verstand und Witz war Schiller durch eine zu grosse Kluft getrennt. Ueberdies schaffen blosse Muster eine Sache nicht, wenn nicht schon Anlage und eigner Entwicklungsgang in diese Richtung weisen. Letzteres war jedoch bei Schiller nicht der Fall, und überhaupt waren die Deutschen noch recht entfernt von dem Punkte, wo sich auch bei ihnen die feste Haltung der Prosa von scharf verstandesmässigem und thatkräftigem Typus einfinden konnte.

Zu solcher Haltung und Gestaltung der Sprache ist nicht nur eine entsprechende Geistesrichtung, sondern sind auch Umstände und Thatsachen erforderlich, die zu sichtender und handelnder Energie einigermaassen passen. Heute ist das moderne Bewusstsein im Sinne von Kritik, Handlung und Krisis hinreichend angeregt, um einen Stil und eine Darstellungsart möglich zu machen, die wissen, was sie wollen und daher auch wissen, was sie jedesmal und wie sie es zu sagen haben. Gemüthliche Gestaltlosigkeit und verstandumhüllende Nebel sind nicht der Boden, auf dem eine gute Prosa gedeihen kann. Mit der Poesie sind Unbestimmtheiten und Schwäbeleien schon eher verträglich, besonders mit der lyrisch gearteten, ähnlich wie dies in der Musik der Fall ist. Freilich ist dies auch hier kein Ideal, sondern nur ein erträglicheres Uebel; denn auch die Dichtung gewinnt gar sehr durch wohlumgrenzte Gedanken gesichteter Art und durch charaktervolle Antriebe von unzweideutig entschiedener Richtung. Das Geheimniss vorzüglicher Prosa bleibt aber stets und überall die Geklärtheit der Ideen und die Bestimmtheit des Strebens, welches in der Sprache seinen Ausdruck sucht. Der Mangel dieser Eigenschaften im Bereiche der hinter uns liegenden deutschen Literatur hat auch die unbefriedigende Physionomie deutscher Prosa bei unsern bisherigen Literargrössen verschuldet. Von den drei Dingen, Verstand, Charakterenergie und Gefühl, sind die beiden ersten am unzulänglichsten vertreten gewesen und zwar am wenigsten der Verstand; eine Art Charakter dagegen, wenngleich ohne eigentliche Thatkraft, nur in

einseitig sittlicher Richtung, welche letztere Ausstattung sogar noch ein eigenthümlicher Vorzug Schillers gewesen ist, der einem Goethe abging. Das unerhebliche Facit der deutschen Prosa kann daher nicht überraschen; es stimmt zu den Vorbedingungen und Eigenschaften, die im Spiele gewesen sind.

10. Wenden wir uns nun wieder zu den Schicksalen der lyrisch gearteten Poesie, so hat Schiller allerdings, wie wir bereits wissen, auch seine Art von Ernüchterung erfahren, gegen die er sich freilich wehrte, und von der er immer wieder versuchte, einigermaassen zu dem früheren Zustande einer gewissen Geistestrunkenheit zurückzugelangen. Jene Ernüchterung drängte sich jedoch auf, und der Dichter konnte nicht umhin, ihren Stempel in späteren, sehr berühmten Arbeiten blicken zu lassen. Wollen wir ein Beispiel dafür, zu welchem Contrast etwa ein Dutzend Jahre und schon der Uebergang von der Mitte der zwanziger bis in die höhern dreissiger Lebensjahre führen könne, so brauchen wir nur das Lied „An die Freude“ mit dem „Lied von der Glocke“ zu vergleichen und die Haltung eines jeden von beiden festzustellen. Die an die Freude gerichteten Strophen sind noch von völlig überschwenglicher Art; sie stellen sozusagen ein Stück ungeheuerlicher Rauschpoesie dar. Das Glockengedicht hat dagegen im Ganzen einen gedämpften Ton und bringt auch meist im Einzelnen neben dem jedesmaligen Ideal die zugehörige Hinfälligkeit zum Ausdruck. Da es unter den Productionen, die wir nach dem oben festgestellten Sinn des Wortes als entschieden weimarisirt bezeichnen müssen, wohl in der Formanlage die originalste ist, so lohnt eine eingehendere Betrachtung seiner Eigenschaften. Hiezu kommt noch, dass es vom Antikisiren wesentlich frei ist und etwas Populäres vertreten soll. In letzterem Punkt stimmt es mit jenem Lied an die Freude überein; denn auch dieses enthält keine der Antike entlehnten Wendungen. Im Uebrigen ist aber der Unterschied, wie gesagt, von der kennzeichnendsten Art. Es ist der Weg von der Rauschpoesie zu einer eng bürgerlich gehaltenen Dichtung, den Schiller inzwischen zurückgelegt hat.

Der Rausch in dem Freudegedicht markirt sich noch mehr, wenn man bedenkt, dass dieser Hymnus an das blosse Abstractum Freude gerichtet ist, und dass nicht einmal klar wird, worüber denn die Freude empfunden werden soll. In dem Gedichte „Hoffnung“ wird doch das Erstreckungsgebiet dieses Affects über das Leben hin veranschaulicht; der Freude gegenüber aber hat man es bei Schiller mit einer Gottheit von kahlem Wesen zu thun. Grade aber hie-

durch findet sich die trunkene Natur des fraglichen Enthusiasmus noch mehr gekennzeichnet; denn es gehört mehr Rausch dazu, eine blosse Abstraction im Scheine vollen Lebens zu erblicken, als etwa dem wirklichen Affect, wie er sich unter verschiedenen Umständen gestaltet, eine überschwengliche Physionomie zu geben. Hiebei versteht sich von selbst, dass die wahre und vollkommene Poesie das Rauschhafte nicht nur nicht erfordert, sondern nicht einmal verträgt. Sie gleicht hierin dem gesunden Leben, welches die Reize in der Narkose weder zu suchen braucht, noch sie suchen darf, wenn es nicht vom Wege der Gesundheit abkommen und üble Erfahrungen machen will. Jene gesellschaftliche Piece Schillers ist daher so recht eine Beurkundung künstlicher Forcirtheit des Gefühls- und Phantasielebens.

Man braucht auf die überlieferten Geschichten von Schillers häufigem Weingebrauch zur Nachhülfe der poetischen Stimmung nicht einmal sonderliches Gewicht zu legen; man kann auch ohnedies nach der Beschaffenheit der Poesien selbst häufig genug urtheilen. Die Annahme eines materiellen Rausches wird da ziemlich gleichgültig, wo es sich wesentlich um den poetischen Phantasierausch selbst und dessen ideell geistige Ursachen handelt. In solchem Rausch kommt es dann auf Production einander jagender Widersprüche nicht an. „Ausgesöhnt die ganze Welt!“ und „Untergang der Lügenbrut!“, — das ist nur ein kleines Pröbchen vom Unvereinbaren. Man sieht, dass, wenn die materielle Trunkenheit oft mit Jedermann Brüderschaft macht und Freund sein will, die geistige es noch weiter bringt, nämlich auch noch den gegentheiligen Affect indirect walten lässt, nachdem sie ihn vorher abgeschworen hat. Indessen an all die Hyperbeln, die in ihrer Art gar nicht zurechnungsfähig sein können, den Maassstab des Verstandes anlegen, heisst schon, dem letzteren Unrecht thun.

Dagegen sind wir mit dem Glockenliede in besserer Lage; dieses athmet schon eine gute Portion Nüchternheit, freilich nicht diejenige, die von vornherein und von Natur besteht, sondern eigentliche Ernüchterung, die etwas Rauschartiges als vorangegangen voraussetzt und demgemäss unangenehme Empfindungen mit einschliesst. Ja der Zustand einer gewissen Enttäuschung von den Phantasien und Idealen ist hier der maassgebende. Jedem scheinbaren Aufschwung folgt die Herabdrückung auf dem Fusse nach. So ist es vor allen Dingen mit der Schillerschen Liebe. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier Reisst der schöne Wahn entzwei.“ Nachher gilt die „zarte

Sehnsucht“ plötzlich nur noch als Leidenschaft, und dieser Wortgebrauch hat hier nicht den Sinn besonderer Geneigtheit. Die Wörter werden umgetauscht. Was sonst Liebe hiess, heisst nicht mehr so, und was nachträglich diesen Namen erhält, ist es schon nicht mehr in jenem idealen Sinne. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben“, — das ist offenbar eine Verschiebung des früheren Standpunkts. Das Ideal ist zerronnen; aber warum? Weil es von vornherein falsch concipirt war. Liebe und Liebeswahn sind zweierlei. Der Wahn gehört nicht zu den Naturregungen einer jugendlichen Liebe, wäre sie auch von intensivster und hoch leidenschaftlichster Art. Der Wahn ist eine Verstandesverirrung; er betrifft nicht die Gefühle an sich selbst, sondern die begleitenden Vorstellungen. Welche transcendente Thorheit heisst denn den Menschen an die Hochgefühle der Liebe Ewigkeitsvorstellungen und wer weiss was noch sonst für widersinnige Erwartungen knüpfen? Ist ihm die Gegenwart des Fühlens und Vorstellens nicht genug? Muss er durchaus noch falsche Deutungen und hinfällige Anticipationen hinzuthun? Es mag sein, dass die überbildete Phantasie bei einem von Natur schwächeren oder weniger cultivirten Verstande zur Erzeugung jener Wahngebilde neige. Letztere sind aber darum noch nicht nothwendig, und wenn es solche Dichterstandpunkte giebt, vermöge deren die Wahnextravaganzen sich besonders steigern, so müssen als Zubehör auch die Unannehmlichkeiten der Enttäuschungen vom Wahn in den Kauf genommen werden. Das Natürliche und Wahre aber bleibt, dass die Liebe in keinem ihrer Stadien zum Wahn werde, welche Umwandlungen ihrer besondern Artung sie auch durchmachen möge.

An den gar alltäglichen Gebrauch der Thurmglocke, der hauptsächlich christlich ist und sich nur nebenbei auf Feuer- und Sturmläuten erstreckt hat, knüpfte Schiller das Bild einer Anzahl von Hauptverhältnissen und Hauptvorfällen des Lebens, ja in einem gewissen Sinne ein Gesammtbild des Menschenlebens überhaupt. Das Ende vom Liede aber ist auch hier, „dass alles Irdische vergeht“. Das passt freilich zu dem doch wohl christlichen Glockenthema, und wir dürfen uns nicht wundern, dass die einzelnen Stücke des Gedichts jenem Grundton von der Hinfälligkeit des Irdischen nicht wenig verwandt sind. Kaum zeigt sich ein Glück, so steht auch schon das Widerspiel dazu bereit: Die Wohlhabenheit muss dem Feuer anheimfallen; so ergiebt sich die Gelegenheit zur Schilderung einer Feuersbrunst. Das Ideal einer bürgerlichen

Hausfrau, durch dessen vorzüglich gelungene Schilderung sich Schiller in dem ganzen Gedicht wohl am meisten ausgezeichnet hat, muss sich mit dem Tode kreuzen, damit auch die Poesie der traurigen Lücke nicht fehle. Auf diese Weise werfen die Acte und Zustände des positiv befriedigenden Lebens nachträglich immer Schatten, deren verdunkelnde Rolle dem Licht jener mindestens gleichkommt. In Wahrheit handelt es sich meist nur um trübende Ausnahmen, die aber als solche in der dichterischen Auffassung nicht erscheinen: Der vorzeitige Tod der Fürsorgerin der Kinder ist der Ausnahmefall und nicht etwa das regelnde Gesetz des Familienschicksals. Ebenso ist ein Brandunglück, zumal ein solches, welches zwingt, „zum Wanderstabe" zu greifen, ein vereinzelter Fall unter vielen, selbst wenn man der alten und kleinstädtischen Auffassung gegenüber noch an keine sichernde Voraussicht denkt. Freilich „mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten"; aber der Bund auf Feuerversicherung braucht auch weder ewig zu sein, noch mit transcendenten Schicksalsmächten geschlossen zu werden.

Wer letztere prosaische Erinnerung als der Poesie gegenüber nicht am Platze ansehen möchte, der bedenke, bei welchem poetischen Zusammenhange sie angebracht ist. Schiller hat gegenüber der Schilderung der Frau den Mann verherrlicht, dem die schöne Rolle zufällt, zu „erlisten, erraffen". Es sind also die bürgerlichen Geschäfts- und Erwerbsränke, die hier ganz unbeanstandet, als zum Ideal gehörig, mitgefeiert werden. Kann sich nun eine Poesie beifällig auf diesen Standpunkt begeben und, modern geredet, grade eine den Bourgeois kennzeichnende üble Eigenschaft idealisiren, so wird es wohl eine in Vergleichung hiezu unschuldige Erinnerung sein, wenn man den Erlister und Erraffer, der auf seine Habe und „des Hauses Pracht" pocht, dann aber durch Brand ruinirt wird, an jene prosaische Vorbeugung mahnt, die für den unbeweglichen Besitz schon ein sehr altes Herkommen gewesen ist. Jedoch die Hauptsache bleibt der engherzig bürgerliche Sinn, in welchen das Ideal eines sorgenden Familienvaters ausgelaufen ist. Einen ähnlichen Stempel trägt mehr oder weniger das ganze Gedicht. Ueberhaupt dreht es sich sozusagen um ein Kirchthurmdasein privatester Art und verurtheilt alle selbständigen öffentlichen Aufraffungen. Um diese letztere Thatsache, die für Schillers spätere politische Haltung nur allzu charakteristisch ist, müssen wir uns aber noch etwas eingehender bekümmern.

11. Die französische Revolution war schon im rückläufigen Stadium, als Schiller die darauf bezüglichen Theile seiner Glocke dichtete. „Wo sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen.“ Diese Worte sind eine summarische Verurtheilung aller Revolutionen. Wie aber Völker aus der Unfreiheit anders herauskommen sollen, als dadurch, dass sie ihre Ketten zerbrechen, davon sagt uns der Dichter Nichts. Allergnädigst geschenkt kann politische Freiheit nicht werden; sie ist abzuringen oder mindestens abzudringen, und wo sie ernsthaft sein soll, da muss sie entweder von vornherein bestanden haben oder hinterher, wenn einmal die Ketten der Sklaverei dazwischengelegen, nicht etwa blos erobert, sondern auch durch ein Strafgericht über das Unrecht der vorigen Zustände eingeführt und gesichert werden. Die poetischen Ausfälle Schillers gegen extravagante Einzelheiten aus jener grossen Revolution sind derartig zu einem abschreckenden Bilde zusammengesetzt, dass sie das Ganze treffen sollen. Selbst gegen die Aufklärung der unteren Schichten kommt es zu einem poetischen Anathem: „Weh denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihen!“ Der ewig Blinde ist hier offenbar das untere Volk, das Volk in der Masse. Dennoch hat dieses für den Bürgerstand herhalten und diesem die Kastanien der Revolution aus dem Feuer holen müssen. Erst 1793 gelangte es einigermaassen zu einer Thätigkeit für eigne Rechnung, damit zugleich aber auch in eine Bahn, deren Betretung sich in blossen Versuchen erschöpfte und der Zukunft die Ausführung der Aufgabe hinterlassen hat.

Offenbar wendete sich nun Schiller, wenn auch nicht mit grundsätzlicher Unterscheidung des Classenstandpunkts, gegen die energischere Phase, die ihren besten und kennzeichnendsten Höhepunkt in dem Sturz der Girondisten durch Marat erreichte. Alles Vorangehende konnte noch als bürgerliche Revolution des Mittelstandes gelten, und für die ersten Stadien der Revolution hatte Schiller früher Sympathien genug gehabt. War er doch zum Bürger der französischen Republik ernannt worden! Hatte man seinen Namen dabei auch ein wenig verstümmelt und französirt, so war man doch über des Dichters allgemeine und ursprünglich leidenschaftliche Freiheitssympathien nicht grade unrichtig informirt gewesen. Die nachträgliche verwerfende Tonart, in welcher Schiller von den Revolutionen spricht, erklärt sich theils aus jenem Zerrinnen der Ideale, theils aus der angestammten, nie völlig abgelegten, schliesslich aber noch mehr anweimarisirten Kleinbürgerlichkeit. Das

Freiheitsideal war dem Schicksal der andern Ideale eben auch nicht entgangen.

Was an der Revolution gewaltsam Zuckendes war und gelegentlich auch in krampfartigen Unthaten hervorbrach, konnte einen an gemüthliche Verhältnisse gewöhnten Sinn leicht abschrecken, zumal wo die feindliche Parteimeinung deutscher Höfe und hienach gestimmter Elemente des deutschen Publicums bestärkend hinzukam. Jedoch hätte Schiller sich immerhin gegen wirkliche Greuel aussprechen oder vielmehr ausdichten mögen, wenn er nur seinen ersten Standpunkt nicht vergessen und sich nicht soweit hätte rückwärts treiben lassen, die Revolutionen und Selbstbefreiungen der Völker überhaupt zu verdammen. Es wäre allerdings zuviel, von ihm zu verlangen, dass er sich hätte auf den Standpunkt der Volksmasse stellen und die Revolution von 1793 feiern sollen. So Etwas lag über den damaligen deutschen Gesichtskreis doch zu weit hinaus und konnte füglich von keinem Dichter erwartet werden, der als Dramatiker auch für Hofbühnen zu arbeiten hatte. Wenn er aber früher den Eingang und Fortgang der französischen Revolution mit sympathischen Gefühlen begleitet hatte, so hätte er sich nunmehr wohl erinnern können, dass schon die einleitende That von 1789, die Erstürmung der Bastille, ein Stück Selbstbefreiung, also so Etwas war, wie er es nacher desavouirte. Der Widerspruch zwischen seinen ersten Gesinnungen und seinen spätern, echt weimarisirten Auslassungen in der Glocke ist hienach klar.

Schon die Wahl der Glocke als Anknüpfungspunkt für die Darlegung einer dichterischen Lebensauffassung lag gar sehr im Sinne der althergebrachten Elemente von Denken und Thun. Die Revolution hatte mit dem Christenthum auch die Glocken beseitigt, und deren öffentlicher Gebrauch blieb mehrere Jahre lang gesetzlich verboten, obwohl die religiöse Reaction schon mit Robespierre und dessen Cultus eines höchsten Wesens im Sinne Rousseaus begonnen hatte. Abschaffung der Religion konnte nun freilich für die Schillersche Denkweise nichts Sympathisches haben; denn der Dichter bewegte sich stets auf jener Grenze, die im Uebergange von der alten zur neuen Anschauungsart noch nichts Entschiedenes aufweist. Er war daher noch im Stande, die bestehenden Institutionen mit einem Rest von Heiligenschein zu verklären, wenn dies auch in einer immerhin freisinnigen Weise geschah. Von dem Gedanken an einen fortdauernden Beruf der Glocke konnte er sich noch nicht losreissen und ebensowenig über die Lebensordnung

hinwegsehen, die sich in verwandter Weise an das Glockendasein angeschlossen hat. Der lyrische Grundzug und zwar vorherrschend der Zug blosser Empfindungslyrik ist auch hier wieder recht gekennzeichnet. Die Glockenklänge sollen es sein, um deren jedesmaligen Sinn sich alles Andere gruppirt. Die Gefühle sind es also, auf deren Faden sich die Vorstellungen und Anschauungen, sowie alle Bestimmtheiten des Denkens erst reihen müssen. Ohne solchen Leitfaden hätte das Alles keinen Halt; aber der Halt ist auf diese Weise auch nur ein gefühliger und liegt nicht in der Sphäre der entschlossenen That und des bestimmten Denkens.

Wie Letzteres sich in den einzelnen Urtheilen und Bildern zeigte, haben wir vorher durch Beispiele erläutert. Ehe wir nun aber dieses mangelhafte Verhältniss zum Bereich entschlossener Thaten auch noch grundsätzlich weiter in die Dramen hinein verfolgen, sei noch daran erinnert, dass Lyrik nicht nothwendig mit einem einseitigen Cultus thatloser Gefühle zusammenzufallen braucht. Allerdings ist immer die Empfindung Ausgangspunkt und Hauptsache; aber es giebt eine energische Art des Lyrischen, in der sich die Empfindungen aus den Vorstellungen kräftiger Regungen, ja leidenschaftlichen Thatendranges ergeben. Die Marseillaise ist etwas durchaus Lyrisches; doch Niemand wird ihr den Vorwurf machen, der Thatgefühle zu ermangeln. Wenn wir in der deutschen Literatur kein gleich charakteristisches Beispiel zur Verfügung haben, so ist dies nur wiederum eine Bestätigung unserer allgemeinen und leitenden Ueberzeugung. Die Gemüthshaftigkeit der Deutschen hat nun einmal bisher die Neigung gezeigt, in solchen Gefühlen zu verharren, die mit der eingreifenden That weniger zu schaffen haben. Mindestens ist diese Gefühlsart die vorherrschende gewesen und zwar durchschnittlich bei der Nation im Ganzen, in besonderer Markirung aber bei ihren geistigen Vertretern. Eine blosse Folge davon ist die mit dem Wesen des Drama in Widerspruch stehende Gestaltung der besten deutschen, d. h. der Schillerschen Dramen. Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, also ein Jahrhundert nach der Zeit der Schillerschen Stellungnahme, möchten Manche den Deutschen wohl mehr That zuschreiben, als wir ihnen zugestehen. Allein was wiegen sozusagen commandirte Thaten in Vergleichung mit den Selbstregungen der Völker! Von dieser Gattung hat es unter Friedrich II schon verhältnissmässig Mehr und Besseres gegeben als unter diesem Bismarck, dem diplomatisirenden Dreinschlager! Es ist also bisher dabei geblieben, dass eigentliche und echte That

im Sinne einer souveränen Nation innerhalb deutscher Bevölkerungen noch erst zu wünschen gewesen. Was aber die breite Unterschicht anbetrifft, die von Schiller fortdauernder Knechtung preisgegeben wird, und die er nur in militärischer Façon, wie im wüsten Treiben von Wallensteins Lager, poetisch ein wenig schmackhaft findet, so muss man, auch ohne diese Schicht in ihrer Art für sonderlich besser zu halten als die Darüberlagerungen der Gesellschaft, doch für sie wenigstens Gerechtigkeit in Anspruch nehmen. Der Schillersche Vorbehalt des Lichts der Aufklärung ist übel am Platze. Ausschliesslich zu dauernder Blindheit geboren ist die Masse nicht, sondern nur verwahrlost, theils durch eigne Selbsttäuschung, theils durch fremden Trug. Ein Dichter aber, der die Masse im Wahn stecken lassen will, fällt in die Rolle des Religionstäuschers, die doch noch gröber ist, als die eines Poesietäuschers.

12. Erinnern wir uns jetzt wieder jener persönlichen drastischen Anlage, die in Schiller durchzubrechen versuchte, sich aber nach Seiten der lyrischen Haltung auflöste. Ohne die Mischung der beiden Elemente würde es sich nicht begreifen lassen, wie kein Widerspruch darin zu liegen braucht, dass Jemand drastische Neigungen hat und doch vorherrschend nur zum Ausdruck wenig drastischer Regungen und Gefühle gelangt. Durch die auflösende Mischung, bei welcher das lyrische Hauptelement sich alles Uebrige ähnlich macht, wird die wesentlichste Grundbeschaffenheit der Schillerschen Dramen erklärt. Ihnen gegenüber fühlt sich fast Alles so an, als wenn nicht Handlungen, sondern nur Empfindungskeime dazu die Hauptsache ausmachten, bei der man stehen zu bleiben hätte. Manchmal sieht es gradezu so aus, als wenn die rednerische Bekundung schöner Gefühle und blosser Handlungsansätze für das Fehlen des Weiteren, namentlich aber für den Mangel ausdauernder Heldenhaftigkeit und durchgreifender Thatconsequenz entschädigen sollte.

Es war ein langer Weg von dem Räuberstück bis zum Wallenstein und überhaupt bis zu den geglätteten Dramen. Die Wildheit der stürmenden Jugend liess sich in jenem ersten Anlauf gleichsam in der Räuberwelt aus, bekundete aber, wie oben von uns gezeigt, bereits den gegentheiligen Druck, unter welchem sie ihren kühnsten Conceptionen selber die Spitze abbrach. In das letzte Lebensjahrzehnt fallen Arbeiten, denen eine stärkere Einlassung mit der Antike und ausserdem die Weimarischen Einflüsse, einschliesslich der Goetheschen Versuche zur Abseitsführung von

jeder drastischeren Bahn,) vorangegangen waren. Zu diesen späten Arbeiten gehört in erster Linie die Wallensteintrilogie, (die im Rufe besonderer Reife steht,) dann weiter die Dramen Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina und Tell. Den Uebergang (von den wilderen Piecen der ersten Periode) zu den eben genannten bildet (nach Zeit und Beschaffenheit) der Don Carlos, (ein Drama, welches in Ausdrucksart und Inhalt schon erheblich zahmer ist, als die früheren, aber doch noch einigermaassen von politischen Freiheitsgefühlen, wenn auch nur von einseitig theoretischen, getragen wurde.)

Fragt man nun (dieser Zwischenerscheinung gegenüber,) was hier die Handlung sein solle, so ist das schwer zu sagen. Etwa die Selbstaufopferung des Marquis Posa, (welcher offenbar der eigentliche Held des Stückes ist?) Diese Aufopferung ist theilweise eine That privater Freundschaft, (wenn auch aufgedrungen im Verlauf eines politischen Unternehmens und für dieses.) Durch den Prinzen Carlos, (der aber einer selbständigen That nicht recht fähig ist,) soll (nach den Posaschen Veranstaltungen) etwas für die Befreiung der Niederlande (von dem bigotten spanischen Druck) geschehen. Posa ist der Vertreter dieses Zweckes (und fasst sein Ziel als eine Sache von allgemein menschheitlichem Interesse und in geistig schwärmerischer Weise ins Auge.) So begreift es sich allenfalls, dass er, (als ihm kein anderes Mittel mehr übrig bleibt,) durch Selbstaufopferung sowohl einem Rest von politischen Chancen, als auch der persönlichen Freundschaft zu genügen sucht. Allein die Handlung fällt hiebei mehr in das Geistige als in das äusserlich Thatsächliche. Der Tod Posas konnte (auch im günstigsten Fall) nicht Viel retten; denn der Prinz war zu ungeeignet, (um ohne jene leitende Hand Etwas ausrichten zu können.)

Nur der enthusiastische Charakter Posas macht es begreiflich, dass er an den Prinzen, (auch wenn dieser führerlos geworden,) noch einige Hoffnungen für die Niederlande knüpfen konnte. Ueberspannt sich nehmend in der Freundschaft und wirklich aufs Aeusserste überspannt in der Politik, in beiden, (d. h. im persönlichen wie im allgemeinen Verhältniss,) mehr von überschwenglichen Ideen und Gefühlen (als von wirklichen Beschaffenheiten) bewegt, hatte Posa sogar in einem Despoten noch einen Zug von Verwandtschaft (und Theilnahme mit dem Menschlichen und der Freiheit) vorausgesetzt und diesem ins Gesicht die Zumuthung ausgesprochen: „Geben Sie Gedankenfreiheit.“ Nun, die ganze Persönlichkeit dieses Malteser-

ritters ist eine reine Erdichtung Schillers, und zwar diejenige Lieblingserdichtung, in deren Grundsätze er seine, zwar geistig überschwenglichen, aber thatsächlich nur zu umschränkten Freiheitsanschauungen eingekleidet hat. Aus diesem Grunde ist Posas Verhaltungsart für die Schillersche Denkweise unmittelbar kennzeichnend. In den Räubern war Blut noch die Losung; in dem eigengearteten Grosssinn des Marquis Posa findet es keine Stelle mehr. Der Ritter opfert lieber sein eignes Leben, als dass er einer, wenn auch schlechten und feindlich kreuzenden Person, wie der Fürstin Eboli, auf immer den Mund schlösse. Mag nun auch diese Enthaltung im besondern Fall angezeigt und ein edler Zug sein, so ist doch auch übrigens im Allgemeinen seine Denk- und Gefühlsweise nicht von der Art, um zu wirkungsvoller That zu befähigen. Sie hätte in allen Richtungen eher dazu führen müssen, zu leiden und unterzugehen, als erfolgreich zu wirken und einen äussern Zweck zu erreichen. Eine solche Denkungsart ist nun aber für das Drama nicht geeignet, geschweige für ein eigentliches Heldenstück, und was wir vorher als Handlung voraussetzten, ist im eigentlichen und im dramatischen Sinne kaum als solche zu betrachten.

Wenn Schiller selbst es erforderlich gefunden hat, durch seine „Briefe über Don Carlos“ den Sinn des Stückes und namentlich das Wesen der Posapersönlichkeit zu erläutern, so sind es offenbar die Eigenschaften des Drama selbst gewesen, welche jenes Nachhülfebedürfniss verschuldet haben. Der Dichter legt viel Gewicht darauf, dass man in Posa den Märtyrer eines politischen Glaubens und zwar einen Märtyrer im eigentlichen Sinne des Worts, nämlich einen Mann sehe, der für die Wahrheit von Ueberzeugungen mit dem Tode, und zwar hier speciell zunächst vor seinem Freunde, Zeugniss ablegen will. Derartiges eignet sich nun aber niemals zum echten Drama; denn in diesem darf es sich nie um ein passives Erdulden und um einen wesentlich blos innern Vorgang handeln, sondern es muss etwas Actives und Heldenhaftes im Sinne der Bekämpfung von Hindernissen nicht nur vorhanden, sondern auch die Hauptsache sein, ja, was noch mehr bedeutet, scenisch anschaulich hervortreten. Nach Schillers eignen Auslassungen ist nun aber jener politische Glaube, für den Zeugniss abgelegt wird, das Wesentliche. Dieser Glaube ist noch obenein nur in einem sehr bemessenen Sinne politisch; denn in erster Linie und in klarer Weise bezieht er sich nur auf religiöse Duldung und geht übrigens auf eine nicht

näher bestimmte, vage Vorstellung von allgemeinem Bürgerglück. Er bewegt sich in einem Zwitterbereich von Politik und Religion, was dazu stimmt, dass die damals in Frage stehenden Völkerregungen auch für das Politische stets eine religiöse Aussenseite und einen religiösen Anknüpfungspunkt hatten. Bei den Deutschen scheint nun etwas dem religiösen Interesse Analoges, ich meine die an der hochgeistigen Seite des Daseins haftenden Gefühle, auch da noch länger fortwirken zu sollen, wo anderweitig nur die nackte Politik in Frage kommt. Diesem innern Zuge ist auch der Dichter gefolgt, und es hat ihm dies um so näher gelegen, als er über jenes unbestimmte Bereich sozusagen blosser Geistespolitik nicht hinauszugreifen vermochte. Wo er später, wie im Wallenstein, festere Formen in das Auge fasste, da waren diese Formen keine Entwicklungen jener Freiheitsantriebe, sondern bezogen sich auf vorgefundene Züge der Geschichte, also auf einen ziemlich gewöhnlichen, jedenfalls aber nicht politisch-reformatorischen Inhalt. Das Posastück, wie man das Drama „Don Carlos“ am bezeichnendsten nennen könnte, ist hienach grade dasjenige, in welchem sich die undrastische Verflüchtigung der freiheitlich reformatorischen Antriebe am ungetheiltesten und augenfälligsten bekundet hat.

13. Später ist es Schiller sichtlich darauf angekommen, sowohl sachlich als formell mehr bühnengerechte Stücke zu liefern, die einigermaassen einen gewöhnlichen historischen Charakter hätten. Nach seiner Art ergab er sich in die vergangene Geschichte und liess die zukünftige Geschichte, d. h. die Antriebe dazu und das Werdende, auf sich beruhen. Es giebt nämlich zwei Arten von Geschichtlichkeit, die todte und die lebendige. Die eine kümmert sich um das Vergangene, die andere um das Zukünftige. In beiden Fällen handelt es sich um Geschichte, das eine Mal um die gemachte, das andere Mal um die zu machende. In der Vergangenheit die Keime einer entwickelteren Zukunft aufsuchen, heisst die Vergangenheit ein wenig beleben, und dies war auch die Auskunft, mit der sich Schiller ursprünglich zu helfen gesucht hatte, als er embryonische Regungen einer weitertragenden Freiheit unmittelbar in die Sphäre eines spanischen Despoten verlegte. Diese Wendung war aber auch schon der Uebergang zu einer gemeinern Benutzungsart der Geschichte, wobei es dann nicht mehr darauf ankam, diejenigen geschichtlichen Antriebe zu wählen, die noch einen erheblichen Zusammenhang mit dem Leben der Gegenwart und mit dem Interesse an der Zukunft haben. Wallensteins Schicksal

ist von dieser gleichgültigeren Art; denn der Umstand, dass dieser Feldherr gern König von Böhmen geworden wäre und von der Leidenschaft dieses Ehrgeizes getrieben wurde, einen Versuch zum Abfall und zur Selbständigkeit zu machen, ist weder etwas Eigenartiges und Seltenes in der Geschichte, noch hat es mit den freiern Regungen der neuern Völker Sonderliches zu schaffen. Der dreissigjährige Krieg aber und das Treiben in ihm waren auch keine Gegenstände für eine natürliche Theilnahme; denn die Bilder jener deutschen Zerrüttung und jener innern nationalen Verwüstung sind wahrlich nicht erbauliche Erinnerungen, an die sich für die Nachkommen im eignen Streben eine positive Theilnahme knüpfen liesse. Weit eher war noch das, was mit dem Abfall der Niederlande zusammenhing, geeignet gewesen, sich mit einigen Fäden des Gewebes fortwirkender Geschichte in Beziehung bringen zu lassen.

Ueberhaupt ist die Stoffwahl für Jemand, der es versucht, noch mitten im modernen Leben ernsthafter Dramatiker zu sein, keine leichte Angelegenheit. Handelt es sich noch obenein vorzugsweise um die tragische Gattung oder doch wenigstens um Gegenstände von verwandter Würde, so sieht man kaum, wo das durch so vielerlei niederdrückende Einwirkungen verunstaltete Vorleben neuerer Völker annehmbare Themata liefern solle. Mindestens müssen die publicistischen Vorgänge recht unsympathisch für den sein, der mit neuen Ideen weiterstrebt und auf die Zustände der frühern Jahrhunderte wie des eignen wahrlich nicht mit Liebe zu blicken vermag. In der Privatsphäre hat sich eher Etwas finden lassen, wie der glückliche Treffer Shakespeares mit Romeo und Julie beweist. Aber ein einziges derartiges Thema ist wenig, zumal es ein Monopol von Shakespeare geblieben ist und auch bleiben zu sollen scheint. In der That wird hier die vom Alterthum her bekannte Sitte, dass dieselben Stoffe von andern Dichtergenerationen von Neuem behandelt werden, nicht leicht zur Nachahmung reizen; denn in diesem Falle die Vergleichung mit dem Früheren nicht scheuen, wäre schon etwas ganz Ausserordentliches. Nicht blos eine hohe Dichteranlage würde dazu erfordert, sondern auch die allgemeinen Verhältnisse des Denkens und Fühlens müssten durch eine geistige Anfrischung des Lebens und entsprechende äussere Umgestaltungen in eine höhere Spannung versetzt sein. Ohne die Erfüllung solcher Vorbedingungen lässt es sich kaum denken, dass in unsern modernen Zeiten, wenn in ihnen ein wirklich bedeutendes Drama überhaupt noch möglich ist, eines über Romeo und Julie sollte gedichtet werden können,

welches in der Ausführung eigenartig und original geriethe, überdies aber die Vergleichung mit dem Stück vom Ende des 16. Jahrhunderts aushielte.

Bei der Armuth des Privatlebens an geeigneten Stoffen von wirklich hohem Schwunge ist es nicht zu verwundern, dass die öffentlichen Vorkommnisse der Geschichte als nächste Fundgrube für diejenigen Dramatiker gegolten haben, die in einer ernsten und hohen Gattung arbeiten wollten. Solange nicht Einsicht und Aufklärung aller Art Ideen verbreitet haben, in deren Licht die Geschichte neuerer Völker grösstentheils als etwas Klägliches erscheinen muss, geht es auch noch allenfalls mit jener dramatischen Stoffwahl aus der sozusagen loyalen Geschichte. Sobald jedoch schon ein weiteres Publicum eine entgegengesetzte Denkart angenommen hat und besseren Zielen seine Sympathien zuwendet, muss das Interesse an den rückwärts gewandten Geschichtsphantasien gründlich schwinden. Was soll alsdann beispielsweise das gar sehr idealisirte Bild einer Maria Stuart mit dem Zubehör von katholischem Interesse, welches den Religionsfanatismus Einzelner, versetzt mit etwas Liebeswahn, zu Werkzeugen hat?

Was soll weiter etwa eine Jungfrau von Orleans, also ein religiös royalistisch verzücktes Landmädchen, die, voll von Aberglauben und Wahn, sich von ihrem Gott berufen fühlt, ihrem Könige gegen die Engländer als eine Art Heerführerin zu Hülfe zu kommen? Für die Jahrhunderte des noch blühenden Hexenglaubens war eine solche Erscheinung und ein Interesse an ihr so ziemlich in der Ordnung; für die modernen Zeiten aber ist diese Art Enthusiasmus ein unverdaulicher. Schiller hat sich durch die Wahl dieses Thema so recht als Widerpart von Voltaire geben wollen, der übrigens nicht blos seinen Witz hatte spielen lassen, sondern in seinem Geschichtswerk über Geist und Sitten der Völker auch eine gehaltene und geziemende Auffassung vertreten hatte. Schiller sah aber bei Voltaire nur den Spott, der den Gegenstand „im tiefsten Staube“ gewälzt habe. Den grössern Fehler hat aber meiner Ueberzeugung nach der deutsche Dichter begangen, indem er, sich in falsche idyllische Gefühle verlierend, die Rechte des Verstandes hintansetzte und eine handgreiflich abergläubische und auch sonst beschränkte Denkweise mit poetischem Heiligenschein umgab.

Am sonderbarsten muss es sich dabei ausnehmen, wenn in ein solch altfränkisches Bild Stückchen gar zu moderner Vorstellungsart hineingerathen, was nicht selten der Fall ist. So lässt Schiller den

englischen Feldherrn Talbot mit Worten enden, die zunächst modern-materialistisch klingen und es auch sein würden, wenn sich nicht dem Dichter nachher ein Wörtchen untergeschoben hätte, welches modern leise noch an etwas Anderes erinnert. „Der Erde geb' ich die Atome wieder, Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt." Das ist offenbar materialistisch gedacht. Dann aber folgt nach dem Gedanken Talbots, dass von ihm mit all seinem Kriegsruhm nun nichts als eine Handvoll leichten Staubs übrigbleibe, die pessimistische Betrachtung: „Die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswerth." Wäre nicht das Wörtchen „wegtragen", so fehlte es auch an der leisesten Spur einer unwillkürlichen Jenseitsandeutung. Uebrigens vergleiche man mit der ganzen Haltung die Sterbeart Talbots bei Shakespeare in dessen Heinrich VI. Dort ist die Jenseitigkeit ganz unverblümt und in ihrer Art sozusagen realistisch; dort wird der Tod frischweg verhöhnt und ihm mit dem Jenseits-Trotz geboten. Schillers Einkleidung des Vorgangs ist also ganz seine eigne, und offenbar ist es ihm darauf angekommen, die ihn selbst mehr und mehr drückende Vorstellung vom Zerrinnen des Ideals auch gelegentlich in einem Talbot zum Ausdruck zu bringen. „Die Einsicht in das Nichts Und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenwerth," — wenn sich dies allgemein als Facit und letzter Gedanke des Lebens aufdrängt, dann bleibt nur noch die Frage übrig, was denn solche dramatische Johannaideale sollen, die doch etwas gebrechlicher sind, als die wirklichen und wahren des thatsächlichen Lebens. Es scheint fast, als wenn Schiller grade durch den Cultus abseitsliegender Phantasien dem Geschmack am Leben noch mehr entfremdet worden wäre, und als wenn er die unangenehmen Gefühle der Ernüchterung von Rauschgebilden der Poesie gegen die Wirklichkeit gekehrt und letztere auch da verurtheilt hätte, wo sie in der That unschuldig ist.

14. Die Behandlung des Wallensteinstoffes mag zwar formell noch die am meisten kunstgerechte sein und sich auch im Inhalt am wenigsten von der gewöhnlichen Strasse des Drama entfernen. Trotzdem ist aber der Inhalt nur scheinbar ein echt dramatischer; denn bei genauerem Hinsehen findet sich, dass ein wesentlicher Zug des Helden in der Unentschlossenheit zur That liegt. Derartiges kann aber keine besondere Theilnahme aufkommen lassen, auch wo Jemand sonst geneigt wäre, einem historisch nicht grade originalen

Unternehmen und einem aus den Grenzen gemeiner Usurpation nicht heraustretenden Ehrgeiz sympathische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon der Gattung nach ist die Unternehmung, mit deren Gedanken Wallenstein gleichsam liebäugelt, nichts sonderlich Grosses. Sich vom Feldherrn zu einem Stück Souverän machen und so die böhmische Krone erzwingen, — das war bei der Zerfahrenheit des deutschen Reichs, und nachdem einmal mit der Reformation die Verselbständigung der Particularfürsten in Gang gekommen, keine sonderlich grosse Idee. Wenn man nun aber noch obenein sieht, dass nach Schillers Auffassung nicht einmal Energie zur That vorhanden ist, sondern Schwanken und Zögern dem Verlauf der Sache sein Gepräge aufdrücken, so ist nicht zu sagen, wo wahrhafter Heroismus zu finden sei und wo Achtung vor so Etwas herkommen soll. Wallenstein spielt mit der Verrätherei mehr, als dass er sie ernstlich betreibt. Da man aber dieses Spiel auf der andern Seite ernst nimmt und es durch Gegenmaassregeln kreuzt, so wird eben durch diese Kreuzung der Feldherr dazu gedrängt, es mit dem Abfall zu versuchen. Auf diese Weise hört seine Handlung auf, frei seine eigne zu sein. Er wird zum Werkzeug der Ereignisse, die ihn vorwärts schieben. Ein solches Geschobenwerden, zumal unter fortbestehendem Bedauern, dass die Wahl nicht mehr offenstehen solle, ist sicherlich keine Heldensituation. Die Nothwehr hat hier mehr Antheil als etwa der Entschluss zu irgend einer kühnen Activität. Einige Standhaftigkeit im Unglück ist Alles, was sich noch zeigen kann; aber von jenem Heroismus des festen Willens, der von vornherein auf sein Ziel zugeht, war Nichts vorhanden gewesen.

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? Ich müsste Die That vollbringen, weil ich sie gedacht? In dem Gedanken blos gefiel ich mir Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.“ In diesen wenigen Aussprüchen aus dem im entscheidenden Augenblick gehaltenen Monolog kann man die ganze Artung des Hauptzuges im Schillerschen Wallensteincharakter erkennen. Von einer That fast nur träumen, sich mit ihr gleichsam nur theoretisch abgeben, den Gedanken und allenfalls den Worten freien Lauf lassen, blos hypothetisch kühn sein, der Handlung selbst aber nicht ins Angesicht schauen wollen, — das schmeckt nach einem Wunsch, nach einer Velleität, aber nach keinem Willen. Er möchte wohl; die Kronenphantasie schmeichelt ihm; er spielt auch allenfalls mit den Mitteln zur That; aber er vermag nicht zu wollen,

und nicht er entscheidet sich, sondern die Noth entscheidet statt seiner. Grenzt nun ein solches Verhalten nicht an eine thatlos passive Lyrik, wie sie im Schillerschen Geiste vorwaltet? Wo bleibt der wirkliche Stoff zum Drama, wenn er derartig in ein lyrisches Spiel, in einen Cultus schwacher Antriebe und in ein gefühliges Genügenlassen an reizenden Perspectiven verkehrt wird? Der wirkliche Wallenstein mag übrigens beschaffen gewesen sein, wie er will und wie man es, angeblich historisch, beliebt; in jedem Falle hat er in zwei Punkten über dem Schillerschen gestanden. Sein Verhalten muss dem Charakter einer wirklichen Handlung doch etwas näher gelegen haben, und unmöglich hat er die moralischen Bedenken hegen können, vermöge deren ihn Schillersche Gewissensskrupel nicht zum Entschluss kommen lassen. Auch wenn er thatsächlich nicht Etwas an sich gehabt hätte, was in dem Feldherrn an den Räuberhauptmann grössern Stiles erinnert, so dürfte man ihn doch offenbar nicht als einen solchen Gewissensmenschen vorstellen, wie er unter den Händen unseres Dichters geworden ist. Vollends steht aber der Zug lyrischer Haltung des Thuns Niemandem an, der auch nur entfernt als Vertreter einer wirklichen That gelten soll.

Bei dieser Beschaffenheit des Wallensteindrama darf nun die Art des darein verwebten Liebesbildes nicht mehr allzu grossen Anstoss erregen. Der rein erdichtete Max und die Liebe zwischen ihm und der Tochter Wallensteins sind zwar noch in höherem Maass lyrisch ausgefallen als das Uebrige; aber hier contrastiren diese Eigenschaften auch weniger mit der Natur der Sache; ja, sie heben sich von dem sonstigen Zusammenhang des Drama keineswegs so schroff ab, als der Fall sein würde, wenn der Charakter des Hauptthelden Wallenstein nicht auch mit einem lyrischen Grundzug ausgestattet wäre. Max und Thekla sind offenbar Lieblingsfiguren der Schillerschen Muse; sie bleiben in ihrer Reinheit von jener positiven Einlassung mit dem Spiele frei, welches um sie her getrieben wird; ihr Glück aber wird mitzertrümmert.

Max hasst die Staatskunst. „O diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!“ Diese Antwort giebt er seinem Vater, als dieser ihn im Namen der Politik zum Einstimmen in seine Ränke bewegen will. Auch war diese Antwort gut, und jenes Wort hätte noch mehr Bedeutung, wenn es mit Bewusstsein antipolitisch gemeint wäre, d. h. seine volle und ganze Bedeutung darin fände, jegliche Kunst zu verurtheilen, durch welche die Zwecke des überlieferten Staats-

monstrums gefördert werden. Von dieser Bedeutung und Tragweite ist aber der unentwickelte Schillersche Keim noch weit entfernt. Trotzdem gehört diese Gesinnung zu den bessern Anlagen und Zügen, die ganz gerechtfertigt sein würden, wenn sie zu thatkräftigen Consequenzen hätten führen können. Schiller und sein Max konnten aber an eine die Politik vernichtende Activität nicht denken; das lag ausser dem Zeitzusammenhang. Ausserhalb des Ränkegespinnstes verbleiben und passiven Widerstand leisten, weder dem einen noch dem andern Theil folgen, — das ging wohl an; aber hiemit musste auch zugleich jede Aussicht der Liebe als geopfert erscheinen, und die eigne Herbeiführung des Todes kann nicht befremden. Dieser Tod zieht aber den Theklas nach sich. Auch diese hatte sich in ähnlicher Weise frei erhalten wie Max; sie hatte nicht das Interesse ihres Vaters höher geachtet als die Rücksicht, die ihr Geliebter seinem eignen reinen Wesen schuldig war. Sie hatte seine Frage im Sinne des von ihm bereits eingeschlagenen Weges beantwortet und, statt etwa einen Versuch zu machen, ihn für die Seite ihres Vaters festzuhalten, ihn in der Erhaltung seiner Unabhängigkeit bestärkt. Die Beiden hielten sich hiemit frei von der Theilnahme an der Welt der Ränke; aber sie erlagen den übeln Wirkungen, die aus jener Welt der Politik auf sie einstürmten.

Das Schicksal Theklas ist aus ihrem Benehmen und ihren Worten im Allgemeinen unverkennbar; sie flieht, um am Grabe ihres Geliebten zu sterben. Das Ob und Wie der vollendeten Thatsache geht aber aus der Schillerschen Darstellung nicht hervor. Der Dichter hat sich vielmehr ausserhalb seines Dramas in Gestalt des kleinen Gedichtchens „Thekla, eine Geisterstimme“ zu einer authentischen Auslegung herbeilassen müssen. „Hab' ich nicht beschlossen und geendet, Hab' ich nicht geliebet und gelebt?“ In diesen Worten ist der wirkliche Tod erst constatirt. Aus dem Stücke selbst ging nur die Absicht hervor, enden zu wollen. Da sich aber zwischen Absicht und Ausführung möglicherweise irgend ein, vielleicht äusseres, Hinderniss einschieben konnte, zumal die Flucht eine Unternehmung von doch nicht unbedingt gewissem Ausgange war, so hätte vom Dichter das einmal erregte Interesse an dem Schicksal auch durch eine bestimmte Kunde vom Abschluss befriedigt werden müssen. Mag der innere Schluss auf Tod aus der Lage und den zugehörigen Aeusserungen noch so nöthigend sein, so kann er doch kein wirkliches Factum vertreten. Am wenigsten

ist aber eine solche Ersetzung der endgültigen Handlung und ihrer bestimmten Physionomie durch blosse Kennzeichnung des lyrischen, wenn auch noch so entschlossenen Hinstrebens zu der Handlung im Drama zulässig. Schiller hatte sich jedoch selber durch die zeitliche Einrichtung der Ereignisse in die Lage gebracht, das wirkliche Ende Theklas nicht mehr vor dem natürlichen Ende des Dramas, dem Tode Wallensteins, eintreten lassen zu können. Trotzdem bleibt aber der unangenehm berührende Umstand bestehen, dass im Monolog der Thekla jede Hinweisung auf das Wie des beabsichtigten Todes fehlt, und dass in Ermangelung solcher markirterer Wendungen doch eine Art Verschleierung obwaltet. Schiller hat aber daran keinen Anstoss genommen, weil seine Neigung und Stärke eher lyrisch als dramatisch war und er mit der Darstellung des innern Vorgangs, der den Tod zum Ziel hatte, genug gethan zu haben glaubte.

15. Was bis jetzt an dramatischen Unternehmungen Schillers hervorgehoben ist, kann zur Charakteristik der Hauptsache genügen. Es sei aber noch an ein paar späte Eigenthümlichkeiten erinnert, die in Vergleichung mit dem ersten Ausgangspunkt belehrend sind. Da ist in der Braut von Messina die Zuflucht nicht blos zu dem formellen, sondern auch zu dem materiellen Antikisiren ein Fingerzeig dafür, wie der Dichter nach neuen Wendungen suchte, um etwas ihm recht gemässes herauszugestalten. Die Nachahmung des griechischen Chors ist die formelle, die Benützung des Motivs der Orakelfurcht die materiell gräcisirende Neuerung. Die Neigung für die Einführung der Chöre bestätigt wiederum die Vorliebe für das Lyrische; denn die Chorgesänge waren das lyrische Element der griechischen Dramen. Das antike Motiv der Götterfurcht zeigte sich besonders darin, dass sich Handlungen und Ereignisse um die Orakel drehten. Dies war, wie wir schon früher bemerkt haben, grade das, was als wesentliches Furchtmotiv in der Tragödie sein Wesen trieb und den Anknüpfungspunkt für jene schlechte Theorie lieferte, durch die eine allgemeine Furcht als Specificum für die Hervorbringung tragischer Wirkungen scholastisch untergeschoben wurde. Schiller richtete sich hier unwillkürlich anstatt nach der Theorie nach den wirklichen Mustern; aber eine moderne Schicksalsmacherei mit Hülfe von orakelhaften Prophezeiungen war ein Widerspruch in sich selbst. Der Chor aber war schon im Alterthum selbst eine Reminiscenz von Urzuständen und hatte schon damals der entwickelteren Wirklichkeit des Lebens gegenüber wenig

realen Sinn. Für unsere neuere Epoche musste er sich aber ganz und gar wie eine unverständliche Ceremonie und als eine Veranstaltung von gezwungener Steifheit und Unwahrheit ausnehmen. Im besondern Schillerschen Falle kann selbst eine lyrisch gelungene Ausführung der einzelnen Chorreden nicht über die Sonderbarkeit der ganzen Anlage der Sache hinwegtäuschen, wie denn auch überhaupt die im Stück waltende Unterordnung des Laufes der Dinge unter das Orakelfatum seltsam anmuthet. Die Schuld, die in der letzten Zeile das grösste der Uebel genannt wird, behält demgemäss auch nur als eine orakelhaft imprägnirte Schuld, also eigentlich nur als eine Schicksalsschuld, eine Art von Sinn.

Die Beziehungen zur ursprünglichen Freiheitsdramatik, deren Faden inzwischen abgerissen war, schienen zu allerletzt mit dem Tell wieder angeknüpft zu werden. Indessen darf diese Schlusswendung in der dramatischen Laufbahn Schillers nicht allzu hoch angeschlagen werden. Der Stoff des Tellstückes ist allerdings besser, als alle die Stoffe, die seit dem Uebergangsdrama Don Carlos an die Reihe gekommen waren. Die That des Tell ist eine gerechte Privatrache, ja unter der Begünstigung durch den gleichzeitig vorbereiteten Aufstand zugleich auch als ein Act der Nothwehr verständlich. Aeusserlich betrachtet, ist sie ein halb privater, halb politischer Meuchelmord. Die Verherrlichung dieses Meuchelmordes durch unsern grossen Dichter und die Umrahmung desselben mit der Glorie aller ihn rechtfertigenden Gefühle und Gedanken ist in der europäischen Literatur ein günstiges Symptom; aber man darf sich nicht darüber täuschen, dass diese dichterische That einigermaassen unwillkürlich und nicht recht voll bewusst zur Welt gekommen ist. Die verherrlichende Sage lag vor; aus eignem Antrieb würde Schiller schwerlich zu einem Urtheil gekommen sein, welches verallgemeinert den politischen Mord oder auch nur die nach dieser Seite ausgreifende Privatgerechtigkeit gutgeheissen hätte. Im Gegentheil würde er sogar gegen eine jede Auffassung protestirt haben, die in der Tellsthat eine Vertretung der von uns angegebenen Eigenschaften und Grundsätze hätte finden wollen.

Thatsächlich hat Schiller den betreffenden Schweizeraufstand gar sehr von einer Revolution, zumal einer modernen, unterschieden wissen wollen. Dies zeigt die fast idyllisch zu nennende Haltung des Stückes selbst, und man braucht daher auf einige Begleitzeilen bei einer Uebersendung desselben für sich allein nicht Gewicht zu legen. Da sie aber durch das Stück bestätigt werden, so können

sie voll gelten. Es heisst in ihnen: „Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt, Den Anker löst, an dem die Staaten hängen: — Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen. Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet Das ist unsterblich und des Liedes werth." Freilich, die schweizerische Jochabschüttelung richtete sich nicht gegen jenen „heiligen" Anker der Religion, an dem der Staat hängen soll, sondern gegen eine wesentlich von aussen her drückende Gewalt, ja man könnte sagen, gegen blosse Fremdherrschaft. Die That Tells, die Erschiessung des Vogts, ist überdies Etwas für sich und geht zu sehr nebenher, als dass sie in einen nothwendigen ursächlichen Zusammenhang mit der Gesammterhebung gesetzt zu werden brauchte.

Nun ist aber glücklicherweise Tell doch der Held und die Hauptsache im Stücke, so dass Schiller, in seinen vierziger und zugleich letzten Lebensjahren, und wäre es auch gegen seine eigne Absicht, doch wenigstens in einer Beziehung ein wenig an den zwanzigjährigen Schiller, ich meine an Karl Moor-Schiller, erinnert hat. Beide hatten eine gewisse Souveränetät des Thuns im Sinne, so dass der kühne Ansatz und beste Keim, den das Räuberstück einschloss, doch nicht als völlig mit jeglicher Spur unterdrückt zu gelten braucht. Unter dem Schutz einer gleichsam geheiligten Sage hatte Schiller noch am Ende seines Lebens, ungeachtet aller Weimarisirtheit, gewagt, zum Mittelpunkt eines Stückes eine Handlung zu machen, die, wie sie auch ausgelegt werde, eine Seite an sich behält, durch die sie sich als Act souveräner Privatjustiz und zugehöriger Execution gegen eine herrschende und tyrannische Person kennzeichnet. Karl Moor war in seiner räuberhaft aufgerichteten Privatjustiz bis zu solchen Höhen nicht gelangt; allein er hatte den Vorzug voraus, dass seine Handlungsweise etwas Grundsätzliches an sich hatte und gleichsam ein System vertrat, während die des Schillerschen Tell mehr als eine durch persönliche Umstände hervorgerufene Privatnothwendigkeit erscheint.

16. Ein Rückblick auf den Charakter Karl Moors kann uns nach allem Vorangehenden zu einem zutreffenden Gesammturtheil über Schiller dienen. Was der Dichter Bedeutendes in sich hegte, zeigte sich in dem Charakter des Räuberhauptmanns ebenso wie alles Schwächende, wodurch jeder Ansatz zur graden Aufrichtung wieder zu einer gebeugten und gedrückten Haltung umgebogen wurde. Karl Moor laborirte an einem Zwitter von Religion und

falscher Moral. Hieran ging er zu Grunde und musste es; denn ihm fehlte die durchgreifend souveräne Auffassung der menschlichen Beziehungen mit ihrer von Grund aus natürlichen Gerechtigkeit und Sittlichkeit. Immer schob sich ihm das andressirte Bild einer verzerrten Moral mit ihren religionshaften Schatten unter und quälte ihn überdies mit Trugbildern von einem verlorenen gemüthlich kinderhaften Glück. Auf diese Weise wurde er schwankend und unfähig zu nachhaltiger Consequenz. Beschränkt idyllische Gefühle kreuzten ihm seine Plane, trübten sein Verständniss und lähmten seinen Heroismus. Die Ordnung, gegen die er sich aufgelehnt, erschien ihm immer wieder in einem zu guten Lichte, und offenbar hatte er ihr von vornherein nicht genug auf den übeln Grund geschaut. Die Vorstellung von ihren Schlechtigkeiten ist manchmal so kurz bemessen, dass man wirklich an oberflächliche Meinungsurtheile des betrogenen und in Unmündigkeit erhaltenen Volks, wo nicht gar an Kindereien der Auffassung, zu denken genöthigt wird.

Wenn z. B. der Räuberhauptmann seine Privatjustiz dadurch recht hell strahlen zu lassen meint, dass er gelegentlich auch einen Advocaten hinrichtet, durch dessen Pfiffe ein Process um eine Million ungerecht gewonnen worden, so lag hierin mindestens eine einseitige Unterschätzung des wirklich vorhandenen Justizübels. Erstens sind Pfiffe ein gelindes Wort, ja eine gelinde Sache in Vergleichung mit den Lügen, Verleumdungen, Fälschungen, aus der Luft gegriffenen Zeugenbeschimpfungen, Anstiftungen falscher Zeugen und ähnlichen Zurüstungen. Selbst die Moorsche Anrede: „Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht“, sagt nicht Viel und ist für die Eintreibung des Dolchs in den Bauch des fraglichen Herrn vom Anwaltsgewerbe kein sonderlich zureichender Grund. Derartige Liebesdienste sind hier ja eigentlich ein sanctionirtes Gewerbe, und Moor hatte doch wohl nicht die Absicht, blos symbolisch zu handeln, so dass er etwa Einen getroffen, aber das ganze Gewerbe gemeint hätte. Doch dieser erste Punkt, der die Eigenschaften der Advocaten betrifft, ist noch die kleinere Beengtheit; die grössere liegt darin, dass sich der Hauptfactor der Justiz, der Richter selbst, vergessen findet, ich meine natürlich nicht an der fraglichen Stelle, sondern im Verlauf des Stückes. Selbst das in der Unmündigkeit erhaltene Volk richtet nicht überall seine Empfindungen vornehmlich oder gar ausschliesslich gegen die Advocaten, wenn auch ein grosser Theil desselben von der Autoritätsmacherei gedrückt und umnebelt

genug ist, das Justizübel (oder gar die Justizschändung) im Richter nicht sehen zu können. Die gewitzteren Volkselemente sehen Derartiges auch dort, (wenigstens in vielen Fällen, die nicht allzu verschleiert sind.) Karl Moor-Schiller aber hatte sich (in dieser Art Kenntniss, Verständniss und Würdigung) von Friedrich dem Grossen bereits vorher überholen lassen; denn dieser (auch in Sachen der Justiz bisweilen recht aufgeklärte) König, (der eine Faser gleichsam von Volkskönigthum in sich trug,) hat bekanntlich (mit einigen rechtsbeugenden Richtern) kurzen Process gemacht-und sie auf die Festung geschickt. Dazu hatte er (im zugehörigen Protokoll (1779)) erklärt, solche Kerle „sind ärger, wie die grössten Spitzbuben, die in der Welt sind". Später schrieb er sogar,-ein solcher Justizmensch müsse „härter als ein Strassenräuber bestraft werden".

In der That ist selbst der richtige Strassenräuber bei Weitem nicht so Schlimmes wie der rechtsbeugende Richter. Karl Moor war aber kein gemeiner Räuber, sondern wandelte diesen Beruf, (soviel an ihm war,) in den einer freien und höhern Justiz um. Grade den Schurken war er gefährlich, und so hätte er sein Gewissen wohl beruhigen-und consequenter bleiben können. Missliebige Beigaben, (wie eine Spiegelbergische boshaft verruchte Betreibung des Geschäfts,) mussten überwunden werden. Die-sogenannte-Ordnung hatte ja noch mehr schlimme Bestandtheile in sich, (als es Schurken, wie dieser Spiegelberg waren.) Ueberdies konnte sich der souveräne Hauptmann sagen, dass, wenn er (in seinem Reiche) die Leute besteuerte, er diese Steuern (nach Möglichkeit und bestem Wissen-auf die sonst unerreichbaren Spitzbuben und Verbrecher veranlagte und) gleichsam nur als Gebühren-für seine Justizhülfe-einzöge.

Doch eine Fortsetzung (dieser Betrachtungsart) würde über das Schillersche Spiel hinausführen: Der Schillersche Hauptmann hängt noch gar zu sehr an seiner Laute (und den lyrischen Anklängen von ehemals.) Wo er (durch seine eignen Rückfälle in die alte Gefühlsweise)-bei ein wenig äusserer Verwicklung-sich in gar zu grosse innere Verlegenheit versetzt findet,-da sollte ihm sein Cäsar- und Brutuslied wieder Kraft schaffen, (welches ihn aber zu nichts weiter leitet, als zu einer Selbstmordsanwandlung und-komischerweise dann-zu deren Beiseiteschiebung-mit dem Argument der Feigheit.) Weder eine derartige Kraft (noch der Weg dazu) hat viel zu bedeuten, (und der weitere Verlauf bestätigt dies.) Der lyrische Karl Moor erliegt den Umkehrgefühlen; er opfert ihnen noch gar seine Geliebte, und seine schliessliche moralische Selbstvernichtung (in der Selbstdenunciation)

krönt das Werk. Da haben wir unsern Lyriker der Gefühle vom ancien régime der Menschheit, da haben wir Schiller, dessen ganzer lyrischer Fortschritt später nur darin bestanden hat, jene alten Gefühle, statt direct mit Religion, mit etwas ortscursirender Philosophie des Tages aufzustutzen. Auch haben grade die ärgsten Wüstheiten im Räuberstück, wie namentlich jene Moorsche Erstechung der Geliebten und der Selbstmord Schweizers, in der sogenannten Moral und in zugehörigen Ueberspanntheiten ihren Grund gehabt und sind nicht eine Bethätigung des Räuberthums gewesen. Der Moloch, dem Alles anheimfällt, ist auch schon hier das angeblich Ideale, und eine unrichtige Idealität, die sich mit der Wahrheit nicht verträgt, ist auch später das ablenkende und verderbende Element der Schillerschen Poesie gewesen.

Auf dieses jenseitig Ideale that sich nun aber Schiller ganz besonders etwas zugute, und er glaubte im Namen desselben nicht etwa blos auf den Brettern die Karl Moor ihre Bräute erstechen lassen, sondern auch selber im Leben, wenn auch nur im literarischen Leben, „dem Verdienste seine Kronen" rauben zu dürfen. Letzteres unternahm er gegen Bürger in einer sich recht widerlich ausnehmenden Recension von dessen Gedichten. Diese Kritik, die er einige Jahre vor Bürgers Tode ungenannt aus dem Versteck vom Stapel liess und nach einem Jahrzehnt in einem Neudruck wieder bestätigte, athmete von vornherein gegen den persönlichen Charakter Bürgers einen Hass, der durch die von der Nothwendigkeit Angesichts des Bürgerschen Rufs abgedrungenen und hie und da eingemischten Redensarten mit einem Anschein von Lob sich in seinen hässlichen, eifersüchtigen Zügen nur noch widerwärtiger ausnahm. Sie lief darauf hinaus, „Herr Bürger" sei nicht der ideale Mann, der nöthig sei, um gehörige Lyrik zu produciren. Während Schiller fortwährend auf die etwas extravagante Gestaltung der Bürgerschen Familienverhältnisse anspielte und den Mann wegen einiger Ungewöhnlichkeiten des Lebens verurtheilte, vertraten alle übrigen Ausführungen indirect den Satz, dass Schiller der wahre und vollkommene Lyriker und dass seine ideale Haltung die in der Lyrik einzig zu duldende Art und Weise sei. Bürger hatte das Unglück, nicht blos ein Dutzend Jahre älter zu sein und einen fertigen Ruf vorauszuhaben, sondern auch übrigens vermöge seiner mehr realistischen und volksmässigen Anlagen kein Schüler oder auch nur Geistesverwandter Schillers sein zu können. Erhob sich nun aber seine Art und Weise auch nicht grundsätzlich in die Wolken, wie

die Schillers, so hat er doch auf seinem, viel festen Boden enthaltenden Gebiet Besseres geleistet und an Wirklichkeit, Wahrheit und Klarheit mehr theilgehabt, als Schiller in dem seinigen.

17. Sicherlich ist, wie wir auch schon früher ausgeführt haben, der ideale Zug auch zugleich ein Vorzug, vorausgesetzt, dass er den Charakter der Wahrheit und Wirklichkeit, nämlich einer höhern Wirklichkeit, an sich trage und ausspräge. In der fünften Nummer dieses Capitels wurde jedoch bereits erwiesen, wie das, was bei Schiller ideal heisst, gar zu viel mit einem Truge durch Poesie gemein hat, welcher dem Betruge durch Religion verwandt ist und in den Wirkungen nahekommt. Auf eine Idealität, welche neben ihrer allgemein berechtigten Seite jene Falschheiten cultivirte, liess sich nicht sonderlich pochen. Auch war es wohl ausser dem Neide noch eine Art Instinct gewesen, die aus dem unwillkürlichen Gefühl heraus, dass eine keineswegs gefestigte Sache zu vertheidigen sei, Schiller veranlasst hatte, gegen die realistische Lyrik eines andern Dichters so erpicht anzurennen. Es kam ihm bei diesem Act gegen Bürger alle ideale Haltung abhanden, und indem er die letzten Jahre eines nicht blos poetisch hochverdienten, sondern auch durch natürliche Rechtschaffenheit ausgezeichneten Mannes mit einem Urtheil heimsuchte, welches auf entschiedene Herabwürdigung der ganzen Persönlichkeit angelegt war, hat er doch im Grunde nur selber die Stellen seiner eignen Schwäche verrathen. Wo und in wieweit Bürger wirklich hervorragt, da und in soweit thut er dies durch Vorzüge, von denen bei Schiller die entgegenstehenden Fehler anzutreffen sind. Wo jener in der That Wirklichkeitssinn und eine natürlich ungezwungene Auffassung bekundet, da geräth dieser meist in eine haltlose, ja oft gehaltlose Ueberspannung oder rauschartige Jenseitigkeit der Vorstellungen.

Selbst in dem Punkt, in welchem Schiller das leichteste Spiel zu haben glaubte, indem er auf Bürgers mehr sinnlich ausgeprägte Behandlung der Liebe hinwies, liegt die Sache nicht so einfach und günstig. Bürger hat oft etwas Derbes, der thatsächlichen Volksmässigkeit Entsprechendes, und wenn in dieser Sphäre und in diesen Fällen das Sublime wenig Platz findet, so ist dies auch die factische Regel des Lebens und insofern die Wahrheit. Auch wird diese Beschränkung des Gebiets durch eine gewisse Solidität und Klarheit der Anschauungen aufgewogen. In der Liebe giebt es ein mannigfaltiges Stufenreich, und es ist ein grosser Irrthum, zu glauben, dass nur die erhabensten Entwicklungsstufen, die obenein nur unter

besondern Verhältnissen und Vorbedingungen vorhanden sein können, eine Daseinsberechtigung und ein Anrecht auf poetische Verlautbarung hätten. Zwischen den Aeusserungsformen und Artungen der Liebe giebt es sicherlich eine Rangordnung; aber man hat nicht zu vergessen, wie auch in den erhabensten Gebilden der Sache die Zusammensetzung des Ganzen aus verschiedenartigen Elementen bestehen kann, ja muss, wenn nicht die Wahrheit der Natur mit blossen Schatten einer Trugpoesie vertauscht werden soll. Abstracte blutlose Schemen und thatlos verschwimmende unfruchtbare Ueberschwenglichkeiten, wenn auch dem Anschein nach noch so erhaben, sind hier nicht angebracht; auch die letzten Verzweigungen des Sinnenhaften haben neben dem Andern, was höher geartet ist, ihr volles Recht. Sich anzustellen, als wenn diese letzteren nicht wären oder nicht sein sollten, gehört zu den unwahren Wendungen der falschen Art von Idealität. Demgegenüber ist es vielleicht ein geringerer Mangel, die sinnenhafte Seite der Liebe, also in Bürgers Sinne die Aphrodite, öfter zu isoliren und bisweilen ohne den Zusammenhang mit den möglichen höheren Gestaltungen erscheinen zu lassen. Solider und wahrer wenigstens können hiebei die Bilder gerathen, als im Falle entgegengesetzter Verstösse, vermöge deren in einer spiritualistischen Nebelwelt oft gradezu Albernheiten in sublimer Façon eingeführt werden.

Schiller hat seine Liebeslyrik höchster Gattung, wie beispielsweise die in der Theklaschen Geisterstimme vertretene, in gar wunderlichen Kunstjenseitigkeiten ertönen lassen. Man bedenke daraus nur etwa folgende Worte: „Glaube mir, ich bin mit ihm vereint, Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden Dorten wirst auch du uns wieder finden, Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht; Dort ist auch der Vater frei von Sünden, Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.“ Wer dies im Sinne eines wirklich gutgläubigen Jenseitswahns nehmen wollte, wäre betrogen. Unter dieser Voraussetzung wäre der Ausspruch, dass der Mord den Vater dort nicht mehr erreiche, vollends sinnwidrig. Offenbar ist vom Dichter selber jenes Zwitterreich von Jenseitigkeit und künstlerischer Idealwelt gemeint, dessen Unklarheit und Unsicherheit wir oben an dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ gekennzeichnet haben. Für gewisse Elemente des Publicums sollte aber auch die gröbere Art der Auffassung möglich bleiben. Das Doppelspiel mit dem Reich der Ideale ist uns ja schon von früher her bekannt; nur galt es dort noch einigermaassen auch für den Dichter selbst und täuschte

ihn zuerst, während es in dem hier fraglichen Zusammenhange nur das Publicum unsicher macht und es gleichsam mit hohlen Räthseln foppt, hinter denen nichts zu Errathendes wirklich vorhanden ist. Man nehme noch hinzu, dass sogar eine schöne Aussicht für Jeden an die Bedingung geknüpft ist, dass sein Lieben jenem Lieben gleiche. Dafür kann er auch dahin gelangen, „wo die reinen Formen wohnen", also in der künstlerischen Vorstellung, „des Jammers trüber Sturm" nicht mehr rauschen darf. In Theklas Munde heisst dies: „dort, wo keine Thräne wird geweint".

Mit einer solchen idealen Anweisung auf Kunstentbindung vom Schmerze wird aber für das Reale verwünscht Wenig geleistet, und es wird wahrlich mit dem Untergang der Liebe hiedurch kein Stückchen Aussöhnung beschafft. Ein köhlergläubiger Jenseitswahn handgreiflichster Art könnte noch eher einen Schein davon mitsichbringen. Schiller ist aber im Wallenstein selbst zu sublimirt; dort findet sich in Theklas Gedankenhaltung vor ihrem Ende keine Spur von Jenseitsglauben. Die nachträgliche Geisterstimme hat diese bestimmte Haltung mit mehr als blos zufälligen Unbestimmtheiten vertauscht.

Erinnert man sich, wie die Liebe sonst für Schiller grundsätzlich als ein mit der natürlichen Erfüllung zerreissender Wahn gilt, so muss man die Art von Idealität, mit der sie vom Dichter selber umschleiert wird, vollends für ungediegen halten; denn es handelt sich ja nach des Dichters eigner Vorstellung um einen Idealwahn, an den er selber nicht glaubt. Bei dem Bewusstsein einer so hohlen Grundlage doch noch so viel Tragik entwickeln, ist ein Widerspruch und eine Art und Weise, die zu wenig an der Wahrheit festhält. Ich wüsste nur ein erhebliches Beispiel, in welchem Schiller die Liebe etwas natürlicher und ohne jenen Riss aufgefasst hat. Dies that er in der Sage von Hero und Leander; aber in dieser Erzählung war ihm auch die Hauptsache durch die Ueberlieferung vorgeschrieben. „Früh schon ist mein Lauf beschlossen; Doch das Glück hab' ich genossen" Diese Worte der zum Sturz in den Hellespont entschlossenen Hero haben mehr Sinn, als jene vorher angeführten der todten Thekla: „Hab' ich nicht geliebet und gelebt?" Auch ist in den sonstigen Aeusserungen der Hero, soweit es sich dabei nicht um Göttervorstellungen handelt, Viel von jener unverschränkten und unverkünstelten Natur, die noch nicht durch falsche Ideale überspannt und durch keine zugehörige Enttäuschung mit sich selber zerfallen ist. Diese bessere Haltung des

betreffenden Schillerschen Gedichts war aber im Stoff zu nahe gelegt, als dass sie für ein Ausnahmeverdienst des Dichters sonderlich zeugen könnte. Die allgemeine Schillersche Behandlungsart der Liebe wird durch solche Ausnahmefälle nicht abgeändert, und sie stimmt auch nur zu sehr mit der ganzen Gattung von Idealität, die ihre höhern Conceptionen mehr in einem Bereich wider die Natur, als innerhalb des Kreises der gesteigerten und veredelten Natur selbst zu suchen pflegte.

Die moralischen Unwirklichkeiten und Ueberspanntheiten, wie sie beispielsweise schon in Karl Moors Art von Liebe Unheil anrichten, müssen noch mit der Schillerschen Meinung combinirt werden, das Theater sei ein Institut der Moral. Besonders eigenthümlich nimmt sich diese Vorstellung im Gegensatz zur Rousseauschen Beleuchtung der unvermeidlichen Verderblichkeit alles Scenischen aus. Eine besondere Widerlegung des Schillerschen Strebens, das Theater zu moralisiren und noch dazu mit Stoffen aus der Geschichte, also vornehmlich mit Unthaten zu moralisiren, lohnt sich nach dem Bisherigen nicht mehr. Diese Meinung Schillers war eben auch ein Stück von seiner Art Idealität. Der einmal eingenommene Standpunkt brachte es mit sich, dass er noch den Rest seines Lebens fast fieberhaft an dramatische Bilder vom Leben setzte, aber freilich von einem Leben, wie er es ideal meinte, also nicht des Lebens in der natürlichen Wirklichkeit, sondern in der Umhüllung überwirklich künstlerischer Idealschemen halb jenseitiger Conception.

Seine fast gestaltlose Ansicht über das Verhältniss von Ideal und Leben, deren lyrische Hauptkundgebung wir oben in Nr. 4 erörtert haben, hat auch das Leben in seinen Dramen mit betroffen. Hiedurch erklärt sich vollends, was durch die übrigen Gründe etwa erst zum Theil klar geworden sein möchte. Die Art von lyrisirendem, halbjenseitigem Leben, womit seine Dramen behaftet sind, hat sich mit der mangelhaften, nicht zur That stimmenden Lage der öffentlichen Verhältnisse verbunden gefunden, und so ist das Unkräftige und Mangelhafte der Schillerschen, d. h. der besten deutschen Dramatik oder vielmehr Tragik verursacht worden. Diese Thatsache ist übrigens nicht so sehr zu bedauern, sobald man die Ueberzeugung hat, dass, wenn nicht für das Drama überhaupt, so doch speciell für die Tragödie, die Weltepoche und Daseinsberechtigung abgelaufen sei und die Aera theatralischen sogenannten Vergnügens am Tragischen doch endlich einmal geschlossen werden müsse. Dagegen kann man es nicht als das Letzte ansehen, dass auch die

Lyrik einen der Wirklichkeit und der Thatkraft entfremdeten und demgemäss auch theilweise unwahren Charakter erhalten hat. Was an männlichen und reformatorischen Ansätzen sich, etwa mehr der Bürgerschen Art entsprechend, sonst hätte weiter regen mögen, ist durch jene Richtung auf das Unwirkliche wieder zurückgetrieben und grossentheils unwirksam gemacht worden. Ein gewisses Maass Entschädigung hiefür ist später von einem andern Boden aus und in einer, wenn auch germanischen, doch andern Sprache, im 19. Jahrhundert der Welt durch Byron, sowie gewissermaassen auch durch Shelley geleistet worden.

18. Ein Stück des Endurtheils über Schiller war aber schon durch Bürger gefällt, und kommt es nunmehr nach länger als einem Jahrhundert nur darauf an, es endlich einmal in das volle Licht zu setzen und für Diejenigen, die es bisher kaum bemerkt geschweige gewürdigt haben, es sozusagen erst gehörig zu veröffentlichen. Wie schon bei der Darstellung Bürgers erwähnt, hat dieser in einem Gedicht „Der Vogel Urselbst" mit überlegener Ironie an dem versteckten Angreifer Schiller gebührende Gerechtigkeit geübt. Da wir überzeugt sind, dass diese Gerechtigkeit in die fernsten Zeiten hinaus wirken werde, und dass sie die Hauptschwäche Schillers gleich besser als irgend Etwas sonst aus dem nachfolgenden Jahrhundert, und zwar grade durch die komische Form recht ernsthaft getroffen habe, so sei hier zum Abschluss wenigstens auf den entscheidenden Hauptpunkt hingewiesen. Der unklare Idealbegriff Schillers, dem es an redlicher Bestimmtheit des Sinnes gar sehr mangelte, ist von Bürger gradezu und mit Recht als blauer Dunst gekennzeichnet worden.

Das Schillersche Nebelideal meinte, in gewissen dichterischen Gebilden liege die eigentliche und wahre Welt menschlicher Genugthuung. Es war dies, wie wir schon gesehen haben, ein Anklang an Plato und dessen mystisch unsicher gedachte Schatten- und Schemenwelt. Der Dichter sollte Alles erst adeln, indem er ihm eine Gestalt und Haltung zu geben hätte, wodurch es von den Wirklichkeitszügen befreit und sozusagen ein Gegenstand für den Kunstgenuss würde. Diese elende Herabwürdigung des Wirklichen zum Theaterstück oder Gesangsstück, welches behagt und, wie der widerliche Ausdruck lautet, künstlerisch *genossen* werden kann, ist nun dem „Sohne der Natur" offenbar ein Greuel. Wenn sich nun auch Bürger dieser Wendung des Gegensatzes nicht völlig bewusst geworden zu sein scheint, so hat er doch den falschen Idealisirungsschnickschnack tüchtig verhöhnt. Schiller ist ihm ein kranker Uhu,

der, wenn er sich einmal ausnahmsweise über seinen Dornenzaun der Göttin Freude nachschwingt, Einem angst und bange macht; — ganz richtig; denn jene Rauschgrimasse ist auch ungeheuerlich genug gerathen. Der Vogel Ideal aber, der Bürgern von Schiller empfohlen wurde, ist, wie nicht genug zu wiederholen, ein Popanz von metaphysischer Natur, den man nicht sieht, nicht hört, nicht greift, und von dem der Vogel Urselbst, das Originale, sich keine reglerischen Ablenkungen gefallen lassen darf, wenn er seinen Flügelschlag nicht lahmlegen will. Auf Schiller zurückgewendet, heisst dies soviel als: die ganze Ausstattung dieses Dichters ist missleitet worden, indem sie einem falschen Philosophiren oder vielmehr Metaphysiciren anheimfiel. Diesen eingemischten Zug kann leider Nichts wegschaffen; er verschuldet das am meisten Hohle und Täuschende an der Schillerschen Poesie, wodurch diese so sehr, ich sage nicht ausserhalb des Volkes, sondern ausserhalb des Wirklichen und Wahren gestellt wird und nur so wenig bleibende Aussichten auf Zukunft hat. Der männlich ernste Bürger aber war es, dem jene falsche Idealisirkunst und das ganze schemenhafte Idealspielzeug als Muster vorgehalten wurde, — das Spiel mit solchen Idealen also, die dem Eigenthümer selbst in nichts zerronnen waren. So ist denn dieser Angriff auf den sichtlich beneideten Bürger für Schiller zum Urtheil über sich selbst ausgeschlagen. Der einzige mildernde Umstand, den man zubilligen mag, ist die künstlich forcirte Ueberschwenglichkeit, die der Schillerschen Muse angeboren war, in Verbindung mit den übeln Einflüssen von Religion, Verclassisirung und grade umherschwirrender Zeitmetaphysik. Es muthet Einen traurig an, dass soviel formelle Dichterbegabung doch nur so gemischter Erzeugnisse fähig geworden und so zu einem guten Theil für längere Nachwirkung verloren gegangen ist. Nur durch kritisches Verhalten gegenüber den Eindrücken dieser Poesie wahrt man seine Empfindungen, Gefühle und Gedanken; was aber hat der davon, der solcher Kritik nicht fähig ist? Täuschung, auf welche die Enttäuschung, — Rausch, auf welchen jämmerliche Ernüchterung folgen muss! Ein Glück, wenn unwillkürlich der bisweilen tiefere und bessere Antrieb ergriffen und aus seiner entstellenden Verzauberung befreit wird. Das heisst aber, aus dem Dunkel an das Licht ziehen, und ist keine Arbeit, die Volk oder Publicum als solches verrichten. Mit der unmittelbaren Wirkung der Schillerschen Muse ist es also nichts weniger als günstig bestellt; ihre Verwerthung und ihr Fortwirken aber in umschaffenden Geistern

wird von dem Maass der Unterscheidung und Sichtung abhängen, über das die denkenden oder dichtenden Genien der Folgezeit verfügen mögen.

Allerdings ist bei Schiller, der jenes üble Recensionsstückchen auch noch gegen den todten Bürger von Neuem reproducirte, das Gewissen insofern ganz leise hervorgetreten, als er der vorgeblichen Bürgerschen Unreife gegenüber an das eigne Jugendverhalten verschämt erinnern musste. Er meinte hiebei seine poetischen Räuberwüstheiten, trat aber durch diese Vergleichung Bürger und dessen unvergleichlich würdigerer Art denn doch noch mehr zunahe als durch alles Uebrige. Den ältern gereiften Mann, der einen Schiller hundertmal an echter Lebenserfahrung und ehrlichem Wirklichkeitssinn übertraf, wollte der jüngere wie von einem überlegenen Standpunkt hofmeistern und sich ordentlich etwas darauf zu Gute thun, dass er seine Flegeljahre ein Jahrzehntchen hinter sich hätte und nun ganz ergebenst im Bereich vollendeter Glätte und höchster Idealität heimisch geworden wäre. Es war aber schon entschieden eine Anmaassung, die künstlichen Aufgestutztheiten der Räuberpoesie mit der Bürgerschen Drastik des wirklichen Lebens auf eine Linie zu stellen und von Unreife einem Manne gegenüber zu reden, der nie so stelzenhaft einhergehender Dichtung fähig gewesen war, wie Schiller schon in denjenigen Scenen seines Räuberstücks, die dem eigentlichen Banditenthum vorangingen. Da sah so Vieles wie angemalt, ja wie angestrichen aus; Freigeistiges wurde mehrfach wie Teuflisches und fälschlich als Ursache des schlechten Verhaltens hingestellt; die geltenden Zustände wurden verworren aufgefasst und ebenso übereilt im Ganzen zuerst verurtheilt wie nachher wieder gleich fälschlich als eine Gottesordnung anerkannt. Der sichtende Verstand mangelte in dem einen wie in dem andern Falle, in dem jähen und überschwenglichen Angriff wie in der jammerhaften Beschönigung. Muth und Weg, das Gesindel Mores zu lehren, fehlte, und so schlugen die Wellen des alten religiösen und moralischen Meers von Aberglauben über dem dichterisch construirten angeblichen Heros zusammen.

Das war kein echter und nachhaltiger Sturm und Drang; denn ein solcher hätte die Lage und das Wetter wirklich geändert, anstatt abzuprallen und sich ohne Wirkung zu legen. Bei einem Bürger war so Etwas nie der Fall; bei dem war Sturm und Drang etwas Ernstes und Nachhaltiges; das hat er in seinem Privatleben und in seinem Dichterkampfe gegen das stumpf Herkömmliche von Anfang

bis zu Ende bewiesen, und zwar ohne irgend welchen Richtungs- oder Standpunktswechsel. Er würde es auch noch umfassender in eigentlich publicistischer Weise gethan haben, wenn er länger gelebt und überhaupt auf dem Wege seiner Dichtungsart sich mehr Gelegenheiten dazu geboten hätten. Schiller dagegen hat alle Gelegenheiten in Fülle gehabt, aber freilich in einer Weise benützt, die von der Bürgerschen Festigkeit des Wollens und Einheitlichkeit des Denkens sehr weit entfernt geblieben ist, ja vielfach das Gegentheil davon und eine schwächliche Umkehr producirt hat. Darum hat sich auch das deutsche Volk nicht zu wundern, wenn es sich in den schwankenden Unsicherheiten Schillers nicht recht wiederfindet. Weniger philosophische Lyrik selbst, als vielmehr Versuche dazu, die aber meist haltungslos in sich wieder zusammenfallen, sind noch das verhältnissmässig Beste, und auch in reformatorischer Beziehung ist wenigstens einiges sozusagen fromme Wunschthum in Bezug auf Freiheitlichkeit nicht ganz verloren gegangen. Im Uebrigen aber haben Verschultheit und Verlehrtheit sowie Mangel an einfacher Natürlichkeit des Charakters Schiller da hingestellt, wo ihn, um gerechterweise zum Schluss mit den Worten Bürgers zu reden, „sein Volk nicht sieht und hört“; denn zu Letzterem wird doch wohl die bekannte Art von einiger Fortexistenz in höheren Bildungsanstalten als Declamirstoff nicht sonderlich zu rechnen sein und vor völliger Veraltung eines grossen Theils der Dichtungen nicht lange schützen.

Was in den bessern Theilen wenigstens als Ansatz zum Guten Gehalt und Werth hat, wird demgemäss eine Fortwirkung weniger durch das haben, was es unmittelbar und in seiner gegebenen Form und Gemischtheit ist, als vielmehr durch das, was es als Material für zukünftige Gestalten der Poesie durch die blosse Richtung auf Idealität etwa leisten möge. Jedoch ist die unerlässliche Vorbedingung dabei, dass die Fehlgriffe nach dem Idealen durch ein weiterreichendes Erfassen ersetzt werden, dem das wirklich Hohe und Vollkommene erreichbarer geworden ist. In einem wichtigen Hauptpunkt hat Schiller so gut wie Alles verfehlt; dies ist das Thema der Liebe. Gemacht und künstlich überidealisirt, der Kraft des Lebens, des idealen wie des realen, entfremdet, contrastirt seine Darstellung der Liebe mit jener unvergleichlich wahreren, tieferen, ja in einigen Fällen auch wirklich idealeren des ungerecht herabgeminderten Bürger. Des Letzteren Dichtung war die höchste, wo sie mit dem Leben und zwar mit dem Individualleben eine Einheit

bildete, und namentlich, wo sie das Ideal weiblicher Treue verherrlichte. Bei Schiller ist dagegen die Dichtung in künstlerisch gar zu jenseitlichem Zwiespalt mit dem Leben aufgegangen und hat dadurch das Beste eingebüsst, was man von der Poesie fordern muss; denn wie vielgestaltig auch diese möge gerathen können, so bleibt es unter allen Umständen ihr unerlässlicher Beruf, lebensvoll zu sein oder aber — nicht zu sein.

Was jedenfalls nicht sein darf, was der deutschen Nation nicht in das Blut will und soll, das ist die kranke Uhupoesie, das ist der ideale Jammer, der sich an Alles heftet, sei es an Trojas Untergang, sei es speciell an Kassandras düstere Prophetie. Für diesen allgemeinen Jammer heisst es: „Wer erfreute sich des Lebens, Der in seine Tiefen blickt!“ Dieser Jammer redet von „der grossen Schuld der Zeiten“ und vergisst dabei, dass seine eigne Poesie die Schuld trägt und der Weg ihres ideell kranken Lebens es eben ist, der zum Grabe ihrer Ideale führt. Im 19. Jahrhundert werden wir dichterischen Pessimismus in Byron weit ausgeprägter antreffen, aber doch weit natürlicher und nicht ohne naturkräftigen Versuch der Gegenwirkung und des Widerstandes gegen sich selbst. Da ist es aber mehr das wirklich Krankhafte und Bedrängte der Zeit oder, wenn man will, der Zeiten, was sich zum Ausdruck bringt, als etwa wesentlich eine von vornherein mit geistigen Gesundheitsstörungen behaftete Individualität.

Dreizehntes Capitel.

Byron und seine poetische Gesellschaftskritik.

1. Eine männlich angelegte Natur, die aber vermöge der Umstände in Land und Zeit sich nicht zu genügen vermochte, — ein wirklicher Mann, dem im Grunde That mehr gelten musste als Dichtung, und der dennoch keine andere Bethätigung fand als mit den Mitteln der Dichtung, — das ist Byron mit seinem persönlichen Schicksal und mit seinem Einfluss auf die Welt. Geboren ein Jahr vor der französischen Revolution und gestorben innerhalb der Jahre bereits angeschwollener europäischer Restauration, auf diese Weise

zwischen 1788 und 1824 als Knabe und Mann von entgegengesetzten Strömungen des Geistes und der Thatsachen berührt, hat er eine kräftige Individualität im Sinne freier Bahnen insoweit zur Geltung gebracht, als es ihm das Eingetauchtsein in ein Bereich gesellschaftlichen Verfalls und geistiger Zersetzung vergönnte. So hoch seine dichterischen Leistungen auch stehen und so einzig sie sich im ganzen 19. Jahrhundert ausgenommen haben, so stand seine Dichterbegabung selbst doch noch höher und hätte Reineres, ja auch noch Edleres gestalten können, wenn ihr nicht durch die sonstigen Eigenschaften der Person und durch diejenigen des Jahrhunderts unwillkürlich die Aufgabe zugefallen wäre, die Kräfte der Darstellung und Dichtung den Kennzeichnungen des Verkehrten und des Rückläufigen zu widmen. In dieser negativen Arbeit liegt Byrons höchstes und international gemeinnützigstes Verdienst. Darum sind auch die Wendungen zum Komischen, die ihm durch seine Conflicte mit der Gesellschaft aufgenöthigt wurden, für den Kern seines Berufs das Entscheidende gewesen.

Ohne seinen hochstrebenden Charakter hätte alle seine Dichterbegabung das nicht vertreten können, was er wirklich vertreten hat. Nicht sowohl ritterlich als vielmehr heroisch war die Grundanlage seines Wesens. Hieraus folgte auch geistige Tapferkeit und eine Art, die zu stolz ist, um zu lügen. Abstammung und Classenstellung an sich und im Allgemeinen genügen wahrlich nicht, um einen solchen Charakter zu erklären; denn normannische Abkunft von väterlicher Seite und Lordschaft haben sich, und zwar nicht erst in den Verfallzeiten der normannischen Race und des Pairsstandes, mit nur zuviel elenden Charakteren und Subjecten verbunden gefunden. Dagegen könnte in diesem einzelnen Fall eher Byrons mütterliche Abstammung von schottischen Königen, wie Robert Bruce, Einiges bedeuten. Er selbst nennt sich bezeichnenderweise halb einen Engländer (half English) und zwar im Don Juan in einem Zusammenhang, in welchem über die Heuchelei der Engländer gespottet wird. Die bessere Hälfte wäre hienach die schottische; doch steht über derartigen Unterscheidungen, die nur in gewissen Beziehungen Interesse haben, die allgemeine Thatsache, dass Byron in den Antecedentien seines Bluts und in seiner eignen Beschaffenheit Nichts hat, was an krämerhafte oder bourgeoisartige Existenz oder Gesinnung auch nur streifte. Nicht nur über diese Sphären, sondern auch über diejenige dienerhaften Beamtenthums und die zugehörige gehorsamste Denkweise ist er erhaben. Dies

giebt ihm einen gewaltigen Vorzug, wenn man bedenkt, nicht nur aus welchem Thon vorangehende Literaturgrössen, wie Goethe und Schiller, geformt wurden, sondern auch wie sie thatsächlich einige Züge ihrer Classen- und Standesangehörigkeit in den nicht guten Richtungen theils nur wenig überwanden, theils sogar persönlich noch weiter ausprägten.

Es wäre eine Anomalie gegen die vorherrschende Regel der meisten Zeiten und Länder, wenn der Dichterberuf sich mit einem wirklichen Thatcharakter einmal in einem Byron ernsthaft vereinigt gefunden hätte. Die Ausnahme, die grade in neuern Zeiten besonders überraschen müsste, ist aber nur eine scheinbare. Nicht der Trieb zum Dichten war in dieser heroischen Natur das Ueberwiegende; diese hat vielmehr nur der Gelegenheit entbehrt, um sich anderweitig mächtiger zu entwickeln. Das Dichten wurde für sie zum Surrogat in Ermangelung des Besseren, wie wenn Jemand, der sich an Wirklichkeiten bethätigen möchte, mit dem blossen Verkehr durch die Phantasie vorliebnehmen muss. Die heldenhaften Züge, die Byron seinen Gestalten leiht, sind bei ihm nur Zeugnisse seiner eignen Triebe und Gemüthsenergien. Dichtung an sich ist ihm kein voller Ernst, und darum verspottet er sie auch gelegentlich in denselben Acten, in welchen er seine höchsten dichterischen Mittel einsetzt. Was er zuletzt aber im äusserlichen Leben noch unternahm, hat deutlich bestätigt, worauf er in seinen vorherrschenden Wesenstheilen angelegt war und wozu er in einer Zeit, wie die seinige, nicht gelangen konnte. Obwohl er die Herabgekommenheit der Neugriechen schon vorher zum grossen Theil durchschaute, so liess er dennoch den Kampf gegen die Türken nicht vorübergehen, ohne sich zu einem Hülfszuge auf eigne Hand und mit eignen Mitteln aufzumachen. Er setzte seine Person ein und leistete auch mit bedeutenden Geldmitteln Beistand. Zwischenfällen von ausserordentlichen Strapazen, denen ihn grade seine heldenhafte Natur aussetzte, erlag er schliesslich, nachdem noch der Unmuth über die unter der Erwartung klägliche Beschaffenheit der griechischen Patrioten hinzugekommen war. Nun erscheint mir dieser ganze Zug nach Griechenland nicht als eine sonderliche Selbsttäuschung über die Menschen und die Sache, sondern als das Ergreifen einer Gelegenheit, die ihm in seiner Zeit als die einzige sich darbot, seinem Thatendrang doch vielleicht einigermaassen zu genügen.

Eigentliches Philhellenenthum ist darin weniger vertreten gewesen, als vielleicht ein nicht allzu deutlich bewusster antitür-

kischer Instinct. Ein Lied, welches im Don Juan (als lyrische Einlage) vorkommt, drückte im Voraus Byrons Urtheil über die Neugriechen und eine - bereits damals - eng bemessene Hoffnung in deren Aufraffungsfähigkeit aus. Das Bedürfniss, Etwas zu thun, liess ihn über die geringen Chancen und die allzu gemischte Beschaffenheit der Sache hinwegsehen. Erst als er sie an Ort und Stelle (in ihrer vollen Wirklichkeit) vor sich hatte, da wurde er von der ganzen Unwürdigkeit des griechischen Stammes durchdrungen, hörte aber nicht auf, das einmal Unternommene bis zum Tode in Missolunghi nachdrücklich fortzuführen.

Der Zug von Romantik, (der in dieser Expedition nach Griechenland lag,) kann als Merkmal für verwandte Elemente (Byronscher Triebe und Denkart) gelten. Von vornherein hat sich - in dieser Natur - eine grosssinnige, aber - in mehreren Richtungen - romantisch gefärbte sowie auch (durch die sogenannte classische Schulung) auf Unwirklichkeiten abgelenkte Lebensauffassung bethätigt. Die übersprudelnde Kraft wendete sich frühzeitig, (und - in Ermangelung anderer Gelegenheiten - auch einseitig,) dem Ausleben in der Liebe und in Geschlechtsenergien zu. Bedenkt man nun die Beschaffenheit der Sphäre der obern englischen Gesellschaft, sowie einige persönliche Erbeigenschaften (des jungen Lords, der einen ziemlich excentrisch lebenden Vater gehabt und aus einer disharmonisch auslaufenden Ehe erzeugt war,) so hat man sich nicht zu wundern, dass ihn seine frühzeitige Selbständigkeit die erwähnten Lebensreize (in Variationen und in manchen Ueberschreitungen der gesunden Grenzen) suchen liess. Hieraus, (und vielleicht auch schon aus einer angeerbten Disproportion in den Gemüthsanlagen,) ist seine (von Anfang an bemerkbare) Neigung zu Anwandlungen von Ueberdruss und Pessimismus - zu einem grossen Theil - zu erklären. Weltschmerz sollte man diese sich aufdrängende Gefühls- und Denkweise nicht nennen. Der Mann war eine zu aufrichtige Natur, um seine Empfindungen anders denn als persönliche zu nehmen und zu geben. Auch besass er nicht die Engherzigkeit, vermöge deren Andere (in selbstischer Weise) das, (was sie - ihrer besondern Beschaffenheit und Lage wegen - gelegentlich quälen mag,) gleich völlig verallgemeinern (und - ohne Weiteres - als unwiderstehliches Weltschicksal ausgeben.) Von solcher Art und Weise, (wie sie sich - nach ihm - in dem gleichaltrigen Schopenhauer - ins metaphysisch Verstandeswidrige und Weltvernichterische ausbildete,) ist er freigeblieben. Im Gegentheil kehrte sich sein Heroismus nach Kräften gegen die

pessimistischen Anwandlungen und Angezehrtheiten des eignen Wesens. Weder Lebensenergie noch Verstand und Gedankenmacht wollte er preisgeben. Die lebenanzehrenden Beimischungen, die er in sich wider Willen hegen musste, galten ihm meist als feindliche Elemente. Indem er diese Elemente dichterisch zur Darstellung brachte, reagirte er zugleich gegen sie, soviel es ihm nur irgend möglich war. Das Maass von Triumph, zu dem er in dieser Hinsicht schliesslich gelangte, hat sich in der Abwendung von allzu ernst genommener Romantik und in der Hinwendung zu den Streitmitteln der Komik ausgedrückt.

2. Auf dem Boden Englands war im 19. Jahrhundert für eine heldenhaft angelegte Natur, wie die Byrons, zu würdiger äusserer Thätigkeit keine Handhabe. Dortige Wahlcorruption und parlamentarische Puppenspielerei waren kein Gebiet, welches für eine allem Komödiantenhaften so feindliche Natur gepasst hätte. Hiezu kam, dass sich Byron auch überhaupt im Hinblick auf die europäischen herrschenden Zustände, Angesichts deren er reifte, so gut wie für Nichts begeistern konnte. Die Kriege waren ihm schliesslich völlig ein Spott; denn nur Freiheitskriege wollte er gelten lassen, und er sah schon früh, wie auch die unter der Fahne der nationalen Befreiung geführten Kriege Mitteleuropas doch wieder nur auf innere Sklaverei hinausliefen. Wie er selbst im „Don Juan" sagt, hatte er am Ende begriffen, es könne „Revolution allein die Erde von der Höllenbesudelung erretten" (that revolution alone can save the earth from hell's pollution). Da aber bedeutende und heilsame Vorgänge auch auf dem revolutionären Untergrunde damals nicht in Sicht waren, so blieb es für Byron bei blossem Dichten, wenn man nicht etwa jenen letzten halbromantischen Ausgriff nach Griechenland allzu hoch anschlagen und ernster nehmen will, als er vom thatenbedürftigen Helden selbst in Summa genommen wurde.

Die beiden äussern Conflicte, durch die sich das Leben dieses hohen Mannes ausgezeichnet hat, hielten sich denn auch unter dem Niveau seiner eignen persönlichen Bedeutung, indem sie ihren Stempel von der Kläglichkeit der Mächte des Widerspiels erhielten. Sie betrafen, der erste die Literatensphäre und der zweite das Gebiet der vornehmen Ehe und zugehörigen gesellschaftlichen Heuchelei. Die erste Veröffentlichung Byrons war ein Bändchen Gedichte unter dem Titel „Mussestunden" (Hours of idleness). Eine eigenthümliche Dichterbegabung konnte darin von Niemand verkannt und bestritten werden, der sich überhaupt auf die Erkennung von so Etwas ver-

stand und den Willen hatte, wahr zu sein. Anders verhielt es sich jedoch mit der tonangebenden Literatensippe der herrschenden Partei. Der Redacteur der „Edinburgh Review" brachte von einem seiner Mitarbeiter, dem oberflächlichen Vielschreiber Brougham, einen namenlosen Artikel in sich gänzlich abfällig geberdenden Redensarten. Der Grund dieses kleinen Meuchelstücks, durch welches dem neunzehnjährigen Dichtercandidaten von vornherein die junge Kehle abgeschnitten werden sollte, war ausser dem Umstand, dass er nicht zur Sippe gehörte, noch besonders seine nicht verleugnete Standesangehörigkeit. Das liberalistelnde Streberthum, und zwar speciell auch in der Person jenes Brougham, der sich nachmals zum neubackenen Lord hinaufbugsiren liess, ärgerte sich über den jungen Mann von wirklicher Vornehmheit, der mit seinen Gedichten, wenn auch bescheidene, so doch immerhin einige natürliche Ansprüche blicken liess. So einem vor dem Publicum sofort den Garaus zu machen, schien für die einflussreiche schottische Zeitschrift und deren Redacteur, einen gewissen Jeffrey, selbstverständlich eine Kleinigkeit. In diesem Falle aber hatten die literarischen Strölchelchen ihren Mann gefunden, der nun mit jugendlicher Lust ihnen und der ganzen belletristischen Sippschaft, die England damals aufzuweisen hatte, die Absprechung jeglicher Dichterfähigkeit und das ganze verleumderische Attentat mit einigen, auf die Personen zugespitzten Wahrheiten vergalt. Die Satire „Englische Barden und schottische Reviewer" ist in der That das Meisterstück gewesen, durch welches Byron in dem Handwerk, zu dem er nun einmal verurtheilt war, selbständig wurde. Dies sofort erfolgreiche Spottgedicht steht in der englischen, ja wohl überhaupt in der Literatur in seiner Art einzig da. Bei Herausgabe jener ersten Gedichte hatte sich der Verfasser mit einer gewissen Betonung als einen Minderjährigen bezeichnet, ein Jahr darauf mit den schottischen Reviewern trat er seine literarische Grossjährigkeit sichtbarlich genug an. Hätte er gleich weiterhin noch Mehr von dieser negativen und höhnenden Weise festgehalten, so würde er manche Inconsequenz vermieden haben, die ihm später und namentlich nach seinem Tode Schaden zufügte. Doch es sollte noch erst ein romantisches Intermezzo dazwischentreten und ihn zum Gefeierten des Tages werden lassen, ehe er durch einen zweiten, anscheinend grössern Conflict wieder zum schneidigeren Beruf zurückgeführt wurde, und zwar dieses zweite Mal zum Gericht nicht vorzugsweise über schöngeistige Presssippschaft, sondern über jene andere Sippschaft, die er

damals als die obern Viertausend bezeichnen konnte, und die wir heute in verschiedenen Ländern die obern Zehntausend zu nennen pflegen.

Ein, wie vorher angedeutet, etwas ausgreifendes erstes Jugendleben und den erwähnten Conflict mit der Literatursippe hinter sich, ging Byron ein paar Jahre auf Reisen im Weltstil und legte das, was ihn dabei bewegt, in zwei Gesängen der Harolddichtung nieder. Es sind poetische Natur- und Culturscenen mit geschichtlichen Glossen, aber durch das romantische Colorit der Auffassung öfter übererhaben gestaltet und gemeiniglich mit zu starken Zügen ausgestattet. Eingemischt ist überdies jener Ton von Anzehrung des Lebensheroismus, der dem gewöhnlichen Pessimisteln zwar ähnlich sieht, aber, wenn auch kein gesundes Element, doch von ungleich besserem Schlage ist, als der angeblich grundsätzliche und sich als systematisch ausgebende Pessimismus sogenannter Philosophie. In welcher Verfassung Byron sein Heimathland mied, das zeigt sich in ein paar Worten seines berühmten Ade, welche man nicht vergessen sollte, weil sie Wahrheit enthielten, die sich auch für die Zukunft bestätigte: „Mein grösster Kummer ist, dass ich Nichts verlasse, was eine Thräne heischt“ (My greatest grief is that I leave No thing that claims a tear). Grossartig ist die fragliche Dichtung trotz ihrer Ueberschwenglichkeiten und der abnorm schmerzlichen Töne, durch die sie vielfach schrillen Lebensdisharmonien anheimfällt. Ihre bedeutendsten Vorzüge sind es aber schwerlich gewesen, die ihr den raschen Erfolg im englischen Publicum verschafft haben. Eher möchte es das überstarke Pathos gewesen sein, wodurch sich die englischen Bindfadennerven tüchtig gezerrt und aufgerüttelt gefunden haben. Hatte doch auch Shakespeare starke Dosen eingegeben!

Doch kann ich hier keine tiefere Untersuchung über die innern oder äussern Gründe des Erfolgs anstellen. Genug, dass Byron nach seiner Rückkehr und der Veröffentlichung der beiden Haroldgesänge, wie man das nennt der Löwe der Londoner Salons und bald der vom Publicum gefeiertste Dichter seiner Zeit wurde. Dieser Triumph machte seine literarische Position fest genug, um ihm später, selbst nach einem äusserlichen Unfall, zu gestatten, in der unabhängigsten Weise aufzutreten und allen Machern in einer heuchlerischen Gesellschaft zum Trotz mit dem Spottepos gegen die alten Fäulnissbehaftungen der Zustände, dem „Don Juan“, aufzutreten.

Jener äusserliche Unfall war seine Heirath. Das Weib, welches er nahm und welches ihm aus einer Schaar von Freiern den Vorzug gegeben hatte, ist offenbar von sehr beschränkter Anschauungsweise und eine Art Maschine gewesen, aus welcher die englische Miss- und Heuchelbildung widertönte. Sie musste wissen, dass sie mit dem Dichter des Harold in die Ehe trat, und dass einige excentrische Züge an einem solchen Manne auch im thatsächlichen Leben nicht fehlen konnten. Statt dessen hat sie sich gradezu verschroben benommen und scheint ihm insbesondere in Folge eifersüchtiger Phantasien auf seine Halbschwester arg zugesetzt zu haben. Während, genau genommen, der Wahnsinn in dieser Beziehung auf ihrer Seite war, gefiel sie sich darin, wegen angeblicher Verrücktheit ihres Gatten in aller Stille Aerzte und Advocaten zu consultiren und rückte (dieser deutsche und volksmässige Ausdruck ist hier angebracht) nach ungefähr einem Jahr mit ihrem Säugling behufs böslicher Verlassung aus. Ihrem Vorgeben nach sollte es sich um eine blosse Reise auf das Gut ihres Vaters handeln, und zum Spiel ihrer Rolle gehörte es dann noch, nachher ihren Gatten durch einen heuchlerischen Brief verlocken zu wollen, ihr dorthin zu folgen. Dabei war die Absicht, ihm dort in die Zwangsjacke verhelfen zu lassen. Ein Byron war nicht der Mann, in eine solche Falle zu gehen. Wohl aber war seitens der Gegenpartei Alles so gegen ihn arrangirt, dass sich unter dem Schüren seiner literarischen Neider und Feinde und durch Vermittlung einer corrupten Presse ein ganzer Strom von Heuchelentrüstung der englischen Gesellschaft über ihn hinwälzte. Der Löwe von vorher war nun mit einem Mal der Gegenstand der Beschimpfung und frecher Insulten geworden. Das berechnete Davongehen der Frau wurde unter Entstellung, ja Umkehrung des ganzen Sachverhalts zum willkommenen Anknüpfungs- oder vielmehr Aufknüpfungspunkt, um daran vor dem Publicum die Ehre des Dichterlords baumeln zu lassen.

3. Die ganze Stärke der Feinde bestand im unbestimmten Verdächtigen, und hierauf hat sich auch wesentlich die Rolle des Weibes beschränkt. Erst nach dem Tode des letzteren, und fast ein halbes Jahrhundert später als Byron selbst gestorben war, ist eine Schriftstellerin aus amerikanisch pfäffischen Kreisen, die durch ihr billiges Sentimentalisiren in einem die Sklavenfrage betreffenden Roman bekannt gewordene Beecher-Stowe, echt muckerhaft mit einer angeblichen Enthüllung aufgetreten. Die Wittwe Byrons habe ihr das grosse Verbrechen des Mannes mitgetheilt, weswegen sie

ihn verlassen. Derselbe habe nämlich (die ganze englische und amerikanische Heuchelwelt nebst sonstigem europäisch festländischem Zubehör mag dabei pflichtschuldigst in Krämpfe fallen) — ein Verhältniss mit seiner Halbschwester gehabt!

Eine solche Behauptung, selbstverständlich ohne Nachweisung von Thatsachen, könnte ganz wohl eine boshafte, aus der Luft gegriffene Lüge aus dem Bereich des Byron feindlichen Pfaffen- und Muckerthums sein. Die edle und aufrichtige Natur des grossen Mannes und Dichters hasste oder verachtete in der Sphäre der conventionellen Verlogenheit ganz besonders die sich sentimental geberdende und sittlich anstellende Spielart. Wenn daher Gefühlsschwindler irgend einer Sorte gegen ihn nach Kräften Gift von sich gegeben haben und geben, so ist dies nicht zu verwundern. Wir wollen jedoch im Hauptpunkt lieber annehmen, es habe wirklich eine eifersüchtige Phantasie und Einbildung von Lady Byron zu Grunde gelegen. Die Frage bleibt dann nur, ob eine oder welche bestimmte Gestalt diese Phantasie gehabt habe, und ob damit materiell ein Verkehr gemeint wurde, wie er den bei verschiedenen alten Völkern üblich gewesenen Schwesterheirathen entsprochen haben würde. Mit dieser blos diagnostischen Frage in Bezug auf die besondere Phantasieverfassung der Byronschen Gemahlin sich abzugeben, ist jedoch kein genügendes Interesse vorhanden. Eher würde für Manche die allgemeinere Frage einer etwaigen Untreue Byrons, gleichviel in welcher Richtung diese platzgegriffen, einigen Sinn und Reiz haben können.

Bedauerlicherweise ist nun aber über Byrons intimeres Leben, also abgesehen von den äusserlichen und zugleich notorischen Thatsachen, so gut wie nichts Zuverlässiges vorhanden, ausgenommen die eignen, in die Poesien eingestreuten Andeutungen. Letztern zufolge glaube ich annehmen zu dürfen, dass Byron während seines Ehejahres sich in einem Sinne buchstäblich treu gehalten hat, den gemeine Menschenkenner und Beurtheiler bei dem Dichter des Don Juan nicht voraussetzen. Einem gewöhnlichen Menschen gegenüber, versteht sich aus den englisch vornehmen Kreisen, wäre die Beibehaltung einer ernsthaften Miene, ja überhaupt schon die blosse Discussion einer gemeinen Untreue etwas Läppisches. Bei einem so edlen und grosssinnigen Charakter aber, als welchen sich Byron bethätigt, würde die interessante Originalität grade darin zu suchen sein, dass er trotz der Neigungen, die sich in seinem etwas wilden Vorleben einigermaassen zügellos ergangen hatten, die offenbar aus

Liebe geschlossene Ehe ernsthaft gewürdigt und gewissenhaft gehalten hat. Ueberhaupt macht man sich oft von den Ausschreitungen des Byronschen Lebens eine übertriebene Vorstellung, weil er selbst seine eignen Zustände und Verhaltungsarten mit denselben hyperbolischen Zügen widergespiegelt hat, die seiner ganzen poetischen Auffassung bei allen Gegenständen eigen sind.

Was nun aber den fraglichen zweiten Conflict selbst betrifft, so spricht Alles dafür, dass Byron hierin nicht blos das Recht, sondern sogar ein Recht zur Anklage auf seiner Seite gehabt habe. Er ist in dem Eheconflict nicht der Verletzer, sondern der Verletzte gewesen. Das Weib kann dabei Nebensache bleiben, während die Feinde und die im Grunde nothwendig feindliche Beschaffenheit des ganzen fraglichen Gesellschaftsbereichs die Hauptsache und die eigentliche Gegenpartei vorgestellt haben. Dieser Sachverhalt ist natürlich auch später bestehen geblieben und hat unmittelbar nach dem Tode des Helden seine widerlichsten Früchte gezeitigt. Was nämlich seine Dichtungen im besten Falle einmal andeutend gestreift, das hätte die Prosa und unmittelbare Wahrheit seiner Memoiren zusammenhängend in volles Licht gestellt, wenn diese nicht durch einen Freundschaftsheuchler, den Verräther Moore, im gemeinsamen Complot mit den feindlichen Familien- und Gegenparteiinteressen, unter Bruch des vom Verstorbenen übernommenen Vertrauensauftrages der Veröffentlichung, verbrannt worden wären. Durch diesen Act ist nun aber für den Einsichtigen festgestellt, dass man verschiedenerseits die Thatsachen Byrons zu fürchten hatte. Byron war in allen Hauptpunkten nicht der Schuldige, sondern nach den verschiedensten Richtungen gebührte ihm die Rolle des Anklägers. Diese Function, die in der Memoirenprosa schon durch die blosse wahre Darstellung der Thatsachen selbst nachdrücklich genug vertreten gewesen sein muss, ist durch jene Verrätherthat erstickt worden. Byron hatte die Angelegenheit nicht so vorsorglich arrangirt, wie Rousseau diejenige seiner Bekenntnisse. Allerdings war der Verleger bereits in das Interesse gezogen; aber so Einer konnte für seine Ansprüche mit Geld abgefunden werden und wurde es nachher auch thatsächlich. Byron hatte in fehlgreifendem Vertrauen eine vorgebliche Freundschaft gelten lassen, die nach Lage der Dinge keine echte sein konnte. Dieser Moore gehörte zu den Dichtern, die vor Byrons Erfolg tonangebend gewesen und durch dessen gewaltig überragende Grösse gleichsam ihr Stück Regierung eingebüsst hatten. Wenn nun jener Ire trotzdem den Freund spielte und

klüglich, nach Art gemeiner Naturen, dem Erfolg huldigte, so hätte sich Byron durch sein eignes aufrichtiges Wesen nicht verleiten lassen sollen, auch hier Aufrichtigkeit vorauszusetzen. Besser wäre es, und zwar nicht blos in diesem Fall sondern überhaupt gewesen, wenn er durchgehends und ohne gelegentliche Abweichungen die Stellung beibehalten hätte, die er den Literaturmenschen gegenüber in jener ersten Conflictssatire eingenommen hatte.

Jener Moore hat zu seiner Unterschlagung noch die Herausgabe einer Art Byronscher Pseudomemoiren gesellt, die in doppelter Hinsicht kein Vertrauen verdienen. Erstens muss man bedenken, was Alles darin nicht steht, und zweitens, wieviel darin als positive Fälschung verdächtig. Da die Kritik hier ganz unsicher tasten müsste, so thut man am besten, was aus einer so unsaubern Quelle geflossen, als vertrauensunwürdig bei Seite zu schieben und es als nicht vorhanden zu betrachten. Der Verlust der echten Memoiren ist für die Welt nichts Geringfügiges; die Benützung unechter muss aber positiv schädlich werden, indem sie das Bild der Verhältnisse, um die es sich handelt, unfehlbar verzerrt. Glücklicherweise hat Byron in seinen poetischen Veröffentlichungen sich wenigstens im Allgemeinen hinreichend ausgelassen, und was die Menschheit durch das an seinen Memoiren vollzogene Autodafé verloren hat, ist das persönlich Specielle und Namentliche an seinen Erfahrungen über den ihm nächstbelegenen und den weitern Kreis der englischen Gesellschaft und Literatur. Angesichts der Thatsache der Unterschlagung gewinnt Alles, was Byron selber bei seinen Lebzeiten veröffentlicht hat, einen höhern Werth, und die leichtest streifende Aeusserung, die aber echt ist, muss von entscheidendem Gewicht werden, wenn man bedenkt, dass ihrem Urheber für alle nachgelassenen Worte der Hals zugeschnürt worden. Dieses dritte Ereigniss zu den beiden Conflicten kann daher nur insofern noch selber ein Conflict, nämlich ein postumer Geistesconflict heissen, als Andere ihn für Byron aufnehmen und für den in seinen Memoiren gleichsam noch einmal Getödteten eintreten. Aus diesem Gesichtspunkt kennzeichnet sich dann der dritte Conflict als das Zubehör der beiden andern, während alle drei zusammen als specielle Aeusserungen desjenigen durchgängigen Widerstreits zu betrachten sind, in welchem sich Byrons Natur zu dem Schlechten der Zustände und Personen jederzeit befunden hat und in welchem sich seine geistige Hinterlassenschaft auch heute noch zu dem Fortgepflanzten jener Zustände und zu allem ihnen Aehnlichen befindet.

Mit den Memoiren Byrons würde man ausser der poetischen auch noch eine prosaische Gesellschaftskritik besitzen, und sozusagen auch das individuelle Stück Gesellschaft, welches Byron in der eignen Person mit allen Standesüberlieferungen vorstellte, würde noch anschaulicher und in noch mehr unmittelbarer Wirklichkeit hervorgetreten sein. Natürlichkeit und Offenheit sind nämlich diesem heroischen Charakter in edlerer Art und in höherem Maasse eigen gewesen, als einem Rousseau, in dessen schliesslicher Stellungnahme zu sogenannter Tugend, wie früher von uns gezeigt, etwas unnatürlich Forcirtes und Künstliches gelegen hat. Ein Byron hatte nicht nöthig, sich zu einer besondern Beichte zu zwingen, da er von vornherein und überhaupt nichts weniger als zurückhaltend gewesen und auch sicherlich Nichts begangen, was ihn zu Verschnürtheit der Aeusserungen hätte veranlassen können. Einige Dunkelheit in den trüberen seiner Dichtungen, wie z. B. in der dramatisirten Symbolik des Manfred, ist sichtlich von grundlos selbstquälerischer Art und zum Theil auch wohl die Schuld schlechter Ueberlieferung und Mode, wie der Goetheschen Fausterei. Diesen Ansteckungen seines besseren und edleren Geistes hat sich der britische oder vielmehr internationale Dichter jedoch nur nach Maassgabe seines überlegen edlen Charakters und überdies nur einige Zeit hindurch überlassen. Er hat über die düstern Anwandlungen von zerfliessender Gestalt und räthselhaftem Typus genugsam triumphirt, indem er zu den freien und offenen Allüren seines spöttischen Helden- und Zeitgedichts „Don Juan" gelangte. Aber auch jene Dunkelheiten hatten bei ihm nie den Sinn von Etwas, was moralisch zu verhehlen gewesen wäre. Sie waren im Gegentheil Selbstbeunruhigungen über Dinge, die vom natürlichen und gesunden Standpunkt aus nicht viel zu bedeuten hatten. Wären die Memoiren vorhanden, so würde man auch hier deutlicher sehen, ich meine im Einzelnen und Speciellen; denn im Allgemeinen unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass Byron einer der natürlichsten und reinsten Charaktere gewesen ist, die je in der Menschengeschichte existirt haben.

4. Nach dem zweiten Conflict verliess Byron England, um es nie wieder zu betreten. Er war am Ende der Zwanziger und hat seine reifste Zeit, d. h. ungefähr die Hälfte seiner dreissiger Jahre, die ihm noch zugefallen ist, in Italien zugebracht. Diese Entfernung und Entfremdung vom heimischen Boden hat wohlthätig auf ihn gewirkt und ihn vollends zum internationalen Dichter gemacht. Er hat nicht nur das specifisch Englische, soweit es überhaupt noch in

ihm waltete, nach Möglichkeit abgestreift, sondern schliesslich gradezu gegen das Verderbte in seinem Heimathlande Front gemacht. Ohne den Conflict wäre er äusserlich wohl nicht so weit gegangen, aber irgend ein solcher oder ähnlicher Conflict war zufolge der Beschaffenheit seines Innern von vornherein eine Nothwendigkeit. Wie hätten die bessern Züge seiner Natur sich inmitten der Missstände ergehen können, ohne eine Reaction von Seiten des Schlechten und der Schlechten gegen sich wachzurufen!

Die bessere Menschheit, die den Vortheil davon hat, dass die edlere Kraft zu geistigen Maassregeln gegen das Schandbare getrieben worden, kann zufrieden sein. Indessen auch der kämpfende Charakter selbst, der alle Pein der Beschimpfung durchzumachen hatte, ist hiebei sichtlich vermöge seiner eignen Kraft zu einer überlegenen Auffassung und verhältnissmässig mehr Zufriedenheit durchgedrungen. Er hat Viel von der Romantik und dem an falscher Stelle angebrachten Ernst weggeworfen und vermocht, sich über das Meiste zu einem ernstlichen Lachen und aufrichtigem Spott zu stimmen. Eine andere Erhebung blieb ihm kaum übrig, da ein thatsächliches Dreinschlagen zur Zeit nicht möglich war und die fraglichen Dinge einer ideellen Ernstnahme nicht werth waren. Wenn man sie in Wirklichkeit wegfegt, nimmt man, wenn auch nicht immer grade sie selbst, so doch das menschheitliche Interesse an ihrer Wegräumung ernst; wenn man sie aber geistig, zumal poetisch, also in der belletristischen, einer von jeher mehr oder minder spielerischen Gattung behandelt, so möchte Komik wohl am passendsten und würdigsten sein.

Es giebt eine Art des Spassmachens, bei welcher Derjenige, der sie übt, sich selber preisgiebt. Hieher gehört ein gut Theil der Aristophanischen Possen, und die Behauptung von Würde und Charakter ist hiebei unmöglich. Ganz entgegengesetzt verhält sich überlegener Spott; bei diesem geht Alles auf Kosten der verkehrten Dinge und Zustände, und wer sich auf diese Weise lustig macht, wird dadurch nicht selber zum Hanswurst, ja auch nicht scheinbar zum Narren, wie einst die Hofnarren und neuerdings die Publicumsnarren. Obwohl nun Byron mit seiner eignen persönlichen Erfahrung immer unmittelbar eintritt, so hat dies doch hier einen grade umgekehrten Sinn. Er bleibt überall, in den scherzhaften wie in den ernsten Wendungen, der Richter und zwar ein solcher, der sich der Sicherheit seiner vernichtenden Urtheile vollbewusst ist und sie einer herrschenden Welt von Verkehrtheit ins Gesicht schleudert. Die Male, die er ihr auf die Stirn geprägt hat, sind

Wahrzeichen, deren Werth nicht blos für seine und unsere Zeit Gültigkeit hat, sondern jederzeit und allerorten das Gleiche oder Aehnliche mitumfasst. Byron war jedoch ein Mann, der in erster Linie nicht mit der Zukunft, sondern mit der Gegenwart rechnete und abrechnete, und so wollen auch wir bei seinen Dichtungen den lebendigen Zusammenhang mit der actuellen Wirklichkeit ganz besonders ins Auge fassen.

Das Werk der Byronschen Reife, von der - trotz des kurzen Lebenslaufes - doch wenigstens mit persönlicher Relativität die Rede sein kann, ist der Don Juan. Wer dieser Dichtung, obwohl sie die reifste ihres Urhebers ist, Mangel an Reife vorwerfen will, der mag überdenken, was sie eigentlich will und soll. An ihr haben das 19. Jahrhundert und überhaupt die moderne Zeit ihr Epos. Unsere Uebergangsepoche mit all dem Kram, der ihr - durch die Zersetzung und Fäulniss unhaltbarer alter Ueberlieferung - anhaftet, ist nach dieser Seite hin im Charakter selber gar unreif. Sie bietet das Bild einer, wenn auch schon weit vorgeschrittenen, doch noch unfertigen Gährung, und nach diesem Bilde muss eine Dichtung aussehen, die sich damit befasst, der Zeit einen treuen Spiegel vorzuhalten. Wenn Derjenige, der den dichterischen Spiegel handhabt, zugleich - in einem hohen Grade - das absolute Maass des Edlen und des Schönen in und an sich selber aufzuweisen hat, so werden die Züge der Zustände nicht blos thatsächlich hervortreten, sondern auch ihr Urtheil an der Stirn tragen. Letzteres ist mit der Gesellschaft und den Sitten der Fall, deren Conterfei Byron in seiner überlegenen Art und Weise geliefert hat. Das Negative und die Komik herrschen dabei nicht blos vor, sondern haben dabei eine fast ausschliessliche Herrschaft. Dies ist aber in der Ordnung, weil es dem Gegenstande entspricht, dem poetische Gerechtigkeit widerfahren sollte. In einer spielenden Weise, wie es die belletristische nun einmal ist, solche Thatsachen behandeln, wie sie Byrons Urtheil vorlagen, und nicht negativ sein und nicht lachen, — das wäre ein arger Verstoss gegen die Wahrheit, ja ein geistiges Capitalverbrechen gewesen.

Zunächst hatte Byron, nachdem er auf ein Leben in England verzichtet, noch den Harold fortgesetzt. An den beiden Gesängen, die er diesem - sich in Betrachtungen von Oertlichkeiten und Geschichte ergehenden - Reiseepos hinzufügte, sieht man, wie er keineswegs sofort und mit einem Male dazu gelangte, in der allzu hoch gespannten Emphase nachzulassen. In dem vierten Gesange, mit welchem er

den Schluss gemacht hat, knüpft er die Vorgänge und Betrachtungen nicht mehr an die Haroldspersönlichkeit, sondern unmittelbar an sich selbst. Offenbar war er der Fiction müde. Diese hatte darin bestanden, Züge der blossen Phantasie mit denen seines eignen Wesens und seiner persönlichsten Erlebnisse zu mischen. Hieraus ergab sich eine gewisse Unbestimmtheit. Stark pointirte Eigenschaften des Helden, von denen Byron mindestens nicht die gleiche Steigerung an sich gehabt hatte, konnten von Leuten, welche die Unbestimmtheit nicht bedachten oder nicht bedenken wollten, ohne Sichtung und Abzug dem Dichter selber als dessen angeblich eingestandene Eigenthümlichkeiten untergeschoben werden. Die fragliche Verbesserung im vierten Gesang hat aber noch eine andere Seite. Alle Bekundungen von Gemüth und Urtheil haben mehr Gewicht, wenn es unmittelbar eine persönliche Wirklichkeit ist, von welcher sie ausgehen und vertreten werden. Jegliche Einrahmung in fremde Charaktere, denen die Worte nur geliehen werden, macht Alles mehr oder minder hypothetisch.

Darstellung fremder Zustände ist etwas durchaus Anderes, als freie und verantwortliche Verlautbarung eigner Gemüthsbestrebungen und eigner Verstandesurtheile. Es ist nun ein Vorzug des Byronschen Geistes, dass er sich nicht zum gleichgültigen Abbildner schickt, bei dem, wie der Gelehrtenjargon lautet, die Subjectivität ganz hinter das Object zurücktritt. Gilt es einen äusseren Gegenstand als solchen darzustellen, dann darf in ihn gewiss nicht das Geringste hineingerathen, was, statt ihm selbst, der Person des Darstellers angehörte. Diese Forderung ist nichts als ein einfaches Gesetz der Wahrheit. Wer sagt denn nun aber, dass die Mittel der Sprache, zumal der dichterischen, nichts auszudrücken hätten, was nicht gegenständlich wäre? Grade im Gegentheil ist das Beste und Höchste, was der Mensch auszudrücken hat, das unmittelbar Subjective. Daher denn auch die hohe Bedeutung des Lyrischen, sobald dieses, wie es seiner besten Art nach soll, etwas persönlich Eignes ist, sich als solches giebt und nicht als blosse Rolle figurirt, die irgend einer fictiven Personnage zugetheilt wird. Da eine Gestaltung der Gefühle, Vorstellungen und Urtheile zu edlem und schönem Kunstausdruck von der Wahrheit in keiner Beziehung abzuweichen braucht, so muss die Bekundung einer vorzüglichen Subjectivität in ihrer unmittelbaren Kraft eine höhere Theilnahme erregen und von einer überlegeneren Gattung sein, als irgend welche, wenn auch noch so gelungene Wiedergabe des Objectiven. Dieser Vorzug bleibt auch

bestehen, wenn nicht von blosser Wiedergabe die Rede ist, sondern ein gewisses Maass selbstgeschaffener Züge den dargestellten Gegenständen und Charakteren inwohnt. Alsdann handelt es sich nicht mehr um Copien der Wirklichkeit, sondern mehr oder minder um Phantasieschöpfungen, die als objectiv hingestellt werden. So berechtigt nun die freigestaltende Composition hier auch ist, so kann sie doch als blos erdichtetes Bild nicht gleich mächtig wirken, wie eine persönliche Wirklichkeit, die sich dichtend darstellt, sich aber nicht erdichtet.

5. In Byrons letztem Werk liegt das Schwergewicht in der Kritik der Gesellschaft. Schon der Held ist demgemäss gewählt. Der Name Don Juan bedeutet unter allen Umständen einen Widerspruch mit der bestehenden Ehe und sonst zugehörigen Sitte. So wenigstens ist die Figur von der spanischen Sage her überliefert, und der britische Dichter hat nicht die Grundgestalt, sondern nur den Sinn des Gegensatzes verändert. Er hat den Conflict einigermaassen zu Gunsten Don Juans umgewendet. Er hat keinen solchen Don Juan, welchen ohne alle Frage oder gar vorzugsweise der Teufel oder, natürlicher geredet, der Geier holen müsste. Was vielmehr dem Verderben und dem Geier anheimfällt und anheimfallen soll, sind die heuchlerischen Zustände, durch welche die Don Juans nicht blos möglich gemacht, sondern gradezu herausgefordert, ja erzeugt werden. Eine naturwidrige Ehe zwischen einem Fünfziger und einem jugendlichen Mädchen ist es, was dem sechzehnjährigen Don Juan die Gelegenheit zu seinem ersten Stück giebt, einem Ehebruch comme il faut.

Der specielle Hohn, mit welchem Byron die verkehrten Ehen secirt, begreift sich und hat ausser dem allgemeinen noch ein besonderes persönliches Recht aufzuweisen. War doch eben Byron selber, wenn auch in einem ganz andern Sinn, durch die Verschrobenheiten und Verlogenheiten conventioneller Eheweiblichkeit gar übel betroffen worden! Sein Glück, soweit er es von der Hinwendung zum ehelichen und familiären Dasein erhofft und einem edlen Traum nachgegeben hatte, war in kurzer Frist durch die närrischen Vorstellungen und anmaassenden Ansprüche des Weibes zerstört worden. Allein diese Thatsache darf nur als Grund zur Schärfung der Aufmerksamkeit, nicht aber als Ursache erster Ordnung angesehen werden. Wenn Byron sich gegen das Verkehrte aufgelehnt hat, so war dies nicht erst nach jenem Ereigniss geschehen. Seine bessere und aufrichtige Natur ist es vielmehr von Anfang an gewesen, die ihn

jederzeit zum Verächter (und zwar nicht blos zum theoretischen Verächter) hohler, sozusagen blos decorativer, aber verstohlen umgangener, (also blos sich so nennender und so genannter) Sitte und Moral gemacht hat. Ja auch nicht blos die Sittenfrage (im specielleren Sinne) war es, die ihn veranlasste, eine ihm eigne Donjuanfigur in die gegenwärtige Gesellschaft hineinzupflanzen. Das Ganze der Zustände, (der öffentlichen wie der privaten,) sollte durch die Wahl dieses Helden verhöhnt werden. Die grossen wie die kleinen Actionen und Ränke sollten sich beschämt und beschattet finden durch ein Bild, welches (bei aller Verwandtschaft zum Bestehenden) doch noch eine Menge überlegener Züge aufzuweisen hatte.

Ueberdies wollte Byron nicht ein dichterischer Bedienter (nach Weise der Heldenbesinger) sein. In der That schmeckt diese Gattung immer etwas nach dem Gesinde, (von Demodokos an, Homerischen Angedenkens, der bei dem Phäakenkönig aufwartet, bis hinauf (oder hinab) zu den mehr oder weniger unterwürfigen Dichtern von Heldenhyperbeln späterer, neuerer und neuster Zeit.) „I want a hero", — mit diesem Bedürfniss beginnt der „Don Juan". Ich bin um einen Helden in Verlegenheit (und zwar, wie sich zeigt, im gegenwärtigen Zeitalter, im Zeitalter seit und nach der französischen Revolution,) kurz um einen Helden für das 19. Jahrhundert (oder in ihm,) und — ich finde keinen. Das ist der stolze Sinn, der sich in der Komik jenes Eingangs spielend ausspricht. Man kann ihn (am Ende des 19. Jahrhunderts) noch unverkürzt weitergeben; ja er ist (durch den Inhalt oder die Inhaltsarmuth der dazwischenliegenden Zeit) noch vollhaltiger geworden. So bleibt denn unser alter Freund Don Juan noch immer ein recht hübscher Lückenbüsser für die Heldenleere und Heldenlücke unseres reactionären Jahrhunderts. Was in der Oeffentlichkeit fehlt, das mag sich zeigen, indem das Privatdasein mit flüchtigen Liebesabenteuern und noch frivolerem und hohlerem Gesellschaftstreiben) über die Puppenbühne dessen hingleitet, was sich selber die Welt nennt (und doch in ihr und von ihr nur ein dem Platzen nahes Bläschen vorstellt.)

Die gemeine Ueberlieferung (vom Don Juan der spanischen Sage) ist fast noch von gröberem Stoff, als die deutschen Volksphantasien über Faust. Jene spanische Figur ist gleichsam der isolirte (und sich ohne alle Rücksicht ergehende) Geschlechtssinn von mittlerer Feinheit, d. h. auf einer weder ganz niedrigen noch sonderlich hohen Stufe. Er passt zum spanischen Naturell, und man kann sich nicht wundern, wenn in dieser Art falscher Emancipation die sogenannte

Liebe keinen Funken von Treue, sondern das völlige Widerspie davon an sich hat. Dies liegt im Wesen blossen flüchtigen Genusses, mit dem nicht zugleich edlere Empfindungen, Neigungen und Gesinnungen verbunden sind. Byron hat nun freilich diesen Don Juan stark abgeändert und veredelt. Er hat dies nicht etwa blos als Germane, sondern, was entscheidender ist, als ein edel angelegter Mann gethan. Dennoch ist in der Hauptsache die Charaktergestalt beibehalten worden, und dies musste geschehen, wenn der Zweck des britischen Dichters erreicht werden sollte. Nur an einem solchen Stoff konnte Byron seine reichhaltigen Erfahrungen und Urtheile über Leben, Gesellschaft und Zeitalter bethätigen und namentlich in die englische Heuchelei, die für alle andern Arten Heuchelei mustergültig ist, eine poetische Bresche legen. Nur durch die überwiegend komische Behandlung eines solchen Stoffes konnte Byron noch mit einigen Zügen und Ausschreitungen der eignen Vergangenheit abrechnen und sich, soweit dies überhaupt einen Sinn haben kann, über sich selbst, ja über die von seinen Vorfahren ererbten Mitgaben erheben. Das Maass von Extravaganz, welches die Mitgift seiner Jugend war, auf der einen Seite und das gesellschaftliche Element, in dem er zu schwimmen gehabt, auf der andern, — dies waren die beiden Dinge, in denen seine praktische Zuständigkeit für ein wahrheitsgetreues, echt modernes Donjuanepos wurzelte.

Wenn nun hier die Liebe, soweit sie sich in Thatsachen ausdrückt, fast nie ohne nachfolgende Komik bleibt, so widerfährt ihr, in dieser ihrer fraglichen Art und Haltung, nur ihr moralisches Recht. Sie ist nicht von jener vollkommenen Gattung, die über Derartiges erhaben bleibt. Es wäre auch thöricht, von einer Donjuanfigur, wenn auch von einer noch so veredelten, etwas Anderes zu gewärtigen. Byron selbst steht natürlich über seinem Helden, wenn er auch immerhin Einiges mit ihm theilt; er vertritt wenigstens das Sehnen nach vollkommenerer Liebe. Dies thut er aber natürlich nicht in seinem Helden, sondern in Aeusserungen, die unmittelbar von Byron selbst als dem Dichter eingestreut werden, wie denn überhaupt die unmittelbaren Ausdrücke der eignen Ueberzeugung, mögen sie nun Spott enthalten oder nicht, für den Gesammtsinn der Dichtung maassgebend sind. Im Hinblick hierauf versteht es sich auch, dass er den moralheuchlerischen Krittlern gegenüber den „Don Juan“ das moralischste aller Gedichte nennt. In der That, zieht es von sogenannter Sittlichkeit den Schleier weg, um zu zeigen

dass das, was von ihr als Unsittlichkeit gestempelt wird, doch noch ungleich besser ausfallen kann als sie selbst.

6. Um von dieser Wahrheit für uns Deutsche gleich eine selbständige und in die Augen springende Anwendung zu machen, so sei wieder an die Goethesche Art von Liebe und Sitte erinnert. Diese ist freilich nicht mit specifisch englischer Scheinheiligkeit, wohl aber mit Unwahrheit und Beschönigung versetzt, die einen wirklich edlen Sinn widerlich berühren muss, und von der in Byron das grade Gegentheil obwaltet. So paradox es einem vergoethelten Unsittlichkeitsphilister klingen mag, so ist in Byrons Donjuancharakter, von dem eignen Byrons selbst noch gar nicht zu reden, mehr echte Liebe und dabei mehr Freiheit von gemeiner Selbstsucht anzutreffen, als im ganzen Goethe mit allen seinen Erlebnissen und allen seinen Dichtungen. Grade darum musste sich aber auch Goethe in seinem Selbstbetruge getroffen finden und, wie früher erwähnt, Byrons „Don Juan" für das „Unsittlichste" erklären, „was jemals die Dichtkunst vorgebracht". Wie in dieser Hinsicht Goethe abzufinden und die nicht blos dem Grade, sondern der Art nach vorhandenen gewaltigen Vorzüge Byrons gegen alle Goetheschen Herabwürdigungen, namentlich die im Faust, zu wahren, das ist mit kurzen Strichen in der letzten Nummer unseres Goethecapitels gezeigt worden. Man vergegenwärtige sich jenes Urtheil hier noch einmal, indem man jeden Satz jener Nummer für den jetzigen Zusammenhang veranschlagt, und man wird dem Werk eines Byron gegenüber erkennen, dass Unsittlichkeitsphilister nach Goethescher Manier in der Rolle von Sittenkrittlern weit widerlicher sind als Sittlichkeitsphilister, deren moralisches Unrecht gegen Natur und Wahrheit doch gemeiniglich nur auf Beschränktheit und Pedanterie beruht, nicht aber nothwendig mit Vertuschungsanständigkeit, falschem Wesen oder gar bewusster Heuchelei versetzt zu sein braucht.

Um jedoch hier auch gleich an Byrons Don Juan das in Frage zu bringen, was der allerstrengste Maassstab erfordert, so müsste man das Thema selbst verwerfen, wenn es einfach und positiv nichts weiter wäre, als eine Schilderung von Donjuanleben und Donjuanabenteuern. Wieweit ein Dichter das Thatsächliche und Wahre gelegentlich bis in die äussersten und letzten Unmittelbarkeiten des Geschlechterverkehrs zu verfolgen vermöge, das ist es nicht, was erst über Sitte oder Unsitte poetischen Verhaltens entscheidet. Wenn also Byron im sechsten Gesang im Bereich einer türkischen Oda die Dudu-Episode riskirt hat, so ist dieser kalte

Wasserstrahl auf die affectirte Hitze der englischen Prüderie als solcher ein Verdienst. Ueberdies ist das Episödchen unschuldig genug und mit mehr Zurückhaltung angethan, als sich andere grosse Dichter oder Prosaiker auferlegt haben. Um von den Poeten der Homerischen Gesänge und beispielsweise dem schon oben angedeuteten Demodokosvortrag nicht zu reden, so ist Shakespeare im Drama wie in den Sonetten den Unmittelbarkeiten, und noch dazu nicht blos den schönen, sondern auch den hässlichen, oft näher getreten und hat ihnen einen ernsthaft bedenklicheren Ausdruck gegeben, als der in Byrons komisch spöttelndem Zusammenhange obwaltet. Rousseau ging in der Julie mit Unmittelbarkeiten viel weiter und wagte gradezu eine poetisch gefärbte Empfindungsreproduction des Geschlechtsactes. Wenn er nun auch mit der besondern Schilderung keineswegs maassgebend ist, so können es doch nur Reste eines falschen und verheuchelten Standpunkts sein, die unter allen Umständen jedes dichterische Nähertreten an solche Natürlichkeiten verurtheilen, wenn sie weder verwerflich noch hässlich noch herabwürdigend sind. Der eine Uebelstand, der in ungehöriger Selbsterregung des Hörers oder Lesers zu falschen Gefühlen liegen kann, muss freilich vermieden werden. Schon die Erzeugung einer unziemlichen Lebhaftigkeit des Empfindens, die ohne geziemende Einschränkung gelassen wird, wäre ein nach dem Niedern trachtender Sensationskunstgriff. Wenn sich nun aber auch die Dichter seit den alten griechischen Zeiten sämmtlich und in einigem Maasse mit Recht den Vorwurf zugezogen haben, dass sie Trieben und Leidenschaften schmeichelten und deren üppiges Aufschiessen gleichsam durch Begiessen beförderten, so dürfen doch derartige Rügen, namentlich bei Platonisch priesterhafter Färbung, nicht unterschiedslos gelten. Es ist etwas Anderes, jedem Vorgang und jeder menschlichen Function ihren Rang und Ort anweisen, und wiederum etwas Anderes, tiefer belegene Seiten edler Functionen gegen die höher belegenen verselbständigen oder gar bevorzugen wollen. Es wäre daher eine verkehrte Emancipation des Untergeordneten, niedere Regungen des Geschlechtssinnes mit Hintansetzung von höheren zu verherrlichen, d. h. recht eigentlich zu Herren und Gebietern zu machen. Byron hat dies nicht gethan; denn er hat Allem, was sich scheinbar zunächst ziemlich souverän ergeht, die einschränkende Komik beigegeben, die es dem gebührenden Niveau wieder näherbringt.

Grade im Don Juan ist aber nicht erst der einschränkenden Komik wegen, sondern auch ohnedies thatsächlich am wenigsten

Grund zum Anstosse. Was gemeiniglich sonst in den Poesien wie anderweitig im Leben und Reden die Unsittlichkeit ausmacht, ist die Verknüpfung des Reizes mit einem unwillkürlichen oder conventionell geheuchelten Schuldbewusstsein. Hiemit wird ein Widerspruch kundgegeben, der in der That anwidert. In solcher Umrahmung von schlechtem Gewissen oder noch schlechterer Heuchelei von Gewissen ist jegliche Einlassung mit den Geschlechtsverhältnissen, sei sie nun poetisch oder nicht, gehöre sie der darstellenden Phantasie oder dem wirklichen Leben an, für das feinere moralische Gefühl eine arge Verkehrtheit. Hätte nämlich die Sache als solche wirklich das Verwerfliche an sich, welches der englisch verpriesterte Sprachgebrauch noch immer als Sünde zu bezeichnen beliebt, so wäre damit einfach aufzuräumen und der ganzen fraglichen Bescheerung in Leben und Poesie ein Ende zu machen. Nun liegt aber umgekehrt die Verwerflichkeit und Unsittlichkeit nicht in den Nothwendigkeiten unverfälschter Natur und gesunder Cultur, sondern in den gefälschten Aburtheilungen, die man gegen den edlen Kern des geschlechtlichen Natursinnes in Umlauf gesetzt hat. Diese Fälschungen führen eine doppelte Unsittlichkeit mit sich, nämlich die ihres wüsten Ursprungs und die ihrer noch wüsteren Bethätigung. Entstanden nämlich sind jene Verkehrtheiten des Urtheils aus entarteten und verzerrten Triebbethätigungen, die Ekel und Feindschaft im Gefolge hatten, sich aber mit der Feindschaft sehr unkritisch gegen Trieb und Natur, anstatt nur gegen Missbrauch und Ausschweifung wendeten. Ebenso hat sich das Schuldbewusstsein wüst verirrt, indem es die Schuld nicht im Abnormen, sondern fälschlich im Normalen suchte. Dies war in der That eine billige Art, sich mit eigner Verkehrtheit und Verderbtheit abzufinden und allgemeinen Naturneigungen die Schuld und sogenannte Sünde aufzubürden.

Byrons Verdienst, einen aufrichtigen Naturstandpunkt einzunehmen, ist um so höher anzuschlagen, als der Dichter im Bereich englischer Erziehung mit ihrer religiösen Affectation aufgewachsen und überdies dem Ekel, den Ausschreitungen des Geschlechtssinnes mitsichbringen, selber einigermaassen ausgesetzt gewesen war. Daher auch sein Ringen mit menschheitsschmerzlichen, ja bisweilen düsteren Anwandlungen! Aber obwohl sich, besonders aus dem Bereich der hebraisirenden, specieller christlich zu nennenden An- und Verbildung Züge und Färbungen von Missgedanken und falschen Gefühlen genug aufdrängten, so sind doch schliesslich nur

wenige Spuren davon übrig geblieben, und der edler angelegte Mensch besseren Völkerschlages und vorzüglicherer Abstammung hat über die Folgen dieser Einimpfungen im Wesentlichen triumphirt.

7. An der Spitze des „Don Juan“ finden wir die Kritik misshellig gerathener Ehe sowie der Verziehung, Vor- und Verbildung des künftigen Helden. Pädagogische Lächerlichkeiten, wie sie von Haus und Schule begangen werden, finden hier ihre verdiente Abfertigung. Schade nur, dass Byron nicht dazu gelangt ist, den Kern des antik Classischen selbst als überwundenes Bildungsmittel zu erkennen. Seine, wenn auch nicht pedantisch formelle, so doch sachliche Befangenheit darin war eben noch ein Stück Alterthumsromantik. Sie war ein Zug von der Schule her, den er nicht losgeworden war, obwohl er deren geisttödtende Behandlungsart der Classiker von vornherein verabscheut hatte. Was sollte er auch an die Stelle der antiken Belletristik setzen, da er für eigentliche Wissenschaft keinen Sinn hatte und in der modernen Poesie Wahreres und Höheres anstrebte, als vorhanden war! Das unwillkürliche Bewusstsein, dass sein eigner thatsächlicher Standpunkt, der beinahe alle frühere Poesie und theilweise sich selber ins Komische zu ziehen antrieb, nicht das positiv Vollendete ergebe, welches man als reines Bildungsmittel pflegen könne, — dieser Mangel nicht blos des Jahrhunderts, sondern einer weiterreichenden Epoche allzu gemischter und ungeklärter Zustände hat einen Byron nicht daran denken lassen können, die ganze Alterthumsüberlieferung über Bord zu werfen. Dennoch hat er aber indirect durch seine aufrichtigen Auslassungen und seine komische Ader nicht wenig dazu beigetragen, dass auch die grössten alten Poeten endlich einmal anfassbar geworden. Das komische Epos ist eben auch eine Verhöhnung aller Schwächen des Epos überhaupt, und die Byronsche Wahrheit in grossem Umfang ein Feind poetischen Truges, sei er nun von antiker oder moderner Façon. Im „Don Juan“ kommt das Ungediegene der Poesie selbst zu Falle, und diese Richtung der poetischen Kritik ist unter den Verdiensten des Werkes wahrlich nicht das kleinste.

Doch zurück zum Erzählungsinhalt. Nachdem eine erste Liebschaft den sorgfältig pädagogisirten Don Juan mit sechzehn Jahren zum Ehebrecher gemacht, muss nach der Ablegung dieses ersten Stückes, der Frucht vererbter Neigung, ausgesuchter Erziehung und bekannter Gesellschaftszustände, der junge Held selbstverständlich auf Reisen. Das giebt dann Gelegenheit zum Erproben

eines Sturms und Schiffbruchs in aller Vollkommenheit. Die Schilderung, wie die bunte Gesellschaft des Schiffes sich dabei benimmt, wie Angesichts des bevorstehenden Sinkens der Eine Geist in Getränken zu sich nimmt, der Andere in Psalmen von sich giebt, dies und Anderes erinnert lebhaft daran, dass die kleine Schiffsgesellschaft doch nur ein Stück von der grossen der Welt, d. h. von dem ist, was man kurzweg Gesellschaft nennt und was ähnliche Lagen und Verhaltungsarten aufweist.

Byron begnügt sich aber mit diesem Probestückchen nicht; der Schiffbruch ist noch nicht das Aergste. Einen gorgonenhaften Zug des Lebens soll das Grässliche zeigen, was sich im Rettungsboot an den Wenigen vollzieht, die dort Platz finden. Hungersnoth und schliesslich Menschenfrass, aufreibender Durst, welcher das Kind vor dem Vater sterben lässt, Qualen, unter denen Alle vernichtet werden, mit Ausnahme Don Juans, der sich nicht nur vom Kannibalenthum freigehalten, sondern auch als Held ausgehalten hat, — das ist der Kern des Hergangs, in den sich obenein noch vereinzelte Züge der Komik mischen. Zu letztern gehört namentlich die lächerliche Kläglichkeit des classischen Pedanten und Hofmeisters, der dem Don Juan als Begleiter mitgegeben ist, und für den sich in der Gefahr die Rolle vertauscht, indem er aus dem Lehrer und Führer zum Geführten und zu einem rathlosen Subject wird, für das der Zögling Don Juan nicht blos sorgen, sondern das er gradezu dahin schieben muss, wohin Sachlage und Entschlossenheit weisen.

Der allein noch übrige Don Juan, der nach erschöpfendem Kampf mit den Wellen am Strande einer Insel des Aegeischen Meeres bewusstlos liegen bleibt, wird der Gegenstand einer fast idyllisch zu nennenden Liebe. Die Liebende ist ein Kind der Natur, wenn auch zugleich die Tochter eines jener Piraten, in deren Metier in verkommener und verwilderter Weise für den Griechen noch so Etwas lebte, was sich in Ermangelung von Besserem und im Gegensatz zur türkischen Sklaverei immerhin als eine Art Freiheit ausnahm. Hier im besondern Falle handelt es sich freilich um ein individuelles Piratenexemplar, welches in seiner Raub-, Stehl- und Handelspraxis gut geeignet ist, ein komisches Pendant zu legalisirten Functionen und Stellungen in geordneten Staaten abzugeben. Doch für die zunächst glückliche Liebesepisode selbst ist der Pirat Nebensache, solange er abwesend, und erst seine Ankunft greift in den Gang der Thatsachen ein, indem durch sie Don Juan kurzer Hand zu einem Verkaufsartikel für den Sklavenmarkt von Con-

stantinopel wird. Die Liebe im Mädchen endet tragisch, indem dieses unter dem Gemüthsstosse der Katastrophe zunächst dem Irrsinn und bald dem Tode anheimfällt. Byron hat hier auf der weiblichen Seite die Liebe mit südlicher Glut, aber in voller reiner Natürlichkeit gezeichnet, und es hat aus diesem Gesichtspunkt das Verhältniss eine Seite des Ideals an sich, wie sie vom Dichter fast immer nur in den von der gewöhnlichen Gesellschaft isolirten Zuständen als möglich hingestellt wird.

Die weiter zu Constantinopel im Serail des Sultans sich abspielenden Scenen bringen eine andere Species von Liebesgestaltungen in Sicht. Die türkische Art von Verkehr der Geschlechter und die türkische Ehe erfahren hier eine sachkundige Beleuchtung. Türkischen Zuständen gegenüber hat Byron ja in den verschiedensten Dichtungen seine Meisterschaft bethätigt und die Berührung oder Kreuzung der Grundsätze und Neigungen polygamischer Zustände mit denen unserer monogamischen Menschen tief eingehend dargestellt.

Mit dem zweiten Theil des Don Juan specialisiren sich die Gegenstände. Vorher überwog die Liebe in verschiedenen Gestalten. Nun wird das erste und wichtigste Hauptbild der Krieg, nämlich die Belagerung und Vernichtung der Festung und Stadt Ismail durch die Russen. Auf diesen Schauplatz ist Don Juan nach seiner Flucht aus dem Serail zufällig dadurch verschlagen, dass der Specialgenosse seines türkischen Sklaventhums, der mit ihm angekauft wurde, ein gefangener Officier aus russischen Diensten, ihn dorthin mitnahm. Der Faden, auf den sich die Erzählung reiht, ist aber Nebensache. Byron wollte den Krieg in seiner ganzen Wüstheit schildern und, wo er nicht der Freiheit gilt, verurtheilen. Dazu war eine russische Action, und zwar gegen Türken, gut gewählt. Ueberdies bot sie noch den Anknüpfungspunkt, den sich militärisch auszeichnenden Don Juan als Specialcourier durch die Meldung von Ismails Fall an Katharina mit dieser in Berührung und dann in jene Art von Verkehr zu bringen, der bezüglich der russischen Kaiserin ein schönes Thema der Komik abgab. Das Petersburger Intermezzo schafft dann die Brücke nach England, indem Don Juan aus Gesundheitsrücksichten seines Leibdienstes bei der russischen Polyandrine gnädigst entlassen und mit einer diplomatischen Mission an die englische Regierung gesendet wird. Hiemit gelangt Byron auf den heimischen Schauplatz und kann dort in das Wespennest der obern Lebensschicht eingreifen. Doch Angesichts dieser Sondirung des sogenannten friedlichen Lebens der überfein erscheinenden

Welt noch erst ein Wort von den wohlthätigen Ausgriffen der Byronschen Poesie gegen die Rohheit des Krieges.

8. Bei Byron ist es dreifach wichtig, dass er den Krieg und dessen gemeines Zubehör von Ehre sozusagen unter das Messer genommen hat. Unter den grossen Dichtern steht er mit dieser poetischen That allein, und als einem Dichter ist ihm diese Haltung um so höher anzurechnen, als sonst die Dichter, grosse wie kleine, in diesen wie in den meisten andern Angelegenheiten nur das Echo vulgärer oder sonst curshabender und anerkannter Denkweise sind. Ueberdies ist aber auch hier zu veranschlagen, dass man Byron Unrecht thut, wenn man ihn blos oder auch nur hauptsächlich als Dichter ansieht. Er ist ein Held, hat eine heroische Gesinnung und ist zum Dichter gleichsam nur niedergedrückt worden und zwar durch die Ungunst des Jahrhunderts. Im Hinblick hierauf hat seine Verurtheilung des Kriegs noch eine zweite und zwar die am meisten entscheidende Bedeutung. Wenn gewisse Gesellschaftselemente und Stände aus Feigheit oder nach Krämeridol den Krieg schmähen, so kann das kein Gewicht haben, sondern muss sogar eine gegentheilige Wirkung hervorbringen. Wenn aber heldenhafter Sinn aus Ekel an der Bestialität und dem allzu langen menschlichen Steckenbleiben in ihr das frivole Morden brandmarkt, so nimmt sich dies anders aus. Das Gewicht, welches so gegen den Krieg in die Schale fällt, wird aber drittens noch schwerer, wenn es, wie im Falle Byrons, ein Spross der kriegerischen Stände selber ist, von dem die Kritik des Krieges ausgeht. Der Abkömmling von Normannen- und schottischem Königsblut ist, wenn er in der fraglichen Weise fühlt und redet, eine gewaltig andere Instanz gegen die Brutalität, als wenn, um gleich das andere Extrem zum Gegenbeispiel zu nehmen, ein feiges Krämerchen oder seiner Art verwandtes sonstiges Menschenexemplarchen die Virtuosität nur im Schleichen und Geldmachen bewundert, den directen Krieg mit den Waffen aber in tapferer Sicherheit behäbig anzischt.

Vom Standpunkt völliger Rationalität ist es grade für den edleren Menschen und Mann eine schwierige Angelegenheit, das Urtheil gegen den Krieg so klar abzugeben, dass kein Missverständniss zu Gunsten der bekannten Art von Friedensnarrheit möglich werde. Byron seinerseits hat sich damit zu helfen gesucht, dass er die Kriege für Freiheit, äussere wie innere, ausnahm. Freiheit ist nun aber, wenn auch ein schönes, so doch in diesem Falle kein zureichendes Wort. Gerechtigkeit reicht schon weiter.

Kriege um wirkliche und wahrhafte Gerechtigkeit sind auch berechtigt, und die menschheitliche Schande der Kriegswüstheit fällt dabei auf denjenigen Theil zurück, dessen Rohheit vorzugsweise eine Verständigung hindert und den brutalen Gewaltweg, also zwischen Menschen den Weg der Bestien, nothwendig erhält.

Die alten und eigentlichen Epen waren immer wesentlich Kampfepen oder hatten wenigstens, wie die Odyssee, einen vorgängigen Krieg zur Voraussetzung und ein an den Krieg angeschlossenes Zubehör zum Gegenstande. Ob plumpe Gewalt oder tückische List verherrlicht wurden, immer war es ein Kämpfen, was den Leitfaden bildete, mochte es nun völlig kriegerisch oder nur kriegsgemischt und kriegsähnlich ausfallen. Auch das Nibelungenlied ist nicht viel weniger wie die Ilias ein Kampfepos. Man könnte im Hinblick auf solche sogenannte heroische Zustände und Zeitalter fast sagen, dass aus ihnen eine sichtliche Freude an Krieg und Kampf herausschaue, obwohl sich gelegentlich auch wohl ausnahmsweise einmal Ansätze zu Seufzern über Menschenschicksal verlautbaren. Grade unsern nordischen Nationen ist, wie ihre Ursagen vom Verhalten ihrer Götter erkennen lassen, der Krieg offenbares Bedürfniss gewesen. Einen Himmel, d. h. das Bild eines vermeintlich vollkommenen Lebens, konnten sie sich ohne Krieg nicht denken. Der Kampf gehörte zu den Lebensverrichtungen, ohne die ihnen das Leben schaal erschienen wäre. Noch heute existiren von dieser Anschauungsweise mehr Reste, als man sich in den humanitären Kreisen gemeiniglich denkt. Man sollte sich aber eingestehen, dass ein solcher Zug sich im Menschen von Natur unter bestimmten Verhältnissen entwickeln musste, und dass es mächtiger Gegenantriebe bedarf, um ihn einzuschränken und schliesslich ganz abzuthun. Es ist nun von hohem Interesse, grade an einem Spross der uralten kriegerischen Stände zu sehen, in was sich der ursprüngliche epische Heroismus nachmals verwandeln kann. Byron ist zwar gewissermaassen auch noch ein Mann des Kampfes, aber in einem ganz andern Sinne als seine Ahnen. Er will die Gewalt nur gegen die Gewalt; er will den Krieg nur gegen die Unterdrückung ins Spiel setzen.

Auf solchem Standpunkt gehen die Lebensziele auf das Schaffen, anstatt auf das Zerstören. Die Liebe ist allerdings, wenn vorherrschend oder gar souverän, nur ein Ausweg politisch gesunkener Völker oder Stände. Sie darf ebensowenig wie die Gourmandise zum raffinirten Lebenszweck werden und alle Energie in sich auf-

saugen. Das eigentliche Juanische Verhalten (im spanischen Sinne) ist von dieser Art; aber Byron hat (bei allem Philogenitiven, das er sich scherzhaft, aber wahr zuschrieb,) doch den Drang nach andern Seiten des Lebens nie vergessen. Nur blieb dieser Drang unbefriedigt, weil kein ebenbürtiger Gegenstand für die Kraft vorhanden war. Geistiges Ankämpfen gegen die schlechten Zustände, (um moralisch durchzubrechen,) blieb ihm daher allein übrig. Auch hat sich dieser Zug bei ihm gesteigert, und grade die letzten Abschnitte seines Epos zeigen die meiste Entschlossenheit zur Kritik der fashionablen Welt. Dies Eindringen in das englische Modeleben (der höchstgestellten Classen und ihrer reichsten Elemente) ist noch ein grösseres Verdienst als die Beleuchtung der modernen Kriegswüstheit.

Ohne Freiheit von derjenigen Ungerechtigkeit, mit der Angehörige einer Nation diese Nation (auch mit Preisgebung der Wahrheit) feiern sollen, hätte der Dichter über seine Heimath nichts Gescheutes sagen können. Ganz besonders ist die britische Nation zur Auslegung, (um nicht zu sagen Ausboxung) ihres grossen Ich gegen andere Nationen beanlagt, und ein gewaltiges Maass von selbstischen Trieben beschattet dabei die Wahrheit. Um so werthvoller ist nun die Kühnheit im Wahren, mit der Byron seiner Nation zu trotzen wagte. Wenn es den Thatsachen entspricht, so macht er sich über ihre am meisten verherrlichten Einrichtungen am entschiedensten lustig. Gleich der Blick von Shooters-Hill auf London giebt ihm zu Betrachtungen Anlass, (deren pathetische Spitzen er dann durch die Komik von augenblicklichen Vorkommnissen sich gehörig abstumpfen lässt.)

Sieh hier das grosse Volk, bei dem Freiheit und Recht ihren Sitz haben! In das Bewusstsein eines solchen geistigen Anblicks, (von dem der etwas von seiner Begleitung abgekommene Don Juan voll ist,) fährt komisch störend das Messer eines Strolchs vor das Gesicht, der mit einigen Genossen die Börse oder das Leben heischt. Zieht nun auch der Spanier nicht die Börse, sondern zahlt ruhig und fest mit einem sichern Schuss, (so dass er Leben nimmt, anstatt es herzugeben,) so macht ihn dies Facit, (als Alles vorüber,) doch einigermaassen nachdenklich. Gleich zum Willkomm (um der Selbstvertheidigung willen) einen freigeborenen Spross der edlen Nation umbringen müssen, — das ist doch eine seltsame Blüthe der überaus herrlichen Zustände! Indessen wenn das, was nun weiter (im Schoosse der englischen nobeln Gesellschaft) folgt, auch nicht so

strolchisch-tragisch geräth, wie das kleine Vorschmacksabenteuer mit dem Erwerbsritter vom Messer, so gestaltet es sich doch zu einer noch intimeren Kennzeichnung der Ausgeburten und zwar der hohen Ausgeburten abseits gerathener Cultur.

9. Der Don Juan ist nicht abgeschlossen. Die letzten Gesänge sind auch das letzte, was von Byron gedichtet wurde. Dennoch kann man es als keinen sonderlichen Mangel des Ganzen ansehen, dass zwischen den Dichter und die Vollendung seines Werks die griechische Expedition und der Tod getreten sind. Was hätte ein fertiges Donjuanepos sein oder bedeuten sollen oder können? Der Dichter hatte von vornherein keinen Plan, sondern nur sozusagen einen Trieb. Dies stimmte auch sehr wohl zur Sache, nämlich zur Komik, die sich über alle Composition und Poesie ergiessen sollte. Das Abbrechen ist daher nicht störend und macht namentlich nicht den Eindruck der Inconsequenz. Ein Endschicksal der Person Don Juans ist unerheblich; denn sie ist im letzten Grunde nicht der Hauptgegenstand, sondern dient schliesslich nur wie ein chemisches Reagens, um gewisse Eigenschaften der Gesellschaft sichtbar zu machen. Diese Rolle tritt in den spätern Gesängen deutlich hervor.

Seit der Spanier als russischer Specialgesandter den britischen Boden betreten, benimmt er sich unter den Engländern wie ein Engländer, und spöttisch sagt Byron, dass auch Don Juans Moral bei britischem Unterrichte correcter geworden. Der Held tritt also hier zurück, um der Hauptsache, einer sarkastischen Zeichnung der Londoner Salonwelt und des ländlichen Ferienlebens auf den Stammschlössern, als Anknüpfungspunkt zu dienen. In dieser Function bleibt er allerdings der Held; aber ihm gegenüber markirt sich der sachliche Gegenstand mehr als in den früheren Abschnitten des Epos. Nun ist die Charakteristik des höheren englischen Gesellschaftslebens so vollständig, dass sie fast Nichts zu wünschen übriglässt, wenn nicht etwa einige weitere Variationen und Varianten desselben Themas aus der reichen Byronschen Erfahrung. Haben wir nun auch solche nicht, so können wir dennoch zufrieden sein. Alles wohl erwogen, ist das Epos nicht unabgeschlossener als seine Zeit, als das 19. Jahrhundert, ja als die noch weiter in die Zukunft reichende Uebergangsepoche und Entwicklungsphase des selber unfertigen und widerspruchsvollen modernen Lebens.

Indem Byron seinen Helden in die englische und zunächst in die Londoner grosse Welt eintreten lässt, erneuert er den Verkehr mit seinen spöttisch geliebten Landsleuten. Er hält ihnen einen

Spiegel vor, und dieser Spiegel war ein Meisterstück; denn Byron hatte hier nur in seine eignen Erinnerungen zurückzugreifen, um scharfe Züge und farbenreiches Material in Menge zur Verfügung zu haben. Er macht Don Juan zum Löwen der vornehmsten Gesellschaftskreise; Byron selber war dies gewesen und brauchte nur ein Bild von dem Treiben zu entwerfen, in welchem er selbst sich als eine gefeierte Hauptperson bewegt oder vielmehr umgetrieben gesehen hatte. Was er nun da vorführt, sind die verschiedenartigsten Früchte der verzogenen Hochculturpflanze, die man kurzweg Gesellschaft oder Welt nennt, und die in ihrem Treibhausdasein weniger mit künstlicher Wärme als vielmehr mit Müssiggang gezüchtet wird. Das Alltägliche dieser Kreise wiedergeben, wird nur dann nicht schaden, wenn der Dichter es selber thut und seinen treuen Bildern die sich unwillkürlich anmeldende Komik beigiebt. Es sei jedoch daran erinnert, dass er auch den Bodensatz und gewissermaassen die Stützen der fraglichen Kreise, das wie Ungeziefer reichlich wuchernde Schöngeisterheer mit den Divisionen und Regimentern an Schriftstellern, nicht vergisst. Die Bemerkung, wie mehr als ein Schock lebender grösster Dichter darunter sei, ist von bezeichnendem Hohn; aber auch die blauen Schatten, welche der Geistestand männlichen Geschlechts in die weiblichen Cirkel geworfen, werden in verschiedenen Varianten, bald summarisch an einer ganzen Damenschaar, bald an einer einzelnen Individualität, auscolorirt. Byron ist kein Freund von weiblichem Gelehrtenazur; er sieht darin mit Recht eine Verbildung, und das einzige Unrecht, welches man in seiner Auffassung der Sache allenfalls finden könnte, trifft nicht einmal die Schilderung und Würdigung der Facta selbst. Es könnte etwa nur darin bestehen, dass wirkliche höhere Bildung des Weibes, also eine Kenntniss und Bildung echter Art, nicht in Frage gebracht wird. Eine blaue Halbwelt des Geistes sind thatsächlich schon die Männer, um die es sich dort handelt. Wie sollten Mädchen und Frauen, die sich doch nur von einer solchen Männerwelt her ihre Bildungsfarbe angetüncht haben, ein besseres Colorit zeigen! Im Gegentheil muss sich das Verkehrte in der weitern Uebertragung oder gar Nachäffung noch verkehrter ausnehmen, woher denn auch im Alterthum wie in der neuern Zeit Possenreisser und Komiker willkommenen Stoff erhalten, also namentlich Aristophanes und Moliere sich in der Verspottung der Irrgänge weiblicher Emancipationsvelleitäten gütlich gethan haben.

Derber und handgreiflicher als die Zeichnung des Stadtlebens, weil bestimmter und individualisirter, gestaltet sich das Bild des politischen Feriendaseins auf den Landsitzen. Die bestimmte von Byron als Schauplatz gewählte Localität ist unter dem halb fingirten Namen „Normännische Abtei“ sein vormals eignes Stammschloss. Die Schilderung dieses Stücks Gothik sammt zugehörigem Naturrahmen ist bestimmteste und anschaulichste Wirklichkeit und Wahrheit; auch tritt bei Dichtern nicht häufig ein solcher Fall ein, dass sie an dem, was ihr Gegenstand ist, nicht nur jeden Winkel kennen, sondern auch von der Theilnahme eines mit der Sache verwachsenen, in sie hineingeborenen Eigenthümers bewegt werden. Athmet nun die Schilderung der Oertlichkeit jene intime Vertrautheit, die allein volles Leben giebt, so ist, was dort vorgeht, wenn auch von anderwärts hineinverlegt und frei aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengedichtet, dennoch in seinen allgemein treffenden Zügen nicht minder ausdrucksvolle Wahrheit. Benehmen und Lebensweise eines an der Staatsverwaltung betheiligten Lords mit seiner Lady, seinem eingeladenen Kreise, im gewöhnlichen Lauf der Alltäglichkeiten oder auch im Verhalten bei Regalirung der provinciellen Edelleute für den Zweck des eignen Gewähltwerdens, sowie allerlei Zwischenfälle und Vorkommnisse, die ein Licht auf die feudale Herrlichkeit, deren bauliche Restaurationsvelleitäten, Sittenpolizei und Fuchsjagd werfen, — Dies und Derartiges mehr rollt sich auf und spielt sich ab, während Don Juan als Gast den Anknüpfungspunkt auch für ein Stückchen erzählungsartigen Fortschritt und für die Charakteristik des höheren Damentreibens und Weiberunfugs abgiebt.

Hohle Geschäfte, kalte Ehe, Vergnügungen mit keiner echten Theilnahme, Müssiggang und Langeweile als Ursache von allerlei Liebesspiel, — hierin ergeht und erschöpft sich das Leben oder vielmehr Halbleben jener vornehmen Gesellschaft, wie sie von Byron vorgeführt wird. Die Dame des Hauses, unter dem Namen Lady Amundeville, ist dabei ein höher gegriffener und etwas edler gearteter Typus des leer gebliebenen und wesentlich nichtigen weiblichen Daseins. Sie ist jung, erst einige Jahre verheirathet; sie ist ein wenig Dichterin, so dass ihr Gesang auch im Text auf eigner Composition beruht. Bei alledem ist sie aber unbefriedigt; ihr Wesen ist unausgefüllt; ja dies Wesen bleibt selber ein wenig fraglich, nämlich wieweit es als wirkliches Wesen existire und nicht von vornherein im blossen Schein der Gesellschaft erstickt sei. Grade

weil äusserlich tadellos und mit allerlei Talenten wie mit Schönheit ausgestattet, ist diese Frau des Hauses ein Musterbild für die überall mit Nothwendigkeit producirte Nichtigkeit solcher künstlicher Blüthen der Ueberstaatelung und Uebercultur der sogenannten grossen Welt. Diese junge Frau will alle Tugenden besitzen; aber sie ist sich so wenig ihrer eignen Eigenschaften bewusst, dass sie die sozusagen angesellschaftete Heuchelei des Tugendbewusstseins nicht einmal vor sich selber zu durchbrechen vermag. Indem eine Regung für Don Juan in ihr keimt, belügt sie sich selbst und nicht blos Andere mit Wendungen und Vorstellungen, welche die Sache im Lichte anderer, unschuldigerer Affectionen erscheinen lassen sollen. In der feinen Zeichnung solcher selbsttrügerischer Mischzustände ist Byron auch sonst Meister; hier hat er aber das Subtilste geleistet, indem er den Mangel der Aufrichtigkeit und der Charaktertiefe an einem Gegenstande zeigt, der äusserlich und innerlich alle von der Welt gepriesenen Vorzüge aufweist.

Von gröberen Nebenerscheinungen, wie jener Herzogin, welche gegen Don Juan die Neckerei mit dem Geisterspuk ausführt, braucht hier nicht die Rede zu sein. Wohl aber ist zu bemerken, dass Byron, wie anderwärts, auch hier nicht unterlassen hat, in das Bereich der bemängelten Gesellschaftsgestalten auch ein reiner anmuthendes Bild zu versetzen. Der Vorname „Aurora" ist dafür schon bezeichnend, noch mehr aber der Umstand, dass es eine wenn auch reiche, doch vereinsamte Waise ist, die in diesen Cirkeln ihren jugendlichen Glanz mehr verbirgt und durch stille Zurück- und Abseitshaltung unscheinbar macht, als strahlen lässt. Jedoch auch mit diesem Wesen ist Byron sich bewusst, aus der Gesellschaft und nicht aus der lebendigeren Natur geschöpft zu haben; es ist ihm ein Edelstein, aber nicht, wie jene Inseljungfrau Haidi, eine Naturblume.

Für das erwähnte reinere Gemälde inmitten der angezehrten Gesellschaft muss man besondere Aufmerksamkeit haben, weil es das letzte ist, welches der Dichter hingezeichnet hat. Es mag dies eine Zufälligkeit sein, bleibt aber darum nicht minder eine interessante Thatsache. Spät, aber noch vor jenen letzten Donjuangesängen, hatte sich Byron mit seiner Phantasie nach Otaheiti geflüchtet, um in dem theilweise idyllisch, theilweise heroisch gestalteten Gedicht „Die Insel" in Nuha ein naturathmendes Mädchenideal zu entwerfen. Dieses Gedicht, welches unter den wesentlich ernsten wie das späteste so auch wohl das beste ist, zeugt dafür,

dass der Dichter durch die Ueberlassung an das komische Genre auch die Fähigkeit zum directen Ernst nicht verloren hatte. Nur war ein solcher wesentlich ungemischter Ernst der von Verderbniss unterhöhlten Gesellschaft gegenüber, also Angesichts zerfallender Nichtigkeiten, nicht angebracht. Die Flucht aber in reine Natur oder vielmehr in Etwas, was dem Glauben eines Byron allenfalls noch als unschuldige Natur gelten konnte, ist eine Wendung desjenigen idealen Strebens, welches den Standpunkt der vollen Sachlichkeit und Wirklichkeit noch nicht gewonnen hat. Die Romantik für unberührte Natur bleibt eben auch unter den günstigsten Umständen Romantik und hiemit Abweichung von der vollen Wahrheit. Offenbar hat es Byron selbst empfunden, dass ihm zwischen Verherrlichung der Natur und Belachung der Gesellschaft kein Drittes und zugleich Stichhaltiges in Sicht kommen wollte. Verschiedentlich hat er angesetzt, um aus dem Rahmen des Gegebenen zu edleren Conceptionen zu gelangen, die auch zugleich real fassbar wären. Allein über eine sehr allgemeine und nur gelegentlich betonte revolutionäre Perspective ist er nicht hinausgekommen. Er war selbst, wenn auch nur äusserlich, zu sehr in das Element getaucht, gegen dessen Verderbungen er sich wendete, als dass er hätte aus dem ihm jenseitig noch ein wenig verschlungenen und dämmerigen Geisteslabyrinth zum völlig lichten und freien Verstande und Gemüth den Ausweg finden können.

10. Bezeichnend ist es, dass der Schluss oder vielmehr das Letzte im Don Juan halb ernst halb spöttisch ein Gespenstergeschichtchen ins Spiel bringt. Eine Sage von dem bisweilen im Schloss umgehenden Geist eines Mönchs wird sogar Gegenstand einer eingefügten Ballade, und es schwächt die Haltung Byrons dabei nicht sonderlich ab, dass diese Ballade als Dichtung der Lady Amundeville figurirt. Offenbar hatte sich Byron selbst auch im reifsten Stadium noch nicht über jene fast ganz allgemeine Dichterschwäche erhoben, ohne Bedenken mit der Unwahrheit des Aberglaubens künstlerisch zu spielen und mit der formellen Dichtergabe Gegenstände zu verklären, die an sich und zwar nicht blos von Verstandeswegen sondern auch aus dem Gesichtspunkt des Charakters verwerflich sind. Wer beschränkt genug ist, an Derartiges im Ernste zu glauben, hat einen wenn auch nicht schmeichelhaften Entschuldigungsgrund. Bei modernen Dichtern fällt dieser aber meist ganz oder fast ganz fort, und es bleibt fast nur conventionelle Spielerei mit der Sage und einem früheren Volksglauben übrig.

Sich dichterisch für die unbefangene und volksmässige Wahrnehmung so anstellen, als handelte es sich um Thatsachen und Wahrheit, während doch nur die frühere theils unwillkürliche theils bewusste Schwindligkeit oder Schwindelhaftigkeit des Aberglaubens in schöne Worte gekleidet und mit reizenden Empfindungen verbrämt wird, — das heisst offenbar die edle künstlerische Gestaltungskraft an die Thorheit und an die Lüge prostituiren. Von dieser allgemeinen Dichterunsitte sich nicht ganz und gar emancipirt zu haben, kann aber nur für einen Byron ein zutreffender Vorwurf sein; denn bei den Früheren ist der Standpunkt so wenig frei und die Conventionalität so selbstverständlich und arg, dass es ihnen gegenüber keinen Sinn hätte, in einem einzelnen Fall eine besondere Ausstellung zu machen. Jener Specialvorwurf ist daher von der einen Seite sogar mit etwas Ehrendem verknüpft; denn er besagt, dass Byron mit seiner ganzen Dichtung bereits auf dem besten Wege war, jegliche conventionelle Lüge über Bord zu werfen, und dass nur unwillkürlich - und im Widerspruch mit dem bessern Streben - vereinzelte Restchen hängen geblieben sind.

Die Gesammthaltung Byrons in der fraglichen Angelegenheit könnte als Fopperei des Publicums aufgefasst werden, wenn nicht mancherlei Strophen von unverkennbarem Ernst diese Annahme unmöglich machten. Für Byron waren eben jenseitige oder, wenn man will, transcendente Vorstellungen zwar nichts Erwiesenes, aber auch nichts endgültig Widerlegtes, sondern blieben etwas Fragliches. Dieser Standpunkt oder vielmehr Unstandpunkt der Unentschiedenheit ist überall sichtbar, und über ihn ist Byron trotz der wohlthätigen entgegengesetzten Einwirkung seines Freundes Shelley nie in durchgreifender Weise hinausgelangt. Allerdings neigte er immer mehr zur richtigen Verneinung und hatte sehr Vieles abgestreift; aber dennoch blieben Punkte oder, wenn man will, Pünktchen übrig, in denen das Reich jenseitiger Einbildungen seine Schatten in die Phantasie und in die offenen Glaubensmöglichkeiten der Dichternatur warf.

Engländer und sozusagen Bibligkeit hängen zusammen. Auch Byron war hebraisirenden Ammeneinflüssen und zwar in der eigentlichen Bedeutung der Ammenstückchen nicht entgangen; denn seine Amme, die lange den lahmen Fuss des Knaben zu besorgen hatte, ist ihm mit nicht wenig hebräischer Lahmheit, nämlich mit viel Anbibelei in die Glieder des Geistes gefahren. Hieraus erklärt sich auch ein gewisses Maass-noch sehr später-Liebhaberei für Bibellectüre und ausserdem die nicht seltene Wahl biblischer Stoffe, ein-

schliesslich der sogenannten hebräischen Melodien. Ebendaher, wie überhaupt aus der Infection Europas mit den hebräischen Schriften, erklären sich auch allerlei Wendungen und Bilder, die einen in der Kindheit davon verschont gebliebenen Germanen mit Naturnothwendigkeit anwidern. Nur die frühe Eintauchung in solche Verkehrtheiten des Charakters und Verstandes, wie sie dem jüdischen Racengeist in seinen hebräisch und griechisch abgefassten Beurkundungen, im alten und im neuen Testament, im Mosaismus und im Christenthum, eigen sind, macht das theilweise Hängenbleiben in den charakter-, verstandes- und geschmackswidrigen Vorstellungen begreiflich. Die neuern Dichter und Prosaisten, etwa mit der, aber auch nur annähernden Ausnahme Voltaires, waren mehr oder minder in jener Eintauchung befangen und huldigten, gröber oder feiner, solchen Bilder- und Sagenresten, die sie, als der bessern neuern Völkernatur in jeder Beziehung unwürdig, hätten wegschleudern sollen. Wenn nun ein Byron, der nachrevolutionäre und internationale Dichter, trotz seiner hohen Aspirationen, nicht alles Derartige aus sich ausgemerzt hat, so trägt einen Theil der Schuld das englische Geistesklima, einen andern aber die specifische Befangenheit der unwillkürlichen Bildung eines in der Feudalität Geborenen. Ein Shelley emancipirte sich schon mehr, wenn auch nicht in allen Zügen, die bei einer feinern Würdigung der Traditionsreste auf einer hohen Stufe des bessern und freien Denkens in Frage kommen.

Für Byron ist sogar die Grundgestaltung des Lebenstriebes einigermaassen mit fremdartig krankhaften Vorstellungselementen jener hebräischen Ueberlieferung behaftet. Die übertriebene und unnatürliche Betonung des Sterbenmüssens als eines nichtseinsollenden Unheils gehört dahin, und mischt sich mit der nur scheinbar entgegengesetzten Velleität der gelegentlichen allgemeinen Lebensverwünschung. Beides stammt aus derselben Quelle; die Selbstsucht und sozusagen Lebenssucht um jeden Preis, von der der hebräische Racengeist voll ist, erzeugt als Rückschlag gegen die angestammten innern Lebensstörungen, disharmonischen Unruhen und sich einstellenden Blasirtheiten das Gegentheil vom Lebensmuth, nämlich zeitweilig eine unwillige und unmuthige Abwendung vom angeblich verkehrten und thörichten Lebensgetriebe. Nach Leben lechzend, aber gegen die unbefriedigenden Lebensgefühle reagirend, sucht der disharmonische Mensch gleichsam ein Leben ausser und über dem Leben, und so ist die falsche Jenseitigkeit pessimistelnder Poesie nur allzuleicht fertig.

Hiebei bleibe es aber fern, ein paar anhebraisirte Züge der Verzerrung im Geiste Byrons auch mit diesem ganzen Geiste innig vermischt zu denken. Es waren eben nur angethane Unbilden der Erziehung ziemlich äusserlicher Art, die nicht tief eindrangen und das freie Wesen des mächtigen Charakters in der entscheidenden Hauptphysionomie nicht zu verändern vermochten. Sie entstellten das Aussehen und die Färbung einzelner Punkte und Striche; aber trotz ihrer strahlte überall sonst der Ausdruck einer der edelsten und höchsten Individualisirungen germanischer Gesinnung. Auch die pessimistischen Anwandlungen sind, wenngleich ungesund, doch wesentlich auf diesem Boden veredelt und stets heldenhaft gestaltet. Der Lebensheroismus überwindet immer wieder die sich anmeldenden Disharmonien, und der Mann selbst zeigt sich meist stärker als die Theorien, von denen er zehrt und die an ihm zehren.

Irgend welcher Ichwahn ist bisher das Schicksal der herkömmlich gebildeten und demgemäss auch zu einem erheblichen Theil verbildeten Welt gewesen. Byron war davon aber verhältnissmässig freier als so ziemlich alle seine Vorgängergrössen im Reiche der modernen Dichtung und Literatur, und als etwa insbesondere ein Rousseau, Goethe oder Schiller. Die Verdinglichung eines eignen Ich als eines besondern Etwas, also die Verfehlung der Auffassung unseres Wesens als eines Inbegriffs von Vorgängen, — die Verfehlung dieser allein wahren Auffassung der Thatsachen kennzeichnet den Ichwahn, der tiefer liegt und feiner gestaltet sein kann, als die groben oder feinen Unsterblichkeitsvorstellungen, in die er sich gemeiniglich kleidet. Im Sinne Byrons behielt er nur noch eine verblassende unbestimmte Färbung, herrührend von einer Art natürlicher Mystik, wenn man das Wort „natürlich" als Beiwort für solche Dunkelheiten überhaupt noch zulassen will. Selbstverständlich giebt es für den Geist ein natürliches Halbdunkel, nämlich jedesmal dann, wenn er aus Mangel an Licht nicht mehr deutlich unterscheidet. In diese Dämmerung hinein projiciren sich die sich selbst unklaren Aspirationen und Ideen. Hier hat auch der zuerst durch Selbsttäuschung dem Menschenbewusstsein angebildete Ichwahn das letzte trügerische Asyl seiner Eitelkeit. Hier will ihn eine halbjenseitige Poesie in ihrem vermeintlichen Schweben zwischen zwei Welten noch in einem Restchen festhalten und pflegen. Hier haftet auch Byron noch ein klein wenig daran, wenn auch sein edler, individuell nicht selbstsüchtiger Sinn und seine Erhebung

über das Leben ihn oft genug dahin weisen, den natürlichen Wegfall des Daseins nicht als Unheil zu betrachten.

Im drittletzten Gesang des Don Juan kommt eine kennzeichnende Aeusserung vor, die in die angedeutete halbdunkle Richtung ausläuft. Nachdem Byron sich in dem Sinne ausgesprochen, er räume nichts ein, bestreite aber auch nichts, fragt er: Was wisst denn ihr? Die Antwort, dass ihr geboren, um dann zu sterben, könnte auch ein Irrthum sein. Ein Zeitalter könne kommen, ein Quell von Ewigkeit, wo weder Altes noch Neues sein werde. Diese letztere Wendung enthält eine Perspective von sehr unbestimmtem Umriss; doch scheint sie sagen zu sollen, dass einst dem Menschengeschlecht ein Sein und Bewusstsein aufgehen könnte, vermöge dessen eine Einheit alles Vergangenen und alles Zukünftigen verwirklicht und erkannt würde. Eigentlich jenseitig oder mystisch von gemeiner Art ist diese dunkle Vorstellung nicht; auch schliesst sie nicht grade den gewöhnlichen Ichwahn ein; denn das Ich ist dabei nur in der Aufbehaltung von Allem mitberücksichtigt und nicht zur Hauptsache erhoben. Mehr philosophisch und logisch ausgedrückt, würde die dunkle Idee oder vielmehr der blosse unbestimmte Antrieb zu einer noch nicht fassbar gestalteten Idee sich näher dahin bestimmen lassen, dass Geborenwerden und Sterben nicht die letzte und vollste Wirklichkeit des Seins repräsentiren, sondern dass irgendeinmal im Laufe der Entwicklungen ein Erfahren des tiefern Zusammenhangs des Wirklichen mit sich selbst, seiner Vergangenheit und Zukunft, und zwar von Natur, eintreten könnte. Selbstverständlich haben aber solche, immer unzureichende und bedenklich unbestimmtbleibende Formulirungen die Eigenschaft, an dunkle Horizonte mehr als blos zu streifen und jedenfalls ein Widerspiel klaren Sinnes zu sein. Ein Dichter ist freilich am ehesten entschuldbar, wenn er in derartige Regionen hineingeräth, und Byron hier speciell hat wenigstens den Vorzug für sich, nicht dem Gemeinen anheimgefallen zu sein.

11. Die Byronschen Neigungen, sich mit Gemüth und Verstand in das Sein und dessen Räthsel zu versenken, vertreten nur die eine Form der Lebensenergie; die andere, die sich jener mit einer bei Weitem überwiegenden Kraft, aber in natürlicher Verwandtschaft zugesellt und die Wurzel von allem Uebrigen bildet, ist die Richtung auf das ideal Weibliche. Wie man die Menschen an ihren Träumen und Göttern erkennt, die sie nach ihrem Wesen gestalten, so giebt es auch ausser dem Bereich des eigentlichen

Fabulirens und mehr im Sinne der Wirklichkeit eine Aehnlichkeit zwischen dem Charakter und seinen musterbildlichen Schöpfungen. Ein edler und hoher Charakter entwirft nichts Gemeines, und so erkennt man denn auch den Dichter an denjenigen Frauengestalten, die er als anmuthende Typen oder Individuen hinzeichnet. Wenn bei irgend wem, so muss bei einem Byron grade dieser Maassstab entscheidend sein; denn als Mensch und Dichter ging unser Held vornehmlich in jenen Affectionen auf, die man auch in einem höheren und geistigen Sinne geschlechtliche nennen muss. Wer bei der Geschlechtlichkeit ausschliesslich an deren niedrigste Stufe denkt, wird freilich die Anwendung des Worts in seinem besten Sinne nie begreifen. Wer aber in Alledem und in den verschiedensten Stufen der Lebensenergie von der gleichsam brutalen bis zur sinnlich und geistig veredeltsten hinauf die durchgehende Einheit zu erfassen und zu würdigen vermag, wird unsere Ausdrucksweise nicht nur dem vorliegenden Gegenstande entsprechend, sondern auch mit der sonstigen tieferen Wahrheit in Uebereinstimmung finden. Es ist kein Zufall, dass Byrons Poesie zum Don Juan als zu ihrem letzten Ziel hingetrieben worden. Wäre es auch nicht die spöttisch gewählte Figur des Don Juan gewesen, so hätte es unter andern Umständen und bei reinerer Fassung doch jedenfalls ein Held der Liebe sein müssen, wenn Byrons Dichterstreben, ähnlich wie sein thatsächlich persönliches, sich hätte genügen sollen.

Alle früheren Vorstadien der Byronschen Poesie zeigen uns im Grunde dasselbe. Jede männliche Heldenhaftigkeit, in deren Darstellung er sich oder Züge seiner Geisteswelt spiegeln will, hat sich gegenüber, gleichsam wie Ergänzungen des eignen Wesens, weibliche Gestalten von entsprechender Lebensfülle. Auch hier gilt es im Einzelnen, dass man die Helden zu einem guten Theil an den Gegenständen ihrer Liebe erkennt. Freilich fehlt es darum nicht an selbständig, d. h. auch ohne jene Beziehung, hervortretenden weiblichen Charakteren. Wir wollen daher unmittelbar auf die Typen und Individuen selbst einen Blick werfen. Die Zusammengehörigkeit versteht sich dann ohne Weiteres. Was zunächst immer wieder von Neuem hervorgehoben werden muss, ist die Hinausversetzung der höchststehenden Ideale ausserhalb des Rahmens der englischen und der nächstliegenden europäischen Gesellschaft. Dieser Umstand enthält eine Lehre, die man nie vergessen sollte. Er bezeugt, dass es einem Byron unmöglich war, sich in den

Hauptculturländern Europas, soweit er deren Zustände kannte, Ideale ersten Ranges auszumalen, die seiner Phantasie genügt hätten. Der heroische Dichter brauchte dazu ungebundenere oder doch wenigstens mit den Banden feurig brechende Mächte. Entweder ganz fern von der gewöhnlichen Cultur, wie in Otaheiti, oder aber an der Grenze eigentlich europäischer Civilisation, wo die Gegensätze zum Asiatischen ihre Stätten haben und eine Art Räuberfreiheit aufkommen lassen, also im Bereich, wo der Europäer auf den Türken stösst, fand der Dichter freieren Spielraum für die Schöpfung von Musterbildern.

An erster Stelle steht die schon erwähnte Gestalt Nuhas, deren Typus um so wichtiger ist, als er aus der letzten Zeit Byrons stammt. Nicht dieselbe völlig schuldlose Natur, ihr aber doch am nächsten stehend, ist Haidi, das Piratenkind, dessen einziger Fehl in der Leichtigkeit besteht, mit der es des Vaters zeitweilige Verschollenheit als Nimmerwiederkehr gelten lässt. An dritter Stelle möchte wohl, namentlich wenn es auf Thatkraft im Weibe und auf treues, bis in den Tod reichendes Festhalten einer einmal mit asiatischer Gluth erfassten Liebe ankommen soll, die türkische Gulnar des Corsaren genannt werden, die bei der Verwandlung des Corsaren in den heimathlichen Lara als Page Kaled seine düstern Tage und sein letztes jähes Schicksal theilt.

An ihr hat der germanische Dichter zugleich sein Grauen vor einer blutigen That von weiblicher Hand ausgedrückt; es ist dies ein altgermanisches Vorurtheil oder, wenn man lieber will, eine Erinnerung aus jenen ältern Völkerzeiten, in denen man dem Weibe durchaus keine Ausführung von Thaten zugestand, in denen mit eigner Hand über das Leben von Männern verfügt wurde. Am Schluss des Nibelungenliedes ist die Wuth Hildebrands, der die Kriemhilde in Stücke haut, für jenes rohe und monopolistisch gesinnte Vorurtheil bezeichnend. Kriemhilde hatte dem boshaft hinterhaltigen Hagen, dem Meuchelmörder ihres Mannes, nachdem Hagen noch allerlei Streiche verübt, schliesslich aus Noth und in Ermangelung einer andern Aussicht auf Rache, mit dem Schwert des Gemeuchelten selber den Kopf abgeschlagen. Es galt nun als unerhört, dass ein Mann von Weibes Händen gestorben, und aus diesem beschränkten Gefühl heraus erklärt sich zum grössten Theil die empörende That, nicht eines Feindes, sondern eines zum Beistand Berufenen gegen Kriemhilde.

Diese altfränkische Erinnerung war nöthig, um das moderne Grauen eines Byron, mit welchem er Gulnars Erdolchung des Paschas begleitet, erklärlich zu machen. Offenbar liegt hier eine angeerbte Gefühlsweise zu Grunde, die sich aber nur um so unzutreffender ausnimmt, als sie im modernen Rahmen erscheint. Das Edle, was man allenfalls darin suchen könnte, dass der normännische Spross seinen Feind selber nicht im Schlafe tödten will, wird dadurch überwogen, dass er beengterweise sich über die Nothwendigkeit des besondern Falles hinwegsetzt und das Weib in die Lage bringt, die unbedingt erforderliche That mit eigner Hand zu wagen. Hinterher nun ein Grauen vor dem Blutmal einzumischen, dem er seine Rettung verdankt und das ihn beschämen sollte, ist ebenso billig als ungerecht. Auch würde es eine Beschönigung sein, wenn man derartige Regungen traditionell verbildeter Gefühle mit normännischem oder altgermanischem Wesen mehr als blos erklären, nämlich eigentlich entschuldigen wollte, — nicht zu reden von denen, die sich womöglich zu einer Verherrlichung solcher Cruditäten versucht finden möchten.

Der Mann, der nur nach der Schablone sittlich zu sein verstände und die Grundsätze des beiderseitig offenen Kriegs übel da anbrächte, wo auf der andern Seite die Voraussetzungen fehlen, handelte befangen und thöricht zugleich, ähnlich wie der, welcher aus der Grossmuth eine unterschiedslose Regel für alle Fälle machen würde. Dem Weibe aber, welches mit seiner unmittelbaren Wahrnehmung erfasst, was geschehen muss, und in der verzweifelten Noth, vom männlichen Heros nicht unterstützt, das Widerstreben der eignen, für solche Dinge nicht geschaffenen zarten Natur heldenhaft überwindet und die That vollbringt, — dem Weibe daraus einen Vorwurf machen, heisst ihm alles Recht, ich will noch nicht sagen zur Rache, nein schon zur blossen Nothwehr und eignen Lebensrettung absprechen.

Immerhin mag man bedenken, dass der Fehler, der den Corsaren und hiemit indirect die Byronsche Denkweise in unserer Schätzung blosstellt, aus derselben Quelle fliesst, aus welcher auch die Rettung Gulnars aus den Flammen entsprang, wodurch in dieser die mächtige Liebe ihren ersten Antrieb erhielt. Für den Corsaren war jener allgemeine Edelsinn, der den Gedanken an die hülflos verbrennenden Frauen des Feindes nicht ertragen konnte, verhängnissvoll; denn er erfuhr infolge des zeitweiligen persönlichen Ablenkens vom Kampfe zu jener Rettung aus Feuersgefahr die entscheidende

Niederlage und gerieth in toddrohende Gefangenschaft. Wer bei der Lebensgefahr der Schönheit, noch dazu auf Seiten des Feindes, durch den blossen allgemeinen Gedanken an hülflose Weiblichkeit ganz eingenommen wird und es als heroische Pflicht ansieht, helfend zuzugreifen, wenn auch dabei die Führung der Hauptsache hintangesetzt und gefährdet wird, der handelt nach einer ähnlichen Anschauungsweise, wie sie andererseits und in einem entgegengesetzten Falle jenen Regungen des Grauens zu Grunde liegt. Mit derselben Art von Ritterlichkeit, die dem Weibe zu Hülfe kommt, weil es Weib ist, verbindet sich auch jene Vorstellung, die es mit Unmuth aufnimmt, wenn das Weib selber im Bereich von Tod und Blut thatfähig wird. Ebenso ist mit derselben Art von eigenthümlich sentimentalem und nach individualistischer Gelegenheit ablenkendem Heroismus, aus dem die Rettungsthat entsprang, im andern Fall jenes Verhalten verbunden, welches infolge eigenthümlicher Gefühle auf eine dringend mahnende Rettung nicht blos der eignen, sondern auch der fremden Person nicht eingehen will.

12. Während sonst vorherrschend die ideale Geschlechtlichkeit an der Mehrheit der Verhältnisse, wenigstens in der Aufeinanderfolge, keinen Anstoss nimmt, hat Byron - im Giaur - eine Liebe geschildert, die in völligem Bewusstsein zeitlebens nur einem und noch dazu einem Gegenstande gilt, der sehr bald sein Schicksal vollendet hatte. Diese Liebe zehrt von der Erinnerung, und ihr Träger wird von dem Gedanken verzehrt, dass die Geliebte unwiederbringlich dahin ist. Keine Rache am Tödter des geliebten Gegenstandes will den Unmuth dämpfen; der über den Feind gebrachte Tod ist keine Ausgleichung des Risses. Das Herz lehnt sich noch immer gegen die Thatsache auf, die ihm einmal angethan ist. Die Geliebte, nach türkischer Sitte ertränkt, bleibt todt, und das Bild vom Grab in den Meereswellen reizt fortdauernd den Trotz des wilden Stolzes gegen das Schicksal selber auf.

Gliche der Todten auf der Erde auch ein lebendes Weib, so hülfe diese Thatsache nichts, ja wäre noch schlimmer; denn da es nicht Jene wäre, so würde eine solche Erinnerung nur die Pein noch peinvoller machen. Gleichend und doch nicht sie, — das wäre am wenigsten erträglich. Gleichend und doch nicht sie, — in diese wenigen Silben fasst sich ein kurzer aber intensiver Gedanke, der die unüberbrückbare Kluft zwischen Gattung und Individualität, zwischen neuem gleichen Sein und einmaligem einzigen Sein scharf sichtbar macht. Man sollte meinen, dass Jemand, der

diese Kluft zu empfinden vermag, im innersten Grunde seines Wesens kein Pluralist der Liebe sein dürfte.

Indessen Mensch und Dichter, ja der letztere noch mehr als der erstere, vereinigen in sich verschiedene Naturen und gemischte Züge. Die Frage bei Byron ist nur, was auf der Oberfläche und was im tiefsten Grunde waltete. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich aus Leben und Poesie des mächtigen, aber wild angelegten Geistes den Eindruck erhalte, dass im tiefsten Grunde hinter allem Divergiren sich Etwas geltend machte, was von vornherein auf Concentration der Liebe gerichtet war. Wenn Byron dem weder in der Wirklichkeit noch in der Poesie entsprechen konnte, so hat dies wenigstens zum Theil daran gelegen, dass er etwas der idealen Geschlechtlichkeit Genugthuendes nicht fand. Im Suchen nach dem Musterverhältniss, ja, obwohl es komisch klingt, im Versuchen verlor er das Leben, das wirkliche wie das poetische, ich meine natürlich nur jenen Kern, der die volle Befriedigung des edleren Grundtriebes bedeutete.

Neben den poetischen Typen romantisch ausgezeichneter Art darf man die allgemeine Richtung nicht übersehen, die sich in Byrons sonstigen Begegnungen mit den der gesellschaftlichen Wirklichkeit näherstehenden Bildern ausdrückt. Wir berührten schon die gegen Ende des Don Juan kurz gezeichnete Individualität Auroras; aber weniger die besonders ausgeprägten Individualzeichnungen als vielmehr die Grundeigenschaften, von denen sich ein Byron vorzugsweise angezogen findet, sind in diesem Gebiet in Frage. Es scheint, dass der Dichter als Mensch seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe im eigentlichen Sinne dieses Worts solchen Gestalten zuwendete, in denen sich etwas freundlich Anmuthendes ausdrückte. Es stimmt dies auch mit dem eignen Charakter Byrons; denn so herbe Züge in ihm auch das Leben gezeitigt hat, so ist doch wohlwollende Haltung im Kern seiner Persönlichkeit nicht zu verkennen und sogar oft noch mit dem Ausdruck der bittersten Wahrheiten unmittelbar verbunden.

Wer Byron begriffen hat, wird es auch verstehen, dass die Gegenstände der Liebe, denen sich dieser Charakter zuzuwenden vermochte, in Wirklichkeit oder wenigstens nach seinem Glauben jenen entsprechenden bessern und edleren Zug mehr oder minder an sich hatten. Der grosse Dichter unterscheidet sich in diesem Punkt sehr zu seinen Gunsten von seinen am meisten gefeierten festländischen Vorgängern und contrastirt gradezu mit Goethe, der

am wenigsten einen Fonds in sich trug, aus dem er auch nur einigermaassen-ähnliche Gestalten der Liebe hätte würdigen und künstlerisch herausbilden können. Im Einzelnen würde es sich in diesem Zusammenhange nicht lohnen, Goethes Bilder aus dem fraglichen Gesichtspunkt vergleichend zu betrachten; denn wo man auch hingreift, findet man im Grunde nur ideelle Verherrlichungen und Beschönigungen gemeinerer Züge, und in der Liebe selbst, auf Seiten des Mannes, vorherrschend das Gegentheil von Wahrheit und edler Haltung. Nicht von Treue will ich hier reden und noch weniger von ausschliesslicher und immerwährender Treue; denn dieses letztere Gebiet ist ja selbst von Byron nur mit Elementen des Sehnens gestreift, aber nicht eigentlich betreten worden. Wohl aber giebt es auch in derjenigen Liebe, die ihr natürliches Schicksal der Vergänglichkeit erfüllt, ohne sich in dauernde Affectionen zu verwandeln, — wohl giebt es auch in dieser, von ihrer sittlichen Metamorphose abgetrennten Liebe eine ihr ganzes Dasein begleitende Aufrichtigkeit in den Gefühlen und Gedanken. Dieser natürlichen und sittlichen Aufrichtigkeit nun, die ebenfalls eine Art Treue, wenngleich nur von begrenzter Tragweite ist, wird auch nur ein entsprechend gut angelegter Charakter fähig sein. Dieser fand sich bei einem Byron, aber nicht bei einem Goethe mit seinen Mariannen, Gretchen, Clärchen und ähnlichen um so bedauernswertheren Geschöpfchen, als ihre Liebhaber und deren poetischer Macher nicht leidlich unschuldige Opfer wie sie selbst, sondern gar unzulängliche Figuren sind, die ihr männliches Geschlecht fast nur in der Rolle des Opferns und in andern Uebeln oder Uebeleien bekunden. Ueber eine derartige niedrige Gesinnungsrichtung war ein Byron unvergleichlich erhaben.

13. Er war dies trotz seines Anflugs von Donjuannatur, die durch ihn in einer veredelteren Weise ausgeprägt wurde, als ihr alter spanischer Ruf oder, wenn man will, Verruf mitsichbringt. Ueberdies war die poetische Einlassung mit diesem Thema komisch und negativ: Sie richtete sich mehr auf Blosstellung und Verlachung der allzu vielgestaltigen und wandelbaren Liebe. Sie kehrte ihre Spitze gegen eine Gesellschaft, die derjenigen schwächlichen Halbgesellschaft ähnlich war, die von einem Goethe beschönigt wurde. Es ist aber nicht allein der eigentlich sittliche Standpunkt, von dem aus Byrons Vorzüge in die Augen fallen. Auch wenn man nach dem sonstigen Persönlichkeitsgehalt der weiblichen Gestalten fragt, so stehen nicht blos die Goetheschen sondern auch

die Schillerschen gewaltig zurück. Beide deutsche Dichter kennen fast nur Passivitäten, ja, es drängt sich einem leider das Wort auf, fast nur völlige Nichtigkeiten. Ihre weiblichen Ideale sind Gegenstände, aber nicht Persönlichkeiten im charakteristischen Sinne dieses Worts. Sie geben kaum zu erkennen, was sie sind, geschweige dass sie Etwas thäten, was im Leben-und für den Geliebten-eine Bedeutung hätte. Aeusserstenfalls gehen sie nachträglich unter, weil sie müssen; sie lassen sich erdrücken oder werden vielmehr vom Schmerz erdrückt, weil sie sich, sei es vom Liebhaber, wie bei Goethe, sei es vom Schicksal, wie bei Schiller, geopfert finden. Vorher geschieht Nichts, was irgend, ich will nicht sagen an Thatkraft, sondern nur an Selbstbethätigung und an Hervorkehrung eines eignen Charakters anstreifte. Es fehlt sogar an jeder Physionomie einer entsprechenden Benehmungsart, so dass die Gestalten im Thun nicht viel weniger als Alles zu wünschen übrig lassen.

Wenn nun Byron diesen und ähnlichen Nichtigkeiten gegenüber mit seinen Frauengestalten einen Vorzug hat, so hüte man sich, dies auf Nationalität oder Gesellschafts- und Staatsgestaltung allein verrechnen zu wollen. Allerdings hat auch Shakespeare, wie namentlich in der Julia, Frauengestalten von einer gewissen Thatkraft, die sich vortheilhaft von den Conceptionen abheben, in denen sich die neuern Dichter des Festlandes ergingen. Es bleibe dabei aber nicht unbemerkt, dass die Julia, wenn auch englisch ausgemalt, doch thatsächlich und der That nach eine Italienerin ist und ihre Handlungsweise durch die maassgebende italienische Erzählung für Shakespeare festgestellt war. Ebenso bedenke man, dass Byron seine kühnsten Frauengestalten nicht vom englischen Boden nimmt, die Engländerhaftigkeit-mit ihrem herkömmlich plumpen Bischen Geltendmachung in der Welt des Handels und zugehörigen Kriegs-also nicht daran schuld sein kann. Im Gegentheil wurde diese nationale Eigenthümlichkeit von Byron ausdrücklich und speciell verachtet,-wo er von seinem Volke als demjenigen sprach, durch welches die Welt zur einen Hälfte geprellt und zur andern geschlachtet werde. Diese Art Grossthatigkeit hat wohl nicht viel Antheil daran, wenn englische Misschen oder Ladies nicht ganz so schüchtern und scheu gezeichnet worden sind, wie etwa deutsche. Eher könnte man bei dem Gemengselvolk, welches sich englisch nennt, in den Adern an einige Ueberbleibsel von jener normannischen Blutströmung denken, die eher auf alles Andere als auf Duckerei angelegt war und sicherlich nicht blos dem einen Geschlecht Etwas von ihrer Signatur vererbte.

Indessen scheinen mir diese nationalen Umstände nur zu Nebenerklärungen und nur indirect brauchbar. Byrons eigne persönliche Triebe liessen ihn, und zwar, wie wir gesehen haben, im Widerspruch mit ererbten Vorurtheilen, nach weiblichen Gestalten ausblicken, die in ihrer Art etwas heldenhaft Entsprechendes an sich hätten. Auf diese Weise erklärt sich seine Auswahl und Ausstattung der Gestalten. Wäre auf deutschem Boden ein Mann von einer Männlichkeit und Selbständigkeit im volleren Byronschen Sinne dieser Worte zum Dichten gelangt, so würde er sich, wo es auch hätte sein müssen, Frauengestalten von markirter Handlungsfähigkeit gesucht und solche wohl auch auf dem eignen Boden angetroffen haben; oder sollte etwa mit der altfränkischen Kriemhilde, die doch noch viel zu wünschen übrig liess und erst post festum zu Verstande, nämlich zum Racheverstande kam, alle Spur von deutschweiblicher Thatfähigkeit ausgestorben sein? Das Weimaraner Hofkunstspielplätzchen wäre freilich nicht das Oertchen für Zeitigung entschlossener Weiblichkeit gewesen; aber von den Kindchen und Spielpüppchen dieses gesellschaftlich officiösen Schlages ist ja auch hier nicht die Rede. Unser Boden ist hoffentlich noch nicht so ausgesogen, dass auf ihm weder wirkliche Mädchengestalten noch ideale Bilder von solchen - im Sinne weiblich zulässiger Thatkraft - entstehen könnten.

Zu der idealen Zeichnung bedarf es allerdings eines Mannes aber Byron wird in Europa doch wohl nicht der Einzige bleiben, der sich - im Dichterreich - diesen Namen verdient hat. Schon der zurückgesetzte, von mir aber auf eine höhere Stufe gestellte Bürger erinnert daran, dass wir auch auf unserm norddeutschen Boden nicht alle Hoffnung aufzugeben haben. Sein Ideal von Liebe, welches sich freilich nur einmal erfüllte und zweimal getäuscht fand, hat sogar in Beziehung auf Gemüthsadel noch Vorzüge vor entsprechenden Conceptionen des Briten; aber freilich in Rücksicht auf Frauenenergie, wenigstens derjenigen äusserlich sichtbarer Art, steht es etwas zurück. Es ist auch in einem zweiten Sinne des Worts zu einseitig bürgerlich, - also nicht blos Bürgerisch. Die Mollynatur ist, wie schon der Name besagt, etwas weich. Ihre That besteht darin, dass sie, unter Erduldung des auf ihr lastenden Gegenurtheils der Verwandtschaft und Umgebung, das Verhältniss zu Bürger mit Beharrlichkeit einhält und unter seiner kraftvollen Einwirkung niemals der drückenden und herabwürdigenden Gegenmeinung nachgiebt. Er feiert sie demgemäss - bei der Heirath - als die, welche

„trotz dem Hohngeschreie" ihm „gehalten Lieb' und Treue Mehr als hundert Monden lang". Das war unter den fraglichen Umständen wahrlich nicht wenig; es war ein innerer Heroismus des Widerstandes, aber doch nur erzeugt von der nachhelfenden und stützenden Kraft des Mannes. Der weibliche Typus steht dabei unvergleichlich höher als alle Goetheschen und Schillerschen Gestalten; ja er übertrifft auch in wesentlichen Richtungen, wie in der wohlwollenden, gemüthshaften, nordisch innig gearteten Treue die meisten Byronschen Ausprägungen der Weiblichkeit. Allein in dem einen Punkte, von dem wir hier grade reden, lässt er Einiges zu wünschen übrig. Bei gleicher Anschmiegungsfähigkeit doch etwas mehr selbständige Energie, — das würde erst den deutschen Frauentypus vor dem neuerdings auch von russisch slavischer Seite erhobenen Vorwurf bewahren, in entscheidenden Fällen keine zureichende Initiative zu haben.

Indessen müssen wir bei dieser vergleichenden Erinnerung an Bürgerisches bedenken, dass dies Alles ins 18. Jahrhundert und nicht blos in die vorrevolutionäre Zeit fiel, sondern auch verhältnissmässig kleinlichen Standes- und Berufsverhältnissen angehörte. Bürger dachte und fühlte in jenem engern Sinne des Worts bürgerlich, während Byron die Abkunft von Männern des Schwerts grade nach der guten Seite des Empfindens und Wollens fürsichhatte. Bürger war zwar auch als entschlossener und tapferer, ja als ganzer Mann angelegt; aber die kläglichen öffentlichen Verhältnisse, in denen er sich zu bewegen hatte, liessen die Anlage nicht voll zur Bethätigung gelangen. Ueberdies stellte er sich, so männlich auch sonst seine Gefühle waren, dem Weibe gegenüber nicht immer ganz richtig, indem sein Verhalten in der Liebe gelegentlich einen wenn auch nur kleinen Zug von dienerhaftem Frauencultus blicken liess, dem Byrons Grösse wohl nie nahetrat. Der Gegensatz ist hier offenbar einer von Standes- und Charakterverschiedenheit. Unser deutsches Gemüth wird sich mehr in der Bürgerschen Liebe, unser germanischer Heroismus aber mehr in den Byronschen Zügen von gebietender Männlichkeit wiederfinden.

14. Verlassen wir den sozusagen weiblichen Dichtertummelplatz, um an eine markigere Bethätigung von Gemüth und Gedanken zu erinnern. Ein Dichter, der dem allgemeinen Kampf um Menschenfreiheit und Menschenwohl ohne positive und entschiedene Theilnahme gegenüberstände, wäre, trotz einiger rhythmischen Formgewandtheit und trotz vieler Liebchenlyrik, fast so gut wie keiner.

Wenigstens könnte er, wie besonders der Fall Goethes zeigt, nur darauf Anspruch machen, blos untergeordneten Functionen desjenigen beschränkten Menschensinnes zu dienen, den sein Dasein unter dem Joch anheimelt und der seinen Lebensfunctionen durch stolze Erhebung keinen Adel zu verleihen vermag. Auch auf die Liebe bezieht sich dies; denn auch die Liebe eines Sklaven ist geartet wie er. Sie kann nicht mit jener freien und stolzen Gesinnung verbunden sein, von welcher auch die Kraft zur Treue herstammt. Sie duckt sich und bequemt sich in alle Verhältnisse; sie greift nicht durch, sondern unterliegt dem leichtesten Druck socialer Ablenkungen.

Von solchen Sächelchen, wie man sie nicht blos an Goethe studiren kann, war nun bei dem britischen Dichter kein Fäserchen anzutreffen. Dieser war der stolzeste und ungebundenste der Poeten. Er ragte sogar über die Dichterwelt überhaupt hinaus, indem er nicht etwa blos unabhängig von Gönnern und Gebern, wie sie den Andern fast niemals fehlen durften, sich selber sein eigner Mäcen, Patron und Beschützer war, sondern auch politisch und social keine Macht über sich anerkannte. Ja, was das Allerwichtigste ist, er war auch frei von jener Dienstbarkeit, die dem gilt, was man das Publicum nennt. Allen Machthaberschaften trat er kühn entgegen; er verspottete Kaiser und Könige, und zwar nicht blos im Allgemeinen oder blos geschichtlich, sondern zeitgenössische, ja landsgenössische mit directester Nennung der Namen. Er trat, was mehr sagen wollte, der herrschenden Gesellschaft seines Landes entgegen und kennzeichnete die europäische Reaction, die der französischen Revolution gefolgt war, nicht etwa in gefahrloseren Schematen, sondern durch persönliche Zeichnung ihrer Hauptführer. Das Gedicht über die bronzene Zeit liefert eine Schaar von Belägen gleich beisammen; aber durch alle Byronschen Dichtungen, die nur irgend zu Derartigem Gelegenheit bieten, weht derselbe Hauch der Freiheit, ja zucken vielfach gradezu Blitze revolutionären Lichts.

Die Blitze der Auflehnung besserer Einsicht gegen Verdorbenheiten der Zustände sind nun bei dem normannischen Königsspross noch höher anzuschlagen, als das ihm geläufige Auftreten gegen einzelne Machthaber. Letzteres lässt sich mitdaraus erklären, dass er sich geschichtlich als demselben Stande angehörig fühlte und in seinem stolzen Mannesbewusstsein gegen decrepide Glieder dieses Standes um so mehr Verachtung hegte. Er war stets bereit, mit den Waffen in der Hand zu Dienste zu stehen, wenn Jemand infolge

seiner persönlichen Angriffe dies wünschen würde. Wir wollen also eine solche Denkungsart weder unter- noch überschätzen. Sie war zum Theil eine Mitgabe der Abkunft und passte nur insofern nicht zur geschichtlichen Ueberlieferung, als die moderne Welt in den betreffenden feudalen und hochadligen Kreisen nicht mehr die einstigen trotzbietenden Gestalten der Urzeit hegt, an die Byrons heroische Ausnahme für seine Person wieder lebhafter erinnert hat. Dagegen ist es ein Zug interessanter Umwandlung, wenn man den nicht blos Hochgeborenen, sondern auch wirklich-in einem mehr als blos ritterlichen Sinne-zu denken und zu fühlen Gewohnten die modernen Umwälzungsbestrebungen mit voller Sympathie für deren wesentlichen und edel menschlichen Kern betrachten sieht.

Es ist bei Gelegenheit der Erinnerung an Rousseaus Schicksal, dass die Byronsche Wanderdichtung von dem Feuer, welches einst jenen Genfer Citoyen verzehrte, auf das allgemeine Feuer kommt, welches von der französischen Revolution angezündet und nebenbei zugleich eine nachträgliche Beleuchtung des Rousseauschen Geistes, ja gewissermaassen eine Rache für ihn wurde. Ungleich den festländischen Hauptdichtern, nämlich den zwei officiös anerkannten, nimmt Byron keinen Anstand, die französische Revolution als einen Act aufzufassen, in welchem die Menschheit ihre Stärke einmal erprobt habe, und auf Weiteres zu vertrauen, was mit weniger Ablenkung von dem rechten Griff verbunden sein werde. Er entschuldigt das Verkehrte und Schlechte an der Revolutionsgestaltung, indem er darauf hinweist, dass man von solchen, die bis dahin in Unterdrückung und im Gefängniss gelebt, nicht gleich die richtig gezielten Ausgriffe erwarten dürfe.

Das Stück Bewunderung, welches, wenn auch mit starker Einschränkung, von Byron dem Napoleon Bonaparte gezollt wurde, ist theilweise wohl als dichterische Schwäche zu betrachten. Es würde zur revolutionären Sympathie nicht im Mindesten stimmen, wenn Byron sich nicht romantischerweise gedacht hätte, Napoleon hätte für die Welt ein Befreier werden können und sollen. Das heisst nun freilich, den Leuten ihre Aufgaben gegen die Natur stellen; denn Napoleon bedeutete ja auch nur die Reaction, wenn auch in einer modernisirten Façon. Der britische Dichter, der vor dem antiken Urbild Cäsar keine ungetheilte Achtung hegen konnte, war auch nicht der Mann, auf die Dauer ein neues, aber gröberes Nachstückchen schmackhaft zu finden. Was den Bonaparte aber vollends in seiner Achtung stürzte, war, dass dieser nach seinem Fall nicht

den Tod zum Ausweg nahm, um wenigstens rühmlich und grosssinnig unterzugehen. Er habe mehr nachgegeben als sein niedrigster Soldat, — dieser Vorwurf, von Byron ausgehend, hatte im Munde des normännisch fühlenden Dichters zu bedeuten, dass der grosse Mann im Augenblick der Probe weniger als ein Mann gewesen sei. Der romantische Grossheitsnimbus, mit welchem ihn zu umgeben Byron sich gelegentlich durch die Eindrücke starker Action getrieben gefunden hatte, war nun vollends dahin, und es bedurfte auch nicht mehr des Byronschen Hasses gegen die Kriege, um den falschen Zauber und jede Abhängigkeit vom Prestige verschwinden zu lassen.

Mit der Leidenschaft und dem Gemüth werden oft Handlungen unwillkürlich sympathisch begleitet, blos weil sie mächtig sind, starke Eindrücke machen und Sinne wie Empfindungen gleichsam mitfortreissen. Diese allgemeine menschliche Naturnothwendigkeit besteht nun in höherem Grade für die Dichter und deren unmittelbare Erregbarkeit, am meisten aber für solche unter ihnen, in denen selber eigentlicher Thatendrang und keine blosse Neigung zu nachspielerischem Empfinden angelegt ist. Dieser Fall ist freilich ein äusserst seltener, aber er war in Byron verwirklicht, und es ist daher das Gegengewicht von Verstand nicht gering anzuschlagen, welches des unrichtig angebrachten Spiels unwillkürlich heroischer Mitempfindung wieder Meister wird. Wäre in Byron nicht Viel von solchem Gegengewicht vertreten gewesen, so wären die sozusagen blinden heroisch romantischen Regungen mit ihm davongegangen und hätten in keiner Kritik und in keinem Sarkasmus ihre Zügel gefunden. Das Vorhandensein dieser Zügel aber ist es grade, wodurch sich der Schluss der Byronschen Poesie ausgezeichnet hat. Hievon ist es auch herzuleiten, dass Byron pessimistischen Anwandlungen nicht auf die Dauer anheimgefallen und dass er sich je länger desto mehr einer Hoffnung auf die Zukunft, einer theilnehmenden Gesinnung für das nächste Schicksal der Menschheit und überhaupt einem bei aller romantischen Einmischung doch realistischen Denken und Fühlen zugewendet hat.

Wir brauchten das Wort „theilnehmende Gesinnung für das Schicksal der Menschheit“. Stillschweigend ist damit gesagt, dass Byron in Rücksicht auf die Zukunftsgedanken nichts weniger als ein specifischer Engländer war. Mit dem Anglicismus um jeden Preis sind wirklich menschheitliche Perspectiven gerechter Art unverträglich. Ein Engländer, der nicht Englands Fall zu prognosticiren

vermag, steckt noch in nationaler Selbstsucht und Ungerechtigkeit gegen die übrige Welt. Mit einem Byron war dies nicht der Fall, und ihm konnte daher Venedigs vollendetes Schicksal nicht vor den Sinn treten, ohne dass sich ihm im Geiste auch schon das künftige Sinken des britischen Weltreichs gezeigt hätte. Er weist auf dieses Ereigniss als auf eine Nothwendigkeit hin, ja er stellt eine einstige Rache Indiens in Aussicht und sagt seinen Landsleuten ins Gesicht, dass Indiens Sklavenmassen die Fundamente des Reichs untergraben würden. Dies ist nun in der That eine Mahnung, wie sie wahrlich nicht national fashionable ist. Indessen ein Byron wäre nicht der internationale, der kosmopolitische Dichter und Mensch, wenn er anders hätte urtheilen können. Grade diese Denkweise ist derjenige Theil Grosssinn, den man ihm am höchsten anrechnen muss. Der Engländer schreibt bekanntlich sein Ich gross, und dieser beschränkte anmaassende Kleinsinn, der sich auch in solchen orthographischen Aeusserlichkeiten verräth, hindert die Bewohner der Insel und namentlich die eigentlichen Engländer, eine wirklich grosse Gesinnung zu hegen. Die Ausnahmen zeugen daher für Kräfte, durch welche grosse Widerstände überwunden werden konnten. Byron ist eine solche Ausnahme, und diese Thatsache sollte zu allen übrigen, durch welche seine menschheitliche und dichterische Natur geadelt wird, als leitender Compass hinzutreten. Nur aus diesem Gesichtspunkt begreift sich vollständig, wie Byron der erste Dichter des 19. Jahrhunderts, ja überhaupt der modernen Uebergangsära hat werden können.

Vierzehntes Capitel.

Shelley's antireligiöses Dichterthum und unsere Kritik aller Poesie.

1. Der männlich grossen Gestalt Byrons lässt sich ein jüngerer Zeitgenosse, ja Freund an die Seite stellen, der einige Jahre später geboren, aber auch einige Jahre früher, und zwar persönlich von Jenem selbst, durch Verbrennung bestattet wurde. Die Stellung Shelleys an die Seite Byrons bedeutet aber wenig Aehnlichkeit. Im

Gegentheil fällt die Ungleichheit weit mehr in das Auge, als die sehr allgemeine Richtungsverwandtschaft in der Opposition gegen religiöse, moralische, sociale und politische Ueberlieferung. Letzterer Gegensatz ist zwar bei Shelley entwickelter und gewissermaassen auch von ungemischterem Ernst; aber er hat dennoch nicht die Kraft und das Mark, welches dem Byronschen inwohnt. Entschiedenheit ist zwar in Shelley; aber sie ist, so sonderbar es klingt, von weicher und, man könnte sagen, von weiblicher Art. In dieser überwiegend frauenhaften Artung der ganzen Haltung Shelleys ist der gewaltige Contrast gegen einen Byron gegeben, an dem kein Zug nicht männlich war.

Die Frauen sind bisher unter den Literaturgrössen ersten Ranges nicht vertreten gewesen. Ueber dieses Schicksal mögen sie sich einigermaassen trösten; denn in Shelley können sie sozusagen einen Ersatz aufweisen. Ja ein physischer Mann mit weiblich weichem Geiste, wenn er der Höhe der ersten Literaturgrössen nahegekommen, beweist sogar, dass ein bedeutendes Maass von Erhebung mit abnormen Defecten von Geist und Charakter vereinbar ist. Warum sollte dieselbe Geistesart, wenn sie als Abnormität bei einem Manne schon mit hohen Leistungen verträglich ist, nicht als Normalität bei einem Weibe zu noch mehr gelangen? Unter allen Umständen ist die Gemüthsart Shelleys mit ihrer hochpoetischen Ausstattung ein Anzeichen, dass gewisse Kunstfrüchte nicht an den eigentlichen Heroismus gebunden sind, der, abgesehen von äussersten Ausnahmsgestaltungen der Verhältnisse, nur bei Männern gefunden wird. Zeiten und Verhältnisse müssen unnatürlich extrem gerathen, wenn der Sachverhalt auch nur scheinbar ein anderer werden soll. Männerrollen in Frauengestalt sind wie Frauenrollen in Männergestalt etwas Denaturirtes. Von letzterer Rubrik lässt sich nun aber auch die Dichtung Shelleys, so hoch ihre Bestrebungen auch übrigens stehen mögen, bei aller Bemühung nicht ganz ausnehmen.

In englischer Sprache muss ein Angriff auf alle Religion, zumal wenn er aus dem Bereich der Dichter kommt, als eine Hauptleistung gelten; denn die englische Nation und der fragliche Berufsstand sind wenig dazu angethan, im Religionsgebiet Etwas vollständig zu durchschauen oder die Art von Egoismus und Eitelkeit zu überwinden, in der die Macht religiöser Vorstellungen wurzelt. In der That steht es nun auch mit Shelleys Religionsverneinung, so ansehnlich sie immerhin ist, nicht ganz so stark, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, und dies liegt hauptsächlich an der Dichter-

tradition, theilweise aber auch an der specifisch englischen Mitgift von Vorstellungen, die, wenn der eine Strudel vermieden ist, dafür nur umsomehr in einen andern ähnlichen gerathen lassen. Shelley wollte schon in frühester Jugend grundsätzlich Atheist sein und soll die halbe Naivetät gehabt haben, seinen bigotten Lehrern und Vorgesetzten eine von ihm geschriebene Abhandlung über die Nothwendigkeit des Atheismus anonym zugehen zu lassen. Ob er wohl gedacht hat, im Geiste solcher scholarchischer Kirchen- und Staatssklaven, bei denen überdies die Futterinteressen vom Glauben zehren müssen, auch nur das Geringste auszurichten? Ein junger Mensch, zumal ein so verbildetes Erzeugniss officiöser Schulung, auch wenn es sich gegen den Druck auflehnt, ist allerdings nicht darauf erzogen, von vornherein den unabänderlichen Lug und Trug Derer vollständig zu erkennen, die sich ihm immer nur unter der Maske der Moralität und als eingenommen für Wahrheit und Recht aufgespielt haben. Allein der Aberglaube an die schulerdichtete Moralität ist eine noch schädlichere Beschränktheit als der religiöse Aberglaube, und in der That hat Shelley den Aberglauben an eine sozusagen gemalte Moral, die nie und nirgend, ausser in der Einbildung, existirt, als beengendes Motiv seiner Dichtungen stets beibehalten. Aus diesem Aberglauben ist ihm jenes poetische Idol erwachsen, welches sich aus der falschen Meinung nährt, es sei das, was im Grunde nichts weiter als lügenhafte moralische Fiction ist, irgendwo und irgendwann zu verwirklichen. Aus eben dieser Quelle stammt denn auch der unversöhnliche Widerspruch, in welchem sich Shelleys Anschauungen mit den Grundgesetzen und Nothwendigkeiten alles Lebens und Strebens, namentlich aber mit allen Erfordernissen der Thatkraft befinden.

Doch lassen wir die Unerfahrenheit und Weichlichkeit des Shelleyschen Denkens und Fühlens noch zur Seite und wenden wir uns derjenigen Jugenddichtung zu, die ungeachtet der Unreife ihrer Entstehungsepoche doch noch dasjenige Erzeugniss ist, welches den Namen des Dichters noch lange Zeit über der Fluth halten wird. Es ist dies seine universelle Schilderung weltgeschichtlicher Religionsalbernheiten und Religionsgreuel, welcher er, zufolge einer poetischen Einkleidung, den Titel „Queen Mab“ gegeben hat. Die Feenkönigin ist es nämlich, von der er sich eine Art Vogelperspective auf die Geschichte der Menschheit eröffnen lässt. Ein durch und durch rationeller Mensch muss nun freilich bei solchem Eingang gleich stutzig werden. Was soll der poetische Schnickschnack, was sollen

poetische Fabelwesen und sozusagen poetische Götter da, wo doch den religiösen Göttern ernsthaft der Process gemacht wird? Schon hier also regt sich der erste leise Widerspruch, und es meldet sich etwas von der ganzen und vollen Wahrheit an, die darin besteht, dass man der Religion nicht gründlich die Thüre weisen kann, wenn man ihr nicht alles Maskenhafte der Poesie folgen lässt. Diese Wahrheit bestätigt sich in den gesammten Dichtungen Shelleys, und grade weil der letztere wohl das grösste Maass Freiheit von der Religion, welches bisher im Bereich der Poesie vorgekommen, nachdrücklich bethätigt und dafür eingestanden hat, ist er auch das zweckmässigste und würdigste Beispiel für die Kritik des specifisch poetischen Fictionenunfugs und des eigenthümlich auf dem Boden der Poesie sich erzeugenden Aberglaubens an fälschlich den Dingen und Verhältnissen zugeschriebene Wesenheiten und Möglichkeiten.

2. Die Königin Mab Shelleys ist zwar eine sehr jugendliche Dichtung; aber über deren Reifestandpunkt hat sich des Dichters spätere Art und Weise auch nicht wesentlich erhoben, sondern ist gelegentlich wohl noch gar unter die Höhe dieses Anlaufs wieder zurückgegangen. Alle Religion von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende, von ihren ursprünglichen Unbefangenheiten bis zu ihren letzten Absichtlichkeiten, wird von Shelley als völlige Unwahrheit und als absolutes Uebel gekennzeichnet, ja die Religion gelegentlich als Teufel angeredet. Es ist also echter Hass vorhanden, wie er nur irgend einem offenkundigen Uebel der Menschheit entgegengebracht werden kann. In den Augen unseres doch so weichherzigen Dichters ist Religion schlimmer als Pest, und deren Greuel werden in Verbindung mit denen des Despotismus mit den grellsten Farben colorirt. Die Inquisition und die Verbrennungen allein sind es nicht, was in aufregender Weise als ausschliessliche Frucht der Religion gekennzeichnet wird; die ganze Religions- und Despotiegeschichte der Menschheit bis auf unser Jahrhundert herab wird als Wirkung eines einheitlichen geistigen Princips dem Abscheu überantwortet. Dieses Princip sollen nun die Erdichtungen der Religion sein, also wohlgemerkt, geistige Irrthümer und Betrügereien.

In letzterer Annahme steckt nun eine arge Einseitigkeit der Auffassung. Die Qualen und Greuel, die sich die Menschheit zu allen Zeiten und an allen Orten mehr oder minder angethan hat, und die sich zugleich an den Namen der Religion geknüpft haben, sind nur zum Theil auch eigentliche Wirkungen der Religion gewesen, zu einem grössern Theil aber und im tieferen Grunde aus

gemeinen Trieben und Leidenschaften, ja mehrfach aus ganz gewöhnlich motivirter Bosheit oder Herrschsucht hervorgegangen. Sie würden auch stattgefunden haben, wenn keine Spur von Religion existirt hätte; nur würden sie alsdann andere Einkleidungen angelegt und andere Vorwände hervorgekehrt haben. Allerdings würde sich das Uebel in diesem Fall rationeller drapirt haben. Auch darf nicht bestritten werden, wie das religiöse Erdichtungsreich in sich selbst den Bethätigungen des Unheils nicht blos einen eigenartigen Spielraum gestattet, sondern auch in sich selbst vollständig zureichende Ursache von geistiger und materieller Quälerei und von gegenseitigen Unthaten wird, die schlimmer als eigentliche Brutalitäten sind; denn das Brutale oder, deutsch geredet, Viehische hat zu den fraglichen Verbrechenskünsteleien und zur Absurdität des Thuns nicht Verstand und demgemäss auch nicht activen Unverstand genug.

Trotzdem bleibt es aber unrichtig, der Religion theils als einer Geisteskrankheit, theils als einem Verbrechen, all den menschheitsgeschichtlichen Betrug und all die ungeheuerlichen Unthaten zuzurechnen, denen man zu den verschiedensten Zeiten oder an den verschiedensten Oertern den Mantel der Religion umgehängt hat. Die Religion ist auch in ihren lebendigsten Zeiten an sich nicht mächtig genug gewesen, um schon allein für sich die Menschen zu allen fraglichen Thaten und Unthaten in Bewegung zu setzen. Man thut ihr zuviel Ehre an, wenn man ihr Kraft von einem solchen Maasse unterschiebt. Die Menschen haben ihre Gemüthskräfte und deren Ziele unwillkürlich mit Religion ausstaffirt; aber die Staffage ist nicht das entscheidend Active gewesen.

Die schlechten Charakterseiten der Menschheit haben sich, vermischt mit wenigem Guten, in der Religion und in den einzelnen Völkerreligionen ausgeprägt. Die letzten Gründe des Menschheitscharakters und der Nationalcharaktere sind daher auch, zusammen mit der unwillkürlichen Verstandesverirrung und der absichtlichen Verdummung, die Ursachen der privaten und der öffentlichen Greuel und Unthaten gewesen und geblieben. Man setze alle Religion als abgeschafft voraus, und man wird nur eine Vorwandsquelle, aber nicht die sachliche Hauptquelle von Unterdrückung und Verfolgung beseitigt haben. Schliesslich würden die besten Dinge herhalten müssen, um in deren Namen das zu thun, was im letzten Grunde von der Habgier, der politischen und der geistigen Herrschsucht, dem Neide und der Eifersucht und ähnlichen Antrieben dictirt worden.

Shelley kennt die menschliche Natur in ihrer Wirklichkeit äusserst wenig; ja er verkennt sie gradezu, indem er seinen ideologischen Phantasmen ohne Rücksicht auf Gegenständlichkeit und Wahrheit freien Lauf lässt. Gelegentlich erhebt er sich wohl einmal zu einer Kühnheit, die nahe daran wäre, ein Stück Wirklichkeit zu decken. Sieht man aber näher zu, so zeigt sich irgend eine Selbstdüpirung, durch die Alles wieder ins Verquere geschoben und zu einer halben Unwahrheit wird. So greift der Dichter der Queen Mab das Christenthum schon in seinem ersten Ursprung als heuchlerisch an; aber er legt den Vorwurf der Liebesheuchelei dem Ahasver, also dem ewigen Juden und mithin dem Hebräertypus in den Mund. Dieser hätte aber den Vorwurf der Moralheuchelei, der Mitleids- und Liebesheuchelei richtiger unmittelbar an sich selbst adressiren können. Aus seinem Stamme und Typus ist vorzugsweise der Schein der Moral, der Schein des Mitleids und der Schein der Feindesliebe erwachsen. Nun schlägt aber Shelley sozusagen seinem eignen Fass den Boden aus, indem er zu den dichterischen Zeilen in einer prosaischen Anmerkung noch ausdrücklich dagegen protestirt, dass der wirklichen und persönlichen Jesugestalt, an welche der ewige Jude seine höhnenden Worte richtet, der Vorwurf der Liebesheuchelei gelten solle. Die Falschheit komme nur dem Christenthum in seiner allgemeinen geschichtlichen Ausprägung zu.

Freilich hat Shelley keine Ahnung von den Consequenzen des Hebräertypus und lässt sich von demselben bis zu dem Punkte einnehmen, den ewigen Juden zum Sprachrohr seiner eignen Ueberzeugungen zu machen. Wenigstens von Voltaire hätte er, so judendüpirt auch die damalige, namentlich englische Aufklärung war, etwas Richtigeres über die Juden lernen können. Auch ist es ein Mangel an Verstandesradicalismus, zu meinen, der Ursprung eines Unheils könne in jeder Beziehung gut gewesen sein. Personen und daran geknüpfte geschichtliche Gestaltungen haben, auch wenn man allen Namensmissbrauch und alle gaunerischen Unterschiebungen in Abzug bringt, doch stets im Grundwesen etwas Gemeinsames gehabt. Gute und leidlich fortgepflanzte oder beurkundete Geistesthaten einzelner Personen haben ihren bessern oder schlechtern Typus geschichtlich nie ganz verleugnet. Aus der Sokratischen Moral und dem persönlichen Verhalten des Sokrates hat sich noch nie eine Geissel der Menschheit machen lassen; der Jesuitismus aber ist in der Lage gewesen, seinen Namen von jenem Märtyrer im Hebräervolk zu entlehnen, und man kann ihm diesen Grund

und Boden seiner Ansprüche nicht so ganz bestreiten. Die Jesusideale, die sich spätere bessere Völker (und beispielsweise die Deutschen) gemacht haben, werden freilich arg verletzt, wenn man rationell moralische Hypothesen über das Wirkliche von ehemals aufstellt, wodurch der neuere Jesuitismus (gleichsam durch uralte Fasergemeinschaft) erklärlich wird. Aber Ideale sind auch nur blosse Bilder, zumal die rückwärts gewendeten und romantisirenden.

Was man zu schonen hat, sind gutgläubige Bilder oder vielmehr der gute Glaube (in heutigen Personen) an historische Ideale, also das heutige Gemüth an sich, nicht aber dessen geschichtliche Irrthümer. Die historische Gegenstandlosigkeit dieser Ideale darf nicht im Unklaren bleiben. Schonung wäre hier übel angebracht; sie wäre ihr Gegentheil, nämlich Verletzung durch Täuschung des gutgläubigen Gemüths. Letzteres hat ein Recht darauf, sich in seiner reinen und edeln Beschaffenheit und ohne Beimischung des gefährlichen Irrthums kennen zu lernen. Wird einst „Heuchlerisch" ein stehendes Beiwort für die geschichtliche Gesammterscheinung der (bei den neuern Culturvölkern am meisten) vorherrschenden Religion, so wird man auch in dem Ursprung dieser Religion die Anlage zu der genannten Eigenschaft und, (wenn auch nicht grade persönlich bewusste Heuchelei, so doch) eine durch den Widerspruch der geistigen Triebe erzeugte Falschheit voraussetzen müssen. Auch würde letzterer Sachverhalt zu dem ersten Aufkommen der Sache unter dem Hebräervolk ganz wohl passen. Ein Shelley aber (mit seiner gemalten Moral) hatte keine Ahnung (und konnte auch keine davon haben,) wie weit die Kluft zwischen unbefangener Menschlichkeit und den fraglichen Vertraktheiten gähnt. Ohne es zu wissen, steckte er selber noch theilweise in jener Falschheitsüberlieferung; denn seine (sich selbst unklare übergefühlige) Philanthropie, bei der nichts markig Ernstes für die Menschheit herauskommt, hat nur allzuviele Fasern mit eben jenen religiösen Fehlgriffen des Wollens und Unrichtigkeiten des Denkens gemein.

3. Der radicale Republicanismus Shelleys, nebenbei auch mit hellenisirender Romantik versetzt, hat insofern fast kein Interesse, als er der Geneigtheit zu markigen Thaten entbehrt. Er mag als modern und richtig gelten können, und die Gedichtchen bezüglich Georg III und Napoleons enthalten Berechtigtes, wenn auch in übertriebener Form. Die Verkommenheit des Monarchischen und die Kläglichkeit der fraglichen Usurpation verdienten in jenem Zusammenhang maassvollere, aber eben darum schärfer treffende Kenn-

zeichnung. Allein ein Shelley ist nicht Mann dazu, um die Menschheitsgeschäfte von Leben und Tod angemessen zu würdigen. Da ist bei ihm zuviel Schönheitsdraperie in weichem Stoff und so gut wie gar kein Knochengerüst und kein Eisengestell.

Um so bemerkenswerther ist es daher, dass wir an ihm bisher die einzige Dichtergrösse haben, bei welcher sich die sociale Frage in einer Anzahl wirklich poetischer Zeilen mit starken und unzweideutigen Worten aufgeworfen findet. Es geschieht dies in dem Gedichtchen „An die Männer Englands", also vom Engländer unwillkürlich mit einer, in diesem Fall wohl unabsichtlichen nationalen Beschränkung. Was pflügen sie für die Lords und Herren, warum weben sie für die tyrannische Macht des Reichthums, warum schleifen sie den Stahl, der sie selber trifft! Das ungefähr ist der Sinn der erregten Apostrophen an das englische Arbeitervolk. Thut's für euch und nicht mehr für die Drohnen; das ist der Rath. Allein dieser Rath glaubt kaum an sich selbst, ja scheint am Ende zu verzweifeln; denn der Schlusssinn ist in den unmuthigen Zurufen ausgedrückt, fortzufahren, bis England ihr Grab sein werde. Von den ersten Zeilen „Men of England, wherefore plough For the lords who lay ye low?" bis zur letzten Wendung „Till England be your sepulture" giebt es zwar dichterisches Pathos genug; aber die volle Logik fehlt. Auch fehlt ein praktisches Auskunftsmittel; denn den Abhängigen mit dem Affect der Unabhängigkeit, sei es rednerisch sei es dichterisch, anstecken, heisst noch nicht, Mittel und Wege zeigen, wie sich dieser Affect thatsächlich genugthun könnte. Verpufft er aber als blosser Affect oder stirbt hin wie ein ausklingender Ton, so hinterlässt dieses Pathosgeräusch oder diese Pathosmusik nur eine um so grössere Erschlaffung, die bei gewohnheitsmässiger Wiederholung solcher höchstens an sich selbst zehrender Aufregungen zur Entnervung führt.

Ueberhaupt ist es das Unglück aller gegenstandlosen und zu keiner Verwirklichung gelangenden Poesie, mehr abzustumpfen als anzuregen und als Schlussrest Unbehaglichheit zu hinterlassen. Nur der Cultus auch zu verwirklichender Ideale, wobei die Menschen wissen, was sie wollen, und ein verstandesgemässes Bild von dem entwerfen können, was sie als verbesserten Zustand ansehen, — nur der Cultus solcher Ideale von bestimmten Umrissen hat einen Sinn. Der künstlerische Gedankenausdruck hat demgemäss in derartigen Fällen nur dann Werth, wenn er zugleich einen verstandesklaren Entwurf oder mindestens Fingerzeig miteinschliesst. Gemüths-

regungen auf etwas Nebelhaftes hin erzeugen und sie am Ende unbefriedigt im Stich lassen, ist in allen menschlichen Angelegenheiten, privaten wie öffentlichen, schlimmer als unfruchtbares Spiel; denn es höhlt den Geist aus und macht immer ungeeigneter zum wirklichen Handeln. So ist es mit der Liebe, so mit dem Hass; so mit den Privatregungen, so mit dem allgemeinen und öffentlichen Zorn. Jeder hohl verpuffte Affect, ja selbst jede Demonstration, die sich an eine offenbar unempfängliche Adresse richtet, ist schlimmer als unnütz aufblitzendes Pulver. Eine Kugel, die ihr Ziel verfehlt, ist dagegen noch eine That zu nennen; denn sie war doch wenigstens auf etwas Treffbares gerichtet worden.

Wenn sich also Shelley zum hochpoetischen Echo der üblichen an das Arbeiterthum gerichteten Aufreizungen gemeinen Schlages machte, so hätte ihm um der vollen socialen Gerechtigkeit willen doch auch einfallen sollen, wie wohl die 1000 Pfund jährlicher Rente, mit der ihn seine Familie abfand, ursprünglich entstanden sein möchten. Er lebte davon in Italien, und an seinem Comfort nahm seine Frau, eine Belletristin, die Tochter des Socialisten Godwin, Theil und hatte Musse, der gewiss social recht unfruchtbaren Romanschreibspielerei obzuliegen. Wie der gemeine Arbeitsmann die Musseverwendung eines Shelley charakterisiren würde, das will ich nicht geltend machen; wer sich aber ausschliesslich auf den Standpunkt der groben Arbeit stellt, der sollte sich auch deren übliches beschränktes Urtheil über alle feinere Thätigkeit gefallen lassen.

Vom höchsten und ernsten socialen Standpunkt aus kann aber Shelley mit seiner ausschliesslich belletristischen Thätigkeit, mit seinem blossen Selbstgenuss und einseitigen Empfindungsleben auch nicht vollständig Recht behalten. Es ist ein in einem unberechtigten Berufsstande verkörpertes Vorurtheil, dass die Künstlerschaft in rhythmischen Worten und der Privatcultus des Genusses entsprechender Gefühle und zugehöriger, sehr problematischer Ehre ein ganzes Leben ausfüllen dürfe. Eine derartige Functionentheilung ist social mehr als blos bedenklich; das Aufgehen eines Menschen im Berufsdichterthum ist nichts Natürliches. Es ist mit dem wahren Glück des Einzelnen und vielfach auch mit dem Gesellschaftswohl unverträglich. Die Basis von 20000 Mark Rente war noch die verhältnissmässig freiste für solche Sangesfunction; im Gegensatz hiezu erinnere man sich aber, an welchen ökonomischen Fäden die poetischen Functionäre aller Zeiten und Völker durchschnittlich

gehangen haben. Diese Abhängigkeit, welche die verschiedensten Formen annahm, hat der ganzen Classe und ihren Erzeugnissen einen Stempel aufgedrückt, der für die sociale und menschheitliche Gesundung der Verhältnisse nicht günstig gewesen ist und selbstverständlich auch dazu mitgewirkt hat, die allgemeine Freiheit unterbunden zu erhalten.

Aus Singen und Dichten einen Erwerb machen, hat von Anbeginn einigermaassen, um eines unserer Volkswörter zu brauchen, nach dem Leierkasten ausgesehen. Es ist eine beschönigte Geschenknehmerei, ja theilweise Bettelei gewesen, und der Beruf hat danach seine Physionomie erhalten. Wenn nun freigestellte und freidenkende Menschen, wie Shelley, es selbstverständlich fanden, im blossen Dichterthum einen zureichenden Beruf anzuerkennen, so verfielen sie unbewusst einem Vorurtheil, welches zuerst durch die Bänkelsänger in die Welt gesetzt worden. Die elende Rolle, an den Tischen der Fürsten und Reichen aufzuspielen, ihrer Eitelkeit und ihren Sinnestrieben durch Persönliches oder dem Stande Geltendes zu schmeicheln und zu fröhnen, ist in der Welt der Urtypus alles berufsmässigen Singens und Dichtens gewesen. Daran hat sich auch dann nicht Viel wesentlich verändert, wenn begünstigende Religions- und Staatseinrichtungen, wie in den spätern classischen Zeitaltern der Griechen, oder wenn der Erwerb von dem Theaterpublicum her, wie in neuern Jahrhunderten, die zehnte - d. h. die nährende - Muse der Dichter vorstellte.

Das Gewerbe ist nicht aus dem Beruf, sondern der fixirte und ausschliessliche Beruf aus der Hingabe an den leichten Erwerb entstanden. Jetzt sieht es daher so aus, als verstände sich das Dasein eines Berufsdichterthums von selbst, wie etwa das Dasein - nicht eines gemeinen wohl aber - eines qualificirten Berufssoldaten, nämlich technisch und strategisch völlig gebildeter Anführer. Ob es aber heilsam ist, dass auf die Dauer auch hierin ein ganzes Leben ausschliesslich aufgehe, das ist nicht erwiesen und kann nicht erwiesen werden. Um jedoch dieses Extrem und diesen Gegensatz, der übrigens dem Dichtergebahren nie allzufern gestanden hat, zur Seite zu lassen und blos auf den poetischen Fall zu sehen, so ist die Ueberlieferung, dass ein Mensch - im ausschliesslichen Dichterberuf - eine zureichende sociale Function ausübe, besonders für die freigestellten Personen gefährlich; denn die Abhängigen sind ohnedies für das Höchste und Edelste so gut wie verloren. Hätte der wirklich frei strebende Shelley auch dasjenige Stück Freiheit

erfassen, ja nur ahnen können, welches in der Emancipation von der hohen Meinung über einen ausschliesslichen und übrigens müssigen Dichterberuf liegt, so würde er nicht nur sich mehr selbst genügt, sondern seine alsdann nur gelegentliche dichterische Thätigkeit von falschen Traditionen und von dem Spielzeug des belletristischen Handwerks losgemacht haben. Statt dessen blieb er in diesem Punkte passiv und, trotz seiner Unabhängigkeit, mit Hauptschwächen der Species behaftet.

4. Auch mit dem Ansingen ausschliesslich der breitesten Volksschichten würde Shelley sich bei klarerem socialen Bewusstsein nicht beengt und weder das Precäre noch das Veredelte seines höheren Standpunkts vergessen haben. Hätte er eine Generation länger gelebt, so hätte er von seinem Arbeitergedicht noch ein Spiegelbildchen, freilich fast in einer Art Zerrspiegel, zu sehen bekommen können. Es hat sich nämlich die Hauptwendungen davon der deutsche Verse machende Herwegh zu einem sogenannten Arbeiterlied nicht entgehen lassen. Freilich begann er es in seiner theils beengten theils unwahren Manier mit den Worten „Bet' und arbeit'! ruft die Welt; Bete kurz! denn Zeit ist Geld“. Indessen im Verlauf erreicht er hier und da etwas Shelleysche Wucht, wie beispielsweise in den Worten: „Was ihr hebt ans Sonnenlicht, Schätze sind es für den Wicht; Was ihr webt, es ist der Fluch Für euch selbst ins bunte Tuch.“ Und weiter: „Mann der Arbeit, aufgewacht! Und erkenne deine Macht! Alle Räder stehen still, Wenn dein starker Arm es will.“ Da er berechnet, so endet er nicht nach Shelleys melancholischem Anflug vom Grabe, aber wohl mit recht einseitigen und beschränkten Zeilen, nämlich: „Brecht das Doppeljoch entzwei! Brecht die Noth der Sklaverei! Brecht die Sklaverei der Noth! Brod ist Freiheit, Freiheit Brod!“ Wer tiefer eindringt und es völlig ernst mit der Freiheit jeder Art meint, muss hier das falsche Fussgestell erkennen. Auf dem Grunde der Noth bezüglich der Futterfrage ist in der Welt noch nie nachhaltig Freiheitliches errungen und kann im Gegentheil nur von solchen Gruppen und zwar auch Arbeitergruppen geschaffen werden, die sich bereits in einer verhältnissmässig guten Lage befinden. Die einseitige Nothpoesie ist daher eher alles Andere als ein Weg zur ideellen Stärkung der Menschheitskraft. Ernsthaftere Revolutionen sind noch nie von wirthschaftlich unmächtigen Elementen und Classen gemacht worden; wahre Rhetorik und Poesie werden daher in erster Linie auf das gesteigerte Wohl und die gewachsene Kraft zu Weiterem hinweisen,

nicht aber mit der daneben bestehenden und thatsächlich in die Zustände partiell eingestreuten Noth ein Spiel treiben.

Hiezu kommt, dass ein Gedicht auch in einem höheren Sinne nicht praktisch verstandlos sein darf, wie es bis zu einem gewissen Grade mit blosser Musik ihrer Natur nach der Fall ist. Diese ist wenigstens nicht verstandwidrig, sondern verbleibt unterhalb der eigentlichen Verstandessphäre. Wo aber, wie in der Poesie, Verstandwidrigkeit in Frage kommen kann, da muss auch Verstandesgemässheit gefordert werden. In einem Affectstück, welches zum Handeln anregen soll, darf also eine klare Vorstellung von der Gestalt dieses Handelns nicht fehlen. Wäre also in der fraglichen Socialpoesie, sei es Shelleys, sei es seines Nachahmers, wenigstens eine Andeutung von einem möglichen Wege, also etwa von dem Wege durch Theilnahmeergreifung an den politischen Functionen in Gemeinde und Staat, vorhanden, so könnten die rhetorischen Kraftstückchen der Worte eher nach Etwas aussehen. Die ganz gemeine und rohe Aufforderung zur Todtschlägerei wird nämlich Niemand, der die fraglichen Dichter kennt, ihren Worten unterlegen, und selbst in den letzten Volksschichten, wohin überhaupt solche Gedichte noch dringen, wird man es herausfühlen, dass der Klang solcher Worte nicht auf nachhaltige That deutet. Auch Herwegh ist bekanntlich kein Eisenfresser gewesen; vielmehr musste die hebräische Frau, von der er geheirathet worden, für ihn gelegentlich den Mann spielen.

Man verstehe unsere Forderung eines verstandesklaren praktischen Sinnes nicht so, als wenn wir meinten, politische Lehren gehörten, wie bei Dante, zu den Darstellungsaufgaben der Poesie. Letztere darf nur nicht, wenn sie sich, wie sie vorzugsweise soll, mit den wichtigsten Affecten der Menschheit befasst, ohne Hinblick auf klare politische oder antipolitische Voraussetzungen ins Zeug gehen. Findet sie solche nicht vor, wie Shelley und Herwegh sie im Socialen nicht vorfanden, so mögen die Dichter, freilich nicht als Affectdichter, aber als Menschen, wenn sie wenigstens als solche auf Verstand Anspruch machen, auf eigne Hand die Lücke zu ergänzen suchen. Gelingt ihnen dies aber nicht, so sollen sie auch den Mund nicht gleich allzu voll nehmen und die Affecte in demjenigen Maasse halten, in welchem sie vermöge des Bewusstseins, dass der Plan für die Brechung der Bahnen noch mangelt, geziemenderweise verbleiben müssen. Das Komische aber ist, dass der Affect gemeiniglich da am tollsten ausbricht, wo er am wenig-

sten weiss, was er will, und wo er sich für den Mangel der Thatfähigkeit gleichsam zu entschädigen scheint.

Ueberdies bemerke man, dass von Berufung auf Gerechtigkeit keine Spur anzutreffen ist. Die dichterischen Affecte sind eben wüst aus dem Leben übernommen, dazu noch künstlich ins Uebermässige gesteigert und nirgend auf ihre zulänglichen Gründe geprüft. Verwirft man den weltgeschichtlich herkömmlichen Anschluss der Dichter an den Aberglauben und an falsche Machthaberei in ihren jedesmaligen Ländern und Zeiten, so darf man es auch nicht billigen, wenn sie sich neuerdings ausnahmsweise gelegentlich auf ähnliche Art, wie in reactionärer Richtung ihre unterwürfigen Collegen, zum poetischen Sprachrohr herrschender oder nach Herrschaft lüsterner Wüstheiten machen und so auf jegliche Kritik, Selbständigkeit und Freiheit verzichten. Solche wüste Affecte sind obenein nicht einmal eigne Ausgeburten der Massen, sondern fast immer erst von irgend welchen Volksführern mehr oder minder künstlich und oft mit recht wenig eignem Glauben daran erzeugt. Social gutgläubige Dichter, zu denen man wohl Shelley selbst rechnen darf, sind also theilweise genasführt, wenn sie ihre Kunst in Affect und Sprache bedenkenlos dem widmen, was sie in der Socialistik und andern Velleitäten ihrer Zeit oder sonst in solchen Beschränktheiten ihres Jahrhunderts vorfinden, die sich für wahre Revolutionstendenzen ausgeben.

Wenn hier kurz im Vorbeigehen die bisherige Socialistik als eine Beschränktheit des Jahrhunderts bezeichnet worden, so ist dies nicht von rechts sondern von links her, d. h. von einem Standpunkt aus geschehen, von dem man zu Mehr gelangen kann als zu bornirten Futterfragen. Das Menschheits- und Massenwohl ist dabei ernster und eindringlicher gemeint, als in den leichtfertigen und oft nicht an sich selbst glaubenden Phantasien, die sich bisher als Socialismus ausgegeben haben. Der wirklich gesellschaftliche Geist, der ohne Gerechtigkeitsgedanken gar nicht existiren kann und der in allen Beziehungen die veredelte Ausprägung des Menschlichen zum Ziel hat, ist eine gewaltigere Macht als alle jene Schemata der Socialistik, die der kurzsichtige Trieb leichtsinnig hinzeichnete. Jener bessere Geist bezieht sich mit seinen Umschaffungsbestrebungen auf alle Lebenstypen und bleibt nicht auf das Grobe und Materielle bornirt. Grade für einen Dichter wie Shelley hätte es sich geschickt, sich von der groben und oberflächlichen Art fernzuhalten, da er ja die Umschaffung des Lebens an erster Stelle in Bezug auf feinere menschliche Privatverhältnisse, namentlich in Bezug auf Liebe und

Ehe, und zwar nicht blos der poetischen Lehre nach, sondern in unmittelbar persönlicher Weise gesucht hat.

5. Die Stellungnahme Shelleys zum Geschlechterleben ist von Wichtigkeit, weil ein feinfühliger Dichter hohen Ranges sich hier praktisch und theoretisch daran versucht hat, die Ordnung der Dinge im Sinne völligster Freiheit umzugestalten. Freilich ist das, was ihm dabei selbst begegnet, nicht ermuthigend, und das, was er dichterisch lehrt, nur in der Verneinung klar, übrigens aber gestaltlos und problematisch oder aber, wo es etwas deutlicher wird, unpракticabel genug. Er bekennt sich ausdrücklich zu dem, was man gemeiniglich freie Liebe nennt. Er will zwar ein Zusammenleben der Geschlechter, aber ohne jede Gebundenheit. Seine Art Ehe ist eine durchaus freiwillige und kann jeden Augenblick einseitig und rein thatsächlich zerfallen. Ja eigentlich ist er thatsächlich noch weiter gegangen; denn er hat sich offenbar vorgestellt, mit einer solchen blos thatsächlichen Ehe sei auch der Cultus eines anderweitigen Liebesverhältnisses verträglich.

Für letztere Anschauungsweise spricht namentlich ein schon zu seinen späteren gehöriges Gedicht, nämlich das an Emilia Viviani. Er machte dieses, als er schon in seiner zweiten Ehe mit der Tochter Godwins lebte. Diese Ehe hatte er schliesslich auch zu einer formellen und ordentlichen machen müssen, wie man angiebt, weil der Schwiegervater ohnedies ein längeres Zusammenleben nicht habe dulden wollen, aber in Wahrheit auch wohl nicht gegen den Wunsch der Frau selbst, von der Shelley seiner ersten Frau abspenstig gemacht und danach, wenn man so sagen darf, geheirathet worden oder, wenn man lieber will, in Besitz genommen war. Bezeichnend ist für diese Situation, dass der Dichter, der thatsächlich einer Andern huldigt, sich verbirgt und in einer Vorbemerkung sein Gedicht als von einem bereits Verstorbenen verfasst erklärt. Ausserdem ist noch an äusserlichen Umständen bemerkenswerth, dass diese Kundgebung bereits in die letzten Jahre seines jung abschliessenden Lebens gehört, nämlich in die höhern Zwanziger, und dass sie später fällt als jene umfangreiche Liebesdichtung, die zuerst „Laon und Cythna“ und dann „Die Empörung des Islam“ betitelt wurde. Hienach haben wir es in dem Vivianigedicht mit verhältnissmässig ausgereiften oder doch wenigstens ausgewachsenen und für den Dichter definitiv gebliebenen Ansichten zu thun.

Wer sich von der Gestaltlosigkeit Shelleyscher Liebes- und Glücksimaginationen auf nicht zu umständliche und weitschweifige

Weise) eine annähernde Vorstellung machen will, der prüfe das fragliche Gedicht und zwar (sowohl da, wo es schildert und malt, als auch) da, wo es gradezu zur Doctrin wird. In letzterer Beziehung spricht es Shelley als Grundsatz aus, dass er sich nicht zu dem halte, was er „moderne Moral" nennt. Nur Eines zu lieben, sei der gemeine ausgetretene Weg, passe aber nicht für den edleren und höheren Sinn. Dieser wachse vielmehr und erhelle sich, (ähnlich dem Verstande) mit der Menge der Wahrheit, (d. h. hier mit der Mehrheit der Gegenstände,) und wahre Liebe werde durch Theilung nicht beeinträchtigt. Offenbar sind hiemit die Naturgesetze aller Geschlechtsliebe verkannt, und namentlich ist die naturgesetzliche Eifersucht, (die freiwillig keine Theilung der Liebe erträgt,) in ihrer unausweichlichen Nothwendigkeit übersehen. Nicht erst irgend welche Zwangseinrichtungen, sondern schon die Naturgesetze des Empfindens selbst stehen der Mannigfaltigkeit, (wenigstens der gleichzeitig oder sonst concurrirenden,) handgreiflich entgegen. Es ist daher eine Selbsttäuschung, die falsche Logik (abgerissener Gefühle und dem Zusammenhang des Lebens entrückter Traumbilder) für überlegene Wahrheit zu nehmen.

Uebrigens will Shelley, (wie anderweitig in seinen Dichtungen klar,) auch die völligste Ungebundenheit des Weibes, und seine Doctrin der freien oder, (besser gesagt,) schweifenden Liebe sollte demgemäss mit den naturnothwendigen Neigungen weiblichen Wesens rechnen. Der Anschluss an den Mann ist hier das Grundgesetz, und kein Weib schliesst sich darum an, um wieder verlassen zu werden. Mindestens will es für Kinder auch einen Vater, und wenn es selbst so zerfahren wäre, auch noch andere Liebesneigungen zu cultiviren, so würde dies die Nothwendigkeit nicht abschaffen, dass sich die Liebe und Bekümmerung eines normalen Mannes auch auf das erstrecke, was er erzeugt. Eine natürliche Familie folgt aus der entwickelten und veredelten Natur selbst, während unstät und veränderlich, (nach Mannigfaltigkeit der Gegenstände trachtend,) von Natur nur der isolirte Geschlechtstrieb ist, (der sich gleichsam traumhaft und nach Dichterart aus dem Zusammenhange der übrigen Antriebe herausreisst.)

Dieser (von den sittlichen Rücksichten losgelöste) Trieb, (der in seiner Trennung den verschiedensten (ihn anziehenden) Eindrücken folgt,) mag sich ästhetisch noch so fein geberden, — er bleibt was er ist und steht (an sich selbst) unter keinen andern Gesetzen als denen jeglicher Empfindung oder Geschmacksrichtung. Auch Shelleys

übergeistiges Sichanstellen verhüllt ihn wohl etwas, aber verhehlt ihn nicht. Gewiss hat auch dieser Trieb gleich jedem andern sein Recht und vielleicht das grösste von allen; aber nur ein Recht innerhalb derjenigen Möglichkeiten und Schranken, welche von der sonstigen sittenbildenden Naturordnung bemessen werden. Verhältnisse von Treue und Gerechtigkeit sind noch etwas Anderes als blos ästhetische Würdigungen von Reiz und Schönheit. Erstere stehen höher, und hieraus folgt, was im Conflictsfalle sich anzubequemen habe, vorausgesetzt nämlich, dass die solide Seite in der Naturordnung des Lebens nicht in die Brüche gehen soll.

Shelleys eigne Erfahrungen mit der gegentheiligen Praxis haben das höhere Naturgesetz bestätigt. Er hat mit seinen Grundsätzen kein Glück gehabt. Seine erste Frau, die er entführte und in Gretna Green formell heirathete, mit der er Kinder hatte und die er dann thatsächlich verliess, um mit Mary Godwin zu leben, — diese erste Frau wurde nach diesem Schicksal bald zum Selbstmord getrieben. Dies soll erschütternd auf Shelley gewirkt haben; indessen Erschütterung ist auch eine poetische Kategorie, und die thatsächliche Frucht jenes Selbstmordes war die Möglichkeit und damit weiter die auferlegte Nothwendigkeit, seine zweite Ehe formell zu machen. Die Kinder der ersten wurden ihm dann gerichtlich vorenthalten, weil er als atheistisch und unmoralisch zu deren Erziehung nicht geeignet wäre. Es heisst nun zwar von seiner zweiten Ehe, sie sei glücklich gewesen; indessen wer sich auf die Entstehung solcher Versionen versteht, wird bedenken, dass seine zweite Frau ihn überlebte, seine Werke herausgab und die Manieren einer Literatin nicht verleugnete. So unterdrückte sie in ihrer ersten Ausgabe z. B. jene Stelle in „Queen Mab“, wo die Religion als der böse Feind angeredet wird.

Für uns spricht an Stelle aller jener Versionen neben sonstigen Anzeichen die Thatsache jenes Vivianigedichts. Diesem zufolge möchte Shelley mit seiner Neugefeierten sogar fliehen, also ganz nach alter Manier verfahren, wie ja auch das Entführen und Sichentführenlassen in dem Shelleyschen Hause schon früher vom Grossvater und dessen Töchtern her traditionell gewesen war. Der fragliche ausgesprochene Wunsch ist also nicht als eine blosse poetische Wendung zu betrachten, sondern als der Ausdruck einer wirklichen Neigung, ja vielleicht einer im eigentlichen Sinne des Worts angeerbten Neigung. Wie befriedigend eine Ehe sein konnte, neben der solche Fluchtgelüste aufkeimten, liegt auf

der Hand. Das Ergebniss ist also, wie begreiflich, überall Disharmonie gewesen.

6. Welcher Conceptionen der Dichter bezüglich des Liebesglücks fähig war, und wie ästhetisch einseitig und traumhaft er es sich ausmalte, das zeigen die Schilderungen, die er in dem Vivianigedicht von dem Heim giebt, wohin ihn die Flucht bringen soll. Es ist, mit bezeichnender Unbestimmtheit, eine der Sporaden, und die bauliche Einrichtung dort soll noch aus dem goldenen Zeitalter stammen. Nichtsdestoweniger will der Dichter dorthin für seine Geliebte auch Dinge schaffen, die dem eisernen angehören, nämlich Bücher und Musikalien. Ueberhaupt ist die gekennzeichnete Scenerie eine seltsame Mischung vom Fabelhaften und Modernen, und die dichterische Unwahrheit und Unwirklichkeit erstreckt sich dort auch einigermaassen auf die Natur; denn beispielsweise machen die Gewitter an den Grenzen dieses beglückten Eilandes Halt und entladen sich dort nimmer. Die Natur hat in diesem Bereich feinere Manieren; sie ist nicht blos sanft, sondern gradezu ästhetisch gebildet; sie lässt sich keine Rauhheiten und Unannehmlichkeiten zu Schulden kommen. Man könnte fast sagen, Shelley erstrecke die Reform auch auf das Spiel der Naturkräfte; wenigstens wird sich dieser Gesichtspunkt noch durch Anderes bestätigen.

Wie in diesem Inselparadiese der Aegeischen See, wie es Shelley in seiner Phantasie gestaltet, mit der Geliebten alle Zeit hinzubringen und auszufüllen sei, dafür fehlt es nicht an Ausmalungen; aber bekanntlich hat jeder erträumte paradiesartige Zustand hier seinen Schwächepunkt, und Shelleys Imagination leidet noch ganz besonders daran, dass sie nichts als lauter ästhetische Zustände, aber nicht eigentlich Handlung und Arbeit kennt. Man fühlt es aus seinen Kennzeichnungen leicht heraus, dass hier die Empfindungen sich bald erschöpfen und diese blossen Zustände des Geniessens sich selber zur Last werden müssten. Auch den überspanntgeistigen Charakter, den Shelley im Anfang seiner Emilialiebe aufzuprägen sucht, kann man nicht geltend machen, um die handgreifliche Ausgangslosigkeit blos ästhetischer Reize und ausschliesslichen Geniessens zu beschönigen. Dieser übergeistige Anhauch ist auf dem Boden Italiens wohl einigermaassen auf Dantelectüre zurückzuführen. In der That fehlt nur der gröbere theologische Apparat, um auch bei Shelley eine eigentliche Vergötterung nach dem Danteschen Muster der Beatricevergötterung handgreiflich erkennen zu lassen. Im Uebrigen dichtet nämlich Shelley mit allen traditionellen Mitteln

und Anklängen, und enthält sich in seiner Poesie keineswegs derjenigen Vorstellungsarten, die mit dem antireligiösen Standpunkt, wenn er ernstlich eingehalten wird, nicht verträglich sind.

Was hilft es, dass die gröbere Phantastik, welche Religion heisst, so ziemlich abgedankt wird, wenn die feinere bestehen bleibt, die sich kurzweg Poesie nennt! In Wahrheit ist letztere doch nur eine schädliche Hülle und nicht sowohl eine Verzierung als vielmehr eine Verunzierung des Kerns wahrer Dichtung. Dieser Kern ist an sich phantastikfrei; denn Phantasiefülle kann wahr und braucht daher keine Phantastik zu sein. Halten wir jedoch hier unsere Aufmerksamkeit auf den besondern Gegenstand gerichtet, den wir jetzt untersuchen, nämlich auf die eigenthümliche Art, wie Shelley die Liebe auffasst und ausmalt. Anstatt der überschwenglichen Vergeistigung, die er am feiner Sinnlichen versucht, sähe man lieber irgend ein Etwas, was wirklich über blosse Schönheitseindrücke oder gar nur blosse Reize hinausreicht. Nun aber ist es das Schicksal fast aller bisherigen Liebesdichtung gewesen, gewissen edleren und tieferen Gründen der Geschlechtszuneigung nicht gerecht zu werden, ja von sehr wesentlichen Seiten dieses Verhältnisses keinen Begriff zu haben. Der Shelleysche Mangel ist daher nur ein treffendes Beispiel für das, was sich auch anderwärts mehr oder minder als Lücke fühlbar macht.

In der That berührt man nur einige Aussenseiten der tiefern Liebe, wenn man am allgemeinen Hauptgrund der Anziehung, dem Reize, haftet, dabei aber Form und Schönheit nur als nähere Gestaltungen des Reizes würdigt. Freilich noch einseitiger wäre es, Form und Schönheit als solche vom Reize trennen zu wollen; denn alsdann hat man es gar nicht mehr speciell mit der Neigung der Geschlechter sondern mit Etwas zu thun, was als Eigenschaft überall und ohne jede Rücksicht auf ein Trieb- oder Reizverhältniss bestehen kann. Schönheit ohne Reiz geht uns also in dem hier fraglichen Verhältniss nichts an, und es ist gradezu die Schönheit des Reizes selber, nicht irgend eine andere Schönheit, was hier den Werth ertheilt. Dies hat von allen Dichtern vielleicht am meisten Byron empfunden, und in diesem Punkte ist seine Geschlechterpoesie auch etwas der Wirklichkeit und Wahrheit Entsprechendes. Was aber auch er weniger innegeworden ist und was bei Shelley gänzlich fehlt, das ist das, was man die Charakterseite der Liebe nennen könnte.

7. Angesichts der einseitigen Tradition, die in der Poesie bisher geherrscht hat, mag es zunächst befremden, wenn man tiefere

Wesenseigenschaften, die dem fundamentalen Charakter angehören, als entscheidende Bestandtheile individueller Zuneigung geschlechtlicher Art ansieht. Der Volkspoesie sind sie keineswegs ganz fremd; diese streift nämlich hie und da an eine solche Innigkeit der Gefühle, die nur in Charaktereigenschaften, wie Treue und edle Gesinnung ihre Erklärung findet. Auch haben wir auf Bürgers Dichtungen von der eignen Liebe als auf eine leuchtende Ausnahme von jener überlieferten Dichterbeschränktheit hingewiesen. Nicht etwa die Geschlechtstreue, die schon etwas Specielles und, wo natürlich, eine blosse Folge allgemeiner Beständigkeit und treuer Gesinnung ist, — nicht etwa die Geschlechtstreue, sondern die allgemeine Treue und gutmenschliche Wesensrichtung ist in erster Linie der Grund grösserer Innigkeit und sozusagen tieferer Gemüthshaftigkeit der feineren Geschlechtseindrücke. Auch stehen diese Charaktereigenschaften zum Verhältniss der Geschlechter in einer noch engern Beziehung als die Schönheit. Letztere giebt dem rohen Geschlechtsreiz, der auch ohne sie bestehen kann, Gestalt und gleichsam feines Gepräge; der Charakter aber geht noch tiefer ein und fügt der Anziehung ein Band hinzu, welches die Personen fester verknüpft als jede andere Naturregung und Naturbasis.

Könnte Charakteradel nicht gradezu Gegenstand eigentlicher Geschlechtsneigung sein, wirkte er also nicht anders auf das Gefühl als in sonstigen Lebensverhältnissen, so gäbe es in der That Nichts, was im Zusammenleben der Geschlechter die blossen Genussbeziehungen veredelte und nach der Auslebung von allem Uebrigen überdauerte. Die Bande der Gewohnheit können allein nicht genügen; sie sind zu allgemein; denn sie knüpfen sich überall da, wo ein freundliches Zusammenleben stattfindet. Die Entstehung von Gewohnheitsbanden beschränkt sich ja nicht einmal auf das Verhältniss zwischen Mensch und Mensch, sondern erstreckt sich auch auf das zwischen Mensch und Thier. Auch ist die Gewohnheit nur der Befestigungsgrund von Hinneigungsarten, die zuerst ohne sie vorhanden gewesen sein und einen Anfang genommen haben müssen. Es kommt also nicht auf die blosse Gewohnheit, sondern auf das und dessen Art an, was in der Gewohnheit, d. h. in der Wiederholung der Eindrücke verstärkt und zu einem festen Bindemittel ausgebildet wird. Ich behaupte nun, dass die edlere und tiefere Grundlage hier nicht im blossen Schönheitsreiz liegen kann, sondern dass der ganze Strebensinbegriff des Wesens, also der Charakter, den Ausschlag giebt. Freilich versteht sich, dass dieses Schätzungs-

maass Gegenseitigkeit voraussetzt; denn nur der Charakter ist es, der wiederum den Charakter anzieht und liebt.

Hiemit wird nun aber die Wurzel echter Liebe tiefer gelegt, als es die Dichter mit ihrer blossen Schönheitspoesie gewohnt sind. Vielleicht hat an letzterer Beschränktheit auch ein angenommenes fremdnationales Vorurtheil einen entscheidenden Schuldantheil. Die griechische Nationalität, die in der schönen Literatur der neuern Zeit-in Rücksicht auf Schönheit-maassgebend blieb, hat an der Geschlechterliebe nur die Schönheitsseite hervorzukehren vermocht. Aphroditens Reize können aber nicht das höchste Ideal für moderne Völker bleiben, in denen etwas Höheres und Edleres angelegt ist. Vornehmlich Shelley mit seinem Griechencultus ist daher ein treffendes Beispiel dafür, wie die Unterordnung unter eine beengte Ueberlieferung die Fähigkeiten moderner Menschen in der Einschlagung irriger Wege bestärken kann. Einem Shelley fehlte in der Liebe die tiefere Anlage, die auch zur Beständigkeit fähig macht. Sein Haften an griechischen Vorbildern musste seine einseitige und mangelhafte Anlage noch einseitiger ausbilden und noch mangelhafter gestalten.

Wie auch sonst-und überhaupt-die Neigungen der Shelleyschen Phantasie in das Abnorme geriethen, zeigt die Wahl eines dramatischen Thema wie die Cenci. Hier ist der Kern der widerliche Geschlechtsübermuth eines Vaters, der seine Tochter zum Verkehr mit ihm zwingt. Dichter verdorbener Zeiten, wie namentlich auch solche des römischen Kaiserthums, haben einen besondern Reiz darin gefunden, auch auf die verkehrtesten Geschlechtsverhältnisse zu kommen. Mit dem religiös beschränkten Pöbel haben sie darin etwas Ungeheuerliches vorausgesetzt, was sozusagen über alles Naturgesetz hinausläge, und sich vor der unkundigen Masse nur dadurch ausgezeichnet, dass sie in diese Erscheinungen einen besonders anziehenden Reiz hineinlegten. Ohne solches poetische Raffinement und nüchtern volkswüchsig kommen die ärgsten Geschlechtsverkehrtheiten öfter vor als man gewöhnlich annimmt. Diese Ordnungswidrigkeiten, durch welche der gesunde Sinn einer natürlichen Familienordnung bedroht wird, sind alsdann aber gemeiniglich Ergebnisse beengten und beschränkten Lebens, selten jedoch, wie bisweilen in überbildeten Ständen, Früchte des Uebermuths. Die poetisch raffinirte Ausschweifung, die des Stachels ganz besonderer Geschlechtscombinationen bedarf, wächst erst auf dem Boden jener völligen Corruptheit, in der sich die Neugier der

Unwissenheit mit anderweitiger Uebersättigung gattet. Ich sage Neugier der Unwissenheit; denn in der That gedeihen diese verderbten Arten des ungeheuerlich ausgesuchten Geschlechtskitzels nur auf dem Boden des gemeinen Vorurtheils.

Wer in abnormen Geschlechtscombinationen nichts weiter sieht als isolirte animale Triebe, die sich der höheren und sittlich zweckmässigen Ordnung nicht fügen, (von dieser also nichts wissen, wie die meisten Thiere, oder sich leichtfertig darüber hinwegsetzen,) — wer vorkommende Verhältnisse dieser Art natur- und wirklichkeitsgemäss auffasst, wie sie sind (und nicht, wie sie von den Täuschungen des religiös-juristischen Aberglaubens in das erdichtet Monstrose drapirt werden,) der wird sicherlich keinen besondern Reiz verspüren, sich mit so widerlichen Dingen ohne Noth zu befassen. Er wird die lebendigen Veranschaulichungen von Derartigem (gleich jeder Hässlichkeit) bei Seite schieben, eine poetische Geschmacksrichtung aber, (die an dem Eindringen in solche Empfindungen und an der zugehörigen Ausmalung Gefallen findet,) als an der Wurzel krank verurtheilen.

Das Shelleysche Stück über die Cenci hat etwas mehr dramatische Eigenschaften, als man bei einem vornehmlichen Lyriker suchen sollte, ja überhaupt mehr (als im benachbarten Bereich, also) namentlich auch bei einem Byron, angetroffen werden. Diese formelle Ausnahme kann aber den Gegenstand selbst nicht entschuldigen, der seiner Natur nach, (und zwar nicht blos durch die Geschlechtsabnormität,) unpoetisch ist. Es gehören nämlich auch nicht Folterscenen zu demjenigen, was ein gesunder Sinn sich dramatisch näher zu bringen und lebendig zu machen wünscht. Ueberhaupt ist der ganze Stoff der Cenci, (so historisch er auch sein mag,) ein Inbegriff von Widerlichkeiten. Die Absicht, die tief corrupte Wirthschaft des päpstlichen Rom (an einer ihrer schmutzigsten Stellen) bloszulegen, ist keine Ausgleichung für die ästhetische Widerlichkeit und für die Zumuthung, sittliche Fäulnissdüfte (verschiedenster Art) unmittelbar an die Geruchsnerven kommen zu lassen. Für den thatsächlichen Ausschluss solcher Dinge hat man daher nicht Prüderie eines philisterhaften Publicums als Grund unterzuschieben; jeder natürliche und gesunde Sinn wehrt sich dagegen, (und zwar um so mehr, je vorurtheilsfreier er die Abnormitäten betrachtet.) Nicht irgend eine wissenschaftliche Analyse der Abweichungen, sondern deren poetische Behandlung (und ästhetisch durchgeführte Reproduction) ist es, was der unverdorbene Geschmack unter allen Umständen von

sich weist. Die Abnormität des Shelleyschen Empfindens in diesen Richtungen ist aber zugleich eine Bestätigung dafür, dass er auch da, wo er das Verhältniss der Geschlechter im Sinne eines Ideals der Liebe behandeln wollte, keinen Rückhalt in völlig gesunden Empfindungen gehabt hat. Offenbar haben ihm die tieferen Anlagen gemangelt, welche zu einem entscheidenden Urtheil über das Edle und Unedle in der Liebe befähigen. Eine Vergleichung mit Byron muss zu Gunsten des Letzteren ausfallen; denn trotz Abirrungen hat dieser ein hohes Maass edlen Manneswesens zum Ausdruck gebracht, und sogar die äusserst problematischen Unterstellungen ungewöhnlicher Verhältnisse, wie eines Liebesverhältnisses zu seiner Halbschwester, könnten, auch wenn sie wahr wären, bei Weitem nicht so ins Gewicht fallen, wie die Zerfahrenheiten und Geschmackswidrigkeiten Shelleys. Jenes Aeusserste nämlich, was man gegen Byron vor einem beschränkten Publicum ausspielen zu können und zu müssen geglaubt hat, wäre doch nur ein Verstoss gegen die Consequenzen der heutigen sozusagen polizeilichen Schutzordnung des familiären Zusammenlebens, nicht aber, wie die frühere Sittengeschichte zeigt und die Verstandesüberlegung bestätigt, ein absoluter Einbruch in die Schicklichkeit der Natur.

8. Wenn eine Kühnheit darin liegt, sich von allem Gegebenen zu entfernen, so kann Shelley darauf Anspruch machen, das Thatsächliche selbst da in Frage gestellt zu haben, wo es das äusserlich Natürliche und von unserm Willen gänzlich Unabhängige ist. Seine Reform, bemerkten wir schon oben, erstreckt sich bis auf die unorganische Natur, ja sein Aenderungswunsch bis auf die astronomischen Thatsachen. In seiner Mabdichtung entwirft er schliesslich ein Programm der Zukunft, nach welchem sich auch die Bewegungen der Weltkörper den poetischen Idealforderungen einst anbequemen werden. So macht sich Shelley schon Rechnung darauf, dass die Schiefe der Ekliptik verschwinden und so für die Erde anstatt der verschiedenen Jahreszeiten ein immerwährender Frühling eintreten werde. Schade nur, dass diese Perspective, selbst wenn sie wahr wäre, doch gar zu colossale Zeiträume hinausliegen würde, und dass in Wahrheit nur auf leichte Schwankungen in der Lage des Erdäquators, aber auf kein Verschwinden seiner Neigung gegen die Erdbahn zu rechnen ist. Ueberdies hätte ein derartiges Idealklima, wo es etwa auf andern Weltkörpern wirklich, wie man es sich vorstellen mag, in Frage käme, doch sicherlich den Nachtheil, einförmig zu sein. Erhebliche Differenzen der Temperatur sind aber noth-

wendig, um durch den Wechsel die Empfindungen und den Geist höherer animaler Wesen gehörig anzuregen. Auf dem Wechsel der Temperaturen beruht ein grosser Theil menschlicher Regsamkeit, während ohne solchen Wechsel die Trägheit das naturgemäss Vorwaltende bleibt. Man sieht also aus diesem einen Beispiel, wie misslich es ist, die Natur auch nur in Gedanken corrigiren und ihr bessere Entwürfe und höhere Ideale vorhalten zu wollen. Allerdings hat das menschliche Denken ein Recht und ist es unter Umständen verdienstlich, mit den Natureinrichtungen abzurechnen und sozusagen Naturkritik zu üben. Man sehe sich aber vor den Shelleyschen Abwegen vor, auf denen sich eher zu Caricaturen der Natur als zu Vorstellungen von wirklich günstigeren Naturbedingungen des Daseins gelangen lässt. Auch bedenke man, dass derartige Entwürfe nur als Gedankenspiele Werth haben, aber praktisch gleichgültig sind, da selbst der Hinblick auf eine entlegene kosmische Ferne oder auch auf eine sehr entlegene Zukunft unserer Erde praktisch für das Glück der Menschen bedeutungslos bleibt.

Noch weniger als eigentliche Gedankenspiele sind aber die Irrgänge der Phantasie und des Gemüths. Shelley möchte die thierische und menschliche Welt nach seinen Idealen von Sanftmuth und Harmonie umgeschaffen sehen und versteigt sich demgemäss dazu, einen Zustand vorauszusagen, in welchem Löwe und Lamm einträchtig bei einander lagern würden. Uns nun würde es besser scheinen, mit einer Ausrottung beispielsweise der Wölfe als mit einer Charakteränderung derselben zu rechnen. Auch Karl Fourier, in dessen Namen die erste Silbe den ganzen Charakter seines Socialistelns anzeigt, machte sich zum Löwen auf einen Antilöwen Rechnung, der völlig zahm und zum Reiten und Fahren brauchbar sein würde.

Uebrigens hat sich das verstandwidrige Spielen menschlicher Phantasie nicht blos bei ganz modernen Zukunftsmalern, sondern auch in den äusserst rückwärts gekehrten Poesien bisweilen genau so wie bei Shelley bethätigt. So hat namentlich Milton in seinem „Verlorenen Paradies“ auch schon die Fiction vom ewigen Frühling und vom Löwen, der friedlich mit dem Lamm spiele. Erst durch den Sündenfall sei die Schiefe der Ekliptik entstanden und hiemit die Extreme von Frost und Hitze; Engel hätten auf Befehl des Herrn den Erdball in die schiefe Lage geschoben, damit die Sonnenstrahlen nicht mehr richtig ihre Schuldigkeit thäten. Damit ist es nun, müssen wir sagen, freilich recht schief gegangen und schief

gerathen, falls man nämlich ein Menschenrecht auf ewigen Frühling und paradiesisches goldenes Zeitalter in Anspruch nimmt. Das Schiefste von Allem ist aber die Kopfstellung und abergläubische Beschränktheit der Phantasie selbst, die nicht blos solcher Märchen fähig war, sondern sie in spätern Zeiten noch gar mit Caricaturen von modernem astronomischen Vorstellungsmaterial mischte. Das Fallenlassen des goldenen Zeitalters und des Paradieses und die Vertauschung mit einem Zukunftsbild erscheint dann als der modernere Schritt. Allein auch in diesem Punkte fehlt es nicht ganz an alten, recht beschränkten, ja sogar hebräischen Analogien; denn beispielsweise ist in den alten hebräischen Schriften, wie bei dem sogenannten grossen Propheten Jesaias,-im geschilderten „Neuen Jerusalem" nicht blos der Wolf so wohlwollend, unschädlich mit dem Lamme zu spielen, sondern auch der Löwe so gefällig, Stroh zu fressen, sich also, modern geredet,- ganz vegetarisch zu geberden, — ganz nach dem Programm des für ausschliessliche Pflanzenkost eintretenden Shelley.

Soll die Enthaltung von allem Fleischverzehr, die unter ihren modernen Vertretern keinen grössern Namen als den Shelleys hat, einen tiefern Zug von Berechtigung auch nur in Frage bringen, so darf sie mit angeblichen Gesundheitsrücksichten nichts zu schaffen haben und muss sich einzig und allein auf die Nothwendigkeit berufen, nur Wesen von wohlwollendem Gemüth ein Recht auf das Dasein zuzugestehen. Der Gemüthsstandpunkt ist hier der einzige, der ein Recht auf Erörterung hat. Auch ist es ein Vorzug Shelleys, dass er wesentlich auf diesem Standpunkt zu stehen scheint. Abstract ausgedrückt müsste man in dieser Richtung sagen, dass ein System von empfindenden Wesen disharmonisch, unglücklich und überhaupt unvollkommen angelegt sei, wenn die einen dadurch existiren, dass sie den andern Schmerz bereiten und den Tod geben. Der Mensch wäre nach diesem Satze unter allen Raubthieren dasjenige, von dem im Ganzen das Meiste getödtet und verschlungen wird. Dem Menschengeschlecht in seiner geschichtlichen und geographischen Gesammtheit liesse sich kein gleichumfassender Vertilger von Leben an die Seite stellen.

Giebt man sich einmal dem Satze hin, die Tödtung zum Verzehr sei bei Thieren und Menschen etwas Verwerfliches, so bleibt freilich für einen absoluten Reformator keine andere Schlussfolgerung übrig, als dass dieser Zustand wegzuschaffen sei. Was aber noch keineswegs daraus folgen würde, ist die specielle Shelleysche Idee von einer universellen Charakteränderung bei Thier und Mensch.

Was man etwa den animalen Mordcharakter nennen könnte, das lässt sich nicht umwandeln, wie Shelley es sich denkt, — aber wohl ausrotten. Die höheren Mörderthiere könnten also sehr wohl verschwinden, und auch innerhalb des Menschengeschlechts könnten die Räuber- und Mördercharaktere durch Zusammenwirken der zugleich besser gesinnten und energischen Elemente in umfassender Weise vernichtet und schliesslich vielleicht ausgemerzt werden. Allein grade so Etwas wäre nicht nach dem Geschmack des weichen, fast unmännlichen Shelley. Vor den Fleischessern im Menschengeschlecht sollte man doch alle Gattungen von Menschenmördern directer und indirecter, gemeiner und vornehmer Artung in Frage bringen. Wenn sich nun auch Shelley vor seinen gewöhnlichen vegetaristelnden Genossen dadurch auszeichnet, dass er bei dem sonst unschuldigen vegetarischen Spielwerk nicht die Schuld auf sich lädt, die menschlichen Blutsauger zu vergessen, so bleibt er doch weit davon entfernt, in dieser letzteren Richtung die drastischen Consequenzen eines wahren Gerechtigkeitsgedankens auch nur zu berühren.

Es ist hier nicht der Ort, die Frage der Fleischenthaltung und entsprechenden Thierschonung weiter zu erörtern. Ihre Beantwortung muss aber bei tieferem Eingehen aus dem Gesichtspunkt einer Art von Recht zwischen den höhern animalen Wesen erfolgen. Erst hiedurch erhält der Gemüthsstandpunkt auch einen Verstandessinn. Der blosse Wunsch, dass es nur wohlwollende und miteinander friedlich verkehrende Wesen geben möchte, kann für sich allein nichts ausrichten und, da wir die Welt nicht erst zu schaffen haben, auch nicht allein maassgebend werden. Ist einmal der Tod eine Einrichtung der Natur, so kommt es auch nicht so sehr darauf an, dass er bei Thieren durch fremde Gewalt erfolge, wenn nur dabei keine Grausamkeit verübt und der jedesmal gelindeste Weg der Tödtung gewählt wird.

Ueberhaupt ist es fraglich, ob ein Ideal des Lebens, also mit andern Worten das Musterbild eines erst zu schaffenden und einzurichtenden Daseins, durchaus jähe Todesarten ausschliesse, vorausgesetzt nämlich, dass gewisse Nothwendigkeiten alles nur irgend erdenkbaren oder möglichen Daseins nur eine Wahl zwischen mehreren Uebeln lassen. Altersschwäche, Verhungern, Erfrieren oder irgend ein zufälliges Umkommen sind auch für die Thiere derartige Uebel, dass man in Vergleichung damit das Aufgefressenwerden nicht so überaus hoch anschlagen kann. Ja dieser Satz

gilt auch für Menschen; denn die eigentliche Menschenfresserei ist und war wahrlich nicht die schlimmste Ausgeburt der Natur. Ueberhaupt kann man sagen, dass, wenn einmal der Tod eine Institution der Natur sein muss, Angesichts dieser Gattung Uebel die besondern Arten nicht mehr so ausserordentlich ins Gewicht fallen. Dies sagt sich auch oft der gewöhnliche Mensch, wenn er sich über besondere Bedrohlichkeiten trösten will.

9. Die Art der Ausgleichung mit dem Tode ist überhaupt eine Probe nicht blos des folgerichtigen und vorurtheilslosen Denkens, sondern auch des wahr orientirten Strebens. Die Inconsequenzen und Halbheiten Shelleys zeigen sich denn auch bei dieser wahrlich nicht geringfügigen Angelegenheit. Sein antireligiöser Standpunkt wird hier am meisten verleugnet, und der Verfasser der Mabdichtung, der vorherrschend atheistisch, ja, was noch mehr bedeutet, religionsfeindlich sich ausnimmt, wird Angesichts des Todesgedankens zum Vertreter von offenbaren Wahnresten. In der That will er nicht nur einen sanften Tod, und zwar ohne vorgängige Altersschwäche, sondern auch einen solchen mit Hoffnungsgedanken, die sich auf eine künftige Existenz des Sterbenden beziehen. Wenn nun auch diese Unsterblichkeit bei Shelley nicht den gemeinen Jenseitswahn ausdrückt, so ist sie doch mindestens mit einem erheblichen Stück Ichwahn verbunden. Allzu klar ist sie selbstverständlich nicht und grenzt an eigentlichen Mysticismus. Es scheint nämlich eine Art Stufenfolge der Entwicklung vorgestellt zu werden, bei der sich gar nicht sagen lässt, wie weit das Individuum als solches erhalten bleiben könnte. Was soll aber ein Ich und eine fortbestehende Einerleiheit des Ich überhaupt noch bedeuten, wenn das Ich nicht durch das Individuum charakterisirt, also Ich und Individuum als sich deckende Begriffe angesehen werden! Was ein abstractes d. h. allgemeines Ich real sein sollte, lässt sich gar nicht angeben. In der ehrlich gestellten Unsterblichkeitsfrage ist also das concrete, bestimmte, einzelne Ich der leitende Begriff und darf nicht confus mit einem allgemeinen oder gar mystischen Ich vertauscht werden. Letzteres ergäbe sehr billige metaphysische Triumphe über den Tod, die demgemäss auch werthlos sind und auch praktisch, d. h. für das Gemüth, nichts Stichhaltiges leisten. Nur in den Nebeln der Verwechselung verschiedener Begriffe vom Ich gedeiht noch ein unklarer Rest von Ichwahn, wenn er aus seinen handgreiflichsten Zufluchtsstätten vertrieben ist und ihm die gewöhnlichsten Phantasiemasken abgenommen sind.

Shelley war nun sicherlich nicht ein Mann dazu, den Trug von Metaphysik zu überwinden. Im Gegentheil finden sich in seinen Dichtungen Anklänge daran, dass ihm Dingelchen wie traumideologische Metaphysik eines Bischof Berkeley bisweilen den Kopf ernstlich eingenommen haben. So Etwas ist nun der völlige Abfall vom klaren und sachlichen Denken; ja es ist der Rückfall in den Religionstrug, der sich hier nur in einer raffinirteren Form, nämlich in einer metaphysischen Maske geltend gemacht hat. Der Berkeleysche Traumideologismus kennt keine Wirklichkeit und keine wirklichen Dinge, sondern nur Ideen und gleichsam Traumbilder, die uns von einem Wesen, genannt Gott, kämen. Dieser hirnverbrannte Standpunkt ist eine Ausflucht, um eingestandenermaassen Religion und Christenthum vor Naturwissenschaft und Materialismus zu bergen. Wenn Materie nicht existirt, sondern nur ein Traumschein von so Etwas, welcher sich daher in pure Vorstellungen auflöst, so sind freilich Naturthatsachen und materiale, sachlich gegenständliche Denkweise nichts Letztes und Festes, sondern man muss die Quelle der Träume suchen, aus der sich solche Vorstellungen ergeben. Die Natur ist alsdann ein Schattenspiel, und der Glaube an ihre Thatsächlichkeit ein Irrthum. Nach diesem tollen Zauberglauben können dann natürliche Thatsächlichkeiten erzeugt oder auch weggeschafft werden, wie es einer allmächtigen Ideen- und Traumwillkür beliebt. Auf solchem Grunde und Boden ist sichtlich keine sachliche und feste Wahrheit möglich, und der Trug von Religion und Metaphysik kann den traumhaft gestörten Verstand vollends berücken.

Ueberraschend ist es wahrlich nicht, dass Derjenige, der im Antireligiösen so leidenschaftlich aufspielte, doch im Verstande mit dem Antistandpunkt auf halbem Wege strauchelte. Das Herz ist kein sonderlicher Lehrer für das, was nun einmal mit leidenschaftslosem Verstande aufgefasst sein will. Das dichterische Pathos führt um so mehr irre, je weniger es sich an den gewöhnlichen Gängelbändern fortbewegt. Die Poeten sind bisher zu allen Zeiten und an allen Orten keine sonderlichen Schwimmer gewesen, wenn es galt, die Fluthen des menschlich unwillkürlichen Aberglaubens zu zertheilen. Grade wenn sie sich, wie ein Shelley, emancipiren und, sagenhaft geredet, die Charybdis der Religion vermeiden wollten, fielen sie in die Scylla irgend einer Ausgeburt von Metaphysik. Dieses Märchengleichniss passt nicht nur zur verwerflichen Art der Dichter, sondern sagt auch Einiges über die Verwandtschaft der

beiden Ungeheuer und Strudel. Die Trugmetaphysik ist meist und vorherrschend nur eine feinere oder gelehrte Form des Religionstruges von Anfang an gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Wer der Religion den Rücken kehrt und einer solchen Metaphysik verfällt, ist in der Hauptsache nicht viel besser daran als vorher. Der verfeinerte und gelehrte Aberglaube ist im Gegentheil meist noch schädlicher, jedenfalls aber für den unbefangenen Sinn widerlicher als der grobe. Es ist nämlich mehr formaler Verstand in ihn hineingearbeitet, und die Verkehrtheit dieses Verstandesmissbrauchs bringt noch einen übeln Eindruck mehr hervor, als der blosse abergläubische Inhalt für sich allein thun würde.

Ebenso ist eine haltungslose Poesie, die in der Auffassung von Natur und Mensch gegenüber irgend einer Metaphysik schwach oder gar ohnmächtig wird, in mancher Hinsicht etwas Uebleres als eine nach Weise der Alten gradezu götterspielerische Dichtung. Der Trug der letzteren ist nämlich nicht so unbestimmt und nicht so gestaltlos. Er ist, wenigstens von unserm heutigen Standpunkt aus, ein durchaus grober, längst entlarvter, ja, was mehr sagt, längst abgelebter. Ueberdies sind seine Formen ihrer Bestimmtheit wegen ästhetisch weniger widerwärtig als die trüben metaphysischen Nebel, die sich um die Blösse heutiger Religion abzulagern pflegen. Verliert sich also die Poesie in dieses Dünstebereich auch nur gelegentlich, und wird man inne, dass der Poet hier nicht taktfest ist, so ist es um den Glauben an die Unbefangenheit seiner Natur- und Menschenauffassung geschehen. Mit diesem Glauben sinkt aber sein Ansehen; denn er kann alsdann nicht mehr als treuer Dollmetscher der Thatsachen und nicht mehr als richtiges Organ der von den Thatsachen erzeugten Gefühle und Eindrücke gelten. Allermindestens ist die Normalität und Reinheit der Empfindungen unter diesen Umständen überall gefährdet und die poetische Auslassung daher überall verdächtig, dass sie nicht auf natürlicher Beobachtung und Würdigung beruhe, sondern von irgend einem albernen Hirngespinnst irregeleitet sei, welches sich ihr untergeschoben hat. Die logische Unfähigkeit, die dem ausschliesslich dichterischen Standpunkt als solchem bisher eigen gewesen ist, macht die Poeten nur gar zu oft völlig widerstandslos gegen metaphysische Ansteckung, und dies ist auch der Fall Shelleys gewesen. Als Engländer hat er sich so Etwas wie gewissermaassen der Berkelei, d. h. einer traumnebelnden religiösen Vermetaphyselung der Welt, nicht ganz entziehen können, und hiedurch hat sich die Schwäche, um nicht zu sagen die Ohnmacht

seiner sonst blos negativen Antireligion auch in positiv greifbaren Spuren blosgestellt. Auch die vielfache Unklarheit in Shelleyschen Dichtungen ist auf ein nebelhaftes Vorstellen zurückzuführen, wie es der Dichtung in einer ausgearteten und überschwenglichen Haltung nur allzuleicht eigen ist.

10. Der Gedanke einer Kritik aller Poesie wird grade da am ehesten nahegelegt, wo man einen Dichter vor sich hat, der gewissermaassen frei von Religion sein wollte und dies doch nicht vermochte. Die Quelle der Abirrungen liegt tiefer als die Religion; sie liegt zum wesentlichen Theil auf dem Boden der Poesie selbst. Es muss daher die Dichtung gleich der Religion zur Untersuchung gezogen und verantwortlich gemacht werden. Hiebei wird es freilich der Poesie nicht begegnen können, dass schon ihr Name, wie derjenige der Religion, fortan als ungeeignet erscheine, etwas Wahres und fernerhin Berechtigtes auszudrücken. Auch braucht man den Namen der Dichtung nicht zu verwerfen, weil in ihr Vieles verkehrt war und ist. Wie scharf man auch prüfe und sichte, es bleibt dennoch in der thatsächlichen Poesie ein Kern und für ferneres poetisches Streben ein Grundtrieb übrig, der mit den Neigungen veredelter Menschennatur verwachsen ist und zu ihnen jederzeit stimmen wird. Freilich entspricht auch der Religion etwas Vollkommeneres, wodurch sie ersetzt wird; aber die Aehnlichkeit zwischen der Religion und ihrem bessern Ersatz ist so entfernt und der Begriff, der allenfalls als Beidem gemeinsam aufgesucht werden könnte, würde sich als so weit und als verhältnissmässig so allgemein ergeben, dass in ihm das Wichtigste, worauf es ankommt, nämlich der besondere Unterschied verlorenginge. Derartiges ist aber bei der Poesie als solcher nicht der Fall. Die bessere Dichtung, die unsern Veredlungsforderungen und unserer Kritik einmal entspräche, würde immer noch mit aller bisherigen Poesie dieselbe Gattung bilden und sich nur durch die Gestaltung unterscheiden.

Die Anforderungen, denen eine mehr als bisher gereinigte und veredelte Dichtung zu genügen hat, sind in erster Linie auch solche, die für alle stichhaltige Geistesbethätigung geltend gemacht werden müssen. Wahrheit, sachliche wie innere, hat hier die oberste Rücksicht zu sein, und dieser Compass darf niemals zu Gunsten irgend welcher angeblicher Dichtungsprivilegien bei Seite gesetzt werden. Es kann keine der Dichtung eigenthümlichen Freiheiten geben, die dem Sinn für Wahrhaftigkeit widersprächen. Soweit Dichtung wirklich Trug ist, mag sie das Schicksal der Religion

theilen. Wo sie aber, ohne dass es ihre Bethätiger oder Vertreter wissen, im Thatsächlichen oder in den Möglichkeiten unwahr wird, da müssen diese Irrthümer wenigstens später nach besserer Erkenntniss der Grund werden, dass man durch diese falschen Vorstellungsbestandtheile sich mehr oder minder unangenehm berührt finde. Eine gewisse Abstumpfung verbildeter Geschlechter gegen die Ueberlieferungen der Unwahrheit darf uns nicht täuschen; solche Abstumpfung ist kein Maass für das feinere Urtheil; vielmehr lässt sich die gesunde Natürlichkeit des einfachen Wahrheitssinnes auch in der höchsten Cultur geltend machen, wenn diese Cultur nur eine echte ist und die wirkliche Veredlung des Menschlichen im Auge hat.

Wenn das Unwahre als unwahr, also z. B. eine wild träumerische und vielen Gesetzen der Möglichkeit hohnsprechende Vorstellungscomposition ausdrücklich als solche und als nichts Anderes ausgegeben wird, so liegt hierin allerdings kein Verstoss gegen die Wahrhaftigkeit. Wohl aber fragt es sich, wie weit blosse Phantasiespiele mit der Würde des gereiften Menschen überhaupt noch verträglich bleiben. Hier giebt es Vorbedingungen und Grenzen, ausserhalb welcher es sich für den entwickelteren Menschen nicht mehr ziemt, sich solchen Spielen, sei es thätig oder aufnehmend, irgendwie, und wäre es auch nur zum Scherz, hinzugeben.

Dem Spiel als Spiel mag sich die Phantasie unter Umständen jederzeit ausnahmsweise überlassen; der entwickeltere Sinn wird aber dabei nur an Solchem Gefallen finden, was wirklich für ihn noch eine Möglichkeit ist, wobei er nur nicht zu ermessen vermag, was nothwendig oder wahrscheinlich ist. So spielt auch die Hoffnung mit mancherlei sehr zweifelhaften Vorstellungen, und sie weiss dabei oft recht gut, welcher unsichern Phantasiebethätigung sie sich im Besondern und Einzelnen hingiebt. Phantasiespiele werden überhaupt solange vorkommen, als es eine Phantasie giebt, die sich gestatten muss, über die Grenzen des Thatsächlichen und bestimmbarer Nothwendigkeit ins Unbestimmte hinauszugreifen. Derartige Uebergriffe in das Reich unzugänglicher Möglichkeit schaden auch nichts, wenn man sich dabei nur immer mehr bewusst wird, was sicher ist und was nicht.

Hienach wird die Dichtung um so vollkommener werden, je mehr sie aufhört, Erdichtung zu sein. Von kindischer Sage und eigentlichem Aberglauben will ich hier gar nicht reden; Derartiges taugt nicht einmal mehr für eigentliche Kinder, wenn diese die

Kinder eines wirklich gereiften Geschlechts sind und demgemäss erzogen werden. Es muss die Zeit kommen, in welcher das Behagen an Märchen selbst für kleine Kinder nicht mehr statthaben kann, weil man diese von vornherein an die Wirklichkeit gewöhnt und sie anhält, sich auch im Phantasiespiel keinem Widersinn zu überlassen. Kinder sollen nicht blos ihre Sinne sondern auch ihren Sinn mit dem erfüllen, was thatsächlich oder nothwendig oder aber in Wirklichkeit möglich ist. Allerdings ist die ganze Poesie, wie sie weltgeschichtlich vor uns liegt, sozusagen zu 999 Theilen eine Kinderei. Diese Kindheitsthatsache der Menschheit berechtigt aber nicht, die Albernheiten dieses Spiels in alle Zeitalter fortzusetzen, und nie zu reifen.

Wie der echte Dichter allen Fabel- und Sagenkram über Bord werfen muss, so hat er sich auch positiv mit dem zu erfüllen, was ihm in Weisheit und Wissenschaft an wahren Vorstellungen über das Leben und die Welt nur irgend zugänglich wird. Es kann daher echte Wissenschaft keine Feindin wahrer Poesie sein wollen; im Gegentheil wird sie dem wahrhaft dichterischen Verhalten förderlich sein. So werden beispielsweise gediegene astronomische Kenntnisse den Dichter in den Stand setzen, die Bilder, die er etwa von den Bewegungen der Weltkörper braucht, auch wirklich angemessen zu entwerfen. Wenn Schiller von einem Sphärenrollen spricht, so beruht dies auf einer Entlehnung aus der Wissenschaft, aber auf einer sich im Bilde vergreifenden. Grade nun die sinnliche Vorstellung, für deren Angemessenheit doch wohl am meisten der Dichter verantwortlich ist, erfordert hier, dass die betreffende Bewegung im Raume für ein auffassendes Auge in ihren Verhältnissen langsamer gedacht werde, als die eines Stundenzeigers. Es heisst das sinnliche Bild fälschen, wenn man an die Stelle der verhältnissmässigen Ruhe, die in ihm herrscht, das gemeine Bild einer rollenden Kugel setzt und hiemit einen Grad von Regsamkeit andeutet, der nicht im Entferntesten vorhanden ist. Die unmittelbaren Sinneseindrücke, an die sich sonst die Dichter in erster Linie halten, werden weniger mit Fehlgriffen gemischt, als die künstlich entworfenen, und doch sind die letzteren, wo sie gelingen, noch von höherem Werth. Ist die Phantasie wissenschaftlich gut erzogen und ausgebildet, so wird sie weit mehr leisten und weit höhere Regionen des Aesthetischen betreten, als wenn sie in dem gemeinen Bereich verbleibt, in welchem von jeher alle lebhaft empfindenden Menschen heimisch gewesen sind.

11. Wirklichkeit, lebendig aufgefasst, hat immer einen höheren Reiz als der Entwurf von Möglichkeiten, so einwurfsfrei die erdichteten Möglichkeiten als solche auch sein mögen. Gesetzt nämlich, diese Möglichkeiten wären gleich zulässig und in ihrer Art innerlich gleich wahr, wie Entwürfe mathematischer Begriffe und einfach gesetzmässiger räumlicher Gebilde, so fehlte doch noch immer die Nachweisung irgend einer thatsächlichen Wirklichkeit des blos abstract und schematisch Vorgestellten. Die höchste Theilnahme haftet aber nicht am sozusagen Traumartigen, sondern am Wirklichen und dem was damit zusammenhängt. Soll also Etwas als geschehen oder thatsächlich vorgeführt werden, so ist geschichtliche und biographische, ja auch naturkennzeichnende Wirklichkeit für den gereiften Sinn von entscheidender Bedeutung. Wird dagegen auf die Zukunft abgezielt, und handelt es sich um das, was geschehen wird oder geschehen soll, so hängt stichhaltige Wirkung des dichtungsartig Entworfenen davon ab, wieweit das zukünftig Nothwendige getroffen werde und wieweit die treibenden Vorstellungen wahrhaft und wirklich gestaltende Kräfte sind, wären sie auch zunächst nur in einem einzigen Menschen mächtig.

Der vollen und allseitigen Wirklichkeit steht ausgebildete und kunstvolle Prosa näher als rhythmische Poesie, und hiemit ist eine wesentliche Frage, nämlich wie sich der Geist auf seinen gereifteren Stufen ausnehmen müsse, bereits entschieden. Wirklichkeiten giebt es allerdings von verschiedener Art, und ein gehobener Gemüthszustand, welcher sich in Rhythmen von seiner sonstigen prosaischen Gebundenheit freimacht, ist auch eine Wirklichkeit, wenn auch freilich nur eine einseitige und abstracte, bei der viele Rücksichten der vollständigen Geistesbestimmung zeitweilig ausser Wirksamkeit gesetzt werden. Der Takt, das Zeitmaass und die periodische Wiederkehr, in denen sich der Ausdruck von Gefühlen besonders gefällt, sind etwas Natürliches gleich dem Herzschlag und Pulse. Allein diese Art der Geistesbethätigung ist gleichsam etwas Losgebundenes, was nicht allen Rücksichten angemessen sein kann und namentlich nicht recht dazu geeignet ist, die feinere und vollere Verstandesgliederung der Gedanken und Thatsachen in sich aufzunehmen. Bei der Musik ist es sozusagen handgreiflich, was durch sie nicht ausgedrückt werden kann; bezüglich der rhythmischen und reimenden Dichtung aber wehrt man sich aus Vorliebe leicht gegen die Wahrheit, dass auch sie eine beschränkte Ausdrucksgattung ist. Sie geht mehr auf einen blossen Theil der Innerlich-

keit als etwa auf volle äussere oder auch nur innerlich umfassende Gegenständlichkeit.

Nun zeigt sich auch gute Prosa, wenn man nur zusehen will, voll natürlicher Kunst, von der etwa absichtlich darin geübten Kunst gar nicht zu reden. Ueberdies kann der eigenthümliche prosaische Tonfall, der bei guten Sätzen nicht fehlen darf, dem eigentlichen Rhythmus und Versbau auch formell überlegen sein. Er ist nämlich im Stande, sich der allseitigen Wahrheit und Wirklichkeit mehr anzumessen und anzuschmiegen, als die beschränkte und gebundene, nur bestimmten Zuständen entsprechende Gangart oder vielmehr Springart eigentlicher Poesie. Veranschlagt man ausserdem, dass ein gewisses Maass von Gefühlsenergie, ja eigentlichem Gefühlsaufschwung auch in der Prosa zulässig ist, ohne sie zu verderben, so liegt der Gedanke nahe, eine Prosa von natürlich edler Kunst für die vollkommenere Geistesform zu halten. In ihr würde hienach das edel und hoch Menschliche seinen gereiftesten Ausdruck finden, und diese Thatsache wäre auch von der formellen Seite eine Kritik aller Poesie.

Das angegebene Verhältniss, demzufolge Prosa vollendeter sein kann als Poesie, besagt nicht grade, dass Dichtung als etwas Untergeordnetes geschichtlich verschwinden und durch höhere Prosa ersetzt werden müsse. Im Gegentheil kann rhythmische und reimende Dichtung (so gut wie Musik oder Tanz als bleibende Ausdrucksstufe und Bethätigungsform gewisser innerer Zustände gelten und neben der überlegenen Prosavollendung einen angesehenen Platz einnehmen. Nur eines dürfen wir dabei nie vergessen, nämlich den unvermeidlich spielerischen Charakter solcher Kundgebungen des Geistes. Spielerisch war ja aber auch das alte Griechenthum; spielerisch nicht blos seine Poesie wie fast alle Poesie,- sondern auch seine Dialektik. Spielerisch war nicht Weniges selbst an Sokrates Unterhaltungsart und den ihm zugeschriebenen Wendungen. Etwas Spielerisches lag sogar in der bittersten Ironie und in manchem leichtfertigen, auf Geistreichigkeit angelegten Wort über den nahen Tod. Spielerisch ist daher mehr oder minder die ganze Nachfolge des Griechenthums und mithin die bisherige Poesie gerathen, und spielerisch wird voraussichtlich noch ein ansehnlicher Theil nicht blos künftiger Poesie, sondern überhaupt sogenannter schöner Literatur ausfallen.

Soll aber etwa darum dieser thatsächliche Grundcharakter, der im Spielerischen besteht, eine Ursache unbedingter Verwerfung

werden? Auch das Spielende hat sein Recht und zwar nicht blos, wie selbstverständlich, im Gemeinmenschlichen, sondern auch im Höhermenschlichen. Nur wird die gesteigerte und veredelte Ausprägung des Menschlichen zu bevorzugten Individuen und Gruppen sich nicht jeder Art von Geistesspiel hingeben, sondern eine Auswahl treffen und ihre Würde wahren, und zwar nicht blos mit Rücksicht auf ein vorgerücktes Lebensalter. Auch Kindlichkeiten und Jugendlichkeiten können innerhalb gereifterer und veredelter Menschengruppen, die klarer denken, geordneter und bemessener empfinden, in der Hingabe an die spielerischen Neigungen nicht dasselbe bethätigen, was den roheren, wüsteren und ungeklärteren Elementen ohne Anstoss von Statten geht. Ebenso wird die Schätzung des spielerischen Elements der menschlichen Natur mit der Reife der Zeiten eine geziemendere, d. h. eine verhältnissmässig geringere werden müssen. Die gesellschaftliche Werthschätzung der spielenden Künste und der Vertreter dieser Künste ist zwar mit der Sache selbst veredelt worden; denn die Insassen des zigeunerartigen Schauspielerkarrens und die heutigen umherziehenden, gastrollengebenden Mimen sind zwar im Grunde und Kern nicht so sehr verschieden, aber doch im Aeussern und in der gesellschaftlichen Scheinstellung von einander gar abweichend. Auch mag immerhin die künstlerische Veredlung des Schauspielermenschen und seine Aufzüchtung zu einer verfeinerten Hofcreatur oder angesehenen Puppe des Publicums eine Art von Werth beanspruchen. Eine Verirrung der Cultur ist es aber jedenfalls, wenn Derartiges mit Angelegenheiten, ich will nicht sagen von entscheidendem Ernst, sondern auch nur von gesetztem Zweck auf einer Linie in Frage kommt. Es ist eine arge Vergessenheit wahrer Handlung und echten Lebens, wenn die Menschen dahin kommen, musikalische, schauspielerische und überhaupt schöngeistige Angelegenheiten positiv ernstzunehmen und sich wohl gar durch ein solches verlorenes Treiben über politische Ohnmacht oder sonstige Lebensunzulänglichkeit hinwegzutäuschen.

12. Alles Ernstliche ist im letzten Grunde mit den Formen spielerischer Regung, also mit der rhythmischen Poesie unverträglich, während das Heitere oder gar Komische sehr wohl dazu passt. Die Ausnahmen von dieser Wahrheit sind nur scheinbar; es sind falsche Mischungen oder gradezu Missbildungen. Das vielleicht wichtigste Beispiel hiefür ist der Hymnus. In der That kann ich in dem Lobgesang auf Götter, zumal in der Anredeform, (die

griechischen, besonders böotisch classischen Vorgänge eingerechnet, in allen Völkerbekundungen ähnlichen Schlages und überhaupt von den orientalischen Erstlingen an bis auf irgend einen heute die Natur an Stelle der Götter apostrophirenden Dichterling, nur die Verirrung des menschlichen Wesens zu einem verschaafenden Enthusiasmus erblicken. Der Hymnus in seinen alten und neuen Formen ist also keine Widerlegung jenes Fundamentalsatzes, demzufolge das wirklich Ernste, wofern es seinen Charakter bewahren will, sich mit dem Spielerischen nicht gatten darf. Etwas Aehnliches liesse sich über Militärmusik, über musikalische Märsche und überhaupt über die Anwendung von Musikinstrumenten sagen, insoweit letztere nicht eine blos technische Aufgabe der Zeichengebung haben. Auch alle Todtenmusik, also sogar die Trauermärsche, erscheinen dem feineren, nicht aus Gewohnheit abirrenden Sinn als eine Beimischung des Kunstspielerischen, welches zum vollen Ernst der Angelegenheit nicht viel besser stimmt als die sogenannten Todtenschmäuse. Das Losungswort des veredelten Menschheitstheils muss demgemäss dahin gehen, alle solche unnatürliche Verquickungen wegzuschaffen und das künstlerisch Spielende nur da walten zu lassen, wo die Dinge selber zum Spiel angethan sind. Es ist dies ein weites Bereich, und die spielende Kunst kann sich nicht beklagen, wenn eine entwickeltere Schicklichkeit ihr aus allen andern Bereichen die Thüre weist.

Die Lebensregungen bestehen zu einem grossen Theil in spielenden Bethätigungen der Kräfte, und ein Leben voll lauter trocknen Ernstes würde nicht viel werth sein. Freilich darf das Leben selbst nicht zum Spiel werden; vielmehr hängt es seinem Wesen nach an einem gewissen Maass von vollem und reinem Ernst. Dennoch wird man aber Glück und Wohl nicht zum Wenigsten nach dem Maass von Heiterkeit und Spiel zu schätzen haben, von welchem das Leben durchwebt und durchwirkt worden ist. Der Grundtrieb zu spielerischer Gestaltung geht so weit, dass er selbst mit der Erinnerung und den Bildern des Schmerzes spielt. Ja man kann sich versucht finden, sogar einen Triumph darin zu sehen, dass sich das Schmerzgefühl in veredelten Formen, anstatt in ungebundenen Ausbrüchen, bethätigt. Indessen jede Kunstgestaltung in der Wirklichkeit oder im Bilde, ursprünglich oder angewöhnt, ist schon eine Abartung des wahren Schmerzes und vollen Ernstes in das ästhetisch Spielende. Es ist eine Form des Sentimentalen im Sinne künstlicher wo nicht gar künstlerischer Gefühligkeit, womit die unmittelbare Natur der Sache und der volle

Grundcharakter des Schmerzes selbst verschwindet. Wenn Natur und Cultur diesen Ausweg finden, so mag dies unter Umständen ein Glück sein; nur täusche man sich nicht darüber, dass man es hier nie mehr mit vollem und ganzem Ernst, sondern bereits mit der Einmischung lindernden Spiels und mit einer Tonart des Gefühls zu thun hat, in der anstatt des Wehs Wehmuth und überhaupt anstatt irgend einer rein schmerzlichen Erregung eine noch anderweitig gemischte Empfindung, und zwar in gemässigter Weise, waltet.

Kehren wir zu unserer Ausgangsfrage zurück und betrachten wir im Lichte der vorangegangenen Ausführungen den überlegenen Werth kunstvoll geregelter Prosa in Vergleichung mit spielender Rhythmik, so kann auch von dieser Seite die Kritik aller Poesie nicht zweifelhaft bleiben. Mit der höhern Entwicklung muss sich Etwas ausbilden, was nicht blos über der wesentlich rhythmischen Poesie, sondern auch über der gemeinen, noch unentwickelten und rückständigen Prosa zu stehen kommt. Regelmässigkeit und Schönheit sind über den Gegensatz von Ernst und Spiel erhaben; selbst der geistige Schmerz kann von Natur und Cultur, und zwar in der Wirklichkeit, also nicht erst im Nachbilde, innerhalb bemessener Grenzen edle und anständige Formen annehmen, ohne sich deswegen in jenes unwahre Gemisch zu verwandeln, welches wir als unecht und charakterlos verwerfen müssen. Die Aussicht auf eine gesetzte verstandesgemässe Haltung der Gefühle und Gedanken und auf eine entsprechende Bethätigung in Rede und Darstellung, bei welcher jedoch der höhere Aufblick nicht verloren geht, ist keine chimärische. Die Prosa ist, trotzdem dass in ihr jeder poetische Rhythmus ein Fehler bleibt, dennoch für Regelung und Schönheit in einem hohen Maass empfänglich, ja wird es, wenn richtig gewürdigt und behandelt, in einem höhern Maasse werden, als die eigentliche Poesie selber. Nur ist man bisher noch weit davon entfernt geblieben, sich mit wahrer und naturgemässer Kunst an die Aufgabe zu machen, eine edle, einfache und schöne Gliederung aller Arten prosaischer Darstellung, namentlich aber der wissenschaftlichen, anzustreben. Was in dieser Richtung bisher geschehen, ist meist im Unwillkürlichen steckengeblieben. Besonders aber hat die nahe Nachbarschaft, in der Schöngeisterei und Albernheit gehaust haben, es nur hier und da zu einer Prosa kommen lassen, die logisch zurechnungsfähig gewesen. Bei der wissenschaftlichen Darstellung muss man aber anfangen, wenn man wünscht, dass Charakter und

Schönheit auch in den übrigen Gebieten (frei von ungehörigem Spiel) zur Geltung kommen möchten.

13. Wenn grade an Shelley einige Gesichtspunkte (zur Kritik aller Poesie) angeknüpft worden, so ist das keine zufällige Willkür gewesen. Die Verkehrtheiten nämlich, (die sich in ihm beisammenfanden,) waren zugleich mit ungewöhnlich auszeichnenden Eigenschaften verbunden. Die formelle Dichterfähigkeit war nicht gering; grösser aber noch war die Ungebundenheit, in der und mit der sie sich ergehen konnte und thatsächlich erging. Auch der Mangel an Gene war gleich gross, (sowohl derjenigen, die sich auf den Verstand, als derjenigen, die sich auf die Gefühle und das Moralische bezog.) Shelley machte kein Hehl aus seinen mehr als blos polygamischen Instincten; (denn auch die feste Ordnung des Islam würde ihn nicht befriedigt haben;) er wollte schweifende Willkür, und sich durch Nichts als durch Gefühlslaunen bestimmen lassen. (Aeusserste Unordnungen im Geschlechts- und Heirathspunkt waren schon bei Voreltern von ihm das Herrschende gewesen, und der Umstand, dass seine erste, nachher verlassene und dem Selbstmord anheimgefallene Frau einen jüdisch aussehenden Vater und eine ebenso aussehende Schwester hatte, giebt bezüglich der Wahlverwandtschaft Shelleys zu solchen Blutgemischtheiten Einiges zu denken.)

Man hat behauptet, Shelley selbst sei Judenspross gewesen, und man hat namentlich darauf das Maass von Schammangel zurückführen wollen, (welches allerdings erforderlich war, um die Cencidichtung fertigzubringen.) Mir freilich ist es nicht gelungen, (aus den zugänglichen biographischen Notizen) irgend einen zuverlässigen Schluss zu ziehen. (Der durch und durch verbibelte Geist der Engländer macht überhaupt an ihnen die Unterscheidung zwischen blossem Geistes- und eigentlichem Bluthebraismus schwierig. Ueberdies ist die englische Denk- und Gefühlsweise auch an sich, namentlich ihrer krämerischen und auch feudal uregoistischen Haltung wegen, der judäischen (wohl unter den sonstigen Sinnesarten moderner Culturvölker) die nächstverwandte. Das schon früher berührte, grossgeschriebene Ich des specifischen Anglicismus kommt dem (gleichsam ungeschriebenen, aber dafür nur um so schamloser sich auslegenden und ausprägenden, sich frech in alle Sprachen, wie in alle Ringe fassenden, dabei überall spreizenden) Ich der Hebräer bisweilen ziemlich nahe. (Wenn also hier irgendwo Blutmischung platzgreift, so braucht sie nicht ganz soviel zu bedeuten, wie bessern Volksstämmen gegenüber.) Die Schotten sind selbstverständlich als un-

eigentliche Engländer bei unserer Würdigung ausgenommen, aber keineswegs ohne Weiteres auch die Yankeerace, die ihrem Ursprung durchschnittlich nur zu ähnlich sieht und auch mit der Juderei nur gar zu viele innere und äussere Berührungspunkte hat.

Bei dieser Bewandtniss der Nationalähnlichkeiten dürfte es einige Schwierigkeit haben, über die Einmischung von Judenblut in Shelleys Familie und Vorfamilie, sei diese Pfropfung nun ehelich oder ausserehelich vorsichgegangen, in äusserlich greifbaren Thatsachen feste Anhaltspunkte und untrügliche Anzeichen aufzufinden. Es genügt aber auch, den Maassstab der Charakterkritik anzulegen; denn die tiefere und wissenschaftliche Stellung der Judenfrage hat den Sinn einer moralischen und intellectuellen Charakterfrage. Allen meinen Eindrücken zufolge darf bei Shelley physisch nur eine verhältnissmässig geringfügige Ueberlieferung von hebräischer Beimischung angenommen werden; wohl aber sind die geistigen Hebraismen zu veranschlagen, die ihm, trotz aller antireligiösen Sinnesart, doch stets anhafteten, ja auch dieser Sinnesart selbst oft sichtlich genug ihr Gepräge ertheilten. Wie es ihm keine Ueberwindung kostete, ja er sich sogar darin gefiel, dem sogenannten ewigen Juden gelegentlich seine eignen Gedanken in den Mund zu legen, ist schon erwähnt; ebenso wie seine Phantasie verstandeswidrige Ausschreitungen beging, die ganz nach althebräischer Narrheit aussahen. Kopfstellungen sind etwas echt Judäisches und haben demgemäss auch das Wesen des Urchristischen gebildet. Haltungslosigkeit in der orientalischen Phantasie, die sich verstandeswidrig überschlägt, ist in den hebräischen und dazu gehörigen christischen Erscheinungen etwas offen zu Tage Liegendes. Von einem verkehrten Extrem in die entgegengesetzte, aber ebenso extreme und ebenso verkehrte Haltung übergehen, — das ist die Signatur des Judäerstammes und in weniger verschrobener Art auch diejenige vieler anderer asiatischer Volksnaturen. Die Gefühle ergehen sich dabei in Ausschreitungen, ohne dass sich eine ordentliche verstandesgemässe Besinnung dazugesellte und sie in gebührenden Schranken hielte. So wird ein Theil Unverstand, und zwar nicht blos in böser, sondern auch in sonst erträglich gutartiger Richtung das Kennzeichnende der Gedanken und Handlungen. Die Religion ist dabei die Hauptausgeburt, und eine seinsollende Poesie, oft gradezu mit dem schon erwähnten verschaafenden Enthusiasmus gegattet, geht ihr zur Seite. Ob Kinderei, wenn auch nicht unschuldige, ob Narrheit, wenn auch nicht gutartige, in den geschichtlichen Haupt-

leistungen solchen Schlages überwiege, das ist im Allgemeinen schwer anzugeben. Im Besondern kann aber Jedermann an den einzelnen Beurkundungen selber leicht prüfen, wie es sich in den einzelnen Fällen damit verhalte.

Das 19. Jahrhundert scheint nun nach dem 18., welches in einigen Richtungen etwas verständiger war, wieder besonders dazu berufen gewesen zu sein, berühmte Narrheiten und narrenhafte Berühmtheiten auszutragen. Seine Socialistik ist allein eine Musterkarte von Derartigem und hängt ebenfalls nicht wenig mit jener zwitterhaften Ueberlieferung vom Religions- und Poesieungeheuer zusammen. Aehnliches haben wir sogar im 18. Jahrhundert schon an Rousseaus Beispiel nachweisen können. Shelley ist nun trotz seiner vermeintlichen Antireligion neben seinen guten Seiten und abgesehen von diesen so recht ein Belag dafür, wie fehlgreifende Poeterei und handgreifliche Narrheit sich gar leicht gatten. Um aber nicht einseitig ihm Unrecht zu thun, sei es unbedenklich hervorgehoben, dass sich auch sonst eine ziemlich reiche Blumenlese von diesen Miss- und Mischblüthen aus der Flora des Poetischen und Närrischen gewinnen liesse. Wir haben darauf nicht soviel Gewicht gelegt, weil es sich eigentlich von selbst versteht; denn schon die handgreiflichen Liebesnarrheiten, die sich bei grossen Naturen oft in gleich entsprechender Grösse gefunden haben, könnten allein in einer Weltausstellung eine ganze Abtheilung füllen. Das Grosse in der Narrheit hat eben auch seine Geschichte, wenn wir auch nicht grade dazu aufgelegt sind, uns als Geschichtsschreiber dafür herzugeben. Wo wir ihm unabsichtlich begegneten, haben wir es eben nur nebenbei signalisirt, eingedenk, dass die Geschichte der Abnormitäten sozusagen ein unerschöpfliches Gebiet ist, während vom gut Normalen weniger wirkliche Leistungen anzutreffen sind. Shelley gehört beiden Gebieten an, wenn auch nicht überwiegend dem besseren, und letzterer Umstand ist vielleicht auf einige degradirende Stammesbeimischung zu verrechnen. Es würde sich aber diese nicht anmuthende Thatsache allenfalls auch schon durch blos geistige Ueberlieferung erklären. Nur muss man, um eine solche Erklärung eventuell zureichend zu finden, den Einfluss richtig veranschlagen, den unter Umständen geheiligte Urmischungen von Narrheit und Poeterei auf schwächere Gemüther und nicht genugsam klare Köpfe ausgeübt haben.

Fünfzehntes Capitel.

Nichtgrössen und blosse Auszeichnungen im Schlechten und Guten.

1. Befindet sich irgend ein Gebiet der Geisteszustände in Auflösung, so stellen sich in den verwesenden Theilen auch die Würmer ein, die sich darin mästen. Bestehen aber daneben Gebiete und Richtungen, auf die etwas vom gesunden Leben einwirkt, so werden sich hier gemeiniglich einige persönliche Auszeichnungen geltend machen, auch wenn sonst die Zeit nicht beanlagt ist, in den fraglichen Bereichen wirkliche Grössen hervorzubringen. In der allgemeinen Literatur, bei welcher zugleich die Kunst in Frage kommt, ist Shelley die letzte Grösse oder wenigstens verhältnissmässige Grösse gewesen. Er gehörte noch den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts an, und mehr als zwei Menschenalter sind seitdem abgelaufen, ohne dass sich Etwas gezeigt hätte, was nach dem Maass der von uns bisher behandelten Literaturgrössen auch nur allenfalls eine solche gewesen wäre. Auch ist die Pause nicht überraschend; waren doch die Lücken in den frühern Jahrhunderten noch weit klaffender! Ueberdies gilt unsere Frage nach Grössen hier einer bestimmten Gattung von Geistesthätigkeit, und die Zustände ändern sich oft in dem Sinne, dass sie gebieterisch andere Gattungen fordern. Selbst in Byron war die reine Dichteranlage bereits vielfach durch die Umstände desorientirt und Angesichts der drängenden Uebergangsverhältnisse des äussern und innern Lebens der Menschheit nicht recht in der Heimath. So konnte bei höchster Anlage dennoch Vollkommenes und ruhig Umfriedetes nicht geschaffen werden. Sollen wir uns nun etwa wundern, dass nachher auch nicht einmal mehr Anlagen hervorgetreten sind, die das mittlere und häufiger vorkommende Maass blosser Auszeichnungen überschritten hätten? Das hiesse doch, zu grosse Anforderungen stellen und sich überhaupt in den Ansprüchen an den Lauf der Dinge vermessen. Was sollte auch die Welt mit so vielen Literaturgrössen; sie kann kaum diejenigen richtig würdigen und gehörig aufnehmen, die sie thatsächlich hat. Sie opfert sie meist den gemeinsten Erzeugnissen und beliest sich dabei, bis ihr die Sinne schwinden. Macht sie sich alsdann ausnahmsweise an die wirklich

hochbelegenen Werke, dann kann sie im Zustande der Ueberlesenheit nur Wenig verdauen. Gesetzt aber auch, es stände in dieser Beziehung irgendwo und irgend einmal besser, und es fände sich eine erheblichere Anzahl, die sich mit Ernst zur Einhaltung geistiger Diät aufraffte, so würden ihr zahlreichere wirkliche Grössen der Literatur, die zugleich noch die Theilnahme der Gegenwart haben könnten, nur lästig fallen. Wir können uns demgemäss trösten, dass von Natur dafür gesorgt ist, dass hier keine Ueberwucherung stattfinde. Die Gemeinschaft des Menschlichen wird besser erhalten, wenn der Centralpunkte, durch die sie sich vermittelt, nur wenige sind.

Um nun aber auf unsern Ausgangspunkt, nämlich die Würmer, zurückzukommen, so gehören diese nicht einmal zur Classe dessen, was als leidliche Auszeichnung figurirt hat. Sie sind gänzlich Erzeugnisse der Fäulniss, und wenn sie ein paar Mal etwas feister geriethen, also mehr als die gewöhnlichen Individuen dieser Art am Leichnam der Gesellschaft zehrten und sich in deren Poren eindrängten, so gehört das Vorkommen solcher Exemplare nicht zu den Auszeichnungen, die wir meinen. Es handelt sich vielmehr dabei um Nichtgrössen, d. h. um Caricaturen von Grössen, die nur in der Einbildung derer existiren, die das Parasitenthum, welches von Judenreclame genährt worden, als solches nicht erkennen, und denen etwa gar die frivole Frechheit imponirt, mit der Hebräer sich aufdrängen und von ihren Stammesgenossen dem Publicum aufgedrängt werden. Wenn irgend Etwas die Verkommenheit der betreffenden Geisteszustände einer Zeit kennzeichnen kann, so ist es ein literarisches Auftauchen des Hebräerthums. Nun sind grade die Deutschen in der Reactionszeit des 19. Jahrhunderts so unglücklich situirt gewesen, vor andern Völkern mit einer literarischen Judenplage in ausgeprägtester Weise heimgesucht zu werden. Seit den sogenannten Freiheitskriegen war nämlich ihre Caricatur von Freiheit ihnen ein wenig ins Bewusstsein getreten. Sie durften sich aber unter diesen Umständen erst recht nicht regen. In ihrer einfachen natürlichen Weise und mit Anstand konnten sie öffentlich Nichts verlautbaren, und so kam es, dass Juden, die sich in alle Ringe zu fassen die erforderliche Schamlosigkeit besitzen und das nöthige Schleicherthum entwickeln, übrigens auch durch Vaterlandslosigkeit für alle Fälle geborgen sind, unter Liebäugeln mit etwas Freiheit ein literarisches Geschäft aufmachen konnten, dessen Waaren den Reiz des Verbotenen fürsichhatten. Dahinter steckte im Grunde selbstverständlich nichts Thatsächliches, ausser etwa das Schielen

nach Judenfreiheit und Judenmacht, d. h. nach der Freiheit für die Juden, sich ohne Zwang im Fleische anderer Völker zu tummeln, und nach der Macht, sich den Völkern zuerst als Führer und dann als Herren aufzunöthigen.

Keiner Nation ist es in dieser Beziehung literarisch so handgreiflich übel ergangen, wie in der fraglichen Zeit den Deutschen. In dem Maasse wie die ihrige wurde keine der europäischen Literaturen von Judennichtigkeiten absorbirt. Löw Baruch, der in seinen dreissiger Jahren sich christlich in Ludwig Börne umtaufen liess, und Harry Heine, der bei einem ähnlichen geheimen Taufact seinen Vornamen in Heinrich verwandelte, sind die beiden christlichen Hebräer, die auf und in der deutschen Literatur als Parasiten gehaust haben und von ihren Stammesgenossen, wie üblich, zu gewaltigen Grössen ernannt wurden. Mit dem ersteren und zugleich dem älteren von beiden fangen wir billig an und bemerken bezüglich der Zeit nur, dass die Blüthenperiode dieser beiden Judenanpflanzungen ungefähr die Zeit der Vorboten und Nachwirkungen der französischen Julirevolution gewesen ist. Auch hielten sich beide Literaten zeitweilig und schliesslich immer in Paris auf, wo sie Einiges auch in französischer Sprache von sich gaben.

2. Positiv genommen, hat jener Börne keinen Anspruch auf Berücksichtigung, wo es sich, ich will nicht sagen um deutsche Literatur, sondern überhaupt um Literatur im bestimmtern Sinne dieses Worts handelt. Zu dieser Art von Literatur gehört nur, was sich durch irgend eine Form auszeichnet und daher ästhetisch mehr oder minder zurechnungsfähig bleibt. Ein polterndes Judendeutsch aber, in welchem der Frankfurter Hebräer seine auch sachlich formwidrigen Hässlichkeiten zu Markte gebracht hat, kann wahrlich nicht als Element schöner Literatur gelten. Im Zusammenhang des vorliegenden Buchs ziemt sich daher auch keine Einlassung mit den fraglichen Hässlichkeiten und Unsauberkeiten. Eine blosse Signalisirung genügt nicht nur, sondern ist auch die passende Art, sich mit den Erzeugnissen der wüstesten und widerlichsten Species von Orientalismus abzufinden. Wohl aber ist es in meiner Schrift über die Judenfrage am Orte gewesen, bezüglich des Börne einige Einzelheiten hervorzukehren, und diese möge man nachlesen, wenn man sich überhaupt noch über die betreffende Figur näher orientiren will. Was dagegen hier zu sagen ist, kann nur als eine Grenzwahrung gegen Verunsauberung der deutschen Schreibart mit ordinären und schnoddrigen Judenmanierchen gelten.

Löw Baruch ist in Frankfurt a. M. eine Zeitlang Polizeisecretär gewesen. Als er diesen, seiner sicherlich würdigen Subalterndienst verloren hatte, versuchte er es mit einem einigermaassen gegentheiligen Posten, den er sich selbst creirte, nämlich mit dem journalistischen Dienst sozusagen als Antipolizeisecretär des freiheitbedürftigen Publicums. Wurde auch der Stamm dieses Publicums aus Stammesgenossen gebildet, so war doch die Lage damals eine solche, dass die von den Juden in die Gesellschaft eingeschmuggelten Schriften, wenn sie nur irgend etwas von Aetzstoffen gegen die in der That überaus kläglichen politischen Zustände enthielten, im Uebrigen bezüglich Stil, Geist und Wahrheit verüben mochten, was sie wollten. Die eigentlich Schuldigen an der auf diese Weise geförderten Gefühls-, Verstandes- und Geschmacksverderbniss waren die politischen Niederhalter des deutschen Volks; denn ohne deren einheimische Bedrückung des freien Worts hätte die Schmuggelwaare keine Reize gehabt und hätten sich im eignen Lande anständige Männer in ernster und gehaltener Weise verlautbaren können. Die schlechten Canäle und der noch schlechtere Inhalt, den man durch sie expedirt, haben ihre beste Zeit, wenn die guten Wege brutal verwehrt sind und so für die aalartigen Elemente eine Ausbeutung der zweideutigen Mittel und verborgenen Communicationen gedeihen kann.

So verhielt es sich denn auch mit den Börneschen Briefen aus Paris, die unmittelbar an die Julirevolution anknüpften und sich in oberflächlich feuilletonistischem Geschwätz liberalistelnder und halbradicaler Art ergingen. Als Beispiel der Manier hebe ich nicht das Schlechteste, sondern das Beste, d. h. das am wenigsten Schlechte hervor, was ich angetroffen habe. In einem Brief vom 19. Januar 1832 wird ein Kleinigkeitsvorgang in Süddeutschland, nämlich eine kleine Volksdemonstration gegen ein Zollhaus, vom stoffverlegenen Literaten als Gelegenheit ergriffen, um einen poltrigen Excurs über Ursprung und Entwicklung der Zölle und über angebliche deutsche Dummheit zum Besten zu geben. Die Raubritter sind hienach die Schöpfer unserer Zollinstitutionen. Mit ihrer räuberischen Wegelagerei hätten sie das ganze Zollwesen begründet, und ihre junkerlichen Nachkommen wären auch jetzt Diejenigen, für deren Ernährung ein grosser Theil der heutigen Zolleinnahmen herhalten müsste. Für diese Ausführung drapirt sich Börne als Pfaffe, der eine dumme deutsche Gemeinde über den von ihr verübten Zollhaussturm zu belehren habe. Hier sieht man nun bestätigt, dass der Jude immer

selber Hanswurst wird, wo er sich so recht nach Herzenslust gehen lässt und über Andere zetert oder gar lustig machen will. Grade weil bezüglich der speciellen Wege- und Flusszölle eine raubritterartige Entstehung derselben theilweise eine Wahrheit ist, muss die oberflächliche Manier und die unwahre Ernstlosigkeit, mit der Alles durcheinandergeworfen und das ganze heutige Zollwesen, ja schliesslich alle Steuerzahlung unter diesen Gesichtspunkt gebracht wird, widerlich berühren. Nur die Junker und Fürsten werden denuncirt; aber die Gier der erwerbenden Classen, welche überall um örtliche Monopole buhlt und allem Fremden den Zugang erschwert wissen will, bleibt ausser dem Börneschen Gesichtskreise. Ohne die Unterstützung der bürgerlichen Eifersucht hätten sich alle jene alten innern Hindernisse des Verkehrs auch seitens der Fürsten nicht aufrichten und aufrecht erhalten lassen. Doch wir reden einem oberflächlichen Feuilletonisten gegenüber schon viel zu sachlich, und ein Mittelding von literarischem Spassmacher und politischem Agitator, wie Börne, ist nicht dazu angethan, dass man seine Auslassungen allzu ernst nehmen könnte.

Wer bezüglich Rohheit und Plumpheit der Börneschen Ausdrucksweise zu den Pariser Briefen eine Ergänzung wünscht, mag sich auch noch der Widerwärtigkeit unterziehen, in das Tagebuch des selbstgefälligen Hebräers einige Blicke zu thun. Beide Fundorte zusammen liefern z. B. bezüglich der deutschen Hauptdichter curiose Redewendungen. Ich will mit dem weniger Crassen, weil verhältnissmässig Wahren, anfangen. Goethe, heisst es, ist der gereimte Knecht und Hegel der ungereimte. Man nehme den ordinären Ausdruck Knecht fort, und die in der Wortspielerei enthaltene Wahrheit wird nur zutreffender. Goethe hat einmal in seinem Tagebuch bezüglich einer Ceremonie, die er bei seinem Fürsten mitmachte, von sich und den Andern den Ausdruck gebraucht: „wir sämmtlichen Diener." In demselben Satz folgte aber noch eine Hinweisung auf studentische Kundgebungen, und diese Erinnerung ertheilte jener Ausdrucksart einen leisen Anstrich von Ironie. Börne liess in seiner Anführung in den Pariser Briefen nun dieses Stück Nachsatz weg, und selbst dem Juden gegenüber ist in diesem Falle eher zu glauben, dass er die Ironie verkannte, als dass ihm daran lag, eine Milderung zu unterschlagen. Auch bei den Hebräern geht die Unfeinheit meist noch über die Gewissenlosigkeit, und das will etwas sagen. Was nun aber weiter Börnes Knecht Goethe anbetrifft (denn der verworrene und unehrliche Metaphysicus Hegel ist keiner weitern

Bemerkung werth), was nun also den gereimten Goethe anbetrifft, so galt er Börne wirklich nur als dürrer Reimer und so gut wie als Nichtdichter. Uebrigens hat Börne von Fuchs Goethe und von Goethes Schnauze, ebenso wie von Storch Schiller und Schillers Schnabel gesprochen, und mit diesem edeln Judendeutsch die beiden berühmtesten deutschen Dichter zu blossen Vergangenheitsexistenzen erklärt, während Lessing der Rechte sei und eine Zukunft habe. Nun, der hundertfach überschätzte Judenmischling Lessing muss nach Judenmaass und im Hinblick auf die Zukunftsherrlichkeit der Juden natürlich auch eine Zukunft haben. War er doch auch vom Gewerbe der Theaterrecensenten wie Börne, hatte er doch auch einen stossenden und oft abgerissenen Stil, von dem die Juden sich angeheimelt finden, und in dem auch Börne allein Stil finden wollte! Doch lassen wir den slavohebräischen Bastard, an dem deutsche Fasern sicherlich den geringsten Bestandtheil bildeten, hier auf sich beruhen. Er ist in der ersten Abtheilung wohl genügend gestreift und überdies ja von mir in der besondern Schrift über seine Ueberschätzung beleuchtet und auf das gerechte Maass zurückgeführt worden.

Der ehemalige Polizeimensch Börne ist es, der noch einen Augenblick Aufmerksamkeit erfordert. Er hatte sich, wie gesagt, zum Antipolizisten des Publicums gemacht, fiel aber aus der Rolle und wurde wieder Polizist, wo es sich um Schriften gegen die Juden handelte. Da brach seine hebräische Knechtsnatur wieder gründlich hervor; da rief er schon der Zukunft vorgreifend nach der Obrigkeit und dem Büttel. Etwas gegen die Juden schreiben, nannte er aufrührerisch sein, und er ersehnte und erhoffte noch während seines Lebens das Kommen einer Zeit, wo derartiger literarischer Aufruhr gegen die Juden ins Tollhaus oder Zuchthaus führe. Das ist nun derselbe Expolizeiactuar, der gegen die Knechtsseeligkeit der Deutschen und die Dummheit des deutschen Michel bei jeder Gelegenheit seine Mauscheltiraden von sich gab und, den Schädel dick voll von Jehovah, dem Oberherrn aller Hebräerknechte, uns Deutschen aus dem Judenversteck und in Feuilletonmanierchen hat Freiheitslectionen ertheilen wollen. Wenn das gegenwärtige Frankfurt am Main oder, gleich bezeichnender ausgedrückt, das Frankfurt der Juden seine Judengasse Börnestrasse tauft und ausser Goethes Statue auch ein Denkmal Börnes zu beschauen hat, so bedenke man die monumentale Ironie dieser Verjudungsfolgen. Der Mund Goethes, in dem obigen Börneschen Thiernamen ausgedrückt,

dürfte den Juden Börne nicht angenehm an — munden; denn wenn er auch wesentlich nur ein lyrischer war, so kannte er doch neben den feinern Tönen gelegentlich auch die starken Stimmen und war in seiner deutschen Hofgemässheit doch nicht bis zu dem Punkte höflich und unterthänig, die Herren Hebräer über sich als Oberknechte anzuerkennen.

3. Weniger beschränkt als Börne und eher mit Etwas begabt, was nach Talent aussah, auch nicht blosser Literat, sondern zu etwas Dichtermanier fähig, hätte Heine allenfalls auch noch eher Anspruch, im Bereich der schönen Literatur als eine Art Figur zu gelten. Strenggenommen und überwiegend gehört er jedoch auch nur in ein Capitel der Judenfrage, nämlich in ein solches, wo man die Befähigung der Juden zu Literatur und Kunst untersucht, und wo ich ihn auch selber in der betreffenden Schrift untergebracht habe. Was dort gesagt ist, wird hier vorausgesetzt und soll nur diejenigen Ergänzungen und Ausführungen erfahren, welche sich für den Charakter des vorliegenden Buchs schicken. Auch Heine ist eine Ungrösse, wie Börne; auch er ist nur eine Caricatur des Wahren; aber er hat einen Zug an sich, vermöge dessen bei ihm doch wenigstens die Fähigkeit hervorgetreten ist, ein wenig Verständniss für Dichterthum zu haben und in sich selber ein gewisses Echo oder, bestimmter ausgedrückt, ein Zerrbild davon hervorzubringen. Heine tönte wider von manchen lyrischen Anklängen und spiegelte, wenn auch nicht von ebenmässiger Fläche, sondern in den Zügen verschoben, mancherlei Formen dichterischer Auslassungsweise. Dabei bemühte er sich theilweise um eine gewisse Einfachheit, die der naiven Auffassung entgegenkommt. Hat dies auch, Angesichts der übrigen Verfehltheiten, nicht viel zu bedeuten, so könnte man sich doch bei der Betrachtung von ein paar lyrischen Piecen fast versucht finden, die darin bekundete Fähigkeit zur Anempfindung deutscher Gefühlsformen auf Rechnung einer, wenn auch nur sehr geringfügigen Beimischung deutschen Blutes zu setzen. Heine war auch nicht Stockhebräer wie Börne; bewegte er sich auch immer wesentlich im hebräischen Medium seines Geistes, so war er doch für anderartige Eindrücke in weiterem Umfange empfänglich und konnte sie, wenn auch freilich nur unrein, wiedergeben. Schliesslich allerdings taumelte seine schwankende und spielerische Belletristennatur immer wieder auf das angestammte Geleise zurück; allein sie hatte doch verschiedentlich soweit ausser sich gerathen können, um den Schein von etwas Besserem an-

zunehmen. Hierauf beruht es auch wohl, dass einige wenige Piecen aus dem Buch der Lieder wirkliche Deutsche - in ihrer ersten Unerfahrenheit - haben sozusagen anmuthen können. Das Wort „Anmuthen" ist zu edel für die gemeine Sache; aber nicht Jedermann - und nicht jedes Lebensalter - besitzt das erforderliche Unterscheidungsvermögen - zu einer würdigen Kritik der Gefühle und Vorstellungsarten.

Die Haltungslosigkeit Heines, die sich in sogenannter Poesie zeigt, hat ihr handgreiflicheres Zubehör - in seinem Leben und äusseren Verhalten - gehabt. Die Frucht ausschweifender Zerfahrenheit war privatim Siechthum mit Rückenmarkskrankheit, - und die Folge der mit ökonomischer Ungesetztheit verbundenen angestammten Gewissenlosigkeit ein stillschweigender geheimer Verkauf der sich deutsch geberdenden Feder an das französische Ministerium des Auswärtigen. Aus solchen Fonds desselben, von denen öffentlich keine Rechenschaft zu geben war, hat Heine eine lange Reihe von Jahren die ansehnliche Zahlung von monatlich 400 Franken bezogen. Als die Revolution vom Februar 1848 diese französische Besoldung Heines - mit andern dieser Art cassirte und dem Publicum verrieth, hatte Heine noch die Hebräerstirn, die Sache als unschuldige Auszeichnung und Anerkennung der Verdienste - eines deutschen Dichters - färben zu wollen. Die damals zu Augsburg erscheinende „Allgemeine Zeitung" konnte nicht ganz dieselbe Stirn haben, so sehr man - ihrerseits - auch wünschte, - das Correspondententhum Heines bei ihr rücksichtlich der Pensionsaffaire nachträglich im verhältnissmässig leidlichsten Licht erscheinen zu lassen. Die Redaction erklärte daher, Heine habe die Gelder empfangen wohl nicht für das, was er geschrieben, sondern für das, was er nicht geschrieben. Diese Ausflucht, durch welche die Zeitung sich selbst zu decken - und einigem Publicum vorzuspiegeln meinte, dass die Correspondenzen, - positiv genommen, - unbestochene Wahrheit enthalten hätten, war dürftig und lächerlich. Wer sich zum Verschweigen und Unterdrücken bestechen lässt, thut es auch sonst, - und übrigens verstand es sich von selbst, dass ein Ministerium des Auswärtigen eine solche Unterscheidung nicht gewärtigen und - einem stillschweigend und vertraulich Verkauften - es nicht einfallen konnte, sie zu machen.

Da hatte der Hebräer und Journalist Herr Karl Marx doch gleich wieder eine dummdreistere Stirn. Dieser Verpfuscher des bessern Socialismus befand sich damals zu Paris und bot Heine

gleich seinen Beistand an, für eine anständige Lügenversion zu sorgen. Heine sollte nur stramm behaupten, er habe die Gelder zur Unterstützung von Parteigenossen verwendet, und Marx und Genossen Sache werde es dann sein, diese Wahrheit zu vertreten. Heine erzählt selbst, dass er diese schöne Auskunft abgelehnt. In der That war sie bei aller Frechheit und Lüge obenein herzlich dumm. Heine und Parteigenossen! Heine zu einer Partei gehörig! Das hätte sich komisch gemacht. Wenn es eine politische Partei der Hanswürste gäbe, dann hätte so Etwas einigen Sinn haben können. Zur Partei der Geschäftsmacher sozusagen gehörte Heine allerdings auch, aber nicht zu derjenigen, die im politischen und socialen Parteispielmachen macht. Diese Affiliationsgelegenheit war also Herrn Marx entschlüpft, und anstatt sich unter die Flügel Marxischer Zeitungen und Genossen zu begeben, sang Heine das hebräische Lied von der Unschuldsnatur jener Salarirung und von der blossen uninteressirten Auszeichnung eines grossen Dichters nach der eignen Melodie, indem er überdies die Flagge der Noth, die ihn dazu getrieben hätte, recht grell heraussteckte.

Doch blicken wir ein wenig auf die Art von Dichterthum selbst. Das Beste soll das sogenannte Buch der Lieder sein, und das wenigst Schlechte mag sich darin auch wohl finden lassen. „Buch der Lieder“ als Titel kurzweg ist nun aber schon eine Unverschämtheit. Das klingt fast so, als wenn es sich in Rücksicht auf Lieder um das Buch schlechtweg und, hebräisch zu reden, fast um ein Buch der Bücher handeln sollte. Hienach fordert es fast selbst dazu heraus, an die Grube der Abfälle par excellence zu denken. Wenn nun in diese auch ein paar Restchen von theilweise besserer Natur hineingerathen sind, so darf dies über die Hässlichkeit und widerliche Zusammensetzung der ganzen Anrichtung nicht täuschen. Näher besehen, sind auch die sogenannten Perlen, die eine durch die Judenreclame voreingenommene Geneigtheit darin hat finden wollen, nur von der orientalischen Schätzung. Sie stehen noch unter dem Sinn derjenigen, die von Heine echt hebräisch als höchstes Gut an die Spitze gestellt werden, wenn er in dem Ansingen eines Liebchens sein bescheidentlich ewiges Dichterthum ausdrücklich ausspielt. „Du hast Diamanten und Perlen, Hast Alles, was Menschenbegehr“, — wenn dieser Anfang nicht gut hebräisch geartet ist, so giebt es keine Judenrace und kein Aeusserstes in der Plumpheit des Luxus mehr. Weiter hätte es nun folgerichtig heissen sollen: Und hast die schönsten Thaler, Mein Liebchen, was

willst du mehr? Diese Consequenz hätte aber übel in Heines Selbsternennung zum ewigen Dichter gepasst. Dazu brauchte er bei seinem Ansingeobject nach den Diamanten und Perlen doch wenigstens an zweiter Stelle „die schönsten Augen“; denn er konnte doch unmöglich den andern Hebräern das Innerste aus dem Herzen verrathen und schreiben: Auf deine schönen Thaler Hab' ich ein ganzes Heer Von ewigen Liedern gedichtet etc. Ebensowenig konnte er auch im Uebrigen die Augen richtig durch die Thaler ersetzen und etwa das ewige Lied dadurch noch mehr verewigen, dass er dem Liebchen, der Hebräernation, vorsänge: Mit deinen schönen Thalern Hast du mich gequält so sehr, Und hast mich zu Grunde gerichtet, Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mehr will es in der That nicht, wenn es überhaupt eine Wirklichkeit und kein „Traumgebilde“ ist. „Aber dich und deine Tücke, Und dein HOLDES Angesicht, Und die falschen frommen Blicke — Das erschafft der Dichter nicht.“ Die falschen frommen Blicke sind eine Wirklichkeit seit Jahrtausenden, — nebenbei auch in den Religionen, die auf dem hebräischen Grunde ausgetragen oder doch wenigstens empfangen worden. Die Tücke und Lüge in der Falschheit und Frömmigkeit, die auf europäischem Boden auch durch religiöse Ansteckung besserer Racen ihr Wesen getrieben, hält noch heute die Völker genug umsponnen, und eben deswegen kennt man auch nicht allgemein den leibhaften Ursprung aller dieser Bescheerungen in der hebräischen Stammesbeschaffenheit. Die fragliche Spielart religiöser Liebe ist noch falscher als die zugehörige Spielart der geschlechtlichen. Beide sind aber mit derselben Racentünche angestrichen. Es gehört daher zu den Erzeinfältigkeiten, sich von Bastarddichtern, wie einem Heine, die Liebe lyrisch zurechtstutzen und sich darüber belehren zu lassen, wie zu empfinden, zu fühlen und zu denken sei.

Auf diesem Wege könnte sich Jemand wohl gar an seiner sogenannten Bergidylle aus den Reisebildern, nämlich an jenem Episödchen der Harzreise versehen, welches in das Buch der Lieder aufgenommen ist, sich im ursprünglichen Zusammenhang als „erlebt“ noch etwas plumper thatsächlich ausnimmt und nach vielen grossthuerischen Worten in einen Geschlechtsact ausläuft, nach dessen Verrichtung sich der Hebräerdichter und Reisebilderer unbekümmert davon und weiter auf seine romantistelnden Plattfüsse macht. Einige septische Witze und einige von angefälschten Weltschmerzlichkeitchen durchsetzte Hanswurstereien bilden im weitern Reisen, Leben und

Schreiben die Heinesche Bagage. Das Faustballet ist vielleicht die Krone aller hebräisch angestammten Hässlichkeiten und Widerlichkeiten. Um die übrigen späteren Sächelchen mit ihren Verrenkungen und ihren Ausstellungen angestammter Antischönheiten braucht man sich nicht zu kümmern, wenn man in jenem sogenannten Tanzpoem einmal Charakter und Charakteristik jüdischer Aestheterei gewürdigt hat. Auch kann füglich auf sich beruhen bleiben, wie Börne den Heine und nach des Ersteren Tode auch Heine den Börne angepackt und wie beide würdige Gegner sich ihren Schmutz, aber vor dem Publicum geflissentlich auch zugleich ihre Wichtigkeit und Herrlichkeit, vorgehalten und bescheinigt haben.

4. Die gegenseitige Eifersucht von Heine und Börne war eine judäisch häusliche Angelegenheit. Börne war sozusagen der Doppelhebräer, Heine dagegen nur der einfache und, allem Anschein nach, dabei ein klein wenig deutsch gemischte. Trotzdem ist er aber stets für das Judäerthum eingetreten, und man darf sich durch gelegentliche Spöttereien von einmal entgegengesetztem Sinn nicht einnehmen lassen. Derartiges sind auch nur häusliche Angelegenheiten. Ist der Jude einmal dem Juden gar zu unbequem und im Wege, so hält er ihm zum Aerger gelegentlich auch einmal selber den Juden vor. Uebrigens aber versteht er sich auch auf das Antichristische nur im hebräischen Sinne, und behandelt es ebenfalls als eine jüdisch häusliche Religionsangelegenheit. Wenn Heine an den Wegen katholischer Landstriche das Kreuz mit dem Judäer bemerkt, so redet er diesen dichterisch mit frechem Bedauern als seinen „armen Vetter" an. Dennoch ist er von Racenauffassung weit entfernt; denn zwischen den Juden und den andern Völkern redet er ironisch und rein im Sinne der Religion von brüderlicher Duldung, wobei nur manchmal in dunkeln Zeiten die „liebefrommen Tätzchen" sich in Judas Blut gefärbt hätten. Nun, über diese „liebefrommen Tätzchen" hätte er weder jammern noch spötteln sollen; denn diese Organchen sind eben auf Judäerboden construirt oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, aus dem Hebräergeist und seiner Heuchelei herausgewachsen.

Ueberdies leistet Heine judäisch unverschämten Umkehrungen der Wahrheit argen Vorschub, indem er beispielsweise einen Rabbi von Bacharach erfindet, dem von Fremden ein sogenanntes Christenkind unter den Tisch prakticirt wird, und der nun aus Furcht vor der Unterschiebung eines rituellen Mordes flüchten muss. Wäre auch ein solcher Fall ausnahmsweise einmal möglich, so bewiese er

doch nichts gegen die sonstige Thatsächlichkeit des hebräischen Blutaberglaubens und der zugehörigen rituellen oder nichtrituellen Verbrechen. Heine will aber in jener Erzählung den Aufklärer spielen, während er den Verdunkler macht. Auch dem geilen Uebermuth, mit welchem Hebräer die Töchter anderer Nationen nasführen, verführen und hinterher verhöhnen, hat er im Buch (den Zusatz „der Lieder“ kann man wohl im jüdisch Heineschen Zusammenhang und zum Vollausdruck des anmaassenden Titels weglassen), jenem geilen Uebermuth und zugleich einer Verherrlichung der Juden hat er eines seiner „ewigen Lieder“ gewidmet. Eine Spanierin, die gegen ihren Liebhaber auf die Juden schilt, die den Heiland gekreuzigt, wird selber sozusagen geschlechtlich gekreuzigt; denn, nachdem sie sich preisgegeben, stellt sich ihr der unbekannte Ritter spöttisch als Sohn eines Rabbi Israel vor. Unserer Ansicht nach hätte die Donna genauer nach Race sehen und sich dabei auf Nationalität auch im religiösen Sinne verstehen sollen; indessen man konnte von jener Zeit nicht verlangen, dass sie den Judäer auch am Kreuz und die Race in der Religion nicht verkennen und sich mit Judengeist wie mit Judengesicht immer richtig abfinden sollte. Auch ist ja der Fall keine Wirklichkeit, sondern ein Heinescher, den Juden schmeichelnder Widersinn, den sich heutige Hebräer von ihren Leuten gern mit entsprechend verrenkten Pantomimen vordeclamiren lassen. Weniger widerspruchsvoll und weit realer war das obenerwähnte Stückchen sogenannter Bergidylle, in welchem Heine sich selber als „Ritter vom heiligen Geist“ einer Bergmannstochter aufspielte und, über das Ordinäre jüdisch ordinär zu reden, auch schmackhaft machte.

Viel colportirt, namentlich in socialdemokratischen Kreisen, ist das ordinäre Schlusswort eines Gedichts: „Dass der Rabbi und der Mönch Dass sie alle Beide stinken.“ Die Disputation zwischen Jud’ und Christ, die mit diesem Verdict abgeschlossen wird, ist aber darum von Heine doch nicht neutral behandelt. Der Judengott kommt in den Ausführungen sichtlich am besten fort, und woher jener üble Dunst, den sie alle Beide von sich geben, eigentlich urwüchsig stamme, davon verräth der Dichtler wohlweislich Nichts. Wie der judäische Odor der Race anhafte und sich auf andere Völker nur geistig ein wenig übertragen habe, darüber schweigt dieser Meister des verhohlenen Stils und lässt die häusliche Geruchsangelegenheit so erscheinen, als wenn sie nur den Aberglauben und zwar den gröberen beträfe.

In einer andern Anwandlung, die wirklich ernst sein möchte,

äussert im Hinblick auf einst kommende deutsche Denker und Thatenverrichter der sich hiebei als Prophet anstellende Heine, dass Thor mit dem Riesenhammer die gothischen Dome zerschlagen werde. Ja freilich, wenn der Donnergott noch gar im neuern Sinne des Worts ein Thor und noch dazu im Sinne der Judenbethörung zu werden geruhte, dürfte er sich an einem unschuldigen Baustil und dessen steinernen Repräsentanten vergreifen. Nicht was da hoch in die Luft emporragt und entschiedener emporstrebt als sanft abgerundete Kuppeln, sondern was darinnen steckt von Palästina her, das möchte der germanische Blitz wohl einst zersplittern, und wenn Judäerbornirtheit auch hierauf sich noch freuen sollte, so muss sie in ihrem häuslich beschränkten Hasse gegen das Christische den letzten Rest von Verständniss eingebüsst haben. Die Germanen und überhaupt die modernen Völker werden sich hüten, wo sie nicht etwa in blinde, Nichts unterscheidende Raserei gerathen, ihr Eigenstes zu zerstören, blos weil es mit Judäischem decorirt ist. Heines prophetenspielerische Wuth hat sich in der Richtung arg vergriffen und arg verprophetelt. Der Donnerer, der auch blitzt, wird nicht fehlen; aber die Dinge, die er trifft, werden nicht nach dem Herzen Heines gewählt sein. Bei Heine ist es nur die ganz kurzsichtige Judenbosheit, die in den gothischen Domen Nichts als die Christlichkeit zu sehen vermag und gegen diese als einen religiösen Concurrenten und Monopolansprecher anrennt.

Jedoch haben wir die Heinesche Verlautbarung vielleicht schon zu ernst genommen. Wenn sich ein Heine in prophetischen Enthusiasmus wirft, so bedeutet das im Grunde nicht mehr, als wenn eine gewöhnliche Theaterpuppe ins Heldencostüm schlüpft. In der That stehen unserm Helden witzelnde Grimassen schon etwas natürlicher und ein wenig besser. Er ist sozusagen geborener Hanswurst, und wenn er in dieser Rolle den Judäer, z. B. gegen die gehassten Polen vertritt, so nimmt es sich, wenn auch nicht gut, so doch besser aus. Die Hebräer werden aus guten Gründen von den Polen nichts weniger als geliebt, und so hat denn Heines Judennatur in ihrer Malice eine spöttische Reimerei losgelassen, deren Anfang „Krapülinski und Waschlapski, Polen aus der Polackei, Fochten für die Freiheit, gegen Moskowiter-Tyrannei“ schon auf das Weitere deutet. Bezüglich der Wirthshauszeche heisst es von ihnen: „Und da Keiner wollte leiden, Dass der Andere für ihn zahle, Zahlte Keiner von den Beiden.“ Ihr Patriotismus aber soll darauf hinauslaufen: „Lebenbleiben, wie das Sterben Für das Vaterland ist süss.“

Mit letzterem Spott hat sich aber in Heine der Judäer selber verrathen, indem er den fingirter Weise und ausgesucht verkommensten Polenexemplaren die hebräische Herzensmeinung zuschrieb. Lebenbleiben und nicht sterben Für die Juderei ist süss, — das könnte ihm der Berliner Witz, von dem und in dessen Luft er soviel gezehrt hat, ja allenfalls schon irgend ein Exemplar der weithin berühmten Berliner Schusterjungen, in aller Gemüthsruhe zurückgeben. In der That würde auch Heine, wenn man ihm die Ehre anthun wollte, dem echten Berliner Witz nirgend standhalten; denn der judäische Spassmacher und Possenreisser ist nur der Lehnsmann jener Sarkastik gewesen, die in Berlin heimisch ist, wie einst in Athen das attische Salz und die Sokratische Ironie. Er hat, was er vom Berliner Boden auflas, ins ordinär Judäische übersetzt und oft genug zur blossen Judenfratze hinunterverzerrt. Man lasse sich also durch den Schein eignen Witzes nirgend imponiren; denn Heine war auch in dieser Hinsicht fast nur ein Entleiher. Wie er sich Allerlei anempfunden, so hatte er sich auch Vielerlei angewitzelt, und ohne die Athmung in der Berliner Geistesluft würde er nicht einmal die Clownrolle haben spielen können, die bei ihm noch das verhältnissmässig Auszeichnende und Erträgliche ist.

Er hat sich sogar selbst unwillkürlich in einem Gedichtchen seiner „Romancero“ betitelten Sammlung als dichterischen Hanswurst gezeichnet. Es ist „Der Apollogott“ überschrieben, hiesse aber zutreffender Der Apollo-Hanswurst. Dieser fährt in einem Kahn den Rhein hinunter, bunt ausstaffirt, neun Musen zu seinen Füssen und singend vom „Mont-Parnass“ und griechischen Heimweh. Dem bezeichnenderweise Blondgelockten lauscht aus einer Klosterzelle am Ufer eine junge Nonne und — läuft ihm schliesslich nach, bei Jedermann auf dem Wege nach ihm fragend. Ein Hausirjude endlich kann Auskunft geben. Dieser Apollo ist der Vorsänger einer deutschen Synagoge gewesen, und seine jüdische Sippschaft, die ausser durch den Beschneiderposten auch durch den Handel mit alten Hosen in seinen Eltern vertreten ist, honorirt ihn nicht sonderlich. Die Musen, die er mit sich führe, seien Dirnen aus dem Amsterdamer Spielhaus, und die eine Dicke mit dem grossen Lorbeerkopfputz, die vorzüglich quieke und grunzele, nenne man darum „die grüne Sau“.

Nun, mit letzterer ist das Räthsel wirklich gelöst. Da haben wir leibhaft die Hauptmuse unseres Apollinisch hanswurstigen Dichters, der nichts Geringeres vorstellen will als einen Apollo, der von sich

sagt: „Wohl tausend Jahr' aus Gräcia Bin ich verbannt, vertrieben — Doch ist mein Herz in Gräcia In Gräcia geblieben". Das ist also der angebliche Repräsentant einer dem griechischen Ideal vom Dichter entsprechenden, aber deutschklingenden Sangesart. In ihn, seinen Singsang und die zugelegten, ausdrücklich blonden Locken müssen sich selbstverständlich deutsche junge Nonnen verlieben, wenn nicht gar auch noch dazu alte Pedanten von wegen des griechischen Classicitätsheimwehs. Die hebräische nächste Sippschaft aber, der er gar zu viel kostete und die ihn als einen der Ihren reclamirte, ist selber der Aerger Heines. Er will das Maass und die Elle, womit sie ihn misst, in dem Hausirjuden verspotten, welcher der gefoppten Nonne die schönen Aufschlüsse giebt. Er trifft aber unabsichtlich weit mehr sich selber, und das Ende vom Apolloliede ist buchstäblich jene „grüne", nämlich lorbeerbeputzte „Sau".

5. Wenn es für die Heinesche Muse einfach bei letzterem schmückenden Beiwort bleiben könnte, so möchte sie noch immerhin als ein ziemlich unschuldiges Dingelchen gelten. Allein neben der Unsauberkeit und Hanswurstigkeit steckt im Hebräer eine schlimmere, gelegentlich niederträchtig verbrecherische Anlage. In der Nachbarschaft jener Apollo-Hanswursterei findet sich auch ein kleines Gedichtchen „Nächtliche Fahrt", welches in der That in die nächtliche Seite des Judäersinnes und seiner scheusslichen Anwandlungen einen Blick thun lässt. Wie eine eigne That wird in dieser nächtlichen Meerfahrt die Vollführung eines verrückten Mordgelüstes gegen ein schönes Weib dargestellt. Die Schönheit, aber nicht etwa symbolisch, wird ins Meer geworfen und ertränkt, angeblich um an ihr einen Heiland zu spielen und sie „von der Welt Unflätherei" freizumachen. Unbekannt ist dieser Typus von Morden denen, welche die mannigfaltige Innerlichkeit der Verbrechensgründe umfassender erforschen und tiefer bedenken, durchaus nicht; wenigstens verwandte Fälle kommen noch manchmal vor, wie wir nachher zeigen werden, und, wie es scheint, vornehmlich im Bereich grausamen Judenbluts. Hier hat nun der jüdische Dichter innerste Gelüste des eignen Bluts nebst der zugehörigen verbrecherischen Verrücktheit handgreiflich verrathen, und es ist offenbar nicht blos eine ästhetisch zu verurtheilende Wiedergabe des Scheusslichen, womit wir es hier zu thun haben. Wenn nicht etwa gar die That, so ist doch allermindestens der Sinn des Poeten dabei von Grund aus verbrecherisch betheiligt.

Solches angeblich erlöserische Mordgelüst nimmt sich noch ganz besonders verworfen in der Phantasie Jemandes aus, dem selber das Leben über Alles geht und der nicht genug den Text variiren kann, es sei das elendeste Leben in der niedrigsten Gestalt dem ruhmvollsten Tode vorzuziehen. Die alte Homerisch-Achilleische Fassung dieses Textes, wonach der Pelide lieber beim dürftigsten Pächter Tagelöhner sein möchte, denn als ruhmvoller Schatten über die Schatten herrschen, ist für Heine ein gefundenes, wenn auch von ihm übel verdautes Gericht geworden. Wiederholt und in allen Tonarten hat er jenem antiken Zuge an sich schon zweideutiger Art vollends die ganze Gemeinheit des zäh an jedem Leben hängenden Hebräersinnes untergeschoben. In den „Letzten Gedichten" und zwar in einem „Epilog" überschriebenen wird das Leben und Sichgütlichthun sogar vorgezogen „In den niedrigsten Spelunken Unter Dieben und Halunken, Die dem Galgen sind entlaufen, Aber leben, athmen, schnaufen Und beneidenswerther sind Als der Thetis grosses Kind". Nun, in Heine handelt es sich nicht um so Etwas wie den grossen Sohn jener Meergöttin, sondern höchstens um den kleinen Zögling jener „Grünen", mit dem „grossen Lorbeerkopfputz" echt jüdisch aufgedonnert, — also um den Apollojuden. Dieser ist es, der, ich sage nicht unsterblich, sondern nur um jeden Preis uncrepirbar sein möchte und sich bei jeder Gelegenheit so unsäglich vor dem Crepiren fürchtet. Dieser ist es auch, dem es gelegentlich nicht darauf ankommt, mindestens in der Phantasie einen Mörderheiland zu spielen und hülflose Frauenzimmer ins Meer zu stossen, angeblich um sie von der Unflätherei der Welt zu erlösen. Lieber ein lebendiger Hund als ein todter Löwe, das ist ja das uralte Sprüchwort des Stammes, auf dem auch Heine gewachsen, und Letzterer wollte, gleichviel wie, zu denen gehören, die da „leben, athmen, schnaufen" und lieber Halunken sind als nichtsind. Wie ihm das auch in der Poeterei von Statten gegangen, zeigt die enorme Unflätherei, von der er sich nicht nur nicht erlöst, sondern der er sich je länger desto mehr und desto schamloser überantwortet hat. Frechheit sollte ihm die mangelnde Kraft und Hanswursterei den Mangel an echter Komik und wirklichem Humor ersetzen. Mit solchen Mitteln hat er sein von vornherein hässlich krankes Poetereileben flackernd und dunstend bis an die äussersten Grenzen hingezogen und so ein kennzeichnendes Beispiel von Besudelung der Poesie geliefert, — wobei man wieder unwillkürlich an jenes Voltairesche Wort gegen den Judenstamm über dessen Besudelung der Erde erinnert wird.

Das wäre der Literat und Dichter Heine; dem Menschen aber oder, besser gesagt, der Menschenverzerrung haben wir unmittelbar und im tiefsten Grunde noch nicht einmal nachgeforscht. Der Hanswurst in ihm, haben wir freilich schon gesehen, ist nur die eine Form seines Charakters. Hanswurstnatur und Verbrecherhaftigkeit brauchen, wie in der poetischen Bethätigung, so auch im innersten Kern des handelnden Lebens einander nicht auszuschliessen. Wie der Irrsinn, so kann auch die Clownrolle an grundschlechten, nicht blos boshaften, sondern bösartig verbrecherischen Naturen vorkommen. Eine gewisse Lächerlichkeit des Gebahrens haftet ja durchschnittlich dem ganzen Judenstamm an, und eben bei all dieser Komik, die er erregt, fehlt es doch nicht an den weniger harmlosen, ja im schlimmsten Sinne des Worts egoistisch verderblichen Eigenschaften, die, wo sie nicht thatsächlich zum Verbrecherischen führen, doch hart daran grenzen.

Wir haben vorher schon die Annahme als erörterbar nahegelegt, dass in jenem Heineschen Gedicht „Nächtliche Fahrt" eine Beichte, aber eine von selbstgefälliger, wo nicht übermüthiger Art, also, vielleicht am zutreffendsten ausgedrückt, die nachträgliche Befriedigung eines Phantasiekitzels enthalten sei. Die Anrufung „Schaddai! Adonai!", also des hebräischen Namens des judäischen Gottes, — diese Anrufung grade unmittelbar bei dem Mordacte, bei dem Credenzen des Todes, wie Heine diese Heilandsprocedur nennt, zeigt als Thäter unter allen Umständen einen Juden, und schon dieser Umstand ist bezeichnend. Ob dieser Jude Heine selbst gewesen, darauf wäre wohl für einen Criminalprocess Alles angekommen, — allein nachträglich und für uns ist diese wohl nie mehr sicher entscheidbare Frage nicht von erster Wichtigkeit. Obwohl sich Heine in seinem „Wintermärchen" selber zu den Wölfen zählte und sein Charakter auch einigermaassen zu diesem Bekenntniss stimmt, und obwohl eigentlicher Muth, den man bei ihm nicht antrifft, auch zum Lämmerzerreissen nicht gehört, so scheint uns doch jene mörderliche Kahnaction mit der Schönheit, so sehr sie auch zu einem elend feigen Buben stimmen würde, noch immer über dem Niveau Heinescher Thatfähigkeit zu liegen. Der Leser selbst möge daher an der dichterischen Auffrischung des widerlichen, ja scheusslichen Vorgangs prüfen, wie er es mit der Hypothese über die That halten wolle.

Uns bleibt nur übrig, noch ein paar unentbehrliche Erläuterungen als Grundlagen für das Urtheil hinzuzufügen, mag dieses

nun eine Heinesche oder fremde That oder aber nur die Heinesche Phantasie betreffen sollen. Die scheinbare religiöse Verrücktheit ist bei jener Handlung nur Nebensache, nur etwas Zugeselltes, was auch fehlen könnte. Der Kern ist ein Fall jener Art von Mordwüstlingsschaft, die den geschlechtlichen Vergewaltigungsgefühlen nahe verwandt ist und sich auch meist mit ihnen gradezu gemischt findet. Hätten wir also hier nicht unmittelbar und klar bezeichnend, sondern durch den Umweg eines geschmacklosen irren- und nervenärztlichen Jargons zu reden, so würden wir auch in diesem Heineschen That- und Phantasiefall das Wort Sadismus gebrauchen müssen. Indessen ist es nicht nöthig, eine Menschenverzerrung Namens Sade am Ende des 18. Jahrhunderts aufzusuchen; Ausgangs des 19. und zwar Ende 1892 wurde in Berlin, und zwar von einem Hein benamsten Menschen, einer öffentlichen Frauensperson aus einer ähnlich charakterisirten Mordlust der Hals abgeschnitten. Gott habe es so gewollt, soll das Unthier von Mensch nachträglich auch geäussert haben. Dieser Fall ist nur etwas gröber in der Manier; der alte Heinesche ist religiös raffinirter, ja sogar durch eine Heuchelcaricatur moralischer Erlösung verzerrt und im Uebrigen mit poetisch romantischer Mondscheinbeleuchtung eingeführt und unter Mondesverdunkelung fieberhaft schauerlich ausgeführt. Die ästhetische Façonnirung des Grauenhaften oder vielmehr Greulichen ändert aber an dem gemeinsamen Kern der Sache Nichts, steigert ihn vielmehr noch zur Vorstellung eines, weil feiner bedachten und ausstaffirten, darum auch höhergradigen Verbrechens. Man sieht hier recht, wie Raffinement und Verzierung auf den höhern Bildungsstufen die Monstrositäten äusserlich und innerlich nur noch steigern.

Ueberhaupt ist poetische Verzierung des scheusslich Ungeheuerlichen nicht etwa blos eine gar bedenkliche Sache, sondern in solchen moralischen Entmenschungsfällen gradezu als ein poetisches Verbrechen zu betrachten. In derartigen Formen schleicht sich das Gift wie durch einen Zuckeraufguss ein, und das Publicum hat sich vorzusehen, dass es nicht unvermerkt an der Gesundheit und Unschuld seiner Phantasie Schaden nehme. Vor etwas Aehnlichem mag es sich aber bei dem ganzen Heine hüten, auch da, wo er sich scheinbar besser anlässt oder doch nicht die äussersten Auswüchse hervorkehrt. Vorwiegend ist er ein nachahmender Lyriker und häufig dabei ein Hanswurst, aber oft nichts weniger als ein unschuldiger und überdies im Verzerrten, Hässlichen, ja Scheusslichen nicht am wenigsten heimisch. Die Judäer wollen für ihn durchaus

ein Denkmal; nun wir unsererseits könnten uns für ihn allenfalls auch ein Denkmal denken, nämlich die Aufstellung jener uns immer wieder vor den Sinn tretenden „Grünen“ in ihrer leibhaftigen Thiergestalt, aber, versteht sich, mit dem obligaten „grossen Lorbeerkopfputz“.

6. Der Boden und das Publicum, auf und bei dem ein Heine sozusagen sein Glück machen konnte, musste arg mitgenommen und niedergetreten sein. Das Jahrhundert der Reaction, das neunzehnte, zeigte denn auch entsprechende Symptome. Vergebens sieht man sich nämlich auf deutschem Boden nach etwas wirklicher Dichteranlage um, die nicht zugleich den Stempel der Rückläufigkeit getragen hätte. Den Romantiker Uhland, den wir im neunten Capitel seiner angeblich „freien Kunst“ wegen streiften, kann man auf sich beruhen lassen. Dieser schwäbische Advocat und Dichter ist nämlich in seiner Lyrik noch obenein ziemlich matt und gekünstelt, ja schmeckt nach gelehrten Studien germanischer und romanischer Alterthümer. Er will sich an der Väter Thaten erbauen und ihre Saaten fortpflanzen; aber genauer besehen, heisst das bei ihm, ein Echo grade dessen werden, was bei ihnen Bornirtheit war. Auch reimt sich bei ihm Kunst, wie wir gesehen haben, gar zu schön auf Dunst. Solcher romantische Qualm hat auch sonst kein Interesse, am allerwenigsten aber, wenn er etwa gar durch den noch obenein orientalisirenden Rückert vertreten sein soll. In diesem, der nebenbei auch Lessingbesinger gewesen, steigert sich die Unnatur bisweilen zu unheimlicher Verschrobenheit, von der Rückläufigkeit und von der handgreiflichen Ueberkünstelung nicht zu reden, die auch im blos dichterisch Formellen quergeht. Wohl aber verdient das dem Romantischen Verwandte immerhin einige Beachtung, sobald es irgendwo als pathologisch erhebliches Symptom verbunden mit einer leidlichen Dichteranlage hervortritt.

Letzteres ist nun bei dem Herrn von Strehlenau der Fall gewesen. Dieser Deutsche vom ungarischen Boden stutzte seinen richtigen Namen in die nichtssagenden Endsilben Lenau ab, — bei allen sonstigen Motiven auch wohl schon ein Stückchen Romantik. Der vorherrschende Grundzug bei ihm war aber eine besondere Species von Egoismus und Ichwahn, die sich mit der fixen Idee an den Tod verband. An diesen musste der Dichter Lenau nur gar zu oft und fast immer denken, wenn er das blühende Leben der Natur schilderte. Am Aberglauben, d. h. an der Religion hing er ziemlich mittelalterlich; aber die Fäden, mit denen er daran hing,

waren theilweise im Begriff zu reissen, theilweise würgten sie ihn fast, wenigstens sein Bischen Verstand. Dieses war freilich nicht weither und ging schliesslich auch im gemeinsten Sinne des Worts in die Brüche.

Doch vergessen wir nicht das Todesgespenst; denn es ist der Schlüssel zu den intimsten Störungen des Lenauschen Geistes. Auch die verhältnissmässig besten Piecen seiner kleinen Lyrik sind davon besessen; so das Gedicht vom Postillon, so das von der Werbung, und eine verwandte Unruhe spiegelt sich auch in dem über die Haideschenke. Greift man aber gar in das Gebiet der sogenannten Epen hinaus, blättert man also etwa im „Savonarola“, so ist der für die Lebenskläglichkeit eintretende Fanatismus, das alte Erbstück epidemischen Religionswahnsinns, gar nicht mehr zu verkennen. Uebrigens wäre dieser Zug allgemeiner Geisteskrankheit ganzer Völker in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr gleichgültig, wenn es nicht eben ein von Anfang an vollberechtigter Candidat des Irrenhauses gewesen wäre, in welchem er mitten in moderner Umgebung individuell hervorgetreten.

Das religiöse Geschwür hatte seinen naturgesetzlichen Verlauf. Lenau füllte mit seinem Leben die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts aus und verbrachte circa das letzte halbe Dutzend seiner Jahre im Irrenhause, theilweise sogar in einem schwäbischen. Für den, der tiefer sieht, kann diese letzte Wendung als nicht wesentlich neu gelten. Lenau war gestört, ehe er ins Irrenhaus einging. Er war es von vornherein, ja schon von seinen lyrischen Gedichten her, wie sogar die vorher angeführten besten Proben bereits beweisen. Der Schluss ist daher fast unausweichlich, dass er auch schon vor dem Dichten, sobald er nur gefühlt und gedacht hat, dies in verschrobener und gestörter Weise gethan habe. Die Functionen waren eben nicht in Ordnung; aber die Herkunft dieser Unordnung muss, insofern es sich um den materiellen Ursprung handelt, als für den Fernerstehenden unergründlich auf sich beruhen bleiben. Dagegen ist die geistige Mitgift nur zu sichtbar.

In einer Episode des „Savonarola“ hat sich diese Mitgift sogar grundsätzlich kundgegeben, und um der Diagnose willen würdige man daher die Zusammenkunft, die im Garten Lorenzos von Medici zwischen Michel Angelo und Leonardo da Vinci erdichtet wird. In einer schönen Nacht ergehen sich hier die beiden Künstler, Angesichts der griechischen Götterstatuen für griechische Kunst und Lebensfreude schwärmend. Da kommt der Karren mit den Pest-

leichen und dem zugehörigen christlichen Gestöhn vorüber, und unser Herr von Strehlenau lässt den Angelo dabei gleich wild werden auf Apollo und die griechische Heiterkeit. Der Künstler wird seines mittelalterlichen Berufs wieder vollends inne und schleudert dem Griechengott, dem er hatte spendend huldigen wollen, statt dessen den Becher an sein steinern Herz. Grosse künstlerische Conceptionen, natürlich richtig christliche, treten ihm vor den Geist, und alle diese Herrlichkeit hat — der Leichenkarren von Gnaden der herrschenden Pest vollbracht!

Ja hier siegt unser Dichter im Bunde mit dem Leichenwagen über jeden gesunden und natürlichen Lebenstrieb, von kräftiger Erhebung und von tapferm Widerstand gegen die Uebel nicht zu reden. Er bedarf dafür des thatlosen, nichtigen, ja meist heuchlerischen Erbarmens nach hebräischem Urmuster mit dem falschen Wechsel auf ein Jenseits. Er bedarf jenes egoistischen Ichwahns, getränkt mit angeblichem Mitleid, in Wahrheit aber geistig ein schlimmeres Uebel, als in ihrer materiellen Art die Pest, über die das Mittel trösten und hinweghelfen soll. Ohne solche Lebensfeindschaft und Jenseitscandidatur konnte dieser Lenau also nicht sein; den Fanatismus dafür musste er überall aufspüren oder wenigstens hineindichten. Von natürlich menschlichem Mitleid hatte er keinen Begriff; nur jene hebräische Contrefaçon mit der verhimmelnden Selbstsucht des vollendeten Ichwahns war ihm geläufig und gemäss. Daher denn auch die Vorliebe für den sogenannten Reformator Savonarola, der die Kirche ins lebensfeindlich Ascetische zurückreformiren wollte. So ein Geistlicher, dem die Herrschsucht zu Kopfe gestiegen, kannte in seiner klosterhaften Beschränkung kein anderes Ideal, als diesem Herrschkitzel dadurch zu fröhnen, dass er im Namen der Enthaltung und der Busse sich einen Beruf anmaasste, Andern ihre Lebensgenüsse zu beschneiden und zuzumessen, so dass sie diese gleichsam von ihm nur zu Lehen hätten. Das ist der innerste widerliche Kern jenes sogenannten Helden und Predigtdemagogen. Es liegt eine Ironie darin, dass er derselben Macht erlag, die er im Grunde doch nur in neuer Gestalt verherrlichen wollte. Die Kirche verschlang ihren Ketzer; es war aber glücklicherweise diesmal einer, der sie zu etwas Menschengefährlicherem zurückreformiren wollte, als sie damals im Zustande der Verweltlichung und der Durchsetztheit mit Lebensinteressen noch zu sein vermochte.

Die alte Lebens- und Menschenfeindschaft war durch die Triebe

des neuern Lebens und mit dem Lebendigwerden der griechischen Erinnerungen stark angezehrt. Wirklich reformiren liess sich daher nicht im Sinne Savonarolas, sondern nur im entgegengesetzten, wenn ein Stückchen Emancipation des Lebens innerhalb der Kirche selbst durchgesetzt wurde, wie später in Deutschland. Mit solchen Wendungen begräbt man alsdann ein Stück Kirche, und das Reformiren kann auf solchem Boden, wie die Kirche ist, auch nur den Sinn des theilweisen Begrabens haben. Unser östreichischer Dichter, obwohl in Stuttgart bei Cotta den Verlag mit Goethe und Schiller gemeinsam habend, duftete aber nach dem katholischen Boden, der in seinem Vaterlande und im dortigen geistigen Zusammenhang der Hauptuntergrund war. Etwas elende Philosophasterei, nach Art der Schelling oder Hegel, änderte daran wenig und machte einen Lenau höchstens fähig, sich auch am Faustthema zu versehen und einen ordinäreren Faust, als den Goetheschen, auf den Markt zu bringen.

7. Schon von den Zeiten des vorshakespeareschen Dramatikers Marlowe her, der ein recht handgreifliches Fauststück fertigbrachte, sollte man gewarnt sein. Im Grunde war der Stoff ein Pöbelthema und ist es geblieben, und alle Goethesche Verfeinerung hat dem Puppenspiel diesen Charakter nicht nehmen können. Dieser Beigeschmack wird aber gleich stärker, sobald eine plumpere Hand, wie die Lenausche, mit der Volksfabel hantirt und daraus ein Gemisch von nackter Lebensgemeinheit und verworrenen philosophastrischen Tagesreflexen macht.

Gelegentlich des „Faust" ist der nachgelassene „Don Juan" nicht zu vergessen. Man spürt darin, wie zum Religionswahnsinn des Herrn von Strehlenau und zum ascetelnden Fanatismus noch ein anderer Pol gehörte, der aber den ganzen Ichwahncultus erst voll machte. Dieser Don Juan steht in der That weit unter der traditionellen Figur; seine Gier ist eine grundsätzliche und systematische und will sich komischerweise noch gar metaphysisch erklären und rechtfertigen. Sie hat es auf die ganze Gattung und das Geschlecht gemünzt; die Einzelnen genügen ihr nicht, und sie muss daher die ganze Welt durchschmarotzen. Das ist die saubere Position; man sieht, auch sie ist mit einem der Religion verwandten Wahn decorirt. Die dichterische Steuerung zum Irrenhause wird daher durch die Verbindung jener beiden Pole, des Ascetischen und des Juanischen, nur um so begreiflicher. Ist doch auch physiologisch und weltgeschichtlich Ausschweifung und Ascese ein ver-

kuppeltes Paar, und ist doch die aus ihren Schranken gerathene Gier die Erzeugerin des Ueberdrusses und der düstern Lebenscastigation!

Das Vorherrschende im Dichter als solchen blieb aber der Religionsfanatismus von seiner düstern Seite. Das bezeugen auch seine „Albigenser". Man lasse sich nur nicht dadurch beirren, dass er für Ketzer eintritt. Das Ketzerthum, welches im Rahmen einer verwerflichen Sache verbleibt, wenn es auch immerhin daran etwas abändert, ist im Wesentlichen ein Uebel wie die Hauptsache, die es nicht gänzlich verneint, sondern an der es nur Ausstellungen zu machen hat. Der religiöse oder der kirchliche Trieb ist in den Ketzern ebenso gut oder vielmehr ebenso schlecht wie in der herrschenden Rechtgläubigkeit. Der Fanatismus ist sogar meist noch grösser, und so wird das Schicksal von Ketzern, die überhaupt noch in irgend einer Art religiös oder gar kirchlich bleiben, vom Standpunkt höherer und wahrer Gerechtigkeit wenig Theilnahme verdienen. Sie ernten nur, was sie auch über Andere verhängen würden, und erfahren im Untergange eigentlich nur, was sie werth sind.

Ein einziges episches Stückchen des Dichters des Religionsfanatismus ist ein wenig natürlicher und darum leidlicher gerathen, — es ist dies sein Ziska, der ihn aber bezeichnenderweise selber nicht recht befriedigen konnte. In dem Stoff an sich war zuviel Thatkraft und zu wenig Ascese; der wüste slavische Zerstörungstrieb und eine markige Persönlichkeit, die diesem Trieb ihren Arm leiht, konnten ungeachtet der Einmischung des Religiösen und der für Huss zu nehmenden Rache doch für einen Lenau nicht düster und lebensfeindlich genug ausfallen. Die alberne Analyse des Blindheitszustandes von Ziska mag dabei übersehen werden, und es sind alsdann im Uebrigen wenigstens formell dichterische Kraftzüge anzutreffen, die als beste Probe von dem Maass der Lenauschen Ausdrucksfähigkeit gelten können.

In jüngster Zeit, d. h. in unserer deutschen Phase von Extrareaction, die sich an die Gründung des Reichs anschloss, ist hohles Coquettiren mit Christlichkeit wohl auch der Grund geworden, dass man den Lenau wieder hervorgesucht und sich hier und da so angestellt hat, als wenn man ihn schmackhaft, ja genial fände. Der bleibende Rest ist aber nur die grade nicht ungewöhnliche Thatsache, dass ein gewisses Maass von formeller Dichterbegabung, von Gefühls- und Ausdrucksfähigkeit, von Anlage zu Schilderung und Vergleichung sowie von sonstigen dichterischen Kunstformalien

in einem schlechten Element, hier dem Religionswahnsinn, zuerst verzerrt und dann auch äusserlich darin untergegangen ist. Es ist daher eine unrichtige Erklärung, wenn man sich bei Lenau an einen individuellen Liebesfall hängt, um den schliesslichen vollen Ausbruch des Wahnsinns zu begründen. Ein Lenau ist nicht vor Liebe wahnsinnig geworden, sondern hat den Wahnsinn stets in sich getragen. Wenn aber irgend Etwas seinem Wahnsinn, wie sichtlich seiner Poesie, eine vorherrschende Farbe gegeben hat, so ist es religiöse Verdüsterung gewesen. Davon werden freilich seine religiösen Cultivirer am wenigsten wissen wollen; aber es ist dieser Grundzug nicht minder eine Thatsache, als auch die gelegentlich hervortretende Sympathie mit einzelnen Zügen des Hebräerwesens. Der sterbende Bündeljude ist für einen Lenau eine anziehende Figur. Von dem ganzen alten Bunde sei das Bündel des Bündeljuden allein übrig geblieben, und Lenau zeigt grosses Mitgefühl mit diesem hausirerischen Rest der alten Herrlichkeit. So mögen es ihm die hebräischen Genossen auch vergelten; finden sie doch auch so Etwas wie ihre eignen Anwandlungen von Todesgrauen, sowie einige zugehörige selbstsüchtige Geschlechtswüstheit, in dem Herrn von Strehlenau wieder.

8. Will man sich tief auf den Boden herablassen, wo Poesie schon fast alle ihre wesentlichen Züge verliert und in blosse Reimerei übergeht, so muss man dabei die vorachtundvierziger politisirende Poeterei deutscher Mundart ein wenig streifen. Da ist Hoffmann, der Fallerslebener, ein bekannteres und auch neuerdings wieder etwas hervorgezogenes Beispiel. Er politisirte hauptsächlich in der Richtung auf die Herstellung von sogenanntem Constitutionalismus, und seine „Unpolitischen Lieder" von 1840 enthalten überdies manche, wenn auch meist nur sehr flaue Spässe zur Zeitgeschichte und über damalige Zustände. Er stellt sich geflissentlich deutsch und patriotisch an, verwerthet sein Studium deutscher Alterthümer gelegentlich zu modernen Spässen und lässt beispielsweise einen Armin nach dem neuen Deutschland kommen und durch die sich ergebenden Contraste lächerliche Wirkungen hervorbringen. Durchschnittlich ist aber die Hoffmannsche Heraussteckung des Vaterlands ein ziemlich hohles Geklingel geworden. Für die Singestunden einer Lehranstalt mag das erträglich sein, weil es ertragen werden muss; man fällt eben damit der Jugend lästig, die sich nicht wehren kann, auch wenn sie es einmal möchte. Die unpoetischen Lieder, wie am besten der Titel der Hoffmannschen Erzeugnisse lauten könnte, sind aber un-

brauchbar, wo auch nur eine Spur von tieferem echten Gefühl in Frage kommt. Ausserdem ist die nicht blos plebejische, sondern ordinärplebejische Auffassungsart in dem meisten Liederkram dieser Gattung nicht zu vergessen. Der Professor Hoffmann hat sich adeln wollen, indem er das „von Fallersleben“ einschwärzte; aber seinen Reimerzeugnissen hat ebenso das richtigerweise Edle gefehlt, wie ihm selbst, der nach dem Schein des künstlichen Adels verlangte, jeglicher natürliche Adel abging.

Als sozusagen oppositioneller Poet hatte Hoffmann, zumal er zunächst seine Stellung einbüsste, die blass liberalistelnde Richtung und im Publicum gleichsam eine Partei für sich. Das ersetzt die Begabung von Gnaden der Natur, und es konnten leichtfertige Reimereien durch die Umstände mehr Gewicht erhalten. In später Stunde ist aber auch noch, nachdem jene liberalisirenden Zeittöne längst verklungen und reizlos geworden, dem Dichtler ein Zufall zu Statten gekommen. Sein „Deutschland, Deutschland über Alles“ ist von chauvinistisch Bismärckischer Seite in antisemitische Kreise als eine Art Bundeslied oder Marseillaise eingeführt worden. Es enthält aber nicht die geringste Spur von Gegnerthum gegen Hebräer, sondern nur klingende oder vielmehr klingelnde Lobpreisungen deutschen oder auch nur vermeintlich deutschen Wesens. Aeusserstenfalls mag es als ein patriotisirendes Singstückchen gelten, bei dem aber schon die formelle Fassung von ziemlich zweifelhaftem Werthe ist. Bereits der Anfang „Deutschland, Deutschland über Alles, Ueber Alles in der Welt“ hätte etwas gerechter, rücksichtsvoller und demgemäss bescheiden anständiger dahin lauten können: Deutschland, Deutschland hoch und herrlich, Hoch und herrlich in der Welt. Allein, was soll man ein verständiges Maass an Auslassungen anlegen, die den Mangel wirklicher Poesie durch ausschweifende Hyperbeln ersetzen müssen!

Wenn Einer, der sich deutsch anstellt, oder Etwas, was sich äusserlich deutsch anlässt, schon deswegen antihebräisch sein müsste, dann hätten freilich Diejenigen Recht, welche den Fallerslebener den Judengenossen und Juden nicht überlassen, sondern als antisemitisch in Anspruch nehmen wollten. Die Wahrheit besteht nun darin, dass Hoffmann seinem Israel als guter Freund einmal einen freundschaftlichen Rath gegeben hat, — ein Verhalten, durch welches die freundnachbarliche Judengenossenschaft des Dichtlers statt widerlegt, wie Manche gemeint haben, nur erst noch recht bestätigt worden ist. Uebrigens wäre es auch absonderlich, in jener Zeit, in der

Alles mit den Juden zusammenging und politischer Antisemitismus etwas noch Ungeborenes war, bei einem poetelnden Oppositionsmenschen auch nur eine keimartige Anlage zu antisemitischer Gesinnung suchen zu wollen. Dazu kommt noch, dass die fragliche Opposition eine schwächliche war und von keinem irgend markirten Charakter zeugte. Bei solcher Bewandtniss der Sache und Person kann man in der letzteren weit eher selbst etwas Judenhaftes als das Gegentheil davon erkennen; doch lohnt der unerhebliche Gegenstand nicht die Mühe solcher Nachweisungen.

Um jedoch, soweit die Hoffmannsche Art dies zulässt, schliesslich noch auf ein gelungeneres Pröbchen hinzuweisen, erinnere ich an das alte Universitätsthema: „Was macht der Bruder Studio Drei ganzer Jahre lang?“ Unser Professor Hoffmann antwortet unter Anderm: „Er hört nach Vorschrift Dies und Das, Und weiss davon doch selten Was.“ Der Schluss läuft darauf hinaus: „Doch hat er nun einmal studirt, Weil's auf dem Bogen steht testirt.“ Ich habe diese Stückchen der Hoffmannschen Verselei über den Studenten und das Studiren aus mehr als vierzigjähriger Erinnerung citirt. Sie sind mir schon in frühster Jugend zu Ohren gekommen und aufgefallen, und dass sie so ziemlich die thatsächliche Wahrheit treffen, hat sich während der langen Zeit nur gar zu sehr bestätigt. Wozu aber das Versgeklapper und noch dazu ein solches von so gewöhnlicher platter Art für einen Gegenstand, dessen gemeinen Sinn eine entsprechend gemeine Art der Prosa weit passender kleiden würde! Oder sollte vielleicht das rhythmische Gespringe die Lächerlichkeit und das verächtlich Nichtige am Gegenstande noch steigern und die gemeinste Prosa sozusagen noch unterbieten? Aesthetisch scheint es sogar, als wenn alle Versklappereien und Reimereien Hoffmannscher und verwandter Art danach angethan wären, nicht oberhalb leidlicher Prosa sondern unterhalb derselben, ja unterhalb ihrer plattesten Artung zu stehen und zu fungiren.

Nachdem wir uns in unserm Zusammenhang einmal auf Einen, wie den Fallerslebener Hoffmann, eingelassen haben, müssen wir zur Ausgleichung und Erfrischung doch ein gleichzeitiges besseres Gegenstück hervorziehen. Es ist dies Friedrich von Sallet, der unter den politisirenden Dichtern jener ersten vierziger Jahre nicht blos durch einige gelegentlich wirklich poetische Züge, sondern auch und vornehmlich durch Charakterentschiedenheit hervorragt. Der ehemalige preussische Officier, obwohl einigermaassen den schädlichen Hegelgedanken und zugehörigem Pantheismus anheimgefallen, hat

dennoch in seinen Gedichten seltene Klarheit und Entschiedenheit bekundet. Grade Angesichts des Einflusses jener Philosophirerei, die zu dem Gegentheil führt und verführt, ist ihm jene feste Haltung um so höher anzurechnen. Mag auch der Anflug eigentlicher Poesie in seinen Gedichten die Ausnahme bilden; der Inhalt des Geäusserten ist doch fast immer markig und die Form, wenn auch durchschnittlich nicht grade schön, so doch fasslich bestimmt und meist auch würdig dem Gegenstande angemessen. Auch ist in den Salletschen Kundgebungen kein forcirtes oder gar falsches Deutschthümeln anzutreffen. Die Bekümmerung um die Nation zeigt sich vielmehr weit besser durch Hervorkehrung der zu bekämpfenden Schwächen. Statt jenes hohlen und billigen Vaterlandsgeklingels trifft man bei ihm energisches Volksgefühl, d. h. gebildete Gefühle im Sinne des Volks und für das Volk an. Ihm wenigstens ist es Ernst mit der Freiheit und mit gesunden Zukunftszuständen, in denen der Byzantinismus vernichtet sein werde. Von letzterer Perspective zeugt beispielsweise sein „Lumpengericht; spätestens in hundert Jahren zu halten“, durch welches die künstlichen Excellenzen und ähnlicher Plunder lügenhafter Conventionalität abgethan werden sollen.

Sallet versteht die Freiheit aus dem tiefsten Grunde; bei ihm reimt sich auf „Knecht“ unter allen Umständen „Schlecht“. Hält er auch die Republik noch für ein zureichendes Ideal, welches sie heute an sich und ohne Weiteres nicht mehr sein kann, so sind doch die in ihm treibenden Gedanken aufrichtig, gründlich und von grösserer Tragweite, als er zu seiner Zeit selber absehen konnte. Junge Leute, die ihn lesen, kommen dadurch in das Bereich eines würdigen Charakters. Wo Poesie und Aesthetik zu wünschen übriglassen, da ist wenigstens Moral, aber keine doctrinäre, sondern naturwüchsige, kein aufdringliches Moralisiren, sondern ein Verhalten und Auftreten, wie es aus der guten Charakterquelle sich unwillkürlich von selbst ergiebt. Entweder, oder; keine Halbheit; dies spürt man überall als leitendes Princip. Auch führt er den „Sachten“, die warten wollen, bis Alles von selbst komme, in einem Sinne, der nicht blos auf die damaligen Schwachliberalen passt, energisch zu Gemüthe: „Und so könnt ihr tausend Jahr noch Sagen, dass es kommen muss, Und wir rückten fort kein Haar noch, Immer gaffend über'n Fluss.“ Weiter heisst es in dieser „Abfertigung der zahmen Propheten“: „Ja! die Mumie muss zerfallen, Wenn sie eine Hand berührt, Wenn sie aus den dumpfen Hallen Wird an's scharfe Licht geführt. Doch wenn keine Hand es waget,

Bleibt sie unverwüstlich stehn, Und wenn ihr sie nicht zerschlaget, Wird die Knechtschaft nie zergehn.

Wie Sallet das durch seinen einseitigen Gebrauch-lähmend wirkende Wort „Geschichtliche Entwicklung" im entgegengesetzten Sinne zu nehmen weiss, zeigen unter der gleichnamigen Ueberschrift schon wenige Zeilen: „. . wo nichts geschieht, heisst das Geschichte? Geschichte heisst: den morschen Bau zernichten, Heisst: euer Dammsystem zu Schanden schwemmen. Geschichte heisst das Stürmen der Bastillen Und der Debatte Stürmen im Convente." Man sieht, die Ausdrucksweise ist wahrlich nicht unzureichend und hat im Verhältniss zu jener Zeit noch eine andere Wucht als heute, wo noch herberer Stoff und mächtigere Perspectiven zur Verfügung stehen. Bisweilen aber verkennt auch Sallet, grade wie er sich angehegelt hatte, in blosser Fixirung auf den politischen Freiheitsgesichtspunkt die üble Beschaffenheit mancher persönlicher Erscheinungen, wie das Hohle an einem Fichte und das Gemeine an einem Börne, in welchem er einen Freiheitskämpfer zu verherrlichen glaubt. Es ist dies aber grade kennzeichnend für eine Zeit, in welcher man vom Sichten und Sondern, namentlich bezüglich der Judäer, noch so weit entfernt blieb und Alles zum eignen Bessern rechnete, was, sei es auch nur in nebelhafter Phrase oder aber nach Judeninteresse und in Judenmanier, die Freiheit im Munde führte.

Der persönliche Charakter des Dichters war übrigens in allen Beziehungen auf Gradheit angelegt und beurtheilte danach gebührend auch jedwede Schreibart. In seiner „Stilphysionomik" heisst es treffend: „Wer nie haut grade Hiebe, Wess Wort' und Sätze schleichen Wie spürend schlaue Diebe, Und immer seitab streichen, ... Wer nie den Punkt will nennen, Stets eingehüllt in Duft ist — Glaubt mir, dass der zu kennen Als Schwachkopf oder Schuft ist." Ueberhaupt ist es ja ein sicherer Satz, dass der Stil dem Menschen gleiche, dass also der spitzbübische Stil, wo er sich auch finde, und wäre es in der Fassung der Gesetze, auch eine spitzbübische Quelle anzeige. Bewusstsein und Nutzanwendung von dieser Wahrheit sind aber noch bei Weitem nicht verbreitet genug. Der Stil kann sogar formell schön aussehen und doch schlecht sein, nämlich der logischen Haltung, Klarheit und Gradheit ermangeln. Ist doch auch überhaupt das Dasein ästhetisch formeller Vorzüge nicht im Mindesten eine Charakterbürgschaft! Goethe und in einigem Grade auch Schiller sind uns für diesen Sachverhalt sogar Grössen-

beispiele gewesen. Mit ihnen im Punkte der ästhetischen Formfähigkeit die in dieser Beziehung nur untergeordneten Begabungen, wie die eines Sallet, auch nur vergleichen zu wollen, bedeutete schon ein äusserstes Vergreifen des Urtheils. Allein umgekehrt das Charaktermaass jener Beiden mit der unvergleichlich überlegenen, kräftigen, gesund festen und nie wankenden oder schwankenden Haltung eines Sallet zusammenstellen, wäre nicht minder ein Vergreifen, ja gradezu ein Unrecht. Der Charakterabstand ist gar zu gross, und mit den blos oder vorzugsweise ästhetischen Grössen hat es überhaupt nur zu oft eine ähnliche Bewandtniss wie mit Schauspielern. Diese können allenfalls gelegentlich Charaktere geben und den Schein von Allerlei Gutem vorstellen; was sie aber selber sind, ist eine ganz andere Frage. Die Kluft zwischen ästhetischer Haltung und charakterhafter Bedeutung kann in doppelter Beziehung eine grosse sein, je nachdem der Mangel auf der einen oder auf der andern Seite zu finden ist. Fragt man in erster Linie nach der erziehenden und bildenden Wirkung der Charakterhaltung, so müssen öfter erste Formalgrössen in den Hintergrund treten, und ein ästhetisch kaum zu nennender Dichter kann der charaktergemäss überragende und in dieser Hinsicht auch heilsamer wirkende sein.

Nicht blos aus dem politisirenden Dichtungsbereich gäbe es wohl noch Manchen und Manches, dessen Berührung gefordert werden könnte, wenn man einmal auf Einen wie jenen Fallerslebener ein wenig eingegangen ist. Allein dieses Eingehen hatte nur den Sinn einer Abwehr; es sollte nur zeigen, dass die Rolle der betreffenden Person nicht einmal als grössere literarische Auszeichnung gelten könne, also sogar im Zusammenhang des vorliegenden Capitels hinter dem Durchschnitt der sonst darin ausgezeichneten Namen zurückbleibe. Hielten wir nicht auch hier an unserm Maassstabe für die Erheblichkeit literarischer Auszeichnungen fest, so bekämen wir es bald mit einem Schock grösster Dichter und Dichterinnen aus naher Vergangenheit oder gar aus der Gegenwart zu schaffen. Ist Letzteres doch ohnedies in einem zweiten Sinne des Worts kaum vermeidlich! Nach dem Erscheinen unserer ersten Abtheilung sind uns schon Meldungen für die dichterische Grössencandidatur eingegangen. Da nun unser Buch nicht darauf angelegt ist, für solche mit auserwählter Ungenirtheit selbstaufgestellte Candidaturen zu passen, und da sein Maassstab auch für die Messung von vielem Andern zu gross ist, so hat es theils verkehrten theils missverständlichen Ansprüchen gegenüber auf schockweise vertretene Ungunst

seitens der Kleinheiten und des ganzen mit diesen sympathisirenden Völkchens gefasst zu sein. Diese Aussicht nehmen wir aber nicht als ein Uebel sondern als eine Ehre. Jedoch sei der Gerechtigkeit wegen noch einmal an die Ausführungen des neunten Capitels erinnert und überdies noch ausdrücklich hervorgehoben, dass es gelungene poetische Einzelheiten gegeben habe und voraussichtlich geben werde, die weder mit persönlicher Grösse umfassender Art noch mit allgemeiner literarischer Auszeichnung und erheblicher Namhaftigkeit zusammenhängen, wie schon das Beispiel mancher schätzenswerther Volkslieder zeigt.

9. Man kann auf dem europäischen Schauplatz und innerhalb der verschiedenen Völker schon stark seitab gehen, und man kommt im 19. Jahrhundert aus dem grössenlosen Element doch nicht heraus. Wendet man sich nämlich zu den Russen und Slaven, so findet man zunächst oberflächlich hingleitende, leichtfertige Nachahmungen einiger Manieren Byrons bei einem Puschkin. Das russisch Cavaliermässige mit seiner äusserlichen Culturlackirung nimmt sich fast wie ein Hohn auf das tiefe Wesen des Byronschen Geistes aus, und derartige dichterisch seinsollende Debüts sind nicht grade günstig für die Erwartungen, die man sich von dem russischen Reich und der slavischen Race in literarischer Beziehung gestatten möchte. Dennoch ist das ungeheure und wüste Feld von Völkerleben, das wir in den weiten Ebenen Russlands vor uns haben, ein eigenartiges, und vielleicht auch einmal fähig, etwas individuell Besonderes zu zeitigen. Vorläufig müssen wir uns für die Eigenart mit einer einzigen literarischen Auszeichnung begnügen, mit Gogol, dem ansehnlichsten Schöngeist von der prosaistischen und ästhetisch realistischen Gattung, den der russische Boden hervorgebracht.

Indem dieser talentvolle, ja in seiner engern Art fast genial zu nennende Schilderer des alltäglichen Lebens zu der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört, legt er Vergleichungen mit zeitgenössischen Zuständen und Personen in andern Ländern, namentlich also auf deutschem Boden, nahe. Bigott rückständig und dem russischen Religionsfanatismus ergeben, erinnert er mit seiner in den spätern Jahren vollends hervorgetretenen Gemüthszerrissenheit einigermaassen an das ähnliche aber jähere Schicksal Strehlenaus. Indessen der sonstige Contrast ist doch ein gewaltiger. Gogol ist keine eigentliche Dichternatur, sondern mehr ein Photograph des Lebens, der aber dessen kleinen Zügen besondere Farben beizugeben und so das Triviale mit einem gewissen Reiz auszustatten vermag.

Auch bleibt in Gogols Hauptschriften das Religiöse nur im Hintergrunde, zu dem der aufmerksame Leser bisweilen durchblickt, von dessen düstern Reserven er aber nicht belästigt wird. Gogol streift mit seinen Schilderungen mehr an den Standpunkt des Lachers, als an den eines die Sachen allzu Ernstnehmenden, der aufgelegt wäre, sich zu ereifern. Der Verfasser jenes Lustspiels, durch welches ein Bildchen von der russischen Beamtencorruption in officiell erträgbarer Weise vorgeführt wird, — der Verfasser des „Revisor" nahm auch sonst die Zustände geflissentlich soviel als möglich von der leichten und heitern Seite. Freilich schloss das nicht aus, sondern führte eben dazu, dass sich für seine persönliche Gesammtanschauung der düstere Stoff im Hintergrunde nur um so mehr ansammelte.

In Russlands Hauptbelletristen haben wir zugleich eine sozusagen amtliche Figur vor uns; denn er soll eine ansehnliche Zahl von Rubeltausenden als Jahrgehalt vom russischen Zaren bezogen haben. Ueberdies bestätigt seine ganze Haltung den Stockrussen, den Stockslaven und überhaupt den officiösen Mann, der religiös und national orthodox seine verhöhnenden Schilderungen gegen jede neue Zeitidee, ja sogar überhaupt gegen die Versuche richtet, das Loos der Leibeignen zu verbessern. Dabei trifft er das Unpraktische und die schwachen Seiten wohlwollender Bestrebungen Einzelner, namentlich gelangweilter Gutsbesitzer, die mit sich und ihrer modernen Bildung nichts anzufangen wissen, bisweilen recht gut. Sein Talent besteht eben darin, die Wirklichkeit und vornehmlich den gemeinen Theil derselben treffend zu copiren, und zwar nicht blos äusserlich, sondern mit denjenigen Zügen von innerm Leben, die sie thatsächlich in sich hegt und deren sich nur selten ein Beobachter vollständig bewusst werden wird. Was also Gogol auch übrigens in seinem Wesensrückstande sei, den Theil von sich, den er in seinen Hauptschriften bethätigt hat, kann man sich als die Bekundung einer äusserst seltenen Schilderungsfähigkeit gefallen lassen.

In diesem Punkt hat der russische Schriftsteller in seiner und auch in unserer Zeit auf dem Boden der ganzen literarischen Culturwelt nicht Seinesgleichen. Sonstige sogenannte realistische Romanschreiber, welche, wie z. B. der französisch schreibende Geschäftsromancier Zola, von Gnaden der Reclame und Judengenossenschaft einen augenblicklichen Modenamen gewonnen haben, erscheinen als die reinen Stümper, wenn man ihre Zeichnung von Zuständen und Personen mit derjenigen eines Gogol vergleicht. Dieser Slave ist in der That ein Meister in der Hinzeichnung von lebenathmenden

Bildern russischen Privatdaseins. Wer diese Seite der slavischen Existenz mittelbar aus der Literatur kennen lernen will, wird sich an keine bessere Quelle wenden können. Spätere Romanschreiber auf dem Boden Russlands, wie der judenhaft aufpoussirte hohle Turgenjeff, oder der an Gestörtheit des Geistes mehr als blos streifende, ebenfalls judengenössische und dafür von den Juden in den Himmel erhobene Graf Tolstoi, haben in Vergleichung mit Gogol nur zerfahrenes und verwaschenes Zeug geliefert. Es sind Tagesfliegen, die in den Mückenschwärmen der Literaten und durch diese unterschieden werden und so zeitweilig zu einiger relativer Distinction gelangen, darum aber an sich nichts weniger als gross sind. Davon hier nur Erwähnung zu thun und den marktgängigen Romanfutterkram auch nur berührend zu streifen, hat mir Ueberwindung gekostet. Indessen auf andere Weise liess sich die literarisch ausgezeichnete Stellung, welche Gogols formell und sachlich hohes Talent einnimmt, nicht vor Verwechselung und unwürdiger Vergleichung mit Routiniers des Handwerks oder mit mehr als blos religiös verschrobenen Köpfen sicherstellen. Man wüsste auch sonst nicht, warum neben der nicht kleinen Zahl renommirter Belletristiklieferanten des Publicums grade nur eine Erscheinung werth sein soll, ausser Reihe und Glied eine eigenartige, nicht zur Masse und nicht zum Tross gehörige Figur zu machen.

10. Die Hauptarbeit Gogols hat eingestandenermaassen eine Art Spitzbuben zum Helden. Dieser Held reist in Russland darauf umher, von verschiedenen Gutsbesitzern todte Leibeigne zu kaufen, die aber in den Listen noch als lebendige figuriren. Hiemit will er sich um geringe Preise einen ansehnlichen Scheinbesitz erwerben, mit dem er manipuliren und sich wirkliche Werthe erschwindeln könne. Letzteres verbleibt jedoch in den vorhandenen Stücken der Romangeschichte mehr eine Perspective, so dass der Leitfaden des Ganzen in der überall betriebenen Erwerbung sogenannter „todter Seelen“ besteht, die ja auch dem Werk den Titel gegeben haben.

Wer Nichts von dem besondern Umstande weiss, kann sich durch den Titel „Todte Seelen“ leicht beirrt finden. Dieser ist gar zu äusserlich und von einem Nebenumstande entlehnt, der zwar die Eigenschaft eines immer wiederkehrenden Anknüpfungspunktes hat, aber doch nur als äusseres Vehikel dient, um den Helden mit recht vielen Personen und Familien in Berührung zu bringen. Auf diese Weise ergiebt sich die Gelegenheit, die verschiedensten Gutszustände und Gutsherrencharaktere zu schildern, und hierauf ist es

offenbar als auf den Hauptinhalt der ganzen gesellschaftlichen Bilderreihe abgesehen. Eine Anzahl originaler Personentypen wird eingeführt, und jeder von ihnen kann auch für sich allein als eine Zeichnung von selbständigem Werth gelten. Beispielsweise hat auch der Geiz, freilich in der äussersten und wohl etwas übertriebenen Gestalt, seine markirte Vertretung. Wer die Steigerungen des Geizes bis zur vollständigen Verrücktheit aus dem Leben kennt, wird ein solches Bild nicht der Unwahrheit zeihen und höchstens etwas Caricatur darin annehmen, wie sie bei den sonstigen Figuren Gogols nicht vorausgesetzt zu werden braucht. Der Regel nach hält sich der russische Schriftsteller sichtlich innerhalb der Grenzen der Thatsächlichkeit, und das ist es auch hauptsächlich, was seinen Gestaltungen mehr Reiz verleiht, als ihn belletristische Phantasien und Compositionen der ungebundenen Art für gediegene Naturen haben können.

Ueber den Theilschilderungen ist jedoch auch der Held selber nicht zu vergessen. Er ist durchaus kein blosses Rahmenwesen, welches etwa nur dazu diente, gleichsam das Vorschieben der verschiedenen Bilder zu motiviren. Dieser Tschitschikoff ist vielmehr, wenn man nicht dem ersten Anschein nachgiebt, sondern in das Werk eindringt, wirklich ein Repräsentant des Russenthums, namentlich mit dessen sozusagen naiver Leichtfertigkeit, ein gewisses Maass von Corruption als selbstverständliches Lebenselement zu betrachten und zu bethätigen. Der Held passt zur Nation oder, besser gesagt, zur Race. Es ist nicht zufällig, dass der grösste Belletrist Russlands und des ganzen Slaventhums sich für sein Hauptwerk einen solchen spitzbübelnden Helden gewählt hat. Es ist dies ebensowenig zufällig, als dass sein Hauptlustspiel die Beamtencorruption zum Gegenstand genommen hat.

In unabsichtlichem Widerspruch mit den Eigenschaften dieser sonderbaren Heldennatur und auch mit den sonstigen Zustandsbildern des russischen Lebens steht das Bestreben Gogols, wunderwas von der Reichhaltigkeit des Slavengemüths zu machen und das Reich der Nation sammt der allgemeinen Race zu einer Macht aufzubauschen, die befähigt und bestimmt sei, alle andern Völker vor sich her zu treiben. Kommt Gogol auf diesen angeblichen Beruf, so fasst ihn sichtlich ein Stück Begeisterung oder vielmehr Fanatismus, und er stellt sich hiebei Alles im Zusammenhang mit der Religion vor. Ja man merkt deutlich, wie er eines Pathos dieses Schlages nur fähig ist vermöge der Modelung des Nationalegoismus

nach dem Muster der hebräischen (sogenannten heiligen) Schriften. Als Belletrist des gemeinen Theils der Wirklichkeit empfindet er es eingestandenermaassen, sich eigentlich nur mit den Nichtigkeiten des Lebens zu befassen. Etwas Anderes kann er sich aber nur nach dem Muster anreligionisirter und angeschulter hebräischer Reminiscenzen denken; (wenn er von möglichen Donnerworten redet, so meint er nur so Etwas wie eine Nachahmung des Donners und Blitzes vom Sinai oder überhaupt des herrgöttlichen Zorns, der über die Völker dahinfährt, zumal wenn Letzteres zu Gunsten des neubevorzugten Volkes und mit diesem zur Wegräumung der andern Völker geschieht.)

Der Unterschied vom Hebräerstandpunkt ist nur der, dass jetzt das auserwählte Volk die Russen (und die Slaven) sein sollen. Diese sind (nach Aeusserungen Gogols in seinen Schriften) gradezu das Meer und die übrigen Völker nur die Flüsse. Wie nun der Sturm auf dem Meere den Bewegungen auf den Flüssen unvergleichlich überlegen ist, so sind auch die Slaven im Sturme etwas Unwiderstehliches. Derartige unsägliche Verherrlichungen brechen bei Gogol oft genug hervor. Das Komische dabei ist, dass, während sie sichtlich ein hebräisches Gewand tragen, der Schriftsteller (den lebenden Hebräern gegenüber) in seiner Zeichnung wahr und satirisch wird, weil er sie eben (mit ihren Schlichen und Kniffen, mit ihrer Unterthänigkeit und ihren Redehyperbeln, mit ihrem Hinwegsein über alle Verräthereien und mit ihrem ganzen aalartigen Treiben) so nimmt, wie er sie findet. Markirte Züge dieser richtigen Auffassung zeigen sich namentlich in seiner (übrigens etwas romantisirten) Erzählung vom Kosakenhetman Taras Bulba. Nebenbei bemerkt, versteigt er sich (in dieser Erzählung) auch zu einer kleinen formellen Albernheit, nämlich (in den Gefechten von Kosaken und Polen) Einzelkämpfe ganz nach Homerischem Muster, also reichhaltig schildern zu wollen, (wie Dieser über Jenen, ein Anderer wieder von hinten kommt, und wie die Lanze sich hier einbohrt und dort wieder herauskommt, und dergleichen poetische allerunmittelbarste Rohheiten mehr.) Ist dies nun die schwache Seite, so sind dafür die gelegentlichen Hebräerschilderungen eine starke, (zumal bei ihnen offenbar nicht die geringste Absichtlichkeit obwaltet und Alles nur Folge der Photographie und ihrer künstlerischen Retouchirung ist.)

Doch nun wieder zum Contrast! Der gute und künstlerische Zeichner der Hebräerexemplare, (der die Elendigkeiten dieses Winkel-

volks wohl versteht, ist selber mit dessen Ueberlieferungen getränkt und weiss, gleich der Masse des religiös fanatischen Russen- und Slaventhums, den innersten Trieb seines Wesens und den eignen National- und Racengeist in keinen andern Lauten auszudrücken, als in den hebräisch-biblischen Echos. Das wäre schon bezeichnend, falls es sich nur um eine Person handelte; es ist aber überdies der Ausdruck eines allgemeinen Zustandes, in welchem die Masse der Russen aller Stände so lange stecken bleiben muss, bis das gewohnheitsmässig Anreligionisirte mit der Wurzel herausgezogen sein wird.

So steht also der Fanatismus im Hintergrunde! Was aber zeigt sich als Facit im belletristischen Vordergrunde? Nur noch ein grösserer Contrast als der vorher erwähnte. Gogol will im Grundtriebe unter allen Umständen eine Verherrlichung des Russen- und Slaventhums; er gelangt aber thatsächlich, indem er die Lebenszustände nach der durchschnittlichen Wirklichkeit wahr abbildet, überall und durchgängig zur Satire, nämlich zu solcher, die nicht absichtlich gemacht ist und extra ausgesprochen werden muss, sondern die aus dem Gegenstande gleichsam selber herausredet. Auch ist er sich dieses unwillkürlich komischen Zuges, den Alles darbietet, hinreichend bewusst, aber keineswegs genug des Contrastes, in welchem jener mit der nationalen und racengemässen Verherrlichungstendenz steht. Sein Trost, dass der gewaltige Russenstamm vorläufig noch ein etwas ungeschlachter Bursche sei, dass dieser Bursche aber schon noch dazu kommen werde, die Glieder in anderer Weise zu gebrauchen, hilft über die universelle Thatsache einer gewissen Oberflächlichkeit, Hohlheit und Aeusserlichkeit des slavischen Lebens, sowie über die davon unzertrennliche Corruption nicht hinweg. Das Centrum der letzteren, aber nicht die Ursache und der einzige Sitz, ist das Beamtenthum; es scheint aber in der Race selbst ein Maass Leichtfertigkeit und moralische Gleichgültigkeit zu liegen, welches jener Bestechlichkeit Vorschub leistet und macht, dass sich ein russischer Privatheld, wie ihn Gogol als belletristischen Liebling ausgewählt hat, unvermeidlich als ein Stück Spitzbube erweisen muss.

Eine solche Vertretung der Race und der Gestaltungskraft ihres grössten modernen Belletristen ist offenbar der Gipfel unwillkürlicher Satire. Der Fanatismus dahinter kann daher nicht mehr schrecken; er ist zwar als Trieb vorhanden, braucht aber nicht überall und nicht immer vom Religionsgespinnst umgarnt und irregeführt zu sein. Er ist eine unbändige Leidenschaft für das äusser-

liche Leben und bekanntlich auch für das Zerstören; wenn er aber, anstatt in Religionswuth stecken zu bleiben, sogenannte nihilistische Formen annimmt und sich, wie in der jüngsten Zeit, gegen eine ganze alte Welt von Uebeln ergeht, so zeigt er ein Angesicht, welches sich eher als der Cultur der Menschheit anpassungsfähig erweisen könnte. Gogol aber hat seine Hauptveröffentlichung noch obenein ohne Ende und Ausgang gelassen, ja als ein Bruchstück im Stich gelassen, und auch dies ist bezeichnend. Für seine Anlage und seinen Helden gab es, zumal Angesichts der dahinter postirten persönlichen Nationalsucht, ja Nationalwuth des Schriftstellers, keine zusagende Schlussentwicklung. Der kurzsichtige, ja fast blinde Trieb steuert eben auf kein Ziel, geschweige auf ein weites, sondern ergeht sich und zerfährt gleichsam, wohin er grade von den nächsten Gelegenheiten gelockt wird.

Die wenigstens negative, wenn auch nicht eigentlich reformatorische Leistung Gogols liegt in der ironisch gefärbten Schilderung russischer Zustände, die auf diese Weise zu etwas wie Kritik wird. Der nationalrussische Autor kann nicht genug die Reformer angreifen, namentlich diejenigen, die durch Einführung von Ausländischem, insbesondere von Deutschem, die Verhältnisse verbessern wollen. Dennoch begegnet es ihm, dass er inmitten solcher Verspottungen, wie beispielsweise des Alles büreaukratisch einrichtenden Gutsbesitzers Koschkarew, grade die russische Verwaltung am meisten parodirt. Auf dem fraglichen Gute kann der Gast seine Pferde nicht ausspannen und sättigen lassen; denn es würde erst eine gutsbüreaukratische Verfügung extrahirt werden müssen, welche den erforderlichen Hafer anwiese, und selbst bei promptestem Geschäftsgange könne diese Angelegenheit doch erst am andern Tage abgewickelt werden. Nun, das ist freilich eine recht exacte und formell wohlmeinende Autobüreaukratie, bei der aber leider die Pferde keinen Hafer bekommen, da sie den morgigen doch nicht schon heute verzehren und überhaupt von Zukunftshafer nicht leben können. Gegen so Etwas lehnt sich nicht blos Pferdeinstinct, sondern auch schon blosser Pferdeverstand auf, und so wird wohl die Politik des russischen Reiches auch für die Menschen irgend einmal in andere Bahnen geschoben werden müssen.

11. Einmal auf russischem Boden, müssen wir der auf Gogol folgenden Generation, in der sich der sogenannte Nihilismus entwickelt, auch einige Aufmerksamkeit widmen. Es hat dies nicht etwa aus positiven Gründen, sondern vorzugsweise aus solchen der

Abgrenzung und Abwehr zu geschehen. Der Name „Nihilismus“ ist sehr unbestimmt und vieldeutig gebraucht worden. Das Eigentliche am Nihilismus, also das politische und sociale Vernichtungsprogramm hat, soweit mir bekannt, begreiflicherweise im Schöngeistigen keine Stelle. Hiezu ist nicht nur die Sache zu ernst, sondern auch die Belletristik zu oberflächlich und spielerisch. Nicht einmal ein Stück Nihilismus, der sich blos gegen die Literatur richtete, könnte sich in den leichtfertigen Formen der Belletristik und der Fiction genügen. Auch im blos Geistigen bedarf alles wirklich Durchgreifende directere Ausdrucksformen.

Wenn nun dennoch der Roman gebraucht worden ist, angeblich nihilistische Lehren und Lebenspraktiken einzukleiden, so wird es nicht überraschen, dass dieser Nihilismus so gut wie Nichts mit demjenigen der wirklich antikratischen That gemein hat. Ein russischer Oppositioneller, Herr Tschernischewski, der für seinen Liberalismus ein paar Jahrzehnte Sibirien eingeerntet hat und dem zuletzt eine mildernde Begnadigung zu Theil geworden ist, hat vorher unter dem Titel „Was thun“, etwa um den Anfang der sechziger Jahre, ein Buch veröffentlicht, welches seitens der eignen Anhänger als nihilistisch ausgegeben wurde. Der Verfasser hat nicht blos als politisch Verfolgter, sondern einigermaassen auch als Märtyrer auf eine grössere Aufmerksamkeit Anspruch, als der Inhalt seiner Schriften, ich meine sowohl der ökonomischen als der socialbelletristischen, für sich allein mitsichbringen würde. Da er überdies die Hebräer zu Freunden hat und selber gelegentlich eine vollkommene Ehrlichkeit russischer Trödeljuden gegen ehrliche Kunden bescheinigt, so ist eine Ueberschätzung seiner Arbeiten nichts Auffälliges. Von jenem Buch erschien zu Mailand 1876 eine französische und in den achtziger Jahren zu Leipzig auch eine deutsche Uebersetzung.

Wer nun näher zusieht, kann sich überzeugen, dass die Gedanken Tschernischewskis nirgend aus dem Rahmen einer äusserstenfalls radical zu nennenden Opposition herausgetreten sind. Ausser dieser sachlichen Grenzlinie, die ihn von den eigentlichen Nihilisten scheidet, ist aber noch die formell ästhetische zu ziehen, durch welche seine Darstellungsart als ausserhalb eigentlich belletristischer Befähigung belegen signalisirt werden muss. Dies ist grade kein entscheidender Nachtheil für die Tendenz und die sonstige sachliche Wirkung, schliesst aber den Gesichtspunkt einer schöngeistigen Leistung von vornherein aus. Wir hätten daher in unserm Buche

mit der Sache eigentlich nichts zu schaffen, wenn es sich nicht eben um die Abwehr des Missbrauchs der Romanform handelte und wenn wir nicht früher bei Grössen der Literatur gezeigt hätten, wie das Politische und Sociale in der ihm angemessenen Darstellungsform auch schöne Züge annehmen könne.

Das Thema der fraglichen romanartig angelegten Schrift ist hauptsächlich die Ehe und an sich gewiss ein belletristisches, zumal dabei die Auflösung einer bestehenden Ehe und die Knüpfung einer mehr zusagenden den Stoff bildet. Was thun, wenn eine eingegangene Ehe sich als unpassend herausstellt, um sie ungeachtet gesetzlicher Unauflösbarkeit dennoch aufzulösen? Mit dieser bestimmteren Erläuterung der Titelfrage bezeichnen wir zugleich den Angelpunkt des ganzen Werks. Dabei sei bemerkt, dass angeblich ein ziemlich zahlreicher Kreis von Russen das Tschernischewskische Buch zu einer Art Codex für die Lebensführung gemacht haben soll. Bezöge sich letzteres nicht etwa blos auf die allgemeine materialistische Anschauungs- und Behandlungsweise der Dinge und auf die Vorbildlichkeit der entsprechenden Personentypen, sondern auf den praktisch entscheidenden Hauptpunkt, so müsste sich diese Nachfolge in ihrer Häufung doch gar komisch gestaltet haben.

Die grosse Erfindung und gewissermaassen bis zu ihrer Veröffentlichung das Arcanum, womit die untrennbare Ehe doch getrennt wird, ist nämlich der fingirte Selbstmord. Durch diesen geht der im Wege stehende Ehemann, der seiner Frau die Freiheit verschaffen will, vor den Augen der Polizei und in deren Registern zu den Todten. Unter seinem eigentlichen Namen stirbt er auch für immer und kann nur unter einem andern, und wie ein Fremder, wieder auftauchen, um nun auch von der für ihn errungenen Freiheit Gebrauch zu machen. Wenn nun dies das Mustermittel ist, welches Viele als Vorbild genommen haben, so muss curioserweise eine hübsche Anzahl gut gespielter Selbstmorde vorgekommen sein. Eine Menge Personen muss unter geschickter Hinterlassung von Angaben und Spuren, welche den Schluss auf Selbstmord nothwendig machen, die russischen Behörden genasführt haben. Ein in einem Hotel hinterlassener Brief, in der Nacht ein Schuss auf einer Brücke und eine auf dem Fluss schwimmende Mütze oder Derartiges möchten aber nicht immer dazu ausgereicht haben; sonst liessen sich auf diesem Wege noch manche andere Probleme lösen, bei denen es sich darum handelt, gesetzlichen Nothwendigkeiten zu entgehen, indem man den früheren Menschen sozusagen aus- und einen

andern anzieht. Was thun, wenn einer nicht Kanonenfutter werden will? Das wäre gewiss noch eine nützlichere Frage, versteht sich, wenn sich eine wirklich ausgiebige Antwort dazugesellte. „Was thun" ist überhaupt ein ganz gutes Wort, wenn es nicht blos eine Verlegenheit bezeichnet und wenn man es mit dem blossen „Was meinen" und „Was denken" vergleicht. Wirkliche Nihilisten haben auch später gezeigt, in welchem Sinne sie die Frage „Was thun" nehmen und beantworten. Aber freilich haben sie sich mit dem Kleinkram einer Ehesprengung und noch dazu einer solchen durch blosse Kniffe nicht befasst.

Das Tschernischewskische Buch soll aber schon dadurch Vorzüge haben, dass es nicht, wie A. Herzen vorher gethan, für das Thema der misslungenen Ehe blos die theoretische Frage „An wem liegt's" zum Gegenstande eines Romans macht. Der fragliche Roman betitelt sich „A qui la faute" und thut nichts weiter, als eine Ehe schildern, die sehr spät durch eine die Frau ergreifende stärkere Leidenschaft zu einem unglücklichen Ausgang führt, indem die Frau aus Liebeskummer dem Tod entgegensiecht, der Ehemann sich aber aus Enttäuschung dem Trunk ergiebt. Die Titelfrage, wo die Schuld zu suchen, hat sich dabei der Leser selbst zu beantworten. Der Roman selber spricht keine Antwort aus. Im Hintergrunde seiner Darstellungsart muss man sich aber allgemeinere sociale Gründe denken. Einen formellen Vorzug hat die Herzensche Arbeit jedenfalls; sie steht einem ästhetischen Erzeugniss weit näher als die Tschernischewskische. Auch ist sie in ihren Charaktergestaltungen durchsichtiger, klarer und ehrlicher.

Noch eine andere, aber gegnerische Folie wird öfter hervorgehoben, um den Inhalt des Tschernischewskischen Romans auszuzeichnen. Dieser soll nämlich gegen einen Roman des oben erwähnten Turgenjeff (Väter und Söhne) und dessen falsche Zeichnung nihilistischer Personentypen gerichtet sein. Mag nun immerhin durch das fragliche Machwerk, bei dessen Unbestimmtheit man nicht von Haltung, sondern höchstens von Verhaltung reden kann, die Namenbezeichnung „Nihilisten" veranlasst sein, — die entsprechenden Charaktercaricaturen waren nur Schatten und noch dazu schlottrige, die kaum ein Bischen Materialismus zu vertreten wussten. Demgegenüber sind freilich die Charaktere in der Schrift „Was thun" etwas ernsthaft Ausgeprägtes; allein dieses vergleichungsweise Bessere erinnert nur wieder daran, wie die Tschernischewskischen Figuren selber so unsäglich weit von dem abgeblieben sind, was

dem sich in Russland entwickelnden Typus von Menschen der That wirklich eigen ist.

Um nun wieder auf das Hauptthema zurückzukommen, so ist die absolute gesetzliche Untrennbarkeit der Ehe die Voraussetzung, mit der das ganze Interesse an dem steht und fällt, was die praktische Weisheit des Romans sein soll. In Zustände übertragen, die auch nur ein klein wenig freier sind, oder etwa auch auf die Voraussetzung angewendet, dass die Ehegatten über die Nothwendigkeit einer Trennung nicht einig sind, wird die fragliche Art Selbsthülfe, die nur dem Staate gegenüber einen Sinn hat, überflüssig oder hinfällig. Auch in dem Fall, dass schon Kinder vorhanden sind, wie in dem erwähnten Herzenschen Roman angenommen wird, kann die einfache Trennung nach Tschernischewskischem Recept nicht helfen. Doch genug von einer Frage, die so kleinlich gestellt, auch keine durchgreifende Beantwortung erfahren kann. Nun noch ein Wort über eine kennzeichnende Aeusserung der jungen Frau, welche die Romanheldin vorstellt. Sie behauptet in Beziehung auf ihren Mann, wohl für ihn sterben, aber nicht mit ihm leben zu können. Das klingt nicht blos überschwenglich, sondern schon ein wenig heuchelhaft. Ueberdies ist die materialistische Haltung in der Denkweise der Hauptpersonen mit einer egoistischen Färbung behaftet, die durchaus nicht zur materialistischen Weltanschauung und entsprechenden Lebensbehandlung gehört und sich offenbar unwillkürlich aus irgend einem Wesenselemente des Autors heraus eingemischt hat.

Schliesslich sei noch daran erinnert, dass auf die Frage „Was thun" in einer praktischen Ehefrage schon im 18. Jahrhundert und zwar auf norddeutschem Boden eine bessere Antwort gegeben worden ist, als in allen Romanen, die das Ehestörungsthema behandeln. Natürlich meine ich nicht etwa die Goetheschen „Wahlverwandtschaften"; denn so sehr diese auch ein Ehestörungsroman sind, so werfen sie doch eine ernsthaft praktische Frage nicht einmal auf, sondern lassen einfach die sich hemmenden Elemente untergehen. Von unvergleichlich festerem Stoff war dagegen Bürger, und dieser hat nicht blos auf dem Dichterboden sondern im eignen Hause Etwas geleistet, was immerhin in Vergleichung mit dem Uebel einer missrathenen Ehe, wenn auch selbst als Uebel, doch als das kleinere Uebel gelten mag. Er verfuhr dabei, relativ genommen, noch sittlicher und solider als der Geist aller jener Romane vom ästhetisch Goetheschen durch den Mittelschlag des

Herzenschen hindurch-bis zum unästhetisch Tschernischewskischen. Man prüfe noch besonders in dieser Beziehung, was in der ersten Abtheilung unserer Grössenvorführungen bei der Stellung Bürgers auf die-ihm als Dichter gebührende-erste Stufe hervorgehoben worden, und man wird innewerden, welche Kluft zwischen blossen Romanvelleitäten und echter germanischer Thatsächlichkeit der Auswege gähnt. Was aber-demgegenüber-die Gesammtpersönlichkeit Tschernischewskis betrifft, so mögen Diejenigen, die sich auch für ein Wort über seine ökonomischen Versuche interessiren, die letzte Auflage meiner Oekonomiegeschichte nachschlagen. Das Hauptinteresse an ihm ist aber dort noch weniger zu finden, da obiger sociale Eheroman neben dem thatsächlichen Schicksal der Person das Einzige ist, wodurch Tschernischewski sich einigermaassen ausgezeichnet und,-unter Secundirung seitens der Judäer,-auch ziemlich berühmt gemacht hat.

12. Sucht man sich zu vergewissern, ob nicht unter andern, gewöhnlich weniger in Frage kommenden Stämmen neuerdings etwas einigermaassen Ausgezeichnetes anzutreffen sei, so darf man das Hochnordische nicht ausser Acht lassen. Vom russischen Schauplatz dorthin ist übrigens nicht weit, wenn man auch bezüglich der Race einen Sprung machen und die slavische Umgebung, der Gogol wirklich angehörte und innerhalb deren Tschernischewski wenigstens geschrieben hat, mit einer der germanischen Stammesgrundlagen vertauschen muss.

Der Norweger Ibsen kann als Beispiel dafür dienen, wie neben dem sonst meist gesinnungslosen dramatischen Treiben der Gegenwart doch noch gelegentlich ein Stückchen ernsterer Haltung vorkommen und vergleichungsweise eine Art Vorzug begründen mag. So mystisch und geistig kirchenbauerisch Ibsen auch angefangen, und so viel von dieser dunkeln nebelhaften Richtung bei ihm auch stets, sei es im Hintergrunde, sei es in unmittelbar sichtbarer Weise übrig geblieben, so sind ihm doch vermöge der Verbindung einer Art von ästhetischem Realismus mit einem Rest von Moralfonds einzelne Schauspiele von indifferenter, d. h. weder tragischer noch komischer Gattung nicht übel gerathen. Man findet darin wenigstens irgend welche Züge, die für eine gründlichere Auffassung des Lebens Interesse haben können. Dahin gehört namentlich sein der Volksfeind betiteltes Drama, welches als die günstigste Probe dessen gelten kann, was der eine lange Zeit hindurch von seinem Vaterlande gleichsam Gebanntgewesene zu leisten vermocht hat.

Der Gegenstand des erwähnten Stückes ist der Kampf eines alleinstehenden Mannes für eine Nothwendigkeit der allergemeinsten Moral gegen eine Interessencorruption, die sich hinter das Volk steckt, ja theilweise auch wirklich in ihm wurzelt und in der selber falsch interessirten Menge auch leicht ihre Vertretung findet. Ein Arzt, welcher in dem Kurorte, in welchem er seine Stellung hat, eine Verderbniss, ja Vergiftung des Wassers entdeckt, bleibt dabei, dass trotz einiger Kostspieligkeit der Abhülfe das Uebel beseitigt werden müsse. Statt dessen muthet man ihm schliesslich aus Ersparungsrücksicht oder, besser gesagt, aus Gewinngier zu, selber die Thatsache vertuschen und verleugnen zu helfen, damit ohne weitere Unkosten der Bürger nach wie vor Badegäste hineingerathen und durch ihren Schaden den Ort mästen. Gegen den sich unter Preisgebung seiner ganzen Stellung und Existenz Widersetzenden wird der bekannte Apparat von Volksversammlung und Resolution in Scene gesetzt, mit allerlei schlechten Mitteln sein Versuch, dem einfach Rechten öffentlich Gehör und Beistimmung zu verschaffen, zunichtegemacht und er zuletzt für einen Volksfeind erklärt, dem dann entsprechend die Fenster eingeworfen werden. Dies ist das schöne Ende des Verlaufs der ganzen Handlung. Diese gipfelt nicht in irgend einer äussern Perspective, sondern in einem moralischen Facit, nämlich in der nun vollbewussten Erklärung des angeblichen Volksfeindes, dass der Mann der stärkste sei, der alleinstehe.

Das ist freilich nur eine innere Erhebung, der sich irgend eine äussere That sichtbar zugesellen müsste, wenn etwas Dramatisches, ja überhaupt etwas von vollem und ganzem Leben Zeugendes herauskommen sollte. Allein hier liegt nicht nur Ibsens alte Beschränktheit von einem geistigen Neubau der Kirche noch ein wenig zu Grunde und zeigt sich hier etwas moderner in dem ausschliesslichen Haftenbleiben am blos innerlich Moralischen, sondern es ist auch überhaupt der corrupte Zustand und Lauf der Dinge, wie sie sich in der heutigen Uebergangsepoche machen, nicht dazu angethan, dem Ibsenschen Helden einen legalen Ausweg zu lassen. Ein anderer als ein legaler wäre aber wiederum weder für die Ibsensche Art und Weise noch überhaupt für ein Theaterpublicum. Im realistischen Sinne unterliegt daher jener Held, und man kann sich auch von einem Erfolg einer etwaigen künftigen Wirksamkeit, die er seiner Nothlage abringen mag, keine grosse Vorstellung machen. Consequenterweise müsste ein solcher Mann, der so Etwas erfahren,

in den grundsätzlichen Kampf gegen die Existenz der corrupten Gesellschaft getrieben werden.

Davon kann jedoch bei einem Ibsen nicht die Rede sein. Das Aeusserste, wozu sich der ehemalige Schauspieldirector im Politischen und Socialen entschlossen hat, bildet die, durch verschiedene seiner Dramen vertretene Kritik der liberalistischen Corruption. Obenein fehlt dabei eine den sogenannten Conservativen doch zu günstige Nebenfärbung nicht, wie beispielsweise in dem Stück „Der Jugendbund". Dennoch kann man nicht von reactionärer Tendenz reden; denn das Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft" hat sogar ein klein wenig vom Antibourgeois (und zwar nicht etwa von dem der feudalen Art) in sich. Freilich nimmt es nicht den Arbeiterstandpunkt ein, sondern läuft auf das Moralische hinaus, gegenüber der Fäulniss der vermeintlichen Honoratiorenstützen der Gesellschaft Freiheit und Wahrheit als die wahren Stützen hinzustellen. Indessen auch im rein Socialen, namentlich bezüglich der Frauenbildung und Frauenstellung, hat sich Ibsen einigermaassen im Fahrwasser moderner Ideen bewegt, wenn auch sein hauptsächlich hier einschlägiges Stück „Nora" sich nicht grade durch hinreichende Gedankenklarheit auszeichnet und bei der Heldin ein krauses Gemisch von Unkunde, Leichtfertigkeit und Ueberspanntheit aufweist.

Der Schlüssel zu der Ibsenschen Gesammthaltung liegt in einem Vorwärtsstreben, welches vermöge der Erkenntniss der Corruption des Liberalismus wieder zu Rückläufigkeiten neigt, anstatt weiter gradeaus alle Folgen zu ziehen. Dieser gemischte Standpunkt kann nicht überraschen. Wer mit dem mystischen Drama „Brand" anfing und eine geistige Kirche bauen wollte, konnte auch später das Unwahre der frühern Welt nicht vollends zunichtgemacht wissen wollen.

Vielleicht ist es die gewissermaassen antiliberalistische Haltung des Norwegers gewesen, was diesen auf deutschem Boden im Laufe der achtziger Jahre hat heimischer werden und mehr Anerkennung finden lassen als je im eignen Vaterlande oder sonstwo. Die halb reactionistelnde, halb mit Emancipationsperspectiven spielende Phase ist seiner unsichern zweiseitigen Haltung günstig gewesen, und indem Ibsen sich später vornehmlich auf Stücke mit blossen Privat- und Familienproblemen verlegte, hat er sich den verschiedensten politischen Kreisen annehmbar machen können, zumal wenn solche es mit der Aufmerksamkeit auf den intimeren Sinn der behandelten

Stoffe nicht genaunehmen. So sind die Ibsenschen Arbeiten beispielsweise auch in den Kanon socialdemokratisch empfohlener Bücher gelangt, womit freilich die Wahlverwandtschaft derselben zu reactionären Velleitäten, die ja auch heute hinter dem Namen Socialdemokratie stecken, nur in anderer Richtung bestätigt wird. Namentlich hat sich ein moralmystisches Spielen mit Problemen der Vererbung geistiger Eigenschaften und Störungen bei dem Theaterdichter immer mehr in den Vordergrund gedrängt. Angeerbte Gehirnerweichung oder aber auch moralische Störungen mit einem Anflug, wenn nicht von eigentlicher Jenseitsscheu, so doch von mystisch umdunkelter Gewissenspein und von zugehörigem Selbstmordsbedürfniss bilden wesentliche Inventarstücke von wirklich aufgeführten und vielbesprochenen Schauspielen.

Gegen das völlig Klare ist die Ibsensche Muse stets gerichtet gewesen, und schon eine Art norwegischer Faustdichtung, der „Peer Gynt", hat sich durch Unbestimmtheiten, besonders aber durch die völlige Unerkennbarkeit dessen, was darin unmittelbar und was allegorisch zu nehmen sei, nicht grade vortheilhaft ausgezeichnet. Findet sich auch wohl eine theils gemüthliche theils originale Scene, wie die mit der Mutter des Helden vor deren Tode, und sind auch sonst manche Einzelheiten gelungen, ja tiefere Probleme berührt, wie das der Schiffbrüchigen, die auf einen für Zwei unzureichenden Balken angewiesen, — so ist doch das Ganze gar zu bunt und unverständlich, um einen charaktervollen Eindruck hinterlassen zu können. Ist es ein Einzelschicksal oder ist es ein allegorisch dargestelltes Nationalschicksal, oder ist es eine ungleichartige Mischung von Beidem und demgemäss ein Abspringen von dem einen Gesichtspunkt zum andern, oder soll es endlich vielleicht noch gar eine allgemeine moralische Allegorie mit Läuterungs- und Besserungsperspectiven für irgend ein Jenseits sein, — das Alles wird sich Niemand klar und entschieden beantworten können, weil eben Allerlei eingefädelt, aber Nichts mit gedanklicher Sicherheit ausgeführt und unzweideutig hingestellt ist. Trotzdem zeigt sich aber in dieser Dichtung die eigentlich poetische Ader Ibsens, während die spätern sogenannten realistischen Stücke in einzelnen Dialogen bisweilen bis zur breitesten Plattheit nüchtern und flau gerathen. Letzteres steht freilich Vorzügen in andern Bestandtheilen nicht entgegen; aber es lässt sich doch diese ganze spätere Dramatistik so an, als wenn sie die Ernüchterung nach einigem Rausch, namentlich nach religiösem, ja alttestamentlich angehauchtem Rausch wäre,

dabei aber einige kahle Erinnerung an die in den Kindern bewussterweise heimgesuchten Vätersünden beibehalten hätte.

Auch erklärt sich aus diesem Uebergang von phantastischem Rausch zu etwas realistischer Ernüchterung manche Kahlheit und manche Schaalheit der Lebensauffassung, sowie der sozusagen trockne Jammer, der nicht mehr mit der ehemaligen Düsterheit, wohl aber mit einem Anflug halb transcendent reflectirender Blasirtheit über realistisch seinsollende Menschen Ibsenscher Stücke kommt. Der Norweger scheint zwar Manches von den Eigenheiten heimischer Landschaften, namentlich der tief zerklüfteten und fast sonnenlosen, überkommen und mitgebracht, aber diese Eindrücke bei uns in eine mehr reflectirte und nicht so unmittelbar düstere Bedenklichkeit und sozusagen psychische Problemigkeit verwandelt zu haben. Rufen wir uns jedoch zurück, dass wir im spielerischen Reich des Drama und der Unterhaltung, und nicht in dem der ernsten Wirklichkeit, nach erträglichen Ideen fragen. Es ist immer schon Etwas, wenn die unterhaltenden Phantasiespiele, zumal die Theaterspiele, auch heute einmal ausnahmsweise dazu Veranlassung geben, darin einen bessern Fonds zu unterscheiden oder wenigstens als fraglich zu erörtern.

13. Von anarchistischer Seite ist der Norweger gelegentlich auch als unbewusster Anarchist bezeichnet worden. Nun freilich, an Anarchie hat es in diesem Schauspielbereich nicht gefehlt. Namentlich machen die Frauen darin ihren Männern bald gemüthliche, bald auch recht ungemüthliche Anarchie, und der Anflug von Emancipationsgedanken bethätigt sich mehrfach in wunderlichen Schrullen und fast toll zu nennendem Eigensinn. Die Männer spielen demgegenüber eine klägliche Rolle und werden bisweilen fast zu Gimpeln und Narren, wie ohne Frage derjenige der „Frau vom Meere“. Indessen gehört so Etwas weniger dem Dramatisten als der Schuld der Zeit an, die ihm mit ihren Kopfstellungen aufwartet. Er hat sich eben von diesem Zeitwinde verschiedentlich anwehen lassen, und es kann demgemäss an Anarchie in Begriffen und Köpfen nicht fehlen. Der Ibsensche Ausgangspunkt, die Religion mit der religiösen Moral, ist aber autoritär gewesen, und sein politischer Standpunkt, soweit bei dem Dichter etwas der Art bestimmt zu finden ist, hat dem entsprochen. Sogar jener Volksfeind, also die beste Figur im Bereich Ibsenscher Conceptionen, lehnt sich gegen die „compacte liberale Majorität“ nur auf, weil sein Erdichter Sympathien für eine entgegengesetzte Seite hat. Im Stück tritt das

freilich nicht ausdrücklich hervor; da ist es anscheinend nur Moral und Recht; allein bei einem Ibsen darf man nie vergessen, aus welchem autoritären Religionskeime seine Begriffe von Moral und Recht erwachsen sind und wie sie in ihm sich nie ganz zu etwas Selbständigem und Mystikfreiem emancipirt haben.

Eine derartige Emancipation von moralischer (und mindestens religiös angehauchter) Mystik ist bei dem Dichter allem Anschein nach auch nicht mehr zu gewärtigen. Dafür ist ein spätes Stück (aus der Mitte seiner sechziger Lebensjahre) ein neues Zeugniss geworden. Nachdem sich (in dem Jahrzehnt vom Anfang der achtziger bis zum Anfang der neunziger Jahre) sein Ruf, (und zwar besonders derjenige auf deutschem Boden,) gegen die anfänglichen Widerstände entwickelt und bedeutend gesteigert, wollte er seine früheren Arbeiten mit einer ganz besondern und eigenartigen krönen und auf dem Gebäude seiner gesammten Dramatistik gleichsam Thurm und Kranz anbringen. Dazu wählte er sich als Stoff das Schicksal eines Baumeisters, der im Jagen nach äusserm Glück bei allen Erfolgen doch, (vermöge seiner egoistischen Schlechtigkeit,) das innere Glück einbüsste. Dieser Baumeister wird nicht etwa, (wie man vom socialkritischen Standpunkt aus erwarten könnte,) als Ausführer von Schwindelbauten (etwa gar mit zugigen, kalten und feuchten Wohnräumen) oder sonst [als Preller seiner Kunden dargestellt. Derartiges kommt nirgend in Frage, wohl aber etwas in den Wirkungen menschlich noch Schlimmeres.

Der zu Reichthum und Ehre gelangte Baumeister verdankt nämlich seine Erfolge nicht besondern eignen Fähigkeiten, sondern der Ausbeutung der Fähigkeiten Anderer. Seinen eignen Principal, (bei dem er gelernt,) hat er erdrückt, dann diesen und dessen Sohn in seine Dienste gespannt, niedergehalten und am selbständigen Fortkommen (mit den Mitteln der Lüge) gehindert. Ausserdem hatte ihm seine Brandstiftung im eignen Hause zuerst den Weg ebnen müssen, um in seinem Fach zu Unternehmungen zu gelangen. Bei dieser Gelegenheit war aber die Gesundheit seiner Frau in die Brüche und zugleich (infolge der Krankheit) das Leben von ein Paar Zwillingssäuglingen verlorengegangen. Die Fruchtbarkeit und das mögliche Glück seiner Ehe waren dahin. Die Kinderlosigkeit und das gedrückte Dasein seiner Frau quälten ihn als etwas Selbstverschuldetes. Ueberhaupt bethätigte sich in ihm eine Art Gewissen, welches ihn aber nicht hinderte, mit schlechten Handlungen fortzufahren. Furcht vor Vergeltung im Lauf der Dinge peinigte ihn; insbesondere bangte

ihm vor den jugendlichen Menschen, die ihn von seiner Position herabstürzen würden, da er sie ja für seinen Egoismus rücksichtslos gemissbraucht hatte.

Es ist nun aber keine natürlich sich darbietende Verknüpfung von Ursachen und Wirkungen, der er erliegt. Nicht die Ausgebeuteten oder etwa natürliche Vertreter derselben verfolgen ihre gerechte Rache, sondern ein kleines halbkindisches Abenteuer, welches er ein Jahrzehnt früher mit einem zwölfjährigen Mädchen gehabt, führt, und zwar auch nur auf Veranlassung einer bizarren Liebeslaune der nunmehr Erwachsenen, buchstäblich zu seinem Sturze, nämlich zum zerschmetternden Sturze von dem Thurm seines einzuweihenden neuen Wohnhauses. Dieses Mädchen ist im Stück die originalste Gestalt, aber nur vermöge einer äusserst seltsamen Ueberspanntheit. In ihr hat sich innerhalb zehn Jahren der Keim der Liebe zu dem Baumeister entwickelt, der ihr als jener Halbwüchsigen, wohl in einer Art von Uebermuth, versprochen hatte, sie nach zehn Jahren als Prinzessin abzuholen und ihr ein Reich zu schenken. Sie trifft nun, da er nicht gekommen, genau mit dem Tage des vollwerdenden Jahrzehnts selber bei ihm ein. Sie will die ehemalige Scene, in der sie sozusagen als etwas vorlautes Kind mit ihm angeknüpft, durchaus in ähnlicher Weise wiederholt sehen. Damals hatte sie ihren Baumeister hoch oben auf einem Thurme erblickt, wie er den Kranz aufhing. Dasselbe soll er nun wieder thun und ihr nachher auch dasselbe thun, was damals geschehen, als sie sich nachher Beide ein kurzes Weilchen allein in einem Zimmer begegnet waren, nämlich sie nun wieder umfassen, küssen und ihr das versprochene Reich nun wirklich verschaffen.

Freilich mit diesem Umfassen und Küssen hat es bei Ibsen eine zauberhafte Bewandtniss. Sein Baumeister hat es gar nicht gethan, sondern es sich nur vorgestellt; aber seine Vorstellung hat, wenn sie recht lebhaft ist, bisweilen die Eigenschaft, ein Stückchen Welt wirklich zu schaffen, nämlich in den Personen, auf die sie sich richtet, dererseits die Vorstellung zu erzeugen, dass ihnen die betreffende Sache in vollster äusserlicher Wirklichkeit begegne. Das ist nun Zauberglaube, der noch ein wenig über Schopenhauerlichkeiten hinausgeht, den aber unser Dramatist nicht blos seinem Baumeister unterlegt, sondern auch sichtlich und ganz ernsthaft selber theilt. Von dieser Art naturwidriger Willensmagie hier weiter zu reden, lohnt sich nicht. Die Begriffsverwirrung unserer Zeit macht eben für manche Kreise das tollste Zeug möglich und

entrenkt den natürlichen und gesunden Verstand (mehr, als es früher etwa im eigentlichen Hexenglauben geschehen.)

Doch nun wieder von dieser Störung, (die Einen in der natürlichen und verständigen Auffassung des Vorgehenden gleichsam irremacht,) zurück zum unmittelbaren Sachverhalt! Gewissermaassen hat jenes junge Mädchen, dem das Reich versprochen, kurz nach ihrer Ankunft bereits ein Reich, nämlich das ihrer neuen Liebesmacht über den Baumeister. Dieser, der, (schwindelig von Natur,) sich nie (ausser jenem einen Male) zu einer Thurmspitze emporgewagt hatte, fügt sich jetzt der bizarren Laune (im Hinblick auf das nun auch ihm winkende Reich, auf sozusagen das Luftschloss des frischen und hochgespannten Liebeszaubers.) Er will das für ihn so gut wie Unmögliche, (trotz aller Gewissheit schwindeliger Anwandlungen,) doch noch einmal möglich machen; er steigt wirklich empor und liegt bald — mit zerschmettertem Kopfe todt am Boden. Das ist die Schlussscene und eigentlich die einzige anschauliche Handlung nach all den dreiactigen Umständlichkeiten, (in denen vornehmlich das gesprächsweise Erzählte-den Leser oder Zuschauer orientiren musste. Ist ein solcher Ausgang nun vielleicht tragisch? Wohl ebensowenig als die Abstrafung irgend eines Missethäters. Sichtlich ist es und soll es wohl eine Art Hinrichtungsscene sein, in die das Stück ausläuft.

Ist nun aber wohl die hier vorausgesetzte Gerechtigkeit eine natürlich begründete und nicht vielmehr eine mystisch angehauchte? Wie schon gesagt, was hier als Vergeltung figurirt, ist nicht zur Ursache die entsprechende Wirkung, nicht zum Verbrechen die aus ihm begründete und zu ihm gehörige Strafe. Freilich ist es ein moralisch verbrecherischer Egoist von Kerl, ja mehr als ein Menschenschinder, nämlich ein abgefeimter Menschenopferer; freilich ist es ein Halunke, der nach dem innern Unglück, dem er anheimgefallen, nun auch äusserlich und in des Wortes eigenster Bedeutung zerschmettert wird; aber dieses jähe Ende steht in keinem oder doch nur in einem ganz nebensächlichen Zusammenhange mit seinen Eigenschaften. Jenes Gehaben mit dem noch kinderhaften Mädchen war gewiss eine Art Missbrauch, wenn auch (im wesentlichen Bestandtheil-und vom Standpunkt des Ibsenschen Aberglaubens aus) nur eine Art unbeabsichtigter Behexung. Jedoch war dies keinenfalls eine so bedeutende moralische Ausweichung, um ernsthaft, geschweige mit dem Tode gebüsst werden zu müssen. Ueberdies hängen aber auch hier Grund und Folge nicht so zusammen, wie

Unrecht und ausgleichende Rache. Selbst wenn man sich also an diesen Zusammenhang heften wollte, so wäre das Unbeabsichtigte oder der Zufall der Hauptspieler, und diesem die Richter- und Rächerrolle übertragen, heisst nicht blos nebelhaft sondern mystisch denken. Es ist gewiss anzuerkennen, dass nichts eigentlich und thatsächlich Jenseitiges in Frage kommt und dass im Laufe der Dinge selbst die rächende Nemesis vorausgesetzt wird. Allein in den Ibsenschen Vorstellungsarten geschieht dies nur um den Preis einer äusserst willkürlichen Auslegung der Thatsachen. Ein dunkler, noch immer übernatürlich aussehender Zusammenhang ist es, der dem Thatsächlichen als vorhanden untergelegt wird. Nicht die Nothwendigkeit der äussern Natur oder des Innern von Gemüth und Geist, nicht der klare Sinn dieser beiden Arten von Vorgängen gilt als hinreichend; noch etwas Besonderes von offenbar mystischem Ursprung soll in den Thatsachen walten, und der dramatische Dichter scheint es für seinen Beruf zu halten, derartige mehrleistende Beziehungen zu erdichten. Dies ist aber der Abweg von der reinen, nicht metaphysisch und mystisch versetzten Wirklichkeit und das Hineintreiben in das Reich willkürlicher Deutelei und Vorsehungsspielerei.

Wären es nachweisbare Absichten und Zwecke, wie sie für unverlehrte und unverbildete Naturen beispielsweise im Organischen unverkennbar sind und durch die wirren Sophismen verstandeswidriger Halbdenker wahrlich noch nie widerlegt wurden, — wären es also irgendwelche für den gesunden und klaren Verstand erkennbare und jedesmal im Einzelnen nachweisbare Absichten, die ein Dichter in der Darstellung der Vorgänge hervorkehrte, so könnte man sich so Etwas schon gefallen lassen. Ja gelänge diese tiefere Art Auffassung von Menschen und Dingen auch nur in einigem Maasse, so würde sie mit der gewöhnlichen Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit wohlthuend contrastiren. Allein so geneigt man auch sein möge, ein gewisses moralisches Bedürfniss in den dramatischen Bestrebungen Ibsens anzuerkennen, so bleibt es, genauer besehen, doch immer nur das alte unzulängliche Rüstzeug von Resten und Schatten der religiösen Ueberlieferung, mit dem er hantirt. Der alte Spuk, der als echtes handgreifliches Gespenst vor der Aufklärung nicht mehr besteht und sich heut nicht mehr zeigen kann, treibt in anderer Zurichtung und Maske sein Wesen fort; er geht nach wie vor noch ein wenig um, aber mystisch verschleiert und bemüht, sein wahres Aussehen den forschenden Blicken des Verstandes zu

verbergen. Das thut er obenein da, wo angegebenermaassen dramatischer Realismus im heutigen Sinne dieses Worts sich hervorkehrt.

Auch noch gar Allegorisches, oder aber auch Anspielerisches auf den Entwicklungsgang des Dramatikers selbst, wird man stellenweise durch Andeutungen genöthigt vorauszusetzen. Das ist nun nichts als ein Stückchen Rückkehr zur alten Art, wie sie unbestimmt und nebelhaft genug, aber doch verhältnissmässig noch am erträglichsten, in jenem Faustpendant, dem „Peer Gynt“ in allen Richtungen vorwaltete. Ist auch das späte Altersstück nicht so bunt und wild wie jenes frühere, sind auch die Bilder einfach und ziemlich anschaulich, grade wie auch der Dialog von einer gewissen Prosaschärfe, so fehlt es doch nicht an reichlicher Geheimnissthuerei — also nicht an jenem geflissentlich unklaren Element, hinter welchem sich die Unsicherheit des Geistes, die aber Ansprüche auf Tiefsinn macht, so gern verbirgt. Wir kennen dieses sich selbst und Andere täuschende Spiel in einer sozusagen classischen Gestalt von Goethe und besonders von Goethes Faust her. Der seinwollende Realist Ibsen mag immerhin in seinen baumeisterlichen Geheimnissen und Allegorien sich noch vergleichungsweise deutlich anstellen; der Spielraum des Deutens bleibt dennoch gar zu weit und die Bewegung der Phantasie gar zu unbestimmt.

Was würde der Dramatist beispielsweise dazu sagen, wenn Jemand die Moral von der Geschichte theilweise in ihm selbst finden wollte, wie etwas Derartiges uns zuerst unwillkürlich angewandelt hat! Der Baumeister Solness fällt besonders unglücklich grade in die Steinbrüche; der dramatische Baumeister Ibsen aber, fällt der mit seinem Stück, welches er nach so vielen andern Stücken gebaut, etwa auch von einer grossen Höhe und etwa auch in Steinbrüche, etwa in die des Aber- und Zauberglaubens? Ach nein, er kann nicht hoch; er kann von keiner Höhe fallen, auf der er nie gestanden hat! Auch bedarf es keiner Steinbrüche; sein Kopf war ohnedies in den fraglichen Beziehungen nie recht ganz. Dieser ist nicht erst zuletzt in Stücke gegangen, sondern war es schon von „Brand“ und dessen seltsamem Kirchenbau an durch „Peer Gynt“ und manches Weitere hindurch bis hin zum Schlussbaumeisterthum. Freilich haben sich inzwischen die Stücke dieses Kopfes manchmal zusammenzufassen gesucht und in der That wohl ein paar Male Augenblicke von leidlich lichterem Bewusstsein erzeugt. Sogar einige Gedankengesundheit ist ausnahmsweise einmal möglich geworden, wie jenes verhältnissmässig natürlichste Stück des Norwegers, der

„Volksfeind" bezeugt. Allein auch diese Höhe war nicht gross, es war nur ein Hügel, der sich ein wenig über die Niederungen des Aberglaubens und der Deuteleien erhob. Völlig gesunde Wirklichkeit, die auch dramatisch in ihren Ausgängen gehörig begrenzt gewesen wäre, hat sogar im „Volksfeind" nicht platzgegriffen, und doch heisst nach der heutigen Mode sogar auch alles das, was im Sumpfe des Aberglaubens und der Deuteleien steckt, trotz aller Unwirklichkeit „Realismus".

Anscheinend, aber auch nur anscheinend sonderbar ist es, dass auch überhaupt, also von Ibsen als einem besondern Fall abgesehen, dieser dichterische sogenannte Realismus sich mit soviel Unrealem, mit soviel Unwirklichkeit so gern gattet. Es rührt dies wohl im tiefern Grunde daher, dass solcher Realismus zwar die Aussenseite des Lebens hier und da zulänglich abbilden mag, für das zugehörige Innere ihm aber meist das klare Verständniss abgeht. Das wäre, wenn es nicht eben auch zu den Rückständigkeiten gehörte, zeitwidrig in einer Zeit, in welcher sich selbst für den politischen Zeitungsartikel, also für das alltäglich und am unmittelbarsten Wirkliche, die Forderung stellen lässt, dass er den treffenden Formen klargedachter und wohlgefügter Prosa entspreche, — in einer Zeit also, in welcher sich mit dem Zeitungsartikel und mit dem ihm nahestehenden Pamphlet die übrigen Literaturformen ausnahmsweise bereits zu vergleichen und zu messen haben.

14. Eine sehr entschiedene Annäherung vom radicalen Politiker und formell wirklich ausgezeichneten Literator findet sich in der Person Henri Rocheforts vertreten. Seine selbständige Haltung während des Zwischenreichs der Commune, mit deren Grundsätzen sich die seinigen keineswegs deckten, hat ihn nicht davor bewahrt, als Gegner der Versailler deportirt zu werden. Er wurde vielmehr als ein noch gefährlicherer Feind betrachtet, weil er von der Kritik her, die er vorher den Napoleonischen Zuständen gemacht hatte, einen grossen populären Ruf und ein persönliches Ansehen besass, wie es kein Anderer aus dem Bereich der äussersten Richtungen aufzuweisen hatte. Später glücklich aus der fernen Gefangenschaft entronnen, bethätigte er von Neuem seine literarische, man kann wohl sagen das Jahrhundert auszeichnende Eigenthümlichkeit, nämlich einen stilistisch treffenden und scharf zugespitzten Gedankengang in Sachen der laufenden Politik und zur Charakteristik feindlicher Personen und Parteien. Seine ehemalige und seine spätere „Laterne" zeugen in dieser Beziehung von einer Originalität und Schärfe der

Ausdrucksweise und der Wendungen, wie sie eben durch das Arbeiten anderer Personen nicht ersetzbar wäre. Durch Zusammen- und Mitarbeiten Mehrerer kann so Etwas nicht entstehen und bestehen. Wenn schon der Volksfreund Marats, dessen Eigenthümlichkeit weniger im formellen als im sachlichen Gepräge lag, keinen zureichenden Fortsetzer haben konnte, so ist Rocheforts Art und Weise, die noch weit mehr auf dem ästhetischen als dem sachlichen Grunde ruht, von seiner Person und Individualität noch weniger zu trennen.

Rochefort ist für unsere Zeit der grösste Name im politischen Journalismus, und es ist überdies bemerkenswerth, dass ein sonst so elendes und corruptes Gebiet, wie das der Tagespresse, innerhalb seiner Grenzen auch einmal eine anständige Erscheinung von Bedeutung zu ertragen vermocht hat. Freilich ist dabei zu veranschlagen, dass die europäische und überhaupt die Weltpresse sichtlich keine Freundin des verhältnissmässig sehr selbständigen Mannes ist, der eine bessere Abkunft nicht verleugnet und für die gemeine politische und journalistische Verderbtheit immerhin ein Vorwurf bleibt, der unwillkürlich zur Vergleichung herausfordert.

Es ist weniger sein intransigenter Standpunkt, ja auch nicht seine tägliche Zeitung „L' Intransigeant", wo doch nicht blos seine eignen Artikel das Maass geben, was ihn in den erwähnten Gegensatz zur übrigen Literatenschaft gebracht hat. Dieser Gegensatz reicht weiter zurück und liegt tiefer; er betrifft eine gewisse honette Auffassungsart, die zum Pressgewerbe und Nachrichtenhandel, wie sie von Juden und bestochenen Subjecten betrieben werden, nicht passt und selbst unter Voraussetzung von Berührungspunkten der Parteirichtung nie stimmen kann.

Der erste und wichtigste Roman Rocheforts, aus welchem man seine eigentlich belletristische Fähigkeit auf dem einfachsten Wege kennen lernen kann, betitelt sich kennzeichnend „Die Verderbten (Les Dépravés, Paris 1875)". Politische Tendenz ist darin nicht zu finden, auch nicht sociale im Sinne irgend eines Socialismus; kaum kommt der Hintergrund bonapartistischer Corruption ein wenig in Frage, indem sie gelegentlich einmal eine Handhabe für das Ränkespiel von Privatinteressen liefert, welches obenein nur Familien- und Gelderschleichungsangelegenheiten zum Gegenstande hat. Einer bornirten Socialistik kann so Etwas nicht munden; denn hier sind Schäden gekennzeichnet, die von keiner Ausbeuterrolle des sogenannten Capitals herrühren, vielmehr ohne sie nicht minder existiren

würden. Diejenige sociale Verderbniss, die von Rochefort geschildert wird, gedeiht natürlich auf dem Grund und Boden der Gesammtzustände, hat aber tiefere Wurzeln, als die gemeine und oberflächliche Socialistik des Jahrhunderts zu kennen pflegt.

Vor allen Dingen sind es lauter Privatinteressen und zwar nicht einmal die des Erwerbes, was hier sein Spiel treibt. Selbst das jüdische Erpressungsgeschäft, welches in diesem den Hebräern durchaus nicht angenehmen Roman der übrigen Corruptionsmaschine Anstoss und Richtung ertheilt, bezieht sich nicht unmittelbar auf Geld, sondern auf eine abzuzwingende Heirath. Die auch in ihrer Art und nach Hebräermaass nicht einmal anziehende Tochter eines ordinären Juden, der früher sein Bischen Geld durch äusserste Beschneidung in Entreprise genommener Gefangenenbeköstigung gleichsam herausgestohlen hat, soll, da sich dem Vater die Gelegenheit zu einer Heirathserpressung bietet, an diesem Fädchen in eine höhere gesellschaftliche Classe eingeschmuggelt werden. Der Vater kennt nämlich von seinen Beziehungen zur Gefangenenanstalt her die kleine Jugendübertretung eines angesehenen Arztes, der die Gelegenheit hat, Abgeordneter zu werden und die Schwachheit, es nun auch um jeden Preis sein zu wollen. Der Jude bedroht ihn mit öffentlicher Erinnerung an eine frühere Bestrafung wegen Verletzung des öffentlichen Anstandes, also mit Veröffentlichung eines wenn auch sonst geringfügigen, so doch wahlunfähig machenden Umstandes. Der Arzt soll seinen Sohn nöthigen, das Judenmädchen zu heirathen. Hiezu muss der Einfluss wirklicher Liebe erst hinweggeschafft werden. Dies geschieht mit allen Mitteln der Lüge, und hier entfaltet sich ausserhalb des Judenbereichs die ganze Verderbtheit der übrigen Gesellschaft. Der Hebräer steht nur im Hintergrunde, zäh an seinem elenden Zweck festhaltend, ohne sich an dem Einzelspiel im Ränkemechanismus selber unmittelbar zu betheiligen. Dieser Zug ist treffend und zeugt bei Rochefort von einer guten Kennerschaft jüdischen Charakters und jüdischer Verhaltungsart.

Die Mittel kehren sich aber gegen den Zweck. Die Dame, welche durch ihre Künste den Sohn des Arztes von seiner Liebe vollends abführen und so für die Ehe mit dem Judenmädchen verfügbar machen soll, wirthschaftet ganz für eigne Rechnung. In Italien, wohin sie ihn nach sich gezogen und gleichsam entführt hat, ruinirt sie mit Vorbedacht seine Gesundheit durch Vergnügungsstrapazen und durch ausschweifende Inanspruchnahme, stellt sich

dem Kranken gegenüber heuchlerisch pflegebeflissen an und lässt sich von ihm, der über nichts Anderes verfügen kann, seinen Leichnam vermachen. Mit diesem macht sie dann ihr Geschäft, indem sie ihn dem Vater nur um eine beträchtliche Summe ausliefert.

Nun sollte man meinen, das geplante Geschäft des Juden hätte hiemit auch Schaden genommen. Aber weit entfernt! Ist auch kein Sohn mehr zu heirathen, so ist es doch der Vater, und diesem haften sociale Stellung und Vermögen ja ebensogut an. Dieser Ausweg ist für den Hebräer sofort klar, und der eitle Arzt, der durchaus seine Abgeordnetenschaft nicht fahren lassen will, muss, nachdem er im Ränkespiel den Sohn eingebüsst, sich nun gar selbst zu dem Judenmädchen herbeilassen.

Das Schicksal der wirklichen Geliebten des Sohnes und den nichtfranzösischen, idealen Charakter dieses Mädchens haben wir, obwohl hierin die positiven Reize der Romangeschichte liegen, ausser Betrachtung lassen können. Das Mädchen ist nur Gegenstand und Opfer der Ränke, denen gegenüber es die wohlthuend contrastirende, aber wohl zu merken ausländische Gegenerscheinung bildet. Es hat die Energie der Leidenschaft, noch dazu die einer Afrikanerin arabischen Ursprungs, aber keine Kenntniss der Schlingen, wie sie die corrupte Uebercivilisation einer Weltstadt wirklicher Liebe legt. Sie stirbt am Schmerz der verlorenen Liebe, während ihr Geliebter, der zwar kein activer Theilnehmer an der Corruption, aber doch der letzteren passiv angehörig ist, in der erwähnten unwürdig kläglichen Weise zu Grunde geht.

Zieht man die Summe des Romans, so enthält er selbstverständlich nur einen Theil von Alledem, woran man bei dem Titel denken kann, aber einen durchaus nicht unwichtigen. Schon der Titel allein hat Werth; er könnte noch vielen Lebensbildern zur Ueberschrift dienen. Da es sich aber in diesem Fall nur um irgend eine Seite der Lebensverderbtheit handeln sollte und konnte, so ist es ein Vortheil, dass grade das allgemeinste Privatleben und die hebräische Heimsuchung desselben betroffen worden. Für die Corruption politischer und socialer Einrichtungen glaubt jeder Stümper, gleichviel ob grosser Staats- oder kleiner Privatmensch, Recepte zu besitzen. Gegen schlechte Einrichtung menschlicher Natur in Individuen und Racen und gegen das verbrecherische Spiel der Privatschlechtigkeit pflegen aber den politischen und socialen Matadoren heutigen Schlages sogar die Worte zu mangeln. Kein Wunder also, dass Rochefort, der sich vor den Parteischablonen einige Un-

mittelbarkeit gesund menschlichen Urtheils gerettet hat, den Modefaiseurs aller Art, namentlich aber der Judenrace, nicht mundet.

Wer vergleichen will, der kann beobachten, wie geschäftliche Romanfabrikanten à la Zola auch bei uns in Deutschland die weiteste und geflissentlichste Pressreclame und die bücherhändlerische Begünstigung für sich haben, während man in sehr frequentirten Bücherlagern und zugehörigen Katalogen die verschiedenen Romane Rocheforts, ja überhaupt diesen Namen nicht antrifft. Erklärlich ist Derartiges für den Kenner des intim Menschlichen nur zu leicht. Auch wenn der grosse französische Prosaist und einzig ausgezeichnete Literat nicht die schlechten Instincte jeglichen Judäerthums gegen sich hätte, so würde doch schon allein die Thatsache, dass er etwas von einem Charakter an sich hat, die ganze charakterlose und opportunistische Welt gegen ihn und sein grundsätzliches Nichttransigiren aufbringen müssen. Der Mann von Charakter ist eben jedem Menschen ohne Charakter und ohne Grundsätze zuwider, ja ein Dorn im Auge. Das Gaunerthum aller Classen und Schichten, nicht am wenigsten aber das der höchsten Regionen, ist stillschweigend und ohne besondere Uebereinkunft gegen ihn verschworen. Die Regierungsschwindler hassen überdies den Politiker, der sie politisch blosstellt und diese Blosstellung noch literarisch auch durch die Macht des schneidigen Worts zu steigern weiss. Noch ein zweites Mal ist daher seit jenem Communeunglück Rochefort mit einem Streich seitens der corrupten Regierungsmaschinerie heimgesucht und eines angeblich geplanten Aufstandes wegen zusammen mit Boulanger verurtheilt worden, und es ist nicht das Verdienst der fraglichen Corruptionsmaschinerie gewesen, wenn er sich vor ihren Griffen nach London hat in Sicherheit bringen und sie noch eine Reihe von Jahren auf ihre weitere Beschaffenheit hat analysiren können. Dieses Analysiren und Seciren hat er an allen Regierungen seit der Napoleonischen in einer ähnlichen Weise geübt, wie an der Privatcorruption im vorher gekennzeichneten Roman. Er hat auf diese Weise die Schlagkraft der formell schriftstellerischen Begabung in ein Gebiet eingeführt, in welchem man sonst nur gewohnt ist, auf mehr oder minder ordinäre, jedenfalls aber nicht auf, gleich den seinigen, hochliterarisch ausgezeichnete Pamphletartikel zu stossen.

15. Die Berührung des Romans und überhaupt der Fiction mit dem ernsteren Interesse an wirklichen Thatsachen und Zuständen, die uns schon öfter vorgekommen, giebt gegen den Ausgang unserer

Grössengeschichte und im Vorblick auf Weiteres grade am meisten zu denken. Soll der Roman oder überhaupt die Erdichtung von Lebensepisoden dauernd eine geistige Nahrung höher entwickelter Menschen bleiben können? Das gemeine Romanfutter wird ohnehin schon jetzt von den Bessern zur Seite gesetzt, und wer, der den Mechanismus des Spielwerks kennt, sollte es nicht scheuen, sich einem Roman (oder auch Drama) preiszugeben, falls dabei nicht noch etwas Anderes als die Fabel die Theilnahme regemacht! Wenn es nun dieses Andere ist, woran eine gediegenere Theilnahme haften kann, warum es nicht rein thatsächlich und ohne spielerische Erdichtung darstellen? Müssen denn Lebensbilder um jeden Preis mit thatsächlicher Unwahrheit gemischt, also durchaus gefälscht werden, um interessant sein zu können? Ich meinerseits finde, dass, wenn die Mache einmal durchschaut ist, nichts entschiedener das Gegentheil von interessant, nichts also abgeschmackter, fader und langweiliger wird, als die Anrichtung der Romanmaschine und das Ablaufen des bekanntermaassen aufgezogenen Uhrwerks.

Ist ein Stück reizvoller Lebensentwicklung thatsächliche Geschichte, so hat ihre Darstellung eine unvergleichlich intensivere Theilnahme für sich, als die schönste und mit allen Anziehungsmitteln ausgestattete Fiction. Dies wusste auch Rousseau und wollte die Illusion trügerisch zum wirklichen Glauben an Wahrheit steigern, indem er dem Publicum seine Julie, wie wir gehörigen Orts sichtbar gemacht, als persönlich wahre Geschichte zweier Liebender vorlegte. Auch ist er nicht der Einzige, der die Mittel der Lüge zu Hülfe gerufen und sich mehr als blosse Zweideutigkeiten gestattet hat, um den vollen Schein der Wahrheit auszunützen. Ursprünglich sind die Fabeln aller Dramen, namentlich der antiken, in Anlehnung an die Religionslügen für thatsächliche Wahrheit ausgegeben worden. Auch ist überall und jederzeit das Interesse des gemeinen Volkes an Erzählungen von einem gewissen Glauben an deren Thatsächlichkeit nicht recht trennbar gewesen. Nur die Ueberbildeten haben sich schliesslich an die künstliche Illusion, die trotz des bewussten Widerspruchs mit der Wahrheit durch eine Art Vergesslichkeit und Ekstase absichtlich genährt wird, derartig gewöhnt, dass ihnen über den Reizen dieses Traumlebens der gesunde Sinn und der Geschmack an Wirklichkeit und Wahrheit abhanden gekommen ist.

Es ist das einseitige sozusagen abstracte Spiel isolirter Eindrücke, worauf die Wirkung alles dessen beruht, was anstatt Thatsache blosser Schein ist. Man kann es sogar einen Missbrauch der

Organe und namentlich des Hirns nennen, wenn einem Cultus hohler Eindrücke, hinter denen keine Wahrheit steht, blos um der Unterhaltung willen gefröhnt wird. Die Spannung ist, wie Jeder erproben kann, gleichviel wie schlecht der Stoff sei, das eigentlich und gemeiniglich Stachelnde. Der schlechteste Scribent kann sie mit einigen Kunstgriffen hervorbringen, und das Räthsel, warum oft die schlechteste Literaturwaare den meisten Abgang findet, löst sich durch Aufmerksamkeit auf diesen Beweg- und Erregungsgrund. Das Publicum will aufgezogen sein, ich meine mit dem Uhrwerk seines Interesse; dann ist die Spannung der Feder dafür Bürge, dass es bis zur vollen Abwicklung herhält. Die wiederholte Aufzieherei auf das blosse Schattenspiel der Erdichtung muss entnervend und abstumpfend wirken; es ist ein unnatürlicher, künstlicher, oft auch plumper, stets aber blos gemalter, mit einem Wort also ein unwahrer Reiz, der an die Stelle der gesunden Erregung tritt, wie sie durch Wirkliches und den thatsächlichen Lauf der Dinge erzeugt werden sollte. Die ganze Hingabe an das Fictive kann daher als eine menschheitliche Verirrung zu falschen und schädlichen Genüssen betrachtet werden. Sie hat sogar einige Analogien mit dem Opiumgebrauch, sowie mit den Uebererregungen durch geistige Getränke. Nur ist sie ein noch feineres Gift, dessen Gebrauch sich nun schon Jahrtausende der vollen Kritik entzogen hat.

Sage und Märchen gehören in dasselbe Bereich, sobald und wo sie nicht mehr geglaubt werden. Als sie und wo sie geglaubt wurden oder werden, da standen und stehen sie in der subjectiven Wirkung den wahren Geschichten gleich. Sind sie aber ein Gegenstand des Cultus und der Spielerei für Gebildete und Aufgeklärte, figuriren sie mithin als moderner Zeitvertreib, als Spannungs- und Sinneskitzel, kurz als Erzählungsraffinements, so haben sie vor jeglichem andern Erdichtungsschaum nichts mehr voraus. Der gediegene Mensch wird sie verabscheuen, wie das herangewachsene Kind sich des einstigen Märchenglaubens schämt und den Selbstbetrug seiner schwachen Natur verachtet, in welchem man es unverantwortlicherweise bestärkt hatte.

Die einzige Ausnahme dafür, dass die Kunst über das Thatsächliche hinausgreifen kann, ohne doch unwahr zu werden, ist der bewusst als solcher hingestellte Entwurf idealer Musterbilder. Hier ist nicht Uebereinstimmung mit äussern Thatsachen, sondern mit dem innern Gestaltungsdrange und mit den Gesetzen des Guten und des Schönen das für die Wahrheit Maassgebende. Hier handelt

es sich darum, das blosse Bild von Etwas zu schaffen, was nicht ist, aber doch sein oder werden könnte. Nicht blos dem Maler bleibt Derartiges unbenommen; auch sonst ist das Gebiet weit genug, in welchem Kunstschöpfung nicht zur Erdichtung von Thatsachen wird.

Nach der Hinweisung auf den eben bezeichneten eigentlich selbstverständlichen Unterschied können wir nun aber ohne jede Rücksicht das ungediegene Erdichtungsspiel bis in die eigentliche Geschichte hinein verfolgen. Die von einem Thucydides aufgesetzten Reden sind nicht blos in der Fassung ihrer Einzelheiten sondern in der ganzen Ausarbeitung Erdichtungen. Sie sind nicht blos willkürliche Redactionen eines etwa thatsächlich feststehenden Inhalts, sondern dieser Inhalt selbst ist, allenfalls irgend einen Hauptzug ausgenommen, der Phantasie des Geschichtsschreibers entsprossen. Dieser hat die Reden entworfen und angeordnet, wie er sie für den Charakter der Personen und für die Lage angemessen hielt und wie sie ihm für seine Schilderungszwecke passten. So wurden diese rhetorischen Kunststücke denn auch später Vorbilder und Hauptstudiengegenstand für einen Redekünstler von Beruf, wie Demosthenes. Nicht so kunstreich sind Darstellung und berichtete Reden bei Xenophon; dieser ist dafür aber auch weit thatsächlicher, namentlich wo sich seine Rechenschaft auf unmittelbar Selbsterlebtes bezieht. Einen äussersten Gegensatz dazu mit lauter malerischen Willkürlichkeiten bildet der unkritische, nicht selten gradezu alberne Livius mit seinem Gemisch trockner Annalistik und farbig dick aufgetragener Ausschmückungen. Bei ihm will oft die sogenannte Geschichte mehr wissen, als sich ein guter Romanschreiber auch nur den Anschein geben dürfte. Es sieht bisweilen so aus, als hätte der werthe römische Scribent in den Personen gesteckt und hätte die Hergänge selber mitgemacht, die er colorirt.

Solche und ähnliche Erinnerungen mahnen uns nun daran nicht blos die Sage, sondern auch einen Theil der vorgeblichen Geschichtsschreibung, darunter noch überdies Thucydideisch classische, als eine sozusagen am falschen Ort angebrachte Poeterei zu verwerfen und des gereifteren Interesse unwürdig zu erklären. Erst durch diese Stellungnahme wird der Begriff des Thatsächlichen überhaupt, wie der des Geschichtlichen insbesondere, in seiner völligen Reinheit erkennbar. Hiemit glaube man aber nur nicht, an den Gegensatz alles Frischen und Reizvollen gelangt zu sein. Grade umgekehrt liegt der volle und ganze Reiz nicht im erdichteten,

sondern im wahren Zusammenhange der Dinge. In ihnen giebt es natürliche Spannungen oder, allgemeiner ausgedrückt, Entwicklungsreize. Diese finden sich nicht blos im engern Rahmen des Einzellebens, sondern beziehen sich auch auf den Verlauf des Völkerdaseins. Der Entwicklungsreiz in den Gestaltungen des menschheitlichen Gesammtlebens ist der letzte und allgemeinste, innerhalb dessen die engern Reize ihren besondern Spielraum haben. Es wäre eine unlebendige Auffassung des thatsächlichen Einzeldaseins wie der Menschheitsgeschichte, wenn man in ihnen jenen treibenden Reiz verkennen wollte, der vom Dichtungsgebiet hergeläufig ist. Warum also die Scheinbilder von Entwicklungsreiz, die nur auf Kosten der Wahrheit billig herzustellen sind, mit ihrem frivolen Kitzel gewähren lassen? Besser und edler ist es jedenfalls, das Bewusstsein über das Thatsächliche zu erweitern und zu höherer Lebendigkeit zu steigern. Auf diese Weise fällt das wahre poetische Licht auf die Wirklichkeit und zwar auf das Beste in ihr. Poesie in diesem Sinne, wenn wir überhaupt das Wort für diese höhere Thätigkeit noch brauchen wollen, hat zu ihrem Beruf, das thatsächlich Wahre in seinen lebensvollen Zügen hervortreten und mit seinen edelsten Reizen auf Bewusstsein und Gefühl wirken zu lassen.

16. Alle bisherige Behandlung der Geschichte hat wenig Werth, wenn man deren Gesichtspunkte mit dem vergleicht, was für den gereiften und vollständig aufgeklärten Menschen allein noch Reiz haben kann. Theilnahme an vergangener Geschichte ist Interesse für Erinnerungen und liegt dem Menschen auch nicht einmal so nahe, wie Erinnerungen an sein eignes Einzelleben. Ueberhaupt werden aber Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn das gegenwärtige und das bevorstehende Leben gebührend gewürdigt werden. Vorstellungen von der Zukunft haben mehr Zusammenhang mit der Wirklichkeit, als ein Schattenspiel mit rückwärts gewandten Ideen. Letztere erhalten ihren Werth nur davon, dass sie das actuelle, noch zu erprobende Leben miterregen und mitbeleuchten. Ist irgend Etwas zu einem überwundenen Standpunkt geworden, so hat auch eine specielle Erinnerung daran keine Reize mehr. Man begnügt sich alsdann mit dem allgemeinen Bewusstsein, die Sache abgethan zu haben. Verhält man sich nun in diesem Sinne in jeder Beziehung zu aller Geschichte, so bleibt von dem Geschichtswust glücklicherweise nicht allzuviel übrig. Die künstliche Erinnerungslast, mit der eine kritiklose Halbbildung den gegenwärtigen Menschen beschwert, ist abzuwerfen. Die Verkehrtheiten sind eines

specialisirten Gedenkens nicht werth; abgesehen von einer allgemeinen geistigen Brandmarkung derselben muss das Gedenken an sie ausgetilgt werden. Schon ein näheres Eingehen auf sie wäre ein ihnen unwürdigerweise gewidmeter Cultus.

Es ist nur ein halbes Mittel, die gemeine Geschichte durch Civilisationsgeschichte ersetzen zu wollen. Buckle hat mit dem Ausgang der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts durch sein unvollendetes Einleitungsbuch diesen Weg betreten. Er hat dies in einer ausgezeichneten, den Zunft- und Staatshistorikern trotzenden und darum hochverdienstlichen Weise gethan; er ist ein Mann der privaten Initiative gewesen und hat frei von gelehrten Dienststellungen ausserhalb der Söldnerkreise, ja wesentlich als Autodidakt gearbeitet. Bei Alledem ist aber sein Standpunkt doch durchschnittlich kein wesentlich höherer geworden, als der eines radical angehauchten Liberalismus. Dies rührt offenbar daher, dass in den englischen Literatenkreisen der fraglichen Zeit schon viel indirecter Verlehrteneinfluss grassirte, und dass Buckle diesen Kreisen nicht so selbständig gegenüberstand, wie dem rückständigen eigentlichen Gelehrtenthum alter Zunft- und Staatszüchtung. Wo ein Stuart Mill und Aehnliche noch eine Art Ansehen haben konnten, da war auf entscheidend Durchgreifendes nicht zu rechnen. Stand nun auch Buckle mit seiner individuellen Anlage und seinem Streben weit höher, so wurde er doch durch das Medium gehemmt und unter das Niveau des eignen Geistes hinabgedrückt. Ein erheblich stärkerer Geist hätte allerdings auch diese indirecten Einflüsse abgeschüttelt; aber er wäre auch nicht Civilisationshistoriker geworden und hätte nicht einem grösstentheils der Mühe unwerthen Citatenkram seine Kraft aufgeopfert. Er hätte auch hierin den Gegensatz gegen das verweste Gelehrtenthum noch entschiedener, als geschehen, bethätigt.

Von der Civilisation, deren Geschichte er schreiben wollte, hat er sich einen vollbewussten Begriff nicht ausgebildet. Er nahm Civilisation und Cultur in ihrem Sinn als selbstverständlich und bevorzugte nur ein paar ihm eigenthümliche Gesichtspunkte als besondere Merkmale. In den neuern Jahrhunderten soll der Geist des Zweifels, nämlich desjenigen am religiösen Aberglauben und am Autoritativen überhaupt, die bewegende Macht des civilisatorischen Fortschritts sein. Positive und exacte Wissenschaft gilt daher für Buckle unmittelbar als politisches Förderungsmittel, während die sonstige und schöne Literatur nicht bestimmend wirkt, sondern

selber durch die Umstände bestimmt und geformt wird. In diesem Sinne schafft die Literatur eigentlich Nichts, sondern ist, statt Schöpferin, pure Creatur. Nun aber ist auch die Wissenschaft in ihrem Wirken seit unsern Nachweisungen genugsam als dienstbare Magd aller alten Gewalten erkennbar und demzufolge bisher von einer organisatorischen Initiative soweit entfernt geblieben als nur irgend denkbar. Es bleiben also in emancipatorischer Hinsicht nur ihre zufälligen, gelegentlichen Halbwirkungen übrig, die sich trotz Verhüllung und Umdunkelung, d. h. trotz der Wissenschaftspriester, also trotz der Handwerks-, Sold- und Parteigelehrten vollziehen. Buckle hätte also mit seiner Schätzung der bisherigen politischen Wissenschaftswirkungen nicht so rasch fertig sein und erst abwägen sollen, was denn eigentlich über einige technische Erfolge und einige, obenein ziemlich haltungslose Privataufklärung hinaus gewonnen sei.

Hiemit hätte er aber den Maassstab einer höhern Kritik an sich selbst legen und die Widersprüche empfinden müssen, welche trotz der Einwirkung der Wissenschaft in seinem eignen Geiste unbemerkt zurückgeblieben. Buckle, der die religiöse Skepsis zum civilisatorischen Hauptprincip macht, hält persönlich ausdrücklich am Jenseitswahn fest und bedauert, dass französische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts nicht blos die Kirche, sondern Christenthum und Religion selbst angegriffen hätten. Man könnte bei dieser unreifen Haltung Buckles an Rousseau erinnert werden; aber dieser hatte doch Fanatismus, während es sich bei Buckle nur um einen matten Rest in ihm selbst conservirter Rückständigkeit und Inconsequenz handelt. Auch hatte Rousseau eine gewisse politische Geistesenergie und Consequenz, während ein Buckle, Angesichts der grossen französischen Revolution, davon zu reden vermag, dass in einem gewissen Stadium die monarchischen Institutionen noch hätten gerettet werden können. Wer auf solche englisch beengte Weise sich noch nachträglich für die Rettung monarchischer Regierungsweise gegen die vollen Consequenzen einer historisch begründeten Revolution erwärmen kann, der ist nicht dazu gemacht, das Wesen echten Culturfortschritts zu erfassen. Seine thatsächlich freisinnige Bearbeitung vieler Fragen und namentlich seine Parteinahme gegen den Geist der Bevormundung unter Ludwig XIV sind anerkennenswerth; aber sie sind nicht geeignet, den Leser des Buckleschen Buchs mit zulänglichen und folgerichtigen Gedanken über die wirklichen Hebel menschheitlich reformatorischen Fortschritts auszustatten.

Es ist immerhin das Bucklesche Buch etwas Originales und enthält mehrere interessante Ausführungen. Dahin gehört auch die Beleuchtung des Unterschiedes zwischen dem englischen und dem schottischen Wesen in der geistigen Bethätigung. Hier lag die Rücksicht auf die Stammesnaturen nahe, in denen die einzige wahre Erklärung der Thatsachen zu finden ist; aber Buckle verabscheut diesen tiefern Grund und begnügt sich mit blossen Symptomen. Offenbar ist seine Bildung von dem Wahn durchtränkt, Berufung auf Race und Nationalität sei ein Vorurtheil. Dieser den heutigen Hebräern als Einschläferungsmittel für Andere sehr willkommene Wahn schliesst jede menschliche Naturgrundlage der Geschichte aus und hat die ärgsten Oberflächlichkeiten im Gefolge. Er ist auch die tiefere Ursache, dass Buckle nichts von Grösseneinfluss wissen und alles Wesentliche aus gemeinen Gesammtheitswirkungen erklären will. Allein auch hier ist er im Widerspruch mit sich selbst. In Rücksicht auf Wissenschaft ist ihm der Glaube an Grössen nicht so unbequem wie in der Politik, und er versteigt sich bezüglich des geistigen Einflusses oft genug selber zu Ueberschätzungen von Persönlichkeit und Individualität. Er beugt sich hier häufig gemeiner Ueberlieferung, indem er echte Grössen, wie Hume, herabsetzt und nicht begreift, dagegen bedeutungslose schottische Professoren von blossem Scholarchenruf fast so behandelt, als wenn sie mit unabhängigen und wirkungsreichen Geistern auf einer Linie ständen. Man braucht noch nicht mit dem nebelhaften und rückständigen Carlyle einen romanhaften und romantischen Grössencultus zu insceniren und kann dennoch grossen Individualitäten im praktischen wie im geistigen Gebiet gerecht werden. Ja Carlylesche Grössenveneration muss bisweilen handgreiflich komisch gerathen, wie im Falle des preussischen zweiten Friedrich, dessen aufgeklärter Geist wohl keinem ungeeigneteren Historiker anheimfallen konnte als dem grundsätzlich allem Klaren und Verstandesgemässen feindlichen Carlyle.

Glücklicherweise giebt es eine normale und echte Schätzung, die den Werth der Individualität und Grösse aus dem Gemeinen hervorkehrt und vor der Unsitte bewahrt, das Schöpferische zum Massenproduct herabzuwürdigen. Dieser Unsitte hat aber Buckle nicht blos nachgegeben, sondern grundsätzlich gehuldigt und sie als die wahre Methode der Würdigung vertheidigt. Aus diesem Grunde kann er auch in der allgemeinen Literatur nicht zwischen dem Wenigen unterscheiden, was Schöpfer, und dem Vielen, was Geschöpf

der Massenantriebe ist. Es ist richtig, die Leute, die blos in Machtgestellen stecken und blos darum Dingen ihrer Zeit einen Namen aufprägen, als Nichtse zu kennzeichnen, von denen der wirkliche Lauf der Angelegenheiten nicht abhängt. Solche Leute schieben nicht, sondern werden geschoben. Mit ihnen darf man aber Menschen von wirklicher und mächtiger Initiative nicht verwechseln. Letztere Naturen, in welchem Gebiet sie auch thätig sein mögen, haben ein Recht darauf, dass sie nicht ganz aus der Zeit, sondern dass Eigenschaften der Zeiten aus ihnen erklärt werden.

17. Unter allen Umständen wird es der Fortschritt zum Bessern sein, was die Norm für schätzenswerthe Geschichte zu liefern hat. Zur Verbesserung der Zustände gehört aber vor allen Dingen die Herausbildung physisch- und hirnorganisch-besser angelegter Menschennaturen. Aus diesem Grunde sind nicht blos die Racen und Stämme, sondern auch die Typen und Individualitäten von einer Bedeutung, die auch über alles Andere entscheidet. Es giebt nicht blos Individualgrössen, sondern auch Völkergrössen oder, wenn man hier lieber das geringere Wort will, Völkerauszeichnungen. Alles was sich bethätigt und vollzieht, stellt sich nur in der untersten Grundlage als annähernd gleichförmige Masse dar. Nur in dieser breiten Niederung sieht sich das Leben vielfach wie ein Heerdendasein an; aber auch hier trügt nicht selten der Anschein, und es ist häufig die interesselose Unaufmerksamkeit des Beobachters daran Schuld, wenn sich hier zu wenig Unterschiede zeigen. Bei dem Emporsteigen der Leiter drängt sich aber die Typenbildung unverkennbar auf, und zwar nicht wesentlich als etwas Künstliches, sondern als die Folge von Veredelung oder Verschlechterung des von vornherein und von Natur Vorhandenen.

Bei diesen Fortsetzungen und Herausgestaltungen bildet nun die edle Individualität die Spitze. Etwas Grösseres und Höheres kann durch die Entwicklung der Dinge nicht hervorgebracht werden. Einen vollkommeneren Zweck können Natur und Geschichte in ihrem Fortschreiten nicht aufweisen. Der Zustandsrahmen verändert sich und macht so innerhalb seiner ebenfalls veränderte Typen und Individuen möglich. Dabei giebt der Grad der Veredlung des allgemeinen Lebens wie der einzelnen Personen, namentlich aber der wirklich hervorragenden, das Maass für die Werthbestimmungen an die Hand.

Civilisation, (dem Wortsinne nach fast Verbürgerung zu nennen,) ist in dieser ihrer engern Fassung wirklich etwas ziemlich Be-

schränktes; denn sie hat den Menschen nur als Bürger eines Staates im Auge. Die Civität oder das Bürgersein ist aber nur Mittel zum Zweck, ja vorwiegend nur ein negatives Sicherungsmittel, um die höheren Zwecke, nämlich das Leben in seinen selbständigen und positiven Bestrebungen, ungestört bethätigen zu können. Der wahrhaft veredelte Mensch fängt erst da an, wo er den Staat unter sich und hinter sich hat. Wo dagegen der Mensch noch gar zu viel im Staate aufgeht, steckt er gleichsam noch in der Schale und hat noch keinen gehörigen Begriff vom vollselbständigen Leben. Aus diesem Gesichtspunkt muss daher Geschichte der Civilisation selber etwas Beengtes bleiben.

In der That hat sich auch Buckle, der jenen engen Rahmen nicht zu sprengen vermochte, bisweilen gar handgreifliche Blössen gegeben. So soll nach ihm die Moral nur für die Einzelnen, nicht aber für die Staaten und Völker dasein, ja überdies jederzeit und überall dieselbe sein. Solch eine Behauptung ist nun eine handgreifliche Unrichtigkeit und zeugt dafür, wie wenig der Engländer im Stande gewesen ist, trotz allen persönlich guten Strebens, von der Jahrhunderte alten Corruption der Denkweise und Politik seines Landes abzusehen. Eine wirkliche Charaktergeschichte der Völker wäre von einem solchen Standpunkt aus gar nicht möglich, und doch würde eine Erfassung der verschiedenen Völkercharaktere nach Maassgabe der geschichtlichen Handlungen bereits ein bedeutender Fortschritt über die Schranken der üblichen Geschichtsinteressen sein.

Grade wie die Kenntniss der Handlungen des Einzelnen besonderes Interesse hat, wenn es gilt, seinen Charakter festzustellen und hieraus das von ihm zu Erwartende vorwegzunehmen, so muss die Vorgeschichte jeder lebenden Nation einen praktischen Reiz erhalten, sobald man sie auf das Licht hin betrachtet, welches die wirklich zuverlässigen Thatsachen auf das voraussichtliche fernere Verhalten werfen. Die Verhaltungsarten der Massen, der ausgezeichneten Personen und der Regierungen, ja auch schon des Spiels und Getriebes der blossen Regierungsmechanismen, sind hier gleich zurechnungsfähig. Die grossen Massen von Einzelnen können hiebei keine besondere Veranschlagung verlangen. Als Gesammtheiten sind sie gleichsam der Grund und Boden der Nationalität, und die hervorragenden Gewächse auf diesem Boden gestatten einen Rückschluss auf seine Beschaffenheit. Es ist äusserst oberflächlich, wenn man bei Nationen und Parteien in den Handlungen der Häupter nicht den Stempel der Massenneigungen erkennt. Dema-

gegen sind mit ihren politischen und socialen Manieren jederzeit und überall ein Spiegel des jedesmal fraglichen Demos gewesen; von ihrer Artung kann man daher auch heute auf die zugehörige Beschaffenheit der untersten, grade noch politisch mitspielfähigen Schichten schliessen. Aehnlich verhält es sich aber auch mit allen leitenden Organen und Elementen; die Führer und die Geführten in der Begründung der Thatsachen trennen wollen, ist meistens nur eine Ausflucht, an die der vorgeblich Unterscheidende selber nicht glaubt. Die Kriege, welche die Regierung eines Landes führt, werden gemeinhin auch dem Geist von Nation und Volk zuzurechnen sein, und die seltenen Ausnahmen davon werden jedesmal besonders zu erweisen sein.

Der Charakter der Völker kann ein Gegenstand für die Darstellungskunst ebensogut werden, wie es derjenige der Einzelnen bisher gewesen ist. Freilich hat sich künstlerische Darstellung fast immer nur auf das Dichtungsgebiet bezogen, und fehlt es daher auch schon für den Einzelcharakter an ausdrücklich kunstvoller Behandlung des völlig Thatsächlichen und unverbrämt Wirklichen. Um Völkercharaktere und überhaupt das Charakterhafte, ja auch nur das Charakteristische, in menschlichen Gesammtheiten oder auch in der Natur grundsätzlich kunstgerecht zum Ausdruck zu bringen, müssen die entscheidenden Züge und kennzeichnenden Umstände nicht nur herausgefunden, sondern auch derartig miteinander zu einem Gesammtbilde verbunden werden, dass auch durch den blossen Eindruck des Ganzen gewirkt wird. Das im Einzelnen Richtige und Verstandesgemässe genügt hier nicht, sondern es muss auch in der Zusammensetzung der Theile das Wesen des dargestellten Gegenstandes sichtbar werden. In diesem Sinne giebt es für Geschichte und Einzelleben eine nennenswerthe eigentliche Kunst noch nicht. Sie wird sich aber entwickeln müssen, damit an die Stelle der Dichtung etwas Vollkommeneres trete.

Der Reiz ist in diesem neuen Gebiet ein gediegener, während er im bisherigen Dichtungsgebiet, welches doch wesentlich ein Erdichtungsgebiet geblieben, mehr oder minder dem Scheine gegolten hat und daher nicht nachhaltig sein konnte. Der Reiz des Scheins und der Reiz des wirklichen Seins verhalten sich zueinander wie hohle Selbstbegattung blosser Phantasie zur schaffenden That. Das Thatsächliche muss daher in allen Richtungen der Gegenstand der Darstellungskunst werden, und wenn das Ideal zu dem irgend einmal Möglichen vorzugreifen sucht, so muss es auch hier das ins

Auge fassen, was Thatsache werden kann. Der Reiz muss immer im Zusammenhang des Wirklichen wurzeln, (auch wenn er sich auf das noch Ungeschehene und auf eine fernere Zukunft bezieht.)

Diese unsere äusserste Perspective hat den Blick vom nächsten und unmittelbaren Thema abgelenkt. Zum Abschluss bedürfen wir daher noch einer speciellen Aufmerksamkeit auf die Eigenschaften des Jahrhundertsausganges und auf die letzte Lage, in die wir uns thatsächlich versetzt finden. Gradeso wie wir in der ersten Abtheilung zum Schluss noch eine Analyse der geistigen Lage im 18. Jahrhundert vornahmen, so haben wir am Ende unserer ganzen Arbeit die allgemeingeistigen Eigenschaften der Zeit zu durchmustern. Was auf Poesie und Schriftstellerthum direct oder indirect gewirkt hat, muss dabei, wenigstens in den entscheidenden Zügen, in Frage kommen.

Sechzehntes Capitel.

Lage und Abschluss im neunzehnten Jahrhundert.

1. Einrahmungen der Ereignisse nach der Jahreszählung sind, wie wir schon öfter erprobt haben, etwas seiner Natur nach Willkürliches und trennen nicht selten das, was eng zusammengehört. Nicht blos der Anfangspunkt, von dem aus man zählt, wird für Abfolge, Wechsel und Charakter der späteren Thatsachen zu etwas Zufälligem und Gleichgültigem, sondern auch dem Decimalsystem gegenüber ist die Geschichte nicht so gefällig, ihr Tempo und ihre Abschnitte danach einzurichten. Die Redensart vom Geist eines Jahrhunderts muss demgemäss ihren Sinn anderwärtsher entlehnen, wenn sie nicht überhaupt hohl und unangemessen bleiben soll. Der Geist eines längeren Zeitraums, etwa von ein paar Generationen, mag dabei gemeint sein; aber es würde irreführen, den zeitlich orientirenden Nothbehelf, nämlich die mehr oder minder damit zusammenfallende Jahrhundertsangabe, für das Wesentliche zu halten. Die Thatsachen richten sich nicht nach der Zeitabsteckung, und die künstliche Zeitabmessung liefert nicht einmal ein System der Classificirung. So geht es mit den Jahrhunderten, so mit den Jahrtausenden;

man kann zwar nicht umhin, sich dieser Zeitmaasse und Abgrenzungen zur Bezeichnung des Vorherrschenden und Charakteristischen zu bedienen; aber man weiss auch, dass diese nun einmal unumgängliche Auskunft auch ebenso unvermeidlich Missverständnisse nachsichzieht.

Das 18. und das 19. Jahrhundert sind für die Gegenstände, auf die wir im Zusammenhange dieses Werks unsere Aufmerksamkeit zu richten hatten, Zeiträume, denen man allerdings wegen des Charakters gewisser in sie hineingehöriger Thatsachen selbst eine Physionomie zuschreiben kann. Allein diese Zuschreibung hat nicht nothwendig den Sinn, dass der ganze Zeitraum jene Physionomie trage, sondern nur, dass sie sich in ihm irgendwann und für irgendwelche längere Dauer gezeigt habe. Warum darf das 18. Jahrhundert das der Aufklärung heissen? Weil ein paar Generationen in ihm vorwiegend dieses Interesse hatten und bis zur Schwelle der französischen Revolution bethätigten. Mit dem Rückstoss gegen die Revolution hörte auch die Aufklärung auf, das vorwaltende Gepräge der kommenden Zeiten auszumachen. Obwohl sie ihren Weg auch durch das 19. Jahrhundert verfolgt, bleibt sie doch nichts weniger als vorherrschend und charakteristisch, sondern hat fortwährend gegen reactionäre Strömungen zu arbeiten, die sich in verschiedenen Richtungen und Gestalten ziemlich breitmachen. Was nun aber gar die Hauptereignisse anbetrifft, um die sich Alles gruppirt, so gehören sie in literarischer Beziehung eigentlich einem einheitlichen Zeitraum an, der die zweite Hälfte des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts zusammenfasst. In diese Ausdehnung von etwa drei Menschenaltern gehörten alle modernen Grössen ersten Ranges, wie wir sie gemessen und dargestellt haben. Die letzten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts wiesen in Poesie und Prosa höchstens literarische Auszeichnungen, aber keine Persönlichkeit höchsten Ranges auf, die nur entfernt an frühere Literaturspitzen, wie Voltaire, Rousseau, Bürger und Byron herangereicht hätte, ja auch nur mit Typen wie Goethe und Schiller verglichen werden könnte.

Nun ist es nicht schwer, zu durchschauen, wie jene an höchstem Literaturaufschwung und an ersten Grössen verhältnissmässig fruchtbare Epoche wesentlich von einer und derselben fortwirkenden Geisteserregung bewegt war, und wie die Grenze zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert hier einen ganz gleichgültigen Einschnitt bildete. Es waren offenbar noch die Nachwirkungen aus dem vorigen Jahrhundert, es war die noch frische Erinnerung an die

Revolution, es waren die Ueberlieferungen des ihr vorangegangenen Geistes, es war das Charakteranfrischende ihrer, wenn auch zurückgedrängten, doch noch immer nachhallenden Thatsächlichkeit, was später höchste und beste Naturen, wie einen Byron, in ihrer eignen individuellen Aufraffung und Auflehnung gegen die restaurativen Zustände stärkte. Je weiter man sich von den Ursprungsereignissen sowohl geistiger als praktischer Art zeitlich entfernte, um so anregungsloser, ja um so lauer und flauer musste das allgemeine Element werden, in welchem man zu leben hatte. Woher sollte da der Aufschwung der Dichtung, woher die scharf erwägende und einsichtige Prosa kommen, wo weder Gemüth noch Verstand, weder Charakter noch Einsicht vermochten, sich im Umgebenden heimisch zu fühlen! Was der spätere Verlauf des Jahrhunderts an politischen Nachzuckungen brachte, hat in der fraglichen Beziehung nicht viel zu bedeuten. Es war nicht grossartig genug, um, sei es in der Vorbereitung, sei es in der Vollziehung und in den Nachwirkungen, die Tiefen des Menschlichen gehörig aufzurütteln. Die Revolutiönchen waren zu kleinlich, zu bürgerlich beschränkt oder, soweit sie dies nicht waren, zu embryonisch und verunglückt, ja gradezu zu sehr blos blutige Fehlgeburten, als dass sie hätten die Gemüthskraft zu kühner, in edlen Formen sich ergehender Geistesaufraffung ermuntern können. Alles dies war vielmehr verhältnissmässig beengend, wo nicht beklemmend und niederdrückend. Kein Wunder, dass unter solchen Verhältnissen wohl vor und nach den Ereignissen politische Reimerei, aber kaum Etwas zur Welt kam, was auch nur den Namen Dichtung verdiente.

Den europäischen Regungen von 1848 ging, namentlich in Deutschland, eine Art geistiger Spannung und entsprechenden literarischen Strebens voran. Allein alles dies erhob sich nicht bis zu den Höhen, wo eigentliche Poesie heimisch ist, geschweige dass es einen Boden für wirkliche Grössenerhebung gebildet hätte. Als aber die Spannung durch die Thatsachen gelöst war und man nun den Charakter dieser Thatsachen und die Leichtigkeit der Rückstösse dagegen kennen lernte, verlor sich vollends Alles, was etwa noch vorher nach dem Idealen ein wenig ausgesehen hatte. Populäre Naturwissenschaft fing an, einen breiten Raum einzunehmen; auch einige platt materialistische Kundgebungen hatten im Literarischen im Anschluss an das vorwaltende Naturwissen statt. Hiemit aber bestätigte sich nur die Kahlheit des geistigen Feldes, und wie nützlich auch immerhin dem populären Verstande Einiges von

dieser strohernen Stoppellese sein mochte, so konnte doch von einer Anfrischung des Gemüths keine Rede sein. Wo ausnahmsweise auf das letztere gewirkt wurde, geschah es gradezu im gegentheiligen Sinne, wie namentlich durch den zaubergläubigen Pessimismus weltträumerischer Art. Dieser erhielt mit dem Hervortreten Schopenhauers gegen Ende der fünfziger Jahre, also noch innerhalb der entschiedensten Reactionsperiode, seinen ersten, wenn auch zunächst nur schwachwirkenden Einzug und postirte sich gleichsam neben den schwächlichen materialistischen Velleitäten der angedeuteten platten Art. Wir werden von ihm noch mehr zu sagen haben; in diesem vorläufigen Ueberblick aber genügt es wohl, darauf hinzuweisen, dass eine solche Geisteshaltung, welche auf ein traumhaftes Nichts aller Dinge speculirt und die Welt abschütteln möchte, in jeglicher Beziehung nur niederdrückend wirken kann. Wo sie wirklich aufrichtig und ernst genommen würde, da müsste sie zum Sarge für alle Theilnahme werden, die dem Schicksal des Wirklichen positiv zugewendet werden soll. Freilich ist es nicht eine vertrakte Philosophie, die als Ganzes irgendwo mit ihren Verschrobenheiten eingedrungen wäre; wohl aber ist es ein unheimlicher und beklemmender Zug in der Auffassung der Dinge, der, schon lange durch üble Thatsachen genährt, vermöge jener systematischen Excentricität vielfach bestärkt und in das Aeusserste verzerrt worden ist.

Hiemit treten wir jedoch schon an die unmittelbar geistigen Einflüsse heran. Verfolgen wir zunächst noch die äussern Thatsachen und deren positiven oder negativen Werth für die poetische oder vielmehr unpoetische Geisteshaltung. Nach 1870 treffen zwei Dinge zusammen, die beide, was sie auch sonst an verhältnissmässig guten Elementen eingeschlossen haben, doch wahrlich nicht in Gemüthsstärkung und in allgemeine Geistesaufrichtung ausliefen. Es waren dies die Episode der Pariser Commune und einige nationale Consolidation Deutschlands infolge seines glücklichen Krieges gegen Frankreich. Jede dieser beiden Thatsachen hatte einen Charakter, der demjenigen der andern schroff gegenüberstand. Dort war es die localistische Freiheit, die sich mit einem gewissen Anstrich allgemeinmenschlicher Freiheit wieder einmal vom Untergrunde hergeregt und es wenigstens zu einer ephemeren Kundgebung, wenn auch zu einer nachträglich sehr blutig bezahlten, gebracht hatte; hier war es der von aussen behinderte nationale Zusammenschluss, der einen entscheidenden Schritt vorwärts that, diesen Fortschritt

zur Einheit aber nicht etwa nur durch viel Blut, durch wachsende Rohheit und Brutalität im Gefolge des Kriegs, sondern auch durch weitere innere Rückwärtspressungen, gesteigerte Reactionschancen und chronisch sich hinschleppende neue Kriegsgefahr erkaufen musste.

Der Nationalismus mochte sich immerhin in Deutschland einigermaassen angeregt finden; in seiner engen und einseitigen Gestalt, in welcher er mit dem Internationalen unverträglich bleibt, ist er aber keine moderne Leidenschaft und reicht nicht in die Tiefe. In dieser beschränkten und beschränkenden Gestalt fusst er nicht auf den guten Eigenschaften der Nation, sondern wird durch seine unterschiedslose Betonung von Allundjedem, was der Nation anhaftet, ungerecht und mit den ähnlichen Bethätigungen anderer Nationen unvereinbar. Nationalegoismus steht alsdann gegen Nationalegoismus, anstatt dass ein Volk nur die Ansprüche machen sollte, die sich für das Gute in ihm ziemen, wobei es dann auch die analogen Ansprüche anderer Völker gleichfalls anzuerkennen und zu ertragen vermöchte. Nationalüberhebung aber und internationale Ungerechtigkeit sind keine einladenden Stoffe. Die Wüstheiten hüben und drüben mögen verschiedener Qualität sein; aber darin stimmen sie überein, dass sie den gegenseitigen Völkerhass und eine nationale oder staatliche Ehrsucht immer grösser ziehen, die ihre Erfolge in der Schwächung und Niederdrückung des Nebenvolks oder Nebenstaats sucht. Das führt zu den Kriegen um blosse Rangstellung, blosse Hegemonie und überdies um eine solche Herrschaft, die in der Ausbeutung der übrigen Welt den grössten Antheil an sich zu bringen bestimmt ist. Auf diesem Wege arbeitet aber der Nationalismus auch nicht anders und nicht besser, sondern meist noch schlechter als der gewöhnliche, Recht und Unrecht nicht unterscheidende Egoismus des Einzelmenschen. Ist aber von dieser übeln Seite der Sache einmal einiges deutlichere Bewusstsein vorhanden, so werden alle sonstigen zugehörigen und bessern Regungen davon mitbetroffen, und die ganze Sache hört auf, ein Gegenstand aufrichtiger Begeisterung sein zu können. Blos den erkünstelten Gefühlen und dem forcirten unechten Vaterlandspathos, dem man die Falschheit an seinen Grimassen gleich ansieht, bleibt das Feld offen. Diese hohle und gefälschte, wo nicht ganz erheuchelte Leidenschaft ist aber unfruchtbar und unzurechnungsfähig, wo es sich um wirkliche Poesie, ja nur um eindrucksvolle, zu Verstand und Herzen gehende Prosa handelt.

2. Ein Element des Modernen ist das Internationale, mit welchem das Nationalitäre, also die gerechte Gestalt des Nationalismus, nicht blos vereinbar ist, sondern auch verbunden werden muss, damit die internationalen Beziehungen in keine Verwischung der besondern Völkerberechtigungen auslaufen. Der thatsächliche Internationalismus ist in seiner Art meist ebenso einseitig und ungerecht wie der künstlich angeblasene und aufgeblasene Nationalismus in der seinigen. Im Namen der Internationalität wird oft eine Gleichmacherei der Nationen verlangt, die vor der natürlich unterscheidenden Gerechtigkeit unhaltbar ist. Die Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten werden in ihrer Wichtigkeit und Tragweite verkannt, und die falsche Art des Kosmopolitismus stellt sich so an, als wenn Menschsein, ohne Unterscheidung von Gut und Schlecht, zu Allem und Jedem befähigte und berechtigte. Dazu kommt noch, dass es auch einen Internationalismus giebt, der sich blos als solchen maskirt, im Hinterhalt aber den beschränktesten und selbstsüchtigsten Nationalismus birgt, der sich in der Welt je breitgemacht hat. Dies ist der Scheininternationalismus der Judäer, die dabei nichts weiter cultiviren, als den Verband ihrer Zerstreutheit über die Länder und die Zusammenfassung ihres Einflusses gegenüber den bessern Völkern. Bei ihnen sind der falsche Nationalismus bezüglich ihrer selbst und der vorgesteckte falsche Internationalismus bezüglich der andern bessern Völkerstämme eine und dieselbe Angelegenheit. In ihrem Falle wird die egoistisch ungerechte Pflege der Nationalität, zur ebenso egoistisch ungerechten Internationalität, die alle Völkereigenschaften auslöschen möchte, damit die Besonderheit der Judäernation allein übrig bleibe. Die Täuschung und Heuchelei mit dieser Art von Internationalem lässt sich bald durchschauen. Ihm gegenüber muss die wahre Internationalität auf der freien Initiative und dem freien Zusammenschluss der Völker, namentlich aber auf den eigentlichen Volksinteressen und auf edelmenschlich hinüber- und herüberreichender Gegenseitigkeit beruhen.

Vom breiten Massenuntergrunde her ist das Verlangen, sich über die Völkerunterschiede hinweg zu verständigen und daraufhin möglichst in Frieden zu leben, offenbar sichtbarer vertreten, als etwa von den obern Regionen und Spitzen her. Auch erklärt sich diese Erscheinung leicht genug. Die breiten Bevölkerungsmengen sind es, welche vorzugsweise die Opfer zu bringen haben, während nach oben hin die Nachtheile von den Sondervortheilen meist überwogen werden. Da es nun zum Wesen des Modernen gehört,

dass die Massen nicht vornehmlich passive Gegenstände bleiben, sondern gleichsam zu activen Persönlichkeiten auswachsen, so können moderner Charakter und entsprechende Gesinnung am einseitig und beschränkt Nationalen, wie es oben gekennzeichnet wurde, nicht mehr haften. Es muss ein höherer Standpunkt eingenommen werden, und dieser Zug zum Nothwendigen hat sich auch schon in allen vorangehenden, wirklich grossen Erscheinungen der Literatur bethätigt. Da findet sich seit dem 18. Jahrhundert keine, die engherzig national ausgefallen wäre. Ja im 19. ist grade Byron auf seiner Dichterhöhe auch zugleich das bedeutsamste Merkzeichen einer edlen Internationalität. Er ist es umsomehr, als es etwas bedeutete, grade die britische Engherzigkeit zu überwinden, also diejenige Gestalt des Nationalismus abzuthun, die nächst der hebräischen und neujudäischen wohl die am meisten egoistische von allen sein möchte.

Sogenannte patriotische Poesien haben innerhalb des modernen Bereichs sich auch nie auf wirklicher poetischer Höhe gehalten. Hier und da ist einmal ein einzelnes Gedicht gelungen und vielleicht gar zu einer Art Volkslied geworden, namentlich unter dem zeitweiligen Eindruck besonderer Verhältnisse und vorübergehender Zustände. In solchen Fällen kamen den Erzeugnissen bestimmt gastaltete Gefühle und grade im Vordergrund befindliche Bestrebungen entgegen. So wenigstens verhielt sich die Sache bezüglich der deutschen Befreiungskriege, insoweit sie wirklich die Abschüttelung französischer Herrschaft betrafen und den Gedanken einer einheitlichen Festigung Deutschlands wieder lebhafter hervortreten liessen. Allein auch in dieser Richtung hat sich poetisch Nichts bewährt und dauerhaft im lebendigen Andenken der Nation erhalten, was stark mit Romantik gemischt war. Was sich aber eine längere Zeit erhielt, wie beispielsweise das Arndtsche Vaterlandslied, gehört trotzdem, rein poetisch betrachtet, einer recht mittelmässigen Stufe des Dichterischen an. Wo dichterisch Grosses in Frage ist, da gehört jenes vaterländische Probestück nicht hin. Noch weniger aber ist bei der neuern Kriegsära von 1870 herausgekommen. Die patriotischen Kleinigkeiten, die man in Umlauf gesetzt hat, sind formell poetisch etwas völlig Gleichgültiges. Sie ziehen ihre Nahrung aus der sachlichen Lage, um nicht zu sagen aus der Conjunctur der einseitig in das Spiel gesetzten Gefühle. Niemand, der weiter blickt, kann dabei vergessen, welche Aera im Uebrigen das letzte Drittel des Jahrhunderts geworden ist. Der Patriotismus kurz-

weg, ohne gute Gründe und ohne Bemessung, ist, wo nicht Schein und Heuchelei, da wenigstens etwas Erkünsteltes und übermässig Forcirtes.

Illusionen sind schon die allzu romantischen und idealen Vorstellungen, die man sich vom Patriotismus der alten Griechen gemacht hat. Wer deren Specialgeschichte näher untersucht, ja wer auch nur mit Unbefangenheit Herodots eigne, national sicherlich nicht ungünstige Erzählungen prüft, wird die Naturgesetze der Stammeseifersucht, wird die Zerklüftungen und die Neigungen, eventuell mit dem Nationalfeinde zu pactiren, selbst in derjenigen Phase des griechischen Lebens nicht vermissen, die noch in unsern heutigen Schulen als ein Ausbund von Patriotismus gepriesen und gefeiert wird. Etwas besser steht es wohl mit der deutschen Urzeit; aber das überschwenglich Romantische und die leichtfertigen Idealisirungen sind hier auch nicht am Platze. Das Verhalten den Römern, dem Nationalfeinde, gegenüber, ist auch öfter gespalten genug. Bis in die Familien dringt die Sonderung und Parteiung; Armin blieb freilich nicht als Führer deutscher Söldner im römischen Heere; aber wohl that dies sein Bruder. Jenen trieb sichtlich eine andere und bessere Art des Ehrgeizes; er wollte frei an der Spitze von Deutschen stehen und richtete auch Etwas aus. Allein der Dank dafür kam auch von Deutschen, ja von verwandt nahestehenden Deutschen, in Gestalt seiner Ermordung, angeblich seiner Herrschsucht wegen. Vermiethungsdeutsche gab es schon damals, wie es in den classischen Zeitaltern der Griechen nicht an ganzen Heeren von Vermiethungsgriechen fehlte. Bisweilen kamen die besten Männer in diese Lage, wie ein Xenophon, und, wie gesagt, unter den Urdeutschen hatte ja selbst ein Armin eine solche Stellung in Diensten der Römer einmal innegehabt. Man übertreibe also nicht, man verkünstele nicht die Menschennatur und die Stammesnatur. Die bessern Eigenschaften wirklich besserer Völker sollen geehrt, aber nicht zu etwas Unnatürlichem verschroben werden, was nie bestanden hat. Die unbefangene und kritische Geschichte macht der romantischen und unwahr idealistelnden Schönfärbung einen dicken Querstrich durch ihre ja auch dick aufgetragenen Pinseleien. Was bestehen bleibt, ist eine angemessene Hochschätzung der wirklich vortrefflichen Eigenschaften, wie sie sich naturgemäss bethätigt haben. Was aber weichen muss, ist das Monstrum von Patriotik, welches sich als naturwidrig erdichtet, wo nicht gar etwa als erlogen, entlarvt findet.

Vollends unwahr wird die Vaterlandsliebe von der gemalten und gekünstelten Art, wenn sich anstatt der blossen Stammesnatur einer Nation ihr noch gar der Staat in seiner besondern Beschaffenheit unterschiebt. Bei diesem Schritt muss auch jeder Schatten von Poesie verschwinden; denn die modernen Staatszustände sind mit ihren Verwesungssymptomen wahrlich nichts Erbauliches. Selbst bei denen, die davon noch den meisten Vortheil haben, erregen sie keine positive Begeisterung, sondern veranlassen nur zu einer rechnerischen Parteinahme. Diejenigen aber, welche die Nachtheile und Hemmungen seitens des Staatlichen zu fühlen bekommen, müssten doch sonderbar verkehrte Naturen sein, wenn sie noch obenein von Allgemeingefühlen der Verbindlichkeit und des Dankes, des Vertrauens und der Hingebung überfliessen sollten. Es ist daher in der Ordnung, dass in diesem Bereich Kühle und Trockenheit vorherrschen und höchstens durch gemachte und angetäuschte Kundgebungen einmal ausnahmsweise unterbrochen werden. Für Poesie ist in dieser Richtung nicht der mindeste wahre Anknüpfungspunkt vorhanden. Nur die gegentheiligen Regungen, Unmuth und Zorn, möchten vielleicht zu etwas echtem Pathos befähigen; aber auch dieser Aufschwung findet sich niedergehalten, wo es an unmittelbarer Aussicht fehlt, ihn in Thaten zu übersetzen, und wo die wirklichen Ereignisse und Thaten so quer gerathen und ihre Ziele durch wüstes Zugreifen wie durch wüstes Vorstellen fast gänzlich verfehlen.

Noch einmal wende man sich in der Erinnerung zum Anfang der siebziger Jahre zurück. Die Pariser Commune war ein Gelegenheitsausbruch und, wenn auch ein immerhin ansehnliches Symptom gerechter Leidenschaft, doch verstandesgemäss ohne Chancen äusserlich erfolgreicher That. Sie war eine geschichtliche Demonstration, die Kundgebung von Geburtswehen im Untergrunde der Gesellschaft; aber es blieb, wie schon oben gesagt, bei einem Abortus. Viel Blutverlust und viel nachträgliches Leiden waren dabei die Folgen. Lange andauernde Schwächung liess sich nicht verkennen, und die nächsten Jahrzehnte zeugten von chronischen Gesundheitsstörungen. Ermuthigend konnte dies Alles für den Gefühlsaufschwung besserer Geister nicht sein. Mochte es auch den Denker in seinen Tiefen aufregen, es schuf doch keine Lage, die für dichterische Erregung der Gefühle günstig gewesen wäre. Im Gegentheil musste sich der edlere Geist von den Menschheitsschändungen abgestossen finden, mit denen die so leicht eingeleitete That seitens ihrer Feinde weggeschafft worden war.

3. Was ist nun seitdem in der gesammten Culturwelt vom äussersten Osten, von der russischen Despotie und Corruption, bis zum äussersten Westen, bis inmitten der republicanischen Corruption Nordamerikas, die Signatur der politischen und socialen Zustände gewesen? Keine grosse That oder auch nur Regung, sondern eine chronische Entzündlichkeit, die immer wieder in kleinen Anfällen hervortritt, mag nun der Boden des russischen Despotismus die Propaganda der That naturwüchsig herausgebären und in Gelegenheitsacten bethätigen, oder mögen Nachahmungen anderwärts sich hier und da mit einer Sprengbombe einschleichen und die Erfindungen neuerer Chemie zu einem kleinen Gelegenheitskriege ausnützen. Auf diese Weise ist an die Stelle bedeutender Revolutionsacte, wenn auch angeblich nur vorläufig, so doch thatsächlich ein schleichendes Fieber getreten, welches Unruhe verursacht, aber nicht einmal irgend zuverlässige Aussicht auf eine heilende Krisis bietet. Können nun wohl derartige chronische Ausschläge den Sinn wohlthätig berühren und die Gefühle zu Vertrauen und Hoffnung stimmen? Ist es möglich, dass sich solchen Verhältnissen gegenüber das Gemüth zu irgend einer Art von dichterischem Enthusiasmus erhebe? Immerhin mag es besser sein, dass in einzelnen menschlich berechtigten Fällen sozusagen individuelle Selbsthilfe aufblitze, als dass der dumpfe und schwüle Druck ausnahmslos ohne Protest bleibe. Allein wie Weniges unter den sonst wüsten Ausgriffen ist einmal von dieser Art, und wie schwach vertönen solche spärliche Signale vereinzelter Selbstaufraffung inmitten der überall wahrnehmbaren Erniedrigung!

Aehnlich wie mit den Thatsachen geht es mit den Erinnerungen. Das Andenken an die grosse französische Revolution ist im Laufe eines Jahrhunderts schon etwas verblichen, und besonders bedenklich ist die freilich nur einseitige Wahrnehmung, dass Zustände der äussersten Corruption sich als ein schliessliches Facit der Entwicklungen aufdrängen. Das also, kann man in diesem Sinne sagen, ist trotz jener zugleich französischen und menschheitlichen Aufraffung noch möglich geblieben, dass eine Börsenregierung und judäerhafte Vertheilung der Aemter sich breitmachen und dass Skandale und Justizschändungen zur Tagesordnung gehören! Nicht Jeder überlegt, von welchem übelzugerichteten Grunde und Boden jene mächtige Revolution aufflammte, welche schändlichen Zustände ihr vorangegangen waren und in sie hineinwirkten. Auch veranschlagt man nicht immer, wie das Stückchen formeller Freiheit,

welches von der Reaction übriggelassen oder späterhin gegen sie wiedergewonnen wurde, grade auch schlechten Elementen ihr schleicherisches Spiel erleichterte. Eben weil diese Freiheit nur formell und ungenügend war, begünstigte sie vorwiegend das Walten der schlechteren Charaktere, einschliesslich derjenigen vom Judäerstamm, und liess die persönliche Macht der nationalen Bevölkerung nicht aufkommen. Wenn also Byron meinte, die Menschheit habe in jener Revolution doch einmal schon ihre Stärke erprobt, so hatte er unmittelbar und im Hinblick auf die entschiedeneren Vorstösse sicherlich Recht. Es ist aber auch eben nur bei einer ersten Probe geblieben; die weitere Bewährung steht auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch aus, und die Zuversicht in sie ist weniger eine Sache des unmittelbaren Gefühls, als der verstandesmässigen Voraussicht. Perspectiven von letzterem Ursprung sind aber wenig geeignet, dichterische Phantasie anzuregen und der Leidenschaft jene Unmittelbarkeit zu geben, die für ein höheres poetisches Schaffen unerlässlich bleibt.

Wäre es aber auch sonst möglich, höheren und edleren Conceptionen eine dichterische Form zu geben, so würde das wüste Durcheinander von umgebenden Verhältnissen und ungünstigen Umständen den Aufschwung beeinträchtigen, ja verleiden und niederhalten müssen. Mit der Widerstandskraft von Charakter und Verstand ist es etwas Anderes; diese bethätigen sich auch der grössten Ungunst der Umstände gegenüber. Aesthetisches Gefühl und Phantasie aber sind doch zu sehr den unmittelbaren Eindrücken preisgegeben, als dass sie ohne Weiteres aus dem blossen Gedanken heraus eine gehörige Haltung annehmen könnten, von eigentlicher Stimmung nicht zu reden. Sie bedürfen durchaus der lebendigen Antriebe, also auch der Situationen, mit denen solche Antriebe vereinbar sind. Wenn ich nun annehme, der letzte Theil des 19. Jahrhunderts sei in dieser Beziehung so ungünstig als möglich gestaltet, so glaube ich, von der thatsächlichen Wahrheit nicht abzuweichen. Hatte doch selbst die Mitte des 18. Jahrhunderts noch etwas von Heroismus in dem Verhalten des grossen und aufgeklärten preussischen Königs aufzuweisen gehabt, der sich sozusagen gegen Europa mit verhältnissmässig geringen Mitteln wehrte und behauptete! Im Verlauf des 19. Jahrhunderts sieht man sich vergebens nach etwas gleich Heroischem um, möge man es nun auf Seiten der Herrschaft oder auf Seiten der Revolution suchen.

War schon ein Byron in der Lage, seine Helden ausserhalb

des gewöhnlichen Culturgetriebes suchen zu müssen, andernfalls aber nur komische Helden zur Verfügung zu haben, so sind späterhin die Umstände nur noch ungünstiger geworden. Exceptionelle und excentrische Räuberexistenzen, namentlich aber Piratenschicksale, bildeten schon gleichsam ein Noththema des grossen britischen Dichters. Zu Solchem und Aehnlichem nahm er seine Zuflucht, um einige Freiheit für Gefühl und Phantasie zu gewinnen und die Hinzeichnung entschiedener Charaktere überhaupt möglich zu machen. Wollte sich nun Jemand, etwa Angesichts des Ausgangs des Jahrhunderts, auf einen verwandten Standpunkt stellen und etwa die zwischen gemeinem Räuberthum und politischer Action in der Mitte liegenden Gestaltungen ins Auge fassen, so würde er bei näherem Zusehen erkennen müssen, dass er die fraglichen Dinge überschätze. Auch deren Charakter ist meist so unheroisch und zeugt so wenig von grosser und edler Energie, dass dem Betrachter die lebendige Sympathie, die er für einige Züge wohl noch hegen möchte, doch wider Willen und zu seiner eignen Beklemmung auch noch abhandenkommen muss, sobald er das Ganze und die volle Physionomie dieser Art von Erscheinungen zu Gesicht bekommt. Nun muss aber die Poesie concret zusammenhängende und lebensvolle Bilder geben; sie kann nicht abstrahiren, wie das sondernde und sichtende Denken. So wird sie denn auch schwerlich einen geeigneten Stoff und wirklich ausgezeichnete Fälle auf jenem etwas zweideutigen Thatgebiet herausfinden.

Fände sich aber auch einmal ein individuell geeigneter Fall von besonderer persönlicher Action und Originalität, so würde die Behandlungsart äussere Schwierigkeiten haben und im gesellschaftlichen Medium auf kaum überwindbare Hindernisse stossen. Erinnern wir uns zur Erläuterung nur des kläglichen Ausgangs, den das Schillersche Räuberstück genommen hat. Man sage nicht, dies Beispiel gehöre dem 18. Jahrhundert an und sei deswegen nicht für den Uebergang zum 20. maassgebend. Die neue Lage ist eher noch schwieriger als die alte. Nicht allzu Viele begreifen, dass grade das innerste und wichtigste im politischen und gesellschaftlichen Bau aus den Fugen geht. Es würde also etwa ein Drama, welches diese Voraussetzung machte und festhielte, als wirklich gespieltes nicht viel Publicum und Beifall finden, (von seiner politischen Unterdrückung und den sonstigen Hindernissen nicht zu reden.) Ein blosses Lesedrama entsprechender Art könnte vielleicht einmal ausnahmsweise zum Dasein gelangen; wäre aber sein Sinn

völlig klar und seine Sprache entschieden, so würde es sich ohne unterirdische Wege der Verbreitung wohl auch kaum bahnbrechen. Es würde sich da und meist nur da umtreiben können, wo auch die entsprechenden Thatsachen der Wirklichkeit hausen. Ein solches Höhlenleben wäre aber wiederum Nichts für wirkliche Poesie, die da freie Luft athmen und nicht auf Schlupfwinkel angewiesen sein will. Möchte also auch immerhin die Dichteranlage irgendwo vorhanden sein, so könnte sie hier doch zu keiner gedeihlichen Entwicklung gelangen. Vereinigte sich mit ihr sogar ein Charakter, der folgerichtiger und energischer wäre, als seiner Zeit der jugendlich Schillersche, also besser als der verhältnissmässig beste Theil am ganzen Schillerschen Wesen, so würde er doch wohl am klügsten thun, das Dichten in dieser Richtung sein zu lassen und seine Theilnahme lieber den Thaten selbst anstatt blossen Thatbildern zuzuwenden.

Auch haben wir überhaupt die Bedenklichkeit ernster Dramen für edler entwickelte Geisteszustände und namentlich die Unziemlichkeit der Tragödie schon früher hervorgehoben. Ebenso haben wir die Unausführbarkeit von Epen, die dem alten Sinne dieser Dichtungsart entsprächen, wohl hinreichend beleuchtet. Wenn aber die Form des Epos schon versagt, wo alte Nationalstoffe in moderne Hände gerathen, wieviel weniger wird sie noch angebracht sein, wenn sie für ganz moderne Stoffe und Ereignisse der Gegenwart herhalten soll! Im Komischen geht das; da wird nämlich auch die Form selbst zur Caricatur. Allein im Hochernsten würde eine solche Forcirung von Epen beinahe von selbst in das Lächerliche umschlagen. Was bleibt also übrig? Etwa den uralten Weg unter neuen Verhältnissen noch einmal einschlagen und vielleicht mit Etwas beginnen, was den Balladen entspräche? Eine Modernisirung der Ballade, ich meine die analoge Behandlung ganz moderner Stoffe, mag immerhin als zulässige Idee gelten können. Wollte man aber einzelne Actionsstücke der sogenannten Thatpropaganda als Themata zu balladenartigen Liedern verwenden, so würde sich wiederum zeigen, dass es in diesem Stoffbereich am Guten, am vollwichtig Gerechten und Edlen doch noch gar sehr mangelt. Eben derselbe sachliche Gegengrund würde platzgreifen, wenn man vornehmlich lyrische Töne anschlagen und den Thatbericht mehr zurücktreten lassen wollte. Auf diese Weise könnte man freilich Gegenwart und Zukunft gleichsam zusammenklingen und sich sozusagen Gefühlsperspectiven eröffnen lassen. Allein, was würden alle poetischen

Formwendungen, so neu sie auch sein möchten, gegen die thatsächliche Leerheit an echten Gefühlen und klaren Bestrebungen vermögen! Nicht das Naive, nicht das Primitive, nicht das Einfache, nicht das natürlich Ursprüngliche braucht uns zu fehlen; alles dies lässt sich auch inmitten der Uebercultur wiederherstellen, wenn die falschen Gespinnste zerrissen werden. Was aber zunächst ohne Aussicht auf Ersatz wirklich fehlt, das ist die sachliche Bestimmtheit der Bestrebungen und Vorstellungen. Der Mangel dieser Bestimmtheit müsste aber auch auf die besten Literaturformen seine Schatten werfen, und so ist vorläufig in der Oede an Charakter und Gewissen Nichts in Sicht, dem etwa auch eine ästhetische Erhebung zur Seite gehen könnte.

4. Was die äussern Thatsachen an Eindrücken mit sich bringen, haben wir wohl einigermaassen gekennzeichnet. Nun bleibt noch ein Gebiet übrig, welches nicht minder wichtig ist und in welchem sogar die Wurzeln aller sonstigen, namentlich aber der idealen Kräfte liegen. Ich meine das Bereich der Vorstellungen und Theorien, sei es dass sie Sein und Dasein im Ganzen und Allgemeinen, sei es dass sie die Lebenschancen unter den gegebenen Umständen betreffen. Schon wie Einer über Sein und Welt überhaupt und im Grossen und Ganzen denkt, ist sicherlich kein Nebenumstand, zumal wenn es gilt, Vertrauen und Zuversicht in geistigen Erzeugnissen nicht fehlen zu lassen. Wer im letzten Grunde sich mit dem Wesentlichen des Seinscharakters nicht einig fühlt oder wer gar mit den Dingen radical, d. h. bis an deren Wurzel unzufrieden ist, wird auch seinen Productionen, wenn er wahr und folgerichtig bleibt, keinen andern Stempel aufprägen können. Derartige Erzeugnisse des, gelinde gesagt, beunruhigten Geistes werden aber wiederum nur ihre eigne Art von Geisteshaltung fortpflanzen und selbstverständlich keinen befriedigenden Eindruck machen. Sie verschaffen allenfalls dem eine gewisse Genugthuung, der, selber unzufrieden, sich in seiner Haltung bestärkt findet und, soweit thatsächliche Missliebigkeiten wirklich im Spiele sind, in der Blosstellung derselben auch seinem Wahrheitsbedürfniss genügt sieht. Abgesehen von diesen relativen Befriedigungen machen sich aber nur disharmonische Eindrücke geltend, und wo die Widerstandskraft noch nicht gelähmt ist, wird sie sich gegen solche auf sie eindringende Gesammtvorstellungen doch schliesslich immer wieder wehren und nach einer mehr harmonischen Auffassung hinstreben.

Ja im letzten und tiefsten Grunde bleibt dieses Streben in guten Naturen auch dann bestehen, wenn die thatsächliche Welt und unmittelbare Wirklichkeit sich anscheinend nicht fügen wollen und keiner günstigen Auslegung raumgeben. Alsdann wird zwar die Disharmonie im Gegebenen eingeräumt, aber dafür irgend eine ausserhalb belegene Ausgleichung und Harmonisirung als innere Nothwendigkeit gefordert. Eigentliche Jenseitsvorstellungen gehören auch hieher und können sogar als die gemeinsten Beispiele für das Bedürfniss irgend einer, wenn auch noch so roh gedachten Ausgleichung gelten. Sie kümmern uns hier aber wenig oder gar nicht, weil sie meist auf dem Boden des Ichwahns entstehen oder mindestens den sich selbst nicht verstehenden gemeinen Lebenstrieb in seiner individualistisch beschränkten Art mitbethätigen. Was uns hier kümmert, sind die wirklich und kritisch berechtigten Ausblicke von Verstand und Gemüth über die Grenzen des jeweilig Gegebenen hinaus. Es sind die Ergänzungen der für unsere nächste Auffassung bemessenen Umrisse von Natur und Welt, Ergänzungen von stetiger Art, die nicht nöthig haben, das Wirkliche mit etwas Unwirklichem, d. h. mit blos Phantastischem zu vertauschen. Ehe man aber zu diesen feinsten Gebilden wohlbedachter Seinsvorstellung gelangt, trifft man anderwärts auf allerlei Zwischengebilde, die weder ganz grober Wahn noch verstandesmässig haltbare Conceptionen sind. Dieses Zwitter- und Zwischenbereich meine ich, wenn ich von verschiedenen Wendungen jener entlegeneren Zufluchtsbedürftigkeit spreche, die sich mit dem, was ihr als Charakter der unmittelbaren Wirklichkeit erscheint, auf dem Grunde dieser Wirklichkeit nicht auszugleichen vermag. Dichterische Anklänge hiefür sind in Byron genug vorhanden gewesen; aber er hat ihnen nie eine völlig bestimmte Gestalt geben können, was auch begreiflich genug ist. Der ordinäre Aberglaube bestand für ihn nicht, wenigstens nicht in den reifsten Aeusserungen, und auch sonst hatte er sich mit ihm, wie z. B. mit einem Wiedersehen geliebter Todten, mit nur halbem Ernste und mit gleichsam nur spielerischer Sentimentalität eingelassen. Wohl aber streifte er, wie wir früher gesehen, noch zuletzt gelegentlich an eine Art natürlicher Mystik oder, mit andern Worten, er brauchte Bilder für Begriffe, die über die gewöhnliche Wirklichkeit hinaustragen sollten, die er aber als eigentliche und klare Verstandesvorstellungen nicht zu fassen und zu gestalten vermochte.

Im Allgemeinen hatte Byron eine von pessimistischen An-

wandlungen gefärbte, aber stets heroische Welt- und Lebensauffassung bethätigt. Dabei macht es einen wohlthuenden Eindruck, dass Schul- und Fachphilosophie ihm nichts Erhebliches hatten anthun können. In seinen Gedanken waltete wesentlich keine andere Ueberlieferung als die allgemein geistige und umfassende von allen Zeiten und Ländern her. Er hielt sich frei von Eingenommenheit für irgendwelche Metaphysik. Sogar bespöttelte er die Berkeleysche, indem er im „Don Juan" den Hauptsatz des fraglichen Bischofs komisch glossirte. Wenn die Materie nicht sei und er mit dem Kopf die allein in diesem nur existirende Welt verneinen und so vernichten könnte, so würde er das gern thun. Das ist die ironische Wendung, aus der aber nicht blos herausschaut, leider gehe das nicht, sondern in der auch noch weit mehr das sarkastische Bedauern enthalten ist, leider sei es mit dem Berkeleyschen Hauptsatze nichts. An solche hohle Ideologie klammerte sich ein Byron nicht; er spielte nur damit, um sich über sie um so gründlicher hinwegzusetzen. Wir finden hienach bei dem grossen britischen Dichter keine eigentlichen Systemeinflüsse. Auch vom 18. Jahrhundert her hatte er offenbar nur die allgemeinen geistigen Anregungen, wie sie sich vor und in der französischen Revolution bethätigten, aber nichts von besonderer Farbe oder gar Sectenfarbe in sich aufgenommen. Im Uebergang zum 19. Jahrhundert und im Eingange desselben konnten aber etwa deutsche philosophische Erscheinungen für einen Byron nicht in Frage kommen, nicht blos weil sie ihm dem Schauplatz nach zu fern lagen, sondern weil sie auch für ihn eine ungeniessbare Speise gewesen wären.

Die Art von Metaphysik, die sich mit Kant und nach Kant vermittelst der Universitäten scholastisch ein wenig verbreitete, war überdies erst im Aufkommen begriffen und zu der Zeit, in welcher ein Byron zu dichten begann, für das Ausland so gut wie nicht vorhanden. Vollends konnte Schopenhauer noch nicht in Anschlag kommen, selbst wenn man die Zeit der ersten Auflage seines Hauptwerks (1818) wollte maassgebend sein lassen. Byrons dichterischer Pessimismus, wenn man sich so ausdrücken will, war hienach dem philosophischen Schopenhauers vorangegangen und konnte von diesem keine Beeinflussung erfahren haben. Eher wäre eine Einwirkung in umgekehrter Richtung, also durch Byron auf Schopenhauer, etwas Naheliegendes. Byron war bereits weltberühmt, als der deutsche Philosoph an seine Hauptarbeit ging und mit deren Herausgabe nichts weiter erzielte, als dem deutschen Publicum noch länger als

ein Menschenalter so gut wie unbekannt zu bleiben. Ueberdies war einem Schopenhauer, der zum Theil in England erzogen, das Englische gleichsam zur Muttersprache geworden. Trotzdem ist aber die Originalität Schopenhauers, namentlich diejenige im Verkehrten, gross genug, um die Erwägung jener Einflussannahme nicht sonderlich erheblich zu machen.

Interessanter ist jedenfalls eine Bekümmerung um die Unterschiede der beiden Auffassungsarten. Ein Byron steht in seiner Gattung höher als Schopenhauer in dem ihm eigenthümlichen Gebiet. Zunächst bleibt der grosse britische Dichter, alles Phantasieaufschwungs ungeachtet, immer bei gesundem Verstande. Dieser erfährt selbst da keine Trübungen, wo die entlegensten Gedanken metaphysischer Speculation gestreift werden. Byron ist nicht im Entferntesten zaubergläubig, während Schopenhauer im System wie im Einzelnen den Zauberglauben zur Grundvoraussetzung hat. Der deutsche Philosoph will sogar im Glauben an die Hexerei einen wahren Kern finden und ist überdies leichtgläubig genug, sich von thierisch magnetischer Charlatanerie und Aehnlichem einnehmen, ja gradezu bethören zu lassen. Demgegenüber ist es eine wohlthuende Wahrnehmung, grade bei dem englischen Dichter, dem doch das Nebelreich näher lag und die Nebelatmosphäre eher hätte mitspielen können, spöttische Erhabenheit über das sogenannte zweite Gesicht und ein Hinwegsehen über alle verwandten Trugvorstellungen anzutreffen. Der Dichter ist also im Falle Byrons einmal ausnahmsweise rationeller als der Philosoph, der in Schopenhauer vertreten sein soll. Sonst und unter normalen Verhältnissen ist das Denken dem Dichten, was die Verstandesmässigkeit anbetrifft, durchschnittlich überlegen. Bei dem fraglichen Pessimistenpaar kehrt sich aber der Sachverhalt um.

Vergleichen wir aber auch die beiden Arten des Pessimismus, so liegt hier der Vorzug wiederum auf Seiten des Dichters. Bei diesem findet sich das, was man einen verhältnissmässig natürlichen Pessimismus nennen könnte, nämlich ein Inbegriff von Regungen und Gedanken, wie sie gewissen Thatsachen und Zuständen entsprechen, ohne dass eine besondere Willkür oder Neigung eine einseitige Auslegung erst erkünsteln müsste. Auf das Gefühl und auf die Gedanken dringt manches Thatsächliche ein, was, wenn es in seiner Unmittelbarkeit und ohne weiterreichenden Zusammenhang genommen wird, kaum je anderartige Erregungen mitsichbringen wird, als sie durch den Dichtergenius in einzelnen berechtigten

pessimistischen Anwandlungen gekennzeichnet worden sind. Empfindung und Phantasie sind eben dem Nächsten preisgegeben, und selbst das Denken, wenn es nicht sehr weit trägt, ist über derartige Gesammteindrücke nicht erhaben. Das dichterische Verhalten beruht nun eben auf einer gewissen Gebundenheit an das Unmittelbare und an die grade ins Auge gefassten Bilder. Darum kann hier pessimistische Laune und Stimmung dem Gegenstande bisweilen angemessen sein, und wie im Leben so ist es auch hier in der Poesie. Die Macht der jeweiligen Eindrücke muss sich bei den Menschen überhaupt, um wieviel mehr nicht also bei den feiner empfindlichen dichterisch begabten Naturen geltendmachen! In diesem Bereich und unter diesen besondern Voraussetzungen ist also die pessimistische Anwandlung, selbst wenn sie sich öfter wiederholte, in der Ordnung und sogar etwas Naturgesetzliches.

Was über sie erheben und gegen sie stählen soll, ist das weitertragende und zusammenfassende, also das eigentliche Denken in seiner intensivsten Bethätigung. Dieses Denken ist das spontane und kräftige Element, vermöge dessen die herabstimmenden Eindrücke zwar ebensowenig, wie irgend welche physische Schmerzen durch blosse Ueberlegung, weggeschafft, wohl aber für das höhere Bewusstsein und die Allgemeinheit der Anschauungsweise unschädlich gemacht werden. Ein solches Denken war nun nicht die Sache eines Schopenhauer. Dieser Philosoph war mehr eine aufnehmende Natur, die sogar an eine Art weiblich passiver Empfänglichkeit erinnert. In ihm gestalteten sich viele missliebige Eindrücke zu einem vorwaltenden und gleichsam fixen Gesammteindruck. Während der Dichtergenius in der Lage und im Stande war und blieb, von einem Eindruck zum andern, ja überhaupt von einer Erregungsgattung zu einer andern überzugehen und jeglicher Anwandlung gegenüber immer wieder auf den rechten Weg, auf den Weg des Lebensheroismus zurückkam, fand sich der seltsame Philosoph in ein ganz einseitiges und eintöniges Bereich von Eindrücken gebannt. So ergab sich scheinbar etwas fester Bestimmtes, in Wahrheit aber nur etwas fester Gebanntes und, trotz aller vermeintlich philosophischen Höhe, doch nur enger Umschränktes.

5. Der Eingang der für das 19. Jahrhundert charakteristischen Geisteszustände wies pessimistische Symptome in poetischer und bald darauf auch in philosophirerischer Gestalt auf. Diesem Eingang hat einigermaassen auch die fernere Signatur der Geisteszustände entsprochen; den Alp, wo nicht des eigentlichen Pessimismus,

so doch der schwer lastenden Unzufriedenheit mit sich selbst, ist das Jahrhundert nicht losgeworden. Was aber noch übler ist, dieser geistige Alpdruck hat schliesslich immer mehr die Form der Blasirtheit, namentlich der überbildeten und verlehrten Blasirtheit angenommen. Wäre eine frische, freie und kräftige Unzufriedenheit das Ergebniss gewesen, so könnte man mit einer so gearteten Unzufriedenheit noch verhältnissmässig zufrieden sein. Mächtig reagirende Gefühle der Disharmonie würden wenigstens Bürgen sein, dass man geistig zu etwas Besserem kraftvoll hinstrebte. Seit der heroischen Geisteshaltung Byrons ist aber Nichts in Sicht gekommen, was nur einigermaassen gegen die vorherrschende moralische Abstumpfung und buchstäbliche Demoralisation bereits thatsächlich ins Gewicht gefallen wäre. Im Gegentheil ist mit der reactionären Mitte des ohnedies reactionären Jahrhunderts die quietistisch-pessimistelnde Art der Gedankenhaltung noch erst besonders verbreitet worden. Der Schopenhauersche Weltverzicht hat mehrfach grade in die höhergebildeten Kreise seine Schatten geworfen und die blasirte Entmuthigung dort vermehrt. Ist dies nun auch nicht entscheidend für den Untergrund und sozusagen den Unterbau der Gesellschaft, so bröckelt doch oben der Geist immer morscher ab, und wäre nicht die rohe Unberührtheit der mittleren und tieferen Schichten, so gäbe es kaum Ansatzpunkte für die Vertretung des Besseren.

Allerdings sind die Schopenhauerlichkeiten und entsprechenden Schauerlichkeiten, die im Laufe der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich vielfach als Geistestypus vertreten fanden, nicht die hervorbringende Ursache des gestörten Geisteszustandes gewesen. Sie haben nur Eingang gefunden, weil ihnen in den Gemüthern bereits etwas Verwandtes entgegenkam. Dieses Verwandte stammte aber theils unmittelbar aus den äussern Zuständen, theils aus einigen Zügen von Geistesverwesung. Neben den Uebersättigungen oder aber übermässigen Bedürftigkeiten des äussern Lebens machten sich noch die Wirkungen der Auflösung geltend, welcher die alten Geistesüberlieferungen, und zwar speciell auch auf den Universitäten und bei den gelehrt gebildeten Classen, anheimfielen. Der Glaube an das Alte kam abhanden, und Neues hatte man nicht. Es wankte nicht etwa blos die religiöse und metaphysische Tradition, sondern es schwand auch der Glaube an die alten Grundlagen der Gerechtigkeit und der Wohlfahrt. Das Vertrauen in die Justiz ist zwar in der Umwandlung der Zustände meist das letzte Stück, welches ab-

handenzukommen pflegt. Allein auch in dieser Richtung hat es zunächst an bedenklichen Anzeichen und schliesslich an entscheidenden Schritten nicht gefehlt. Die Geistesverfassung und insbesondere der allgemeine Gemüthszustand der Gesellschaft ist untergraben, und derartige Störungen sind den lebenseklen Regungen und Theorien äusserst günstig. Unterwühltheit und Abstumpfung zugleich, — das ist eine Disposition, bei welcher die tollsten und verschrobensten Ausgeburten grade die besten Aufnahmechancen haben. Bei einer solchen Lage und Anlage ist Alles möglich, was, wenn auch noch so verstandwidrig gerathen, doch noch einen letzten übernatürlichen Reiz, um nicht zu sagen Kitzel verspricht.

Das Lied vom Jammerthal dieser Erde und von der Nichtigkeit alles irdischen Seins ist ein altreligiöses, überdies von sehr einfacher Tonart und ohne besondere Kunst oder Weisheit abzusingen. Auch ist es vernehmlich und verständlich genug. Ebenso liegt bestätigender Stoff meist nahe, zumal wenn er geflissentlich aufgesucht wird oder besondere unglückliche Verhältnisse ihn mitsichbringen. Nicht die ganze Leier, aber wohl einzelne Saiten und Töne wurden stets angeschlagen und sind so alt wie die fühlende und ein wenig denkende Menschheit. Nicht erst bestimmte Religionen haben diese Stücke Leidensmusik mitsichgebracht, sondern die Urthatsachen selbst haben schon die entsprechenden Töne erzeugt. Was später in Religionssystemen verkörpert wurde, war eine einseitige Uebertreibung und Verzerrung, die sich aber durch die Aussichten auf etwas Himmlisches, und wäre es auch nur ein himmlisches Nichts, auszugleichen suchte. Der positive Himmel war dabei noch das verhältnissmässig Natürlichere, während der Buddhistische Nichtswahn schon eine raffinirtere Gestalt der Sache vorstellte. Jenes Lied nun, wenn auch nicht mit einer neuen Melodie, so doch mit einer Variante der bisher üblichen Melodien, versehen zu haben, ist die eigentliche Leistung Schopenhauers in der Welt- und Lebensanschauung gewesen.

Hätte sich ein trübe gesinnter Philosoph darauf beschränkt, gleichsam das System des Uebels aus der thatsächlichen Erfahrung zu schematisiren und, ohne verstandeswidrig zu werden, irgend welche Gemüthsschlüsse daran geknüpft, so würde man eine solche sachliche Darlegung zwar einseitig finden müssen, hätte aber keinen Grund, sich gegen die darin enthaltene partielle Wahrheit aufzulehnen. Man könnte diese Wahrheit im Gegentheil benützen, um die umfassende und nicht einseitige Gesammtanschauung der unbefangenen

Art noch besser auszustatten und gegen Einwürfe noch mehr zu festigen. Hätte also Schopenhauer sich einfach daran gehalten, einen vermehrten Katalog der Uebel herauszugeben und ihn in seinem Sinne, also im Sinne der Lebensverurtheilung, zu illustriren und zu commentiren, so würde man einem solchen Unternehmen nicht so verwerfend gegenüberstehen, als dem, worauf jener Philosoph selber den Hauptwerth gelegt hat. Die Hauptsache ist ihm nämlich nicht das Ergebniss bezüglich Schlechtigkeit von Welt und Leben, sondern die Zaubertheorie, welche angeblich lehrt, unter welchen Umständen der Mensch im Tode vor weiterer neuer Lebenslast endgültig bewahrt bleibe und des befriedigenden Nichts theilhaft werde. Ein wenn auch abstracterer Ichwahn ist bei dieser Zaubertheorie noch im Spiele; denn im sterbenden Menschen soll es sich, je nachdem eine gründliche Verleidung des Lebens stattgefunden hat oder nicht, gleichsam durch eine die Summe ziehende Schlussempfindung entscheiden, ob ein Wiederleben vermöge einer neuen Geburt ausgeschlossen sei und der Uebergang in das befriedigende Nichts sich vollziehe, oder aber in neuen Geburten und Chancen das Dasein noch weiter erprobt werden müsse.

Die Sinnwidrigkeit dieser Art von Zaubervorstellungen ist klar. Hier wird Etwas doppelt gedacht, was nur einfach existirt. Jede Geburt hat ihre natürlichen und zureichenden Ursachen, und das Lebenselement, durch welches das Geborene ein Vorgang von bestimmter Dauer wird, hat mit Verstorbenem Nichts zu schaffen. Vollends handgreiflich wird die Sinnlosigkeit des Schopenhauerschen Erlösungszaubers bei dem Thiere; da soll der Mensch der Helfer und der vormundschaftliche Erlöser sein. Die Thierheit soll nicht mehr existiren können, wenn die Menschheit verschwunden ist. So Etwas vorzustellen, ist nun aber doch die Blüthe der Verstandesverschrobenheit, um nicht zu sagen der Verstandesgestörtheit. Auf Grund solcher Sächelchen soll man also einem Denker trauen, wenn er seine eingeständlich in die Mystik mündenden Offenbarungen verlautbart. In diesem Grade sinnlos geräth nicht einmal der naturwüchsige Zauberglaube. Dieser operirt vielmehr frank und frei mit einem individuellen, der einzelnen Person angehörigen Geistesdinge, welches im Unterschiede vom Körper und von den gewöhnlich physischen Vorgängen Allerlei wider die Natur verrichten, mindestens aber sich im Tode abscheiden und dann seine besondern Schicksale haben könne. Schopenhauer dagegen hat nicht die frische Entschlossenheit zu solchen Phantasmen, die innerhalb ihres Bereichs

doch noch logisch bleiben. Er will das Seelending preisgeben; aber ein an sich Dingliches, wie es sich Kants überräumliche und ausserzeitliche Mystik erträumte, als unzerstörbares Element jeder Person, ja jedes Wesens festhalten. An Kant hat er sich versehen; daher hauptsächlich stammt die Verlehrtheit des sich sonst etwas freier bewegenden Schriftstellers. Berkeley und namentlich Kant haben ihm als autoritäres Ruhekissen gedient, um darauf seinem weltflüchtigen Träumen nachzuhängen und diesem eine scheinbar logische, in Wahrheit aber nur scholastisch verzwickte Gestalt zu geben. Ich erinnere hier an das, was im achten Capitel über die Bodenlosigkeit der Kantischen Metaphysik gesagt worden ist. Einem Schopenhauer fehlte die genügende formelle Selbständigkeit, um im sachlogischen und weltschematischen Bereich, ja überhaupt bezüglich der letzten umfassendsten Seinsbegriffe, auf eignen Füssen zu stehen. Darum gerieth sein logischer Untergrund noch so scholastisch und bestand so vielfältig aus hohlen Phantasmen. Eines dieser Phantasmen war nun der halb individuell, halb allgemein gestaltete Ichwahn: Die Welt, wesentlich nichts weiter als ein schwerer Traum, sollte für jenes Ich, das ewig Dingliche im Einzelmenschen, abschüttelbar sein, und dieses Ich sollte widersprechenderweise zugleich das Einzelsein eines jeden Wesens und das Gesammtsein aller Dinge enthalten.

Eigentlich misslingt schon jeder Versuch, sich über solche nebelhafte und schwankende Zaubervorstellungen verstandesgemäss klar auszulassen. Es ist indessen nicht unsere sondern die Schuld des Jahrhunderts, wenn wir nöthig hatten, ein wenig darauf einzugehen. Haltungslose Zwitterbegriffe sind in unseren Uebergangszeiten nichts Ueberraschendes und werden bei der Zersetzung eines morschen Geistesregime nur zu reichlich producirt. Lebensunfähig sind sie aber allesammt, und diese Eigenschaft ist es eben, durch welche auch in andern Beziehungen die zugehörigen Zeiten unfruchtbar werden. Nicht der Einfluss solcher gekünstelter Begriffe oder vielmehr Unbegriffe ist das, wodurch sich gleichsam das Vermögen zur Literatur verschnitten fände, sondern die vorhandene literarische Unfähigkeit bekundet sich nur darin, dass sie solchen saft- und kraftlosen Dingelchen nicht zu widerstehen vermag, vielmehr sie in ihrem Bereich gutheisst und sie sich wohl gar als eigne organische Ausrüstung zulegt. Ein metaphysisch-mystisches Systemchen schafft wahrlich nicht die Zerfahrenheit eines Jahrhunderts, sondern es ist nur ein Reagens, an welchem man die ohnedies vorhandene Zerfahrenheit constatirt.

6. Schopenhauer selbst ist in einem gewissen Maasse Schriftsteller im engern Sinne des Worts, beispielsweise wenn er über Ruhm, über Bücherschicksale, über geistige Aristokratie der Natur und verwandte Gedanken gelegentlich halbwegs populäre Betrachtungen anstellt. Aus diesem Grunde gehörte er auch in unsere Erwägungen hier etwas mehr hinein, als Jemand, der etwa blos Fachmetaphysiker gewesen wäre und auf die Darstellungsform keinen Werth gelegt hätte. Manches aus den Parerga Schopenhauers sowie auch einzelne Aufsätze und Episoden aus den andern Werken sind verhältnissmässig mehr gelesen worden, als der durchschnittliche Darstellungstypus der ganzen Werke mitsichbringen könnte. Diese Stücke sind demgemäss Bestandtheile der allgemeineren Literatur und keine blosse oder einseitige Fachproductionen. Dieser schriftstellerischen Eigenschaft wegen ist auch die Autorpersönlichkeit Schopenhauers besonders leicht brauchbar, um durch die Hinweisung auf ihre Erzeugnisse einen nicht unwesentlichen Zug im allgemeinen Literaturgepräge des Jahrhunderts zu erläutern.

Parerga, d. h. Nebenarbeiten, nicht aber das, was vom Standpunkt eines Schopenhauer die Hauptsache sein sollte, — blosse Späne also, die bei der Hauptthätigkeit mit abgefallen sind, bilden das Interessante und bisweilen auch Vernünftige an Schopenhauers Leistungen. Nicht auf das Buch, welches Parerga heisst, sind sie beschränkt; auch bei Weitem nicht Alles, was in diesem enthalten ist, gehört zu ihrer Art. Allerlei verhältnissmässig gelungenes Nebenwerk findet sich auch in den Schopenhauerschen Hauptschriften, und unterscheiden wir eben alles nebenbei Gelungene von der misslungenen, ja vertrakten Hauptsache. Vieles, was den Charakter des Aperçü hat, ist treffend und zeugt von einem richtigen Blick, der in seiner Unmittelbarkeit die Physionomie mancher Persönlichkeit und manches Verhältnisses wahr auslegt. Wo es sich aber um eigentliches Denken handelt, wo nicht blos ein Stück Signatur der Vorgänge und Dinge durch blosses Hinschauen aufzufassen ist, wo also die Activität des zusammenfassenden, schliessenden und abschliessenden Urtheils erforderlich wäre, da zeichnet sich Schopenhauer nicht nur nicht aus, sondern bleibt hinter dem mittleren Maass zurück, ja bekundet sogar in seinen metaphysischen Offenbarungen offenbare Verstandesverrückung.

Seine Auflehnung gegen die ihn verschweigende Universitätsscholastik, namentlich gegen die Schelling, Hegel und Herbart, ist ausser jener vorher angedeuteten Aperçüweisheit vielleicht das

Nützlichste, was er vollbracht und womit er in der That dem Jahrhundert einen Dienst geleistet hat. Jene deutschen Philosophieprofessoren kennzeichnete er als staatlich besoldete, mehr oder minder bewusste Windmacher, denen die Philosophie kein Ernst, sondern nur ein nährendes Handwerk wäre, und hiemit hatte er wenigstens einen Theil des Uebels, wenn auch noch keineswegs das volle und ganze Uebel gepackt. An einer schärfer eindringenden Kritik musste ihn jener Kantrespect hindern, in den er auf den Rath auch eines Philosophieprofessors schon in der Jugend und bei den ersten Studien hineingerathen war. Ueberdies konnte er an seinen Gegnern und Concurrenten nur das an Narrheit und Unehrlichkeit blosstellen, was ihm sogar von seinem eignen, wahrlich nicht normalen Standpunkt aus als solche erkennbar war. Die ebenso freche als stumpfe und plumpe Hauptwendung Hegelscher sogenannter Dialektik, nämlich die Forcirung einer Identität von Sein und Nichts, konnte selbstverständlich einem Schopenhauer nichts anhaben; denn diesem war schon das Logische, gleichviel ob gut oder schlecht, entschieden zuwider, und überdies gehörte nur ein etwas menschenkennerischer Blick dazu, um in dem Hegelschen Stückchen das hinterhaltige Religionsstückchen zu ertappen. Fehlte doch in der Charlatanerie selber die Berufung auf den Logos des Christenthums nicht! Freilich war es nicht die Sache eines Schopenhauer, weiterzugehen und dem Nebelbegriff des Logos bis in die verkommensten Abfälle spätester griechischer Philosophie nachzuspüren, von der ihn die Judäer für ihr Christenthum bezogen hatten.

Auch konnte es einem Schopenhauer, bei seiner Eingenommenheit für Plato und für Mystik, nicht einfallen, bei seinen professoralen Concurrenten und insbesondere bei Hegel als wesentlichen Kern ungeschickte Reminiscenzen und Zurichtungen griechischer Antecedentien vorauszusetzen. In der That hat die Nationalsophistik der Griechen, bei der nicht blos an Sophisten im engern und allgemein verrufenen Sinne zu denken ist, in deutschsprachlichem Gewande ein Stückchen Auferstehung gefeiert, wobei freilich nur ein verwester Leichnam zum Vorschein gekommen ist. Was an jener doppelseitigen Nationaldialektik noch verhältnissmässig gut und fein war, das blieb sozusagen unausgegraben. Was aber sich direct gegen den sophistischen Zug stemmte, wie Sokrates und das wirklich Sokratisch Geartete, wurde von den neuen Trugphilosophastern zur Seite gelassen oder verdreht, wo nicht gar beschimpft. Dieser wichtige Umstand musste einem Schopenhauer bei seinen Angriffen

entgehen, weil er, selbst in philosophischem Classicitätswahn befangen, die wirkliche Sache eines Sokrates nicht von Platonischen oder gar noch schlimmeren Verzerrungen und Gemischtheiten unterscheiden konnte.

Ebenso vermochte er von seinem selbst metaphysischen Standpunkt aus durchaus nicht, den allgemeinen Trug bloszulegen, der durch Untergrabung der Logik und des Verstandes die verbleichten Reste religiösen Aberglaubens zu stützen suchte. Andernfalls hätte er sich auch gegen seinen verehrten Kant und dessen sogenannte Vernunftkritik, - in der That aber Vernunftabschaffung, wenden - und so den Ast durchsägen müssen, auf dem er selber sass. Ohne den üblen Kantischen Vorgang wären auch die allerdings weit unfähigeren und schlechteren Nachtretereien der Hegel und sonstigen Sophisticationsconsorten nicht möglich geworden. Die Unterschiebung einer mystificatorischen Theologik an Stelle einer ehrlichen und gesunden Logik wäre nicht von Statten gegangen, wenn nicht die Kantischen Ungeheuerlichkeiten in der doch allzu simpeln Hinwegsetzung über Zeit und Raum auch schon die Abstumpfung gegen das tollste Zeug vorbereitet hätten. Mochte auch immerhin ein gewisser Aufschwung dazu gehört haben, dem Problem von Zeit und Unendlichkeit einmal wieder näher zu kommen, so war doch der Niederfall bei diesem Aufschwungsunternehmen schon in Kant selbst ein so kläglicher und gehirnerschütternder geworden, dass man sich bei den Späteren und insbesondere in der sogenannten dialektischen Methode eines Hegel über eigentliche Gehirnerweichung nicht wundern darf.

So debütirte denn das 19. Jahrhundert in seinem ersten Drittel und zwar grade auf deutschem Boden mit Ausgeburten, die sich par excellence wissenschaftlich nannten, in Wahrheit aber das Widerspiel aller gediegenen Wissenschaft waren und auch in allen ihren weiteren Wirkungen blieben. Schopenhauer selbst zeichnete sich nur dadurch aus, dass er, wenn auch nur in einigen Richtungen, wissenschaftliche Specialkenntnisse besass und in seiner Weise ehrlich verfuhr, während Leute wie Schelling ebenso unwissend wie anmaassend von vornherein und nicht erst später wüste Theosophie auskramten und gar noch als Frucht höchsten und freisten Denkens ausgaben. In der Hegelschen Dialektik wurde die Doppelzüngigkeit sogar Methode, indem die Vereinigung von Ja und Nein alles sonst logisch Unmögliche möglich machte. Schellingeleien und Hegeleien, schliesslich allem gesunden Verstand und ehrlichen Charakter zum

Hohn verübte Schlingeleien und Flegeleien waren die Früchte am Baum der Erkenntniss, der zuerst im Tübinger Theologenstift für den Theosophen und für den Theologiker geblüht hatte. Ein Schopenhauer war doch wenigstens andern Ursprungs und von anderm Stamme; er kam aus keinem Seminar für berufsmässige Gottesgelahrtheit, und in der Philosophie hat man daher eher Ursache, von seinen treffenden Streichen gegen jene beiden Schwaben als etwa von eigentlichen und dem Sprüchwort entsprechenden Schwabenstreichen zu reden. Schopenhauer hatte den Professor Kant allzu ernst genommen und sich auf diese Weise autoritär in eine angeblich über den Verstand hinaustragende Ideologie hineintäuschen lassen. Wäre er blos seinem pessimistischen Zuge gefolgt und hätte sich vom angeblich vernunftkritischen, in der That aber verstandesverzerrenden und scholastisch missrathenen Schnörkelwerk freigehalten, so würden seine Anschauungen von der Welt und seine Begriffe vom Ursein zugleich natürlicher und bestimmter haben ausfallen müssen. Ja sogar der uralten Vorstellung, dass Welt und Leben so Etwas wie ein Traum sein möchten, hätte er sich allenfalls als einer erörterbaren Hypothese hingeben können, ohne damit gleich den Boden des gesunden und unverrenkten Verstandes zu verlieren. Mit Alledem wäre er, wenn auch in Absonderlichkeiten tief hineingerathen, doch nicht aus den Grenzen eines verstandesmässig zulässigen Gedankengefüges herausgetreten.

Womit seine Gedankenwelt wirklich aus den Fugen kam, das war jene schlechte metaphysische Ueberlieferung von Kant her, zu deren Ungeheuerlichkeit und Zweideutigkeit sich nur allzu naheliegend der eigne, ziemlich gemeine Zauberglaube gesellte. Durch diese beiden Dinge, die ihn einbannende Raum- und Zeitmystik und die ihm selbst eigne Neigung zum mystisch Zauberhaften, entartete der Inbegriff seiner natürlich philosophischen Regungen zu einem wunderlich ausgeputzten Gericht eigentlicher metaphysischer Wunder. Man hat sich über diese Anrichtung hinweggesetzt oder wenigstens vielfach darüber hinweggesehen und demgemäss nur den pessimistischen Grundzug, das weltverachtende Streben, allenfalls auch noch den mystischen Ausblick nach etwas Besserem, auf sich wirken lassen. Auf diese Weise sind Schopenhauersche Anregungen hier und da von einigem Einfluss gewesen, obwohl die Hauptsache dabei bleibt, dass ihnen verwandte Stimmungen bereits entgegenkamen. Von Gesundheit zeugten diese Einflüsse nie. Gesunde und lebendige Natur konnte sich nur in der Auflehnung gegen sie, nicht aber in

der Ansteckung oder Bestärkung einer alpdrückerischen Disposition bekunden.

7. Wenden wir uns noch ein wenig zu demjenigen Universitätsphilosophirer, der vor dem Bekanntwerden der Schopenhauerschen Schriften, in Deutschland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, vermöge der universitären Schulreclame wohl den meisten Einfluss ausgeübt hat. Hegel, wenn näher untersucht, ist im unwissenschaftlichen Aberglauben auch für das Einzelne und Handgreifliche so befangen, wie nur irgend ein Philosophirer sein kann; aber er hat dabei etwas Formelles herausgesteckt, was man bisweilen versucht hat, ohne die ihm anhaftende Sinnwidrigkeit aufzufassen. Man griff damit unwillkürlich mehr oder minder auf die Urbilder zurück, die nur unter den Händen Hegels zu Sinnlosigkeiten geworden waren. Das Spiel mit Entgegensetzungen, mit dem Ja und Nein, ist ein uraltes, und unter den Griechen hatte sich schon bei späteren Herakliteern der Satz entwickelt, dass Sein und Nichtsein von einer und derselben Natur wären. Einheit und Zusammenfallen der Gegensätze war in verschiedenen Jahrtausenden und Jahrhunderten ein beliebtes Thema gewesen, namentlich für phantasiereiche, vielfach aber auch für blos verworrene oder wenigstens zur Confusion neigende Köpfe. Es spielt sich so leicht, ja fast maschinenhaft mit Satz und Gegensatz, dass man sich nicht darüber wundern darf, wenn auch die stumpfeste Wiederaufnahme solchen Spiels, vom künstlichen Schulecho weitergetragen, hie und da Liebhaber fand, ungerechnet diejenigen Beschränktheiten und Eitelkeiten, die auf den ganzen dialektischen Kram hineingeriethen.

Was aber auf Veranlassung solcher Kathederweisheit gelegentlich in halbwegs freien Köpfen entstand, ist ihr nicht einmal zu Gute zu schreiben. Man nahm sie für verständiger und besser, als sie war, und missverstand sie auf diese Weise. So machte es z. B. der Socialist Proudhon, der auch erst zum Ja und Nein die höhern Vereinigungen oder, wie wir lieber sagen würden, nebelhaften Verkuppelungen gesucht hatte, nachträglich aber selber aussprach, das gehe nicht. In der That ist ihm das blosse Spiel mit der Entgegensetzung besser von Statten gegangen und hat ihn zum theoretischen Urheber der leitenden anarchistischen Idee gemacht. Dialektisch gewöhnt, überall die oppositionelle Verneinung eines Begriffs hervorzukehren, machte er es auch mit der Herrschaft, dem Archischen, ebenso und glaubte hiedurch die volle und wahre Freiheit in gänzlicher Herrschaftsverneinung, also im Anarchischen zu finden. Ueber-

dies war eine solche Paradoxie für ihn buchstäblich ein gefundenes Gericht, und es kitzelte auch das Bonmot- und Witzelbedürfniss der persönlichen Eitelkeit des Franzosen, das verrufene Wort Anarchie, das sonst nur Unordnung und Auflösung bedeutet, zum Träger höchster politischer Weisheit gestempelt zu haben. Diese Art von grade nicht beneidenswerther Geistreichigkeit hatte nun ihre Veranlassung offenbar in dem schon von Kant, am meisten aber von Hegel aufgefrischten Spiel mit Satz und Gegensatz, Begriff und Gegenbegriff. Es war zwar ganz und gar nicht im Sinne dieser Philosophirer ausgefallen; denn auch schon Kant suchte zu seinen Antinomien ein Drittes, was angeblich darüber erhaben sein sollte, und Hegels sogenannte Begriffsbewegung bestand in Nichts als im Uebergang zu einer Verneinung der Verneinung, die vorgeblich etwas Anderes und Höheres lieferte, als die ursprüngliche Bejahung gewesen. Allein jenes Spiel mit dem Gegensätzlichen wäre schwerlich in einem Proudhon, ohne jene philosophirerische Veranlassung, von selbst entstanden. So hat denn komischerweise der Anarchismus seinen Namen und seine leitende Idee den wunderlichen Zufällen und Schicksalen der neueren Kathederdialektik, insbesondere derjenigen eines Berliner Professors zu verdanken, der die griechischen Gewohnheiten und Abfälle, wenn auch in verzerrter und zerfahrener Weise, wieder aufgetischt hatte.

Käme es in unserm Zusammenhange nicht auch darauf an, die Begriffsanarchie in den Köpfen zu kennzeichnen, so würden wir uns auf socialistische oder communistische Beispiele gar nicht einlassen. Es ist aber für die Völkerliteratur und die Literaturphysionomie eines Jahrhunderts nicht gleichgültig, in welcher Verfassung sich das sociale und politische Denken befindet und in welcher Fassung es zum Vorschein kommt. Ein Proudhon hat nicht so geschrieben wie ein Rousseau. Er ist nicht in dem gleichen Sinne ein Schriftsteller par excellence. Ihm fehlt die verhältnissmässige Gesetztheit und Klarheit, die stilistische Bestimmtheit und überhaupt das formelle Darstellungsvermögen, durch welches Rousseau seinen Gedanken auch einen ästhetischen Reiz verlieh. Wir haben Rousseaus Gesellschaftsvertrag und nicht blos dessen anderweitige politische und sociale Ausführungen zur allgemeinen Literatur rechnen müssen, weil sich hier Form und Stoff zugleich harmonisch und populär zusammengefunden hatten. Das 19. Jahrhundert hat nun kein ähnliches Beispiel geliefert. Wir würden keines finden, selbst wenn wir, anstatt uns blos unter den wirklichen und aner-

kannten Grössen umzusehen, auch die berühmteren Namhaftigkeiten einzelner Fächer oder Zweige des Wissens in Anschlag bringen wollten. Dieser Sachverhalt ist kein unwichtiger Umstand, zumal wenn er als negatives Anzeichen gewürdigt wird. Warum hätte ein Proudhon, der noch obenein aus dem Volke stammte und schon für seine agitatorischen Zwecke an möglichst einfacher und verständlicher Darstellung ein Interesse haben musste, ohne Weiteres von der Fähigkeit ausgeschlossen sein sollen, ein in die allgemeine Völkerliteratur aufnahmefähiger Schriftsteller zu werden? Seine Stoffe waren es wahrlich nicht, die eine ästhetische Behandlungsweise gehindert hätten. Im Gegentheil fordert ein Gebiet, wie es von Proudhon gepflegt worden ist, förmlich dazu heraus, die gestaltenden Kräfte des Geistes auch formell und in einem höheren Sinne des Worts ästhetisch zu versuchen.

In eigentlicher Dichtung erschöpfen sich die literarisch ästhetischen Bethätigungen bekanntlich nicht. Die wohlgeformte prosaische Darstellung, frei von Fachscholastik, kann sich auf Vielerlei erstrecken und populär ausfallen, ohne irgend etwas an Genauigkeit und Wahrheit zu verlieren. Solcher idealen Darstellung des Wirklichen und Wahren müsste man auch in Allem nachstreben, wofür der politische und sociale Mensch durchschnittlich Theilnahme haben kann. Proudhon schrieb in manchen seiner späteren Arbeiten leidlich fliessend und verständlich, manchmal auch halbwegs natürlich, aber doch noch immer etwas dialektisch manierirt. Seine früheren Werke waren in dieser Beziehung sogar ganz kraus und mehrfach bis zur Unverständlichkeit nebelhaft gerathen. Daran war die Autorität der Philosophasterei schuld, der er sich hingegeben hatte und von der er sich zwar später emancipirte, aber doch ohne jemals jene unverderbte Natürlichkeit zu erreichen, die sich nur auf dem Wege des klaren Denkens nicht verliert. Der französische Socialschriftsteller hatte einige Anlagen, die einer gediegeneren Entwicklung würdig gewesen wären. Er vertrat Etwas vom modernen Völkergeist; auch war er kein Judäerfreund, sondern ein wirklicher Volkscharakter. So einseitig oft seine Wendungen und Ausgriffe geriethen, so hat er doch manches Samenkorn ausgestreut, welches später aufgegangen ist und etwas für die ganze Welt Sichtbares herausgestaltet hat. Hierunter ist sogar die anarchische Idee trotz ihrer Missverständlichkeit wahrlich nicht als etwas Geringfügiges zu betrachten. Ein halbes Jahrhundert lang hat sie ihre Wurzeln in den verschiedenartigsten Boden hineingetrieben und ist, wenn auch mehr oder

minder zu absonderlichen Auswüchsen aufgeschossen, dennoch nicht ohne einige Frucht geblieben. Das Spiel mit ihr hat die Aufmerksamkeit auf das Ungehörige der staatlichen Zustände radicaler werden lassen und die Nothwendigkeit näher gebracht, das Freiheitsproblem theoretisch gründlicher und praktisch unmittelbarer in Angriff zu nehmen.

Jener Keim hat zunächst in dem Russen Bakunin einige Entwicklung erfahren, freilich eine mit entgegengesetzten, namentlich communistischen Elementen sehr gemischte, und wären auch weiterhin diese schlechten Einmischungen nicht hinderlich gewesen, so wäre der Proudhonsche Ursprungsgedanke wenigstens dafür nützlich geworden, von der Knechtschaft blosser Futterfragen abzulenken und zu den entschiedenen Freiheitsfragen, als dem Schlüssel für alles Uebrige, wieder hinzutreiben. Eine solche Gestaltung in der Lage des politischen und socialen Geistes muss nun immerhin als Gewinn gelten, wenn man sie mit dem Entgegengesetzten, nämlich mit dem Aufgehen in die einseitige und niedrige Logik blosser Futterinteressen vergleicht. Auch ist die Preisgebung der leitenden Rolle des Freiheitsgedankens aller Art von geistigem Aufschwung ungünstig. Moderne Völker- und Volksliteratur können bei einer solchen Preisgebung nicht gedeihen; dem Reformatorischen wie dem Revolutionären kommt dabei der edlere geistige Hauch abhanden.

Um im Sinne dieser Erniedrigung ein Gegenstück zu Proudhon zu haben, müsste man schon weiter in fachmässig Verschränktes, wenn auch in solches von gewissermaassen noch socialagitatorischer Natur, hineingreifen. Das würde uns aber hier auf Etwas abführen, was nicht den entferntesten Anspruch hat, in einem Werk über Völkerliteratur, ausser etwa als abschreckendes Beispiel, auch nur gelegentlich erwähnt zu werden. Unsere volkswirthschaftlichen Werke, namentlich unsere Geschichte der Oekonomie und des Socialismus und daneben auch der zugehörige systematische Cursus, haben sich mit der Sache, soweit nöthig, eingehender befasst. Hier interessirt äusserstenfalls das Formelle und das Gegensätzliche zu den bessern Zügen Proudhons. Da ist nun der Judäer Marx, mit dem die sogenannte deutsche Socialdemokratie als ihrem literarischen Hauptinventarstück noch immer hausiren geht, von Anfang an das Widerspiel Proudhons gewesen, obwohl Beide sich philosophastrisch an derselben Quelle versehen hatten. War der Franzose blos angehegelt, so war der Judäer gradezu verhegelt und tief in die dialektische Windmacherei mit Verneinung der Verneinung hineingerathen.

Das entsprach auch seinem Stamme und dessen Unfähigkeit, sich der grade landläufigen Schulautoritäten zu erwehren. Hatte doch auch der Dichter Heine sich mindestens anhegeln lassen und beispielsweise in seiner Harzidylle seinen damaligen Glauben an Vater, Sohn und Heiligengeist (in etwas variirter Nachahmung Hegelscher Religionsphilosophie) aufgetischt. Das war aber doch wenigstens noch halb ästhetisch ausgefallen; die Marxische Bandwurmdialektik aber, in der sich die ökonomischen Begriffe aneinanderstückeln, ist eine recht philiströs und äusserst unschön gerathene Nachtreterei der selber schon unbeholfenen, ja plumpen und stumpfen Hegelschematik. Zu den schlechten Eigenschaften des Urbildes kommen hier die noch übleren Judäereigenschaften, nämlich Abgerissenheit, platte Gemeinheit und Versunkenheit in den pursten Futtermaterialismus. Ein anderer Blick als für das Capital ist da gar nicht vorhanden, und dieser ist noch obenein recht trübe und verworren.

Dem armen Mann, dem Proletarier, wird durch all dies dialektische Geschlängel auch nicht ein einziger Gesichtspunkt zu wirklicher, geschweige unmittelbarer Hülfe dargeboten. Die weltdialektisch in Aussicht gestellte Verneinung der Verneinung, nämlich die Enteignung der Enteigner ist erstens gar zu zukünftlerisch fern und zweitens kein positiv klarer Begriff. Die Expropriation der in später Zukunft nur als eine geringe Minderheit vorausgesetzten Reichen zu Gunsten der von ihnen bis dahin und allmälig ausgezogenen Volksmasse ist insofern eine ganz nebelhafte Vorstellung, als sie positiv gar nichts darüber verräth, wie alsdann die neuen volkswirthschaftlichen Rechte der Volksmasse sich gestalten sollen. Der Capitalismus und sozusagen Proprietarismus des Staats, den die entsprechende Art von Socialdemokratie im Sinne trägt, wäre doch noch eine schlimmere Knechtschafts- und Ausbeutungsform als der heutige Capitalismus und das heutige Besitzerthum einer unter sich concurrirenden und daher sich gegenseitig beschränkenden Anzahl von materiellen Machthabern. Allein der judäerhafte stumpfe und grobe Aberglaube an den dialektischen Krimskrams soll dies Alles beschönigen, und, wo er selbst nachträglich abhandengekommen, soll wenigstens die ihm entsprechende nunmehrige Lüge aufrechterhalten werden. Dieses Ende stimmt zum Anfang und Ausgangspunkt, zur Verwerthung einer nicht blos trügerischen sondern theilweise stets unredlichen Art von Dialektik durch ebenso betrügerische wie plumpe Finger für massenbetrügerische Zwecke. Wenn ein solches Treiben noch geistig heissen soll, dann ist diese Geistesart theoretisch wie

moralisch gleich hässlich und in der Literatur ebensowenig wie im Leben geeignet, da, wo sie sich geltend macht, einen Aufschwung zu besseren Gefühlen und eine Aufraffung zu klareren Begriffen aufkommen zu lassen. Ein Proudhon vertrat doch noch etwas vom modernen Völkergeist; dieser Capitalmarx hat aber in capitaler Weise nur den Judäersinn vertreten. Dieser Gegensatz von modernem bessern Völkergeist und niedrigem Judäersinn wird auch noch weitere Folgen haben und ist in der eigentlichen Literaturgestaltung nicht minder entscheidend wie im gemeinen Leben.

8. Wo Naturen mit bessern Anlagen zuerst durch ihre Studien in den Schulbann der Hegelei geriethen, da machten sie sich später nach Kräften wieder los und desavouirten schliesslich das ganze sich speculativ nennende Gebaren. Dies war auch der Fall Ludwig Feuerbachs, der vom Theologen nach Hegelschablone schliesslich zum Atheisten auf eigne Hand wurde. Ist diese Entpuppung auch nicht grade anmuthig ausgefallen, so hat sie doch gezeigt, dass ein gewisses Maass von Redlichkeit und äusserm Unabhängigkeitsstreben bei irgend welchem Hegelkram nicht auszuharren vermag. Feuerbach ist allerdings zu sehr blosser Religionsphilosoph, als dass er uns hier viel anginge. Sein wenn auch radicales Denken hat sich zu sehr auf einen einzigen Punkt beschränkt, als dass es auch nur in seiner eignen Art als allgemein und umfassend gelten könnte. Freilich hat der süddeutsche Philosoph das Verdienst, einige Verneinungen mit intensiver Lebhaftigkeit, ja man könnte fast sagen mit Feuergeist vertreten zu haben. Zu reineren, von der falschen Anschulung nicht mehr sonderlich gefärbten Darstellungen ist er aber erst in seinen allerletzten Schriften gelangt. Diese sind nun die vergleichungsweise verständigen, ermangeln aber auch dafür der früheren Lebendigkeit. Als allgemeine Literaturerzeugnisse von formell ausgezeichneter Art kann man die Feuerbachschen Schriften, auch wenn sie nicht grade überall Philosophenjargon reden, keinenfalls in Anschlag bringen. Ihr Urheber selbst hat sich nicht einmal damit geschmeichelt, dass seine Ideen in der Form, in der er sie dargestellt, dauern würden. Er hat nur gemeint, sie würden sich in anderer Form erhalten und so einst zur anerkannten Wahrheit werden.

Einen Theil dieses Anspruchs kann man zugeben. Es ist mancher Feuerbachsche Gedanke von bleibendem Werth, wenn es auch Mühe kostet, ihn aus der Umgebung unzutreffender Vorstellungen herauszufinden. Die Kahlheit des blossen Atheismus ist

es sicherlich nicht, was zu diesem Bessern zu rechnen wäre. Eine solche blosse Verneinung ist überdies uralt; die Griechen hatten sie; vor und in der französischen Revolution hatte man sie. Es war also nur ein Stück speciell deutscher Propaganda, dass sich gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die unverblümt ungöttische Weltanschauung durch einen ursprünglichen Theologen ausgiebig vertreten fand. Auch war dieser Vertreter einer, der die Religion, sei es positiv sei es negativ, stets ernst genommen hatte. Das Wesen des Christenthums hatte er in einer geschlechtlichen Gattungsliebe des Menschen oder, wenn man will, der Menschheit zu sich selbst zu finden geglaubt, später aber alle Religion und allen Cultus aus der Furcht und aus der Vorstellung von einem vermeintlichen praktischen Nutzen der Proceduren erklärt. Hiemit war er zu der atheistischen Tradition aller Zeiten übergegangen, hat aber schliesslich diese Ueberlieferung noch mit neuen anschaulichen Auseinandersetzungen bereichert. Gottesglaube ist ihm Gespensterglaube und jeglicher Cultus nur eine selbstische Procedur zur Erzielung von gemeinem, später aber jenseitigem Nutzen.

Ungöttisch, nämlich im Sinne einer Verneinung göttischen Aberglaubens, muss allerdings jedes reine und echte Denken ausfallen. Allein die kahle Verneinung kann nicht umhin, Missverständnisse zu erzeugen; ja noch mehr, sie klingt unangenehm und berührt überhaupt ästhetisch widrig, weil sie unvermeidlich den Schein mitsichbringt, als würde mit ihr auch alle ideale Auffassung von Wirklichkeit und Sein abgeschnitten. Der göttische Aberglaube soll vernichtet werden, — das ist eine unumgängliche Forderung. Indessen darf die Wahl der Formeln und der Ausdrucksweise nicht den Irrthum erzeugen, als wenn hiemit jede charaktervolle, um nicht zu sagen gemüthshafte Auffassung von Welt und Leben verlorenginge. Es ist aber auch nicht blos ein solcher Schein, der durch die Feuerbachsche Haltung entsteht, sondern in dieser Haltung selbst ist Nichts zu finden, was auf edlere und höhere geistige Formen der Naturauffassung hinwiese. Die Beschränkung auf das Menschengeschlecht und auf eine Art Humanität ist sogar noch von echt Hegelscher Tradition. Die umfassendere Natur bleibt dabei eine Nebensache, und von einem idealen Gehalt des ganzen gegenständlichen Seins ist bei Feuerbach nicht eine Spur anzutreffen.

Die Consequenz des Pantheismus sei der Atheismus; dies ist der Feuerbachsche und im Wesentlichen auch richtige Schluss. Allein wozu sich erst zu dem Zwitter von Pantheismus verirren?

Warum erst zwei widersprechende Dinge verkuppeln, die Unwahrheit der göttischen Vorstellung mit der Wirklichkeit der Natur und des unmittelbar aufgefassten Seins, um dann erst hinterher das unwahre Element wieder auszuscheiden? Kürzer und besser wäre doch der Weg, von vornherein Behutsamkeit und Kritik zu üben und die göttisch verfehlten Begriffe abzulegen, statt sie fälschlich auf die Natur zu übertragen und sich so die denkbar unpassendste Anwendung von ihnen zu Schulden kommen zu lassen. Allein Feuerbach war eben von der Hegelei ausgegangen, die so Etwas wie verworrenen Pantheismus einschloss, und konnte sich nicht denken, dass es natürlichere und klarere Wege geben müsse. Ein pantheistisches Zwischenstadium zwischen Theismus und Atheismus erschien ihm als ein selbstverständlicher Uebergang, während Derartiges doch nur zu den Verworrenheiten der neuern Jahrhunderte gehört.

Die göttischen Vorstellungen sind Fehlbegriffe; man muss zu ihrem Ursprung zurückkehren und die bessere Anlage des menschlichen Geistes von Neuem in Thätigkeit setzen, um statt der Fehlgeburten gesunde und lebensfähige Wesen zu erhalten. Das werden dann keine göttischen Begriffe sein, wohl aber solche Vorstellungen vom Wesen und Charakter der Natur, welche sich nicht auf die Auffassungsarten des gemeinen positiven Wissens beschränken und das Höhere auch ausserhalb des menschlichen Seins, also in der Einrichtung und den Zügen der äussern Welt erkennen. Beispielsweise würde man, anstatt mit der alten theologischen Ueberlieferung von Vorsehung zu reden und so etwas thatsächlich Nichtvorhandenes zu erdichten, dem wirklichen Gefüge der Vorgänge und Dinge nachzuforschen und zuzusehen haben, ob sich das Vertrauen auf sie nicht bewähre. Sogar die allgemeine innere Nothwendigkeit, die in Allem und für Alles besteht, kann Gegenstand des Zutrauens und einer gleichsam gemüthshaften Auffassung werden. Zuversicht und Glaube besserer Naturen und Charaktere bedürfen zur gegenständlichen Befriedigung keiner Götterpuppen. Selbst die rein mathematische und, in letzter Abstraction, die rein logische Nothwendigkeit kann in dieser Weise Gegenstand der Genugthuung werden; sie kann dem menschlichen Geist als eine oberste Hinweisung darauf gelten, wie die Beschaffenheiten der Dinge, wie Dasein und sogenanntes Schicksal, nicht von irgend einer Willkür, nicht von etwas Schöpferlichem oder ähnlich Gedachtem abhängen. Das giebt dann eine ganz andere Seins-, Welt- und Lebensvorstellung,

als es jene alte Entartung ist, die sich in ihrem Wahn göttlich dünkt, aber von denen, die ihre falsche Maske durchschaut haben, als göttisch bezeichnet werden sollte.

Es ist nun ein verhältnissmässiger Vorzug, aber zugleich auch ein Fehler Feuerbachs, dass er die gleichsam classische und verhältnissmässig auch natürlichste Gestalt der Religion da zu finden meint, wo naiv und ganz volksmässig Götter von Fleisch und Blut auftreten und mit den Menschen ganz in deren Weise verkehren. Für die Poesie ist dies in der That ein wichtiger Punkt; denn diese kann, wie die Homerischen Dichtungen zeigen, mit den Göttern ihr Bestes nur da ausrichten, wo sie dieselben in leibhafter Gestalt mitten unter die Menschen treten und an deren Handlungen theilnehmen lässt. Mit den ausgehöhlten schemenhaften Göttern der Philosophen könnte sie nichts anfangen; denen fehlt es zu sehr am warmen Blut; sie ermangeln des Lebens und sind eigentlich nur Schatten. Nun folgt aber aus jener verhältnissmässigen Lebendigkeit ursprünglicher Volksgötter und aus deren späterem Absterben unter den Händen der Metaphysiker keineswegs, dass die Null und das Nichts die schliesslichen Vertreter der Wahrheit und Wirklichkeit werden müssten. Null und Nichts in Bezug auf das Göttische, — das ist wohlberechtigt; aber Null und Nichts in Bezug auf die höhere und charaktervolle Weltanschauung, — das ist in der That blosse Abgelebtheit, die dem entartet greisenhaften Gebahren eben jener aushöhlenden Metaphysik entspricht und zu allen Aushöhlungen noch die letzte hinzufügt.

Schon im achten Capitel haben wir auf die Nothwendigkeit der Annahme hingewiesen, dass der grobe und anscheinend naive Volksaberglaube an Götter von Fleisch und Blut nur eine Entartung sein könne, ausgenommen etwa einigen gespensterhaften Aberglauben, der urwüchsig durch Halucinationen oder sonstige Beirrungen der Phantasie unmittelbar entstanden sein mag. Im Uebrigen wird man vorauszusetzen haben, dass eine Art zugleich denkender und dichtender Thätigkeit ideale Bilder geistiger Art entworfen habe, in denen sich gewisse Eigenschaften und Functionen der Wirklichkeit und Natur dargestellt fanden. Diese geistigen Bilder sollten Zeichen für Etwas sein, was man sonst nicht so vollkommen oder überhaupt gar nicht auszudrücken vermochte. Für die Masse aber und in Folge des Betrugs wurden jene Symbole, wie z. B. das der Liebe oder das der ordnenden Macht, zu an sich leibhaft existirenden Göttern, etwa zu Aphrodite und zu Zeus. Weit entfernt also, mit

Feuerbach die göttischen Leibhaftigkeiten als ursprüngliche und unmittelbare Erzeugnisse naiver Völkerphantasie und als Anfang in der geistigen Auffassung der Dinge zu betrachten, sehen wir darin vielmehr schon einen Abfall, eine Abirrung, ja eine Hinabziehung der edleren Geistesconceptionen zum gemeinsten Niveau, wo kindische Leichtgläubigkeit, rohes Missverständniss und absichtlicher Betrug ihr Wesen treiben.

Nicht blos für das Denken sondern auch für das Dichten sowie für die geschichtlichen Schicksale beider ist die Nothwendigkeit unserer Hypothese von grosser Bedeutung. Was zunächst das Denken betrifft, so muss die Verwerfung des Göttischen eben eine einfache Verneinung jenes Aberglaubens sein, darf aber nicht die bezüglichen denkerischen Uranlagen und das, was diese beständigen Urfähigkeiten auch heute vermögen, mitbetreffen wollen. Andernfalls ist es um jede charaktervolle Auffassung der Dinge geschehen, und die höhern Auffassungsfähigkeiten werden blos darum mitgeächtet, weil sich ihre Ergebnisse mit Aberglauben gegattet haben. Sie werden als unzuverlässig und als Quellen des Trugs hingestellt, grade wie es mit Unrecht den Sinnen ergangen ist, weil in deren Bereich Täuschungen platzgreifen. Bezüglich des Dichtens aber, also der sinnlichen Gestaltung der Gedanken zu anschaulichen Bildern oder auch zu Empfindungszeichen, ist es eine Lebensfrage aller höheren ästhetischen Bethätigung, dass die Dinge wirklich durch ihren tiefsten Gehalt gekennzeichnet, also ihre innersten Charaktere erfasst werden. Wie soll das nun aber geschehen, wenn alle Fähigkeiten des Menschen, die gleichsam über blosse Physik hinausgreifen, fernerhin als blosse Aberglaubensproducenten fungiren und nur als solche gelten, im Uebrigen aber als nicht vorhanden angesehen werden?

Charakterbegriffe von Welt und Leben, sowie zugehörige Bilder müssen auch noch heute erzeugt werden, wenn auch in vollkommenerer Weise, als es in den vorgeschichtlichen Urzeiten geschehen sein kann. Die uralte denkende und dichterische Macht ist noch immer am Werke, und wenn ich es heute unternehme, eine der Tragweite des Denkens entsprechende phantasmenfreie Seinserfassung von lebendigem Charakter zu vertreten, so glaube ich auch zugleich der positiven menschlichen Uranlage wieder nachzuarbeiten. Sie ist es, die ursprünglich vorgearbeitet hat; aber ihre Conceptionen sind hinabgezerrt und verzerrt worden, weil sie leicht missverständlich und auch von der Charlatanerie leicht zu missbrauchen und zum Betrug

verwendbar waren. Wir bemühen uns heut, nicht blos Trug und Betrug wegzuschleudern und für künftig zu bannen, sondern auch Vorstellungen zu erwecken, die zugleich befriedigen und der Degradation Widerstand zu leisten vermögen. Eine Wirklichkeitsdichtung würde das, was wir im eigentlichen Denken erstreben, zur ästhetischen Anschaulichkeit in Bildern auszuprägen haben. Mit Nichts als Verneinungen ist so Etwas aber nicht ausführbar, und da das Jahrhundert in seinen entschiedensten Regungen nicht über Verneinungs- und Vernichtungsbestrebungen hinausgelangt ist, so konnte es auch in dieser Beziehung mit seinen Kahlheiten einem wahrhaft poetischen Aufschwung nicht günstig sein.

Im eigentlichen Denken hat es aber zunächst auch nur eine selber kahle Positivität gezeigt, nämlich die des gemeinen positiven Wissens, wie sie, nebenbei bemerkt, auch philosophisch durch August Comte vertreten worden ist. Diesem ging der Positivismus wesentlich in der Zusammenfassung der positiven Wissenschaften auf. Wenn er darüber hinaus noch etwas Anderes versuchte, so wurden es Kahlheiten und Nichtigkeiten meist gemüthloser Art, wo nicht etwa gar handgreifliche Albernheiten, wie neun Sacramente oder sonstige Spiele mit ausgehöhlten katholischen Formen. Derartiger Kohl sollte noch obenein für ein atheistisches System gültig bleiben und eine Art von Gebet als Stück des neuen Cultus mit der sonst ungöttischen Vorstellungsart vereinbaren! Solche Unverständlichkeiten und eitle Thorheiten sind die Früchte, wenn Kahlheiten und Albernheiten des Jahrhunderts den Boden bilden. Alle Klarheit und Wahrheit kommt abhanden, wenn die Bornirtheit auf blos positives Wissen sich zu etwas Ganzem und Umfassendem aufblähen und über die Grenzen hinaus, wo sie nicht mehr zu Hause ist, mit ihren Stümpern eingreifen will.

9. Der philosophirende Comte gehörte, was die auf ihn wirkende Ueberlieferung anbetrifft, noch einigermaassen zu den Nachklängen des 18. Jahrhunderts, obwohl seine schriftstellerische Thätigkeit erst in das zweite Menschenalter des 19. Jahrhunderts fiel. Noch später geschah es, dass seine Bücher zu einigem Einfluss gelangten. Dieser Einfluss beschränkte sich aber wesentlich darauf, Vertreter einzelner positiver Wissenschaften in der Meinung zu bestärken, mit dem Zusammenfassen des positiven Wissens sei Alles erledigt, was sich von Welt und Sein sagen lasse. Die schwächlichen und albernen Versuche eben jenes Philosophen, die Lücke auszufüllen, wurden von den Fachpositivisten mit Recht ignorirt. Das Einzige, was

nicht hätte ignorirt werden sollen, war das Gefühl der Lücke selbst. Besser passte es aber zu den Anmaassungen der wissenschaftlichen, namentlich der naturwissenschaftlichen Fachpositivität, jede darüber hinausbelegene Wissensinstanz zu bestreiten und besonders der herabgekommenen Philosophie nicht die Rolle einzuräumen, sich über die Ausfüllung der einzelnen positiven Fächer erheben zu wollen. Kläglich genug waren letztere Bemühungen allerdings fast immer ausgefallen; dies lag aber nicht am Wesen des Denkens, sondern meist an der Leichtfertigkeit und Phantastik derer, die sich für Denker ausgegeben hatten. Mindestens blieb aber, auch abgesehen von der Gesinnung und dem universellen Streben, in der Geschichte der Philosophie noch einiges Logische und Schematische übrig, was über die gemeine Fachpositivität der einzelnen exacten Wissenschaften hinausragt.

Die positive Wissenschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat es jedoch vorgezogen, mit ihren unzureichenden Mitteln die Selbstgenugsame zu spielen. Wo sie sich ausnahmsweise in kritischer Bescheidenheit auf ihre unmittelbaren Gegenstände und nächsten Ziele beschränkte, da ist es leidlich und noch immer besser gegangen, als wo eine philosophirerische Schulfärbung sich in sie eingemischt fand. Am schlimmsten ist es aber der Fachpositivität ergangen, wo sie vermeinte, mit ihren unzureichenden Mitteln gleich alles Uebrige mitbesorgen zu können. Da ist sie, wie im Darwinismus, zur Närrin auf eigne Hand geworden. Sie hat da Naturphilosophie gespielt, ohne auch nur die Elemente des nothwendigen logischen Schematismus aller Dinge und Vorgänge irgend zu würdigen. Das letzte Menschenalter des Jahrhunderts ist von diesem Metamorphosencultus und diesen Transformistereien angefüllt worden, ohne dass sich gegen den unkritischen Gebrauch dieser Vorstellungen ein ernsthafter, zurechnungsfähiger Widerstand geregt oder gar umfassender entwickelt hätte. Auch ist dies begreiflich; denn die schlechten Philosophirereien leisteten jenem willkürlich und überall transformistelnden Treiben sogar Vorschub. Waren doch die Uebergänge und Metamorphosen der Begriffe nach der Manier der Hegelschen sogenannten Dialektik auch ein echt transformistisches System gewesen. Wenn schon die Begriffe, die sich mit der Wirklichkeit nicht blos decken, sondern mit ihr eins sein sollten, sich in der weltschöpferlichen Logik dem Ovidischen Metamorphosenspiel ähnlich verhielten, warum sollten denn die Gattungen und Arten des Lebenden nicht auch in zerfahrener und willkürlicher

Weise) ineinander übergehen? Nicht dass überhaupt verwandelnde Veränderungen platzgreifen und Arten sich erst allmälig herausgestalten, sondern wie dieser Vorgang vorgestellt werde, (ob unkritisch oder kritisch, ob phantastisch oder verstandesmässig, ob leichthin dichterlich oder besonnen denkerisch,) darauf kommt es an. Gewisse Grundzüge in der Lamarckschen Anschauungsweise, (die ihre Wurzeln noch im 18. Jahrhundert hatte,) waren sicherlich berechtigt; aber das schon etwas nach Epigonenthum schmeckende Gebahren darwinelnder Art war (in seinem positiven Gebiet) ungefähr dasselbe, wie früher (in weniger positiver Haltung) Schellingsche Naturphilosophastereien in dem ihrigen. Solchen Verkehrtheiten war ihrerseits wieder die Hegeldialektik verwandt, und wenn ein Goethe, (der wissenschaftswidrigste der Dichter,) auch auf naturwissenschaftliche Metamorphosenspiele kam, so ist dies (für die Ungediegenheit der Sache) nur um so mehr bezeichnend.

Goethe hatte sich von Allem etwas anwehen lassen. Selbst ein Hegel war ihm (durch dessen Brüderschaft in der unwissenschaftlich malerischen und dabei noch unklaren Farbenlehre) ein wenig nähergerückt worden. Goethe liebte überdies allerhand naturwissenschaftlich seinsollende Spielereien, (namentlich auch aus der beschreibenden Gattung, also bezüglich Pflanze und Thier,) und so ist es kein Wunder, dass Allerlei, was an transformistischen Ideen oder Neigungen schon im 18. Jahrhundert keimte, danach zeitlebens auf ihn eingewirkt hat. Soweit die späteren Naturphilosophastereien ihn berührten (oder gar sogenannte dialektische Metamorphosenmanieren für ihn, wenn auch nicht als begriffliche Vorgänge, so doch als Bilder einigermaassen auffassbar wurden,) mussten sie ihn (in seinem spielerischen Verhalten) bestärken. Sie mussten nicht blos seiner dichterischen Phantasie, (die sich im Exacten unexact zu schaffen machte,) Vorschub leisten, sondern ihm auch als Rückhalt gegen Einwürfe wirklich exacter Art gelten. Nachträglich haben sogar die Goethesüchtigen (oder verworren naturwissenschaftliche Schmeichler derselben) ein Verdienst daraus machen wollen, dass der Dichter sich mit Naturwissenschaft abgegeben. Er habe geahnt, was später da oder dort positiver entwickelt und begründet worden. Derartige confuse (und obenein öfter noch verlogene) Wendungen (zu Gunsten Goethes) sind neuerdings bisweilen vorgekommen, und die Narrheit hat (unter Umständen) auch noch vermeint, Goethe als eine Autorität benützen zu können, um ihr eignes wissenschaftlich Ungerathenes mit decken zu helfen. Was nun von Goethes logischem und wissen-

schaftlichem Sinn zu halten sei, dafür haben wir in der ersten Abtheilung wohl hinreichende Proben beigebracht. Hier sollte nur daran erinnert werden, in welchem Zusammenhange Irrwege des Denkens und sogenannter Wissenschaft mit Irrwegen der Phantasie und der dichterischen Anlagen sich begegnen können.

Jedoch die ganze Begriffsverwirrung, die sich an unkritisch gefasste Umwandlungsvorstellungen geknüpft hat, ist etwas verhältnissmässig Harmloses, wenn man sie mit der zugehörigen Demoralisation vergleicht. Der ausgetragene Darwinismus ist im Unterschiede von der Lamarckschen Lehre zugleich eine entsittlichende Kampftheorie. Die Gesinnung, welche den berüchtigten Kampf um das Dasein phantastisch zum Motor jedes Wesens macht, ist noch etwas zur reinen Theorie Hinzukommendes. Den bewussten Wesen legt sie sogar als unausweichliche Naturgesetzlichkeit regelmässig die Absicht unter, sich auf Kosten des Nebenwesens zu fördern. Nicht etwa lautet das Hauptprincip auf Leben und Lebenlassen, sondern im Gegentheil auf Leben und — Nichtlebenlassen. Bei den Raubthieren, Raubmenschen und Menschenschindern sind solche schöne Triebkräfte freilich sichtbar genug. Müssen sie aber darum die Regel der gesammten, theilweise doch wohl gut gearteten Natur sein? Ist der Egoismus im Sinne der Ungerechtigkeit, also der Gewinnung des eignen Vortheils durch fremden Schaden, das allgegenwärtige Grundgesetz? Wäre dies, so hätte man eine Welt und ein Leben zu verurtheilen, in denen eine solche urverbrecherische Grundanlage ihr Wesen triebe und die Grundgestalten alles Daseins und Verkehrs bestimmte.

Glücklicherweise ist es aber nur ein Stück des englischen Egoismus, welches sich in den Darwinschen Kampfvorstellungen ähnlich wie in den Malthusischen Eifersüchteleien auf die wachsende Volksmenge gespiegelt hat. Der bevölkerungstheoretische Pfarrer wollte die Menschenvermehrung möglichst zu einem Vorrecht der höheren Classen und des Geldes machen; er wollte sie grundbesitzerlich, wo nicht capitalistisch besorgt wissen, also im Uebrigen nur zulassen, soweit sie den bevorzugten Besitzern von Land und Geldmitteln bequem, nützlich und deswegen genehm wäre. Er proclamirte hienach schon theoretisch einen Specialfall vom Daseinskampf, nämlich den Kampf darum, wer Brut erzeugen und erhalten und wer an der Vermehrung seiner selbst zu Gunsten Bevorzugter verhindert werden solle. Diese und ähnliche Vorstellungen von den Rivalitäten und Kämpfen des Egoismus, die im Bereich des Engländer- und auch schliesslich des überseeischen Yankeethums immer

heimischer geworden sind, hat nun der Naturwissenschafter Darwin verallgemeinert. Er hat daraus eine umfassende Lebenstheorie gemacht und die ganze Natur im Lichte des ungerechtesten Egoismus aufgefasst. Er hat die corrupten Züge der Gesellschaft, in der er lebte, phantastisch zu naturgesetzlichen Grundzügen alles Lebens erweitert. Ja er hat es als selbstverständlich angesehen, dass sich an diesen vermeintlichen Sachverhalt auch ein entsprechendes Bewusstsein von Recht und Pflicht knüpfe. In der neuen corrupten Moral oder, wenn man will, in der Moral der Corruption, ist der Daseinskampf das erste und oberste aller Gebote. Dieses Gebot hat denn auch den modernen Judäern sehr wohl gefallen; sie betrachten es sicherlich nicht als das elfte, sondern setzen es sichtlich an die Stelle aller zehn. Specifisches Engländerthum und skrupellose Judäersippschaft haben sich hier einmal wieder in schönster Annäherung und Verwandtschaft zusammengefunden. Die Judäer und ihre Genossen sind sogar immer die ersten und voran, wo es gilt, etwas Moralzersetzendes zu colportiren, und dies hat sich in deren Weltreclame für die Darwinistische Antimoral wieder ganz besonders gezeigt.

Das Tollste an der neuen Ausgeburt besteht darin, dass sie sich noch gar als Moral empfiehlt und wirkliche Moral zu einem überwundenen Standpunkt machen möchte. Der Mensch wird theoretisch zur Bestie überhaupt herabgewürdigt und praktisch nicht blos zur Raubbestie, sondern sogar zu etwas Schlimmerem, nämlich zu einer solchen Raubbestie gestempelt, die sich gegen ihre eigne Gattung kehrt und zwar nicht blos thatsächlich kehrt, sondern auch von Naturrechtswegen kehren soll. Selbst der Chauvinismus, und zwar nicht blos derjenige des auserwählten Völkchens, erhält hiemit eine neumodische Weihe. Die Thaten nationaler Raub- und Herrschsucht werden als selbstverständliche Actionen des Daseinskampfes gerechtfertigt, und es wird ein Recht des Stärkeren proclamirt, wie es in diesem Umfange und Sinne sowie mit der gleichen Unverschämtheit noch nie in Anspruch genommen worden. Fast lässt sich alles in diesem Bereich der Kampftheorie so an, als wenn eine Art Brutalisirungs- und Bestialisirungswahn die Menschen befallen und alle sittlichen Vorstellungen inficirt hätte. Das Uebelste ist dabei, dass diese Infection sich nicht blos auf die verlehrten und verbildeten Classen beschränkt, sondern vielfach schon epidemisch auch in den Massen umsichgegriffen hat, ähnlich wie ja auch das Malthusische Gift bereits hier und da bis zu den untersten Volksschichten gedrungen ist.

Ein natürlich wahrer und hochsinniger Dichter wie Byron verhöhnte Malthus und dessen verlogenen Kram. Was hätte Jener nun nicht erst zu der Darwinbescheerung sagen müssen, wenn er zu deren Zeit gelebt und gedichtet hätte! Allein das Dichten wäre ihm vielleicht unter solchen Zeitumständen vergangen, und er hätte sich wahrscheinlich für eine schlagendere Art der Kritik entschieden, als die in Versen und mit den Mitteln der Lächerlichkeit zu sein vermag. Das Fehlen eines grossen Dichters in einer solchen geistigen oder vielmehr geistentblössten Umgebung darf daher nicht befremden. Es würde im Gegentheil eine kaum erklärliche Zeitwidrigkeit sein, wenn inmitten theoretischer und praktischer Corruption von so grossem Umfange die Dichtung noch irgend eine ansehnliche Vertretung gefunden hätte. In Byrons eignem Zeitalter herrschte zwar auch schon viel thatsächliche Corruption, gegen die er ja auch seinen Spott kehrte; allein diese Corruption war noch nicht zum System geworden, welches sich auch theoretisch schamlos geltendgemacht hätte und bereits über die ganze Culturwelt verbreitet gewesen wäre. Ueberdies stand damals die auffrischende That auf dem Boden Frankreichs noch überall in frischer Erinnerung. Das altgewordene 19. Jahrhundert aber fühlt den erfrischenden Hauch reinigenden Sturms und befreiender That nicht mehr; es fühlt nur den Druck der Schwüle und die Nothwendigkeit, durch eine andere Zeit oder kräftigere Wendung den bisherigen Marasmus zu begraben.

10. Hat die niedriger belegene, vornehmlich beschreibende Naturwissenschaft, wo sie sich über ihr Maass höher verstieg, zu allerlei Unfug geführt, so können sich auch die höheren und exacteren Gebiete des Wissens nicht grade rühmen, im 19. Jahrhundert von argen Verunstaltungen freigeblieben zu sein. An einzelnen erheblichen, ja entscheidenden Fortschritten sachlicher Art hat es allerdings nicht gefehlt. Das Jahrhundert der Technik ist auch in der physikalischen Theorie, namentlich wo diese von den Problemen der Technik angeregt war, vorwärtsgekommen. Dahin gehört vor Allem Robert Mayers Entdeckung der Kraftnatur und eines Kraftwerths der Wärme, sowie seine Methode, diesen Kraftwerth als Zahl zu berechnen. Seine allgemeinere Vorstellung von der Verwandlung der Kräfteformen in einander hat ebenfalls einen verständigen und richtigen Kern, ist aber von Nachentdeckern und Nachtretern zu scholastischen Umdunkelungen und Verzwicktheiten gemissbraucht worden. Ihre ursprünglich selbst nicht in jeder Beziehung geklärte Fassung hat von vornherein die tieferstehenden

und blos von Entlehnung zehrenden Geister zu nicht wenig Unsicherheit und Haltungslosigkeit verurtheilt. So gross also auch der Fortschritt in sachlicher Beziehung und in der entscheidenden Hauptsache gewesen ist, so haben doch die nachträglichen formellen Fassungen den sonstigen Stempel des Jahrhunderts, nämlich ein ansehnliches Maass von Begriffsnebelhaftigkeiten, nirgend verleugnet. Es hat sich also auch in diesem Hauptpunkt bestätigt, was sonst von der Epoche immer wieder gesagt werden muss, dass sie nämlich in Sachen der Verstandesklarheit hinter dem im 18. Jahrhundert vorherrschenden Typus entschieden zurückstehe. Dies gilt sogar von dem mathematischen Wissen, und wenn ich auch hier in diesem Zusammenhange auf die Beschaffenheit solcher entlegenen abstracten Gebiete Werth lege, so geschieht dies, weil hiemit ein Blick in die maassgebende innerste Verfassung der Denkweise geworfen wird. Eigne Betheiligung am Schaffen in den fraglichen Gebieten nöthigt uns, grade die dort sich findenden Symptome von Auflösung und Haltungslosigkeit nicht als etwas Vereinzeltes anzusehen, sondern dem Jahrhundert und dem in ihm vorherrschenden Geiste zuzurechnen.

Man versteht alle geistigen Erscheinungen zweiter und niederer Ordnung weit besser, sobald man diejenigen auf den abstractesten Höhen des Wissens kennen und würdigen gelernt hat. Die logische und dialektische Zerfahrenheit steht obenan, und ein Jahrhundert, welches sich diese solange hat gefallen lassen und in socialverschrobenen Anwendungen noch immer gefallen lässt, bietet keine Bürgschaft dafür, dass es sich anderwärts sonderlich besser gestalte. So haben denn Mathematik und exacte Wissenschaft grade in ihren maassgebend gewordenen Productionen vergleichungsweise mehr Vertraktheit, mehr Widersinn, ja mehr offenbare Faselei aufzuweisen gehabt, als in sonstigen, in der fraglichen Beziehung classischen Jahrhunderten vorgekommen. Dieser Sachverhalt stimmt dann auch schönstens zu den weiteren Geisteseigenschaften, die man in den weniger abstracten und weniger exacten Gebieten antrifft. In der That sind die Zeiten aus einem Guss, und nur, was sich gegen die Gesammtsignatur auflehnt, kann ausnahmsweise eine andere und bessere Physionomie zeigen. Charakterwiderstand gegen den vorherrschenden Typus dieses Jahrhunderts ist daher die Grundvoraussetzung zu etwas Grossem, möge dieses Grosse im Sinne einer geistigen oder einer praktischen That gemeint sein.

Die Begriffsverworrenheit und Auflösung, die in den gelehrten

Ständen hervortritt, hat ihre Gegenstücke und ihre Ausläufer im niedrigsten Massengebiet. Die Ideen, die sich dort umtreiben, sind sichtbarer; aber sie zeigen wesentlich auch nichts weiter als die in den obern Bereichen herrschende Desorientirung. Dieselbe begriffliche und moralische Nichtslerei und dieselbe geistige Fäulniss, die in den höheren Ständen und auf den Kathedern der Hochschulen ihr wirkliches Wesen nicht mehr sonderlich zu verstecken und zu beschönigen vermag, zeigt sich als handgreifliche Zersetzung in den Anarchlereien wüstester Massenagitatoren. Nicht einmal politische Erdichtung und Dichtung, nicht mehr Phantasiestücke und Utopien sind es, was im Vordergrunde der Agitationen steht. Es ist eine weit bequemere Verhaltungsart, die Boden gewonnen hat. Es ist die wüste Verneinung von Allem und Jedem, jedoch stets mit Ausnahme der eignen Eitelkeit. Wirkliche Ideen und Principien sind abhandengekommen, und das einsichtslose, ja blödsinnige Ausgreifen nimmt dummfrech für sich in Anspruch, der Gipfel aller Weisheit zu sein.

Wir haben schon oben von dem neuern Ursprung der sogenannten anarchischen Idee gesprochen; aber jene Proudhonsche Wendung konnte immerhin noch als ein Princip gelten, und es waren wirklich ideale Gesichtspunkte möglich, aus denen sich eine Verneinung aller Herrschaft in Anwendung auf vollkommen sich selbst beherrschende Menschen nicht grade widersinnig auszunehmen brauchte. Ich habe sogar als leitendes Princip die Verwerfung aller ungerechten Gewalt hinstellen können, und jede Herrschaft, die nicht auf etwas Anderm fusst als auf blosser Uebermacht, ist von vornherein und von Grund aus zu verwerfen. Was ist nun aber aus jener anarchischen Idee in den späteren Begriffsstrudeln geworden? Eine handgreifliche Verrücktheit, ja ein vollständiger Blödsinn! Die Menschen sollen wie die Thiere leben können; allenfalls Heerden nach Art der Thiergesellung, aber nicht eigentlich und menschlich organisirte Gruppen, sollen die wahre Form des socialen Daseins vorstellen. Mit diesen Herrschaftslosigkeiten soll sich nun noch gar der Communismus gatten, der dem anarchischen Princip doch völlig entgegensteht. Jedoch solche bunte sinnwidrige Mischungen sind an der Tagesordnung, und solche unbeholfene, ja gänzlich plumpe Zwittergebilde wüstester Art geben sich für das Letzte und Höchste aus, wozu es die Menschheit gebracht habe. Von Moral und Gerechtigkeit ist dabei nur dem Namen nach die Rede. Die Thiere kämen ohne so Etwas aus; die Menschen könnten es auch.

Wenn sich diese ganz frei mit ihren Trieben und Leidenschaften gegen einander ergingen, so schadete das nichts; sie würden sich gegenseitig schon aufwiegen und ausgleichen. Man sieht, wie hier die confuseste Kreuzung Jedes mit Jedem als haltbarer Zustand hingestellt wird, und ein solches Bild entspricht in der That auch der Begriffs- und Gehirnbeschaffenheit, von der es entworfen wird. Neben Alledem soll nun gar noch alle moderne Technik und Cultur und ein grossartiges Zusammenwirken auf Grund reinster Freiwilligkeit bestehen können. Da war doch ein Rousseau consequenter, wo er den reinen Thierzustand ohne Sprache und Cultur ins Auge fasste!

Es ist die Aufgabe für eine bis auf die Gegenwart erstreckte Socialismusgeschichte, jene ungeheuerlichen Vorstellungswirbel und die Köpfe, in denen sie entstanden sind, näher zu signalisiren. In unserem Zusammenhange interessirt dies aber Alles nicht an sich, sondern nur als Bestätigung einer allgemeinen, im Jahrhundert grassirenden Begriffsgestörtheit. Wer nicht aus eigner Wahrnehmung solche Sachverhalte festgestellt hat, wird kaum an sie glauben wollen, und dennoch existiren sie leibhaftig in bestimmten Personen, sind in bestimmten Schriften sichtbar und nehmen sich in ihrer breiten Darlegung noch glatter und wüster aus, als man sie in wenigen Worten zu kennzeichnen vermag. Auch sind sie nicht harmlose Verrücktheiten und Stumpfsinnsbekundungen, sondern ergehen sich in Anreizungen zu Thaten, freilich meist aus dem Hinterhalt und in persönlich sicherer Deckung. Die wirklichen Thäter sind meist selbst nur die Opfer solcher literarischer Wüstheiten. Sie sind auch manchmal achtbarer; denn in einzelnen Thaten kann unter Umständen mehr Sinn liegen als in den fugenlosen Theorien. Acte gerechter Rache oder sonstiger gerechter Selbsthülfe brauchen, wo alle andern Mittel und die Justiz versagen, mindestens keinen Widersinn zu enthalten und mögen, wo sie in Wahrheit mit wirklicher Gerechtigkeit stimmen, auch hienach beurtheilt werden. Allein literatenhafte Gebahrungen, in denen sich keine Spur von Gerechtigkeitssinn findet, wie beispielsweise diejenigen des vom Literatenhandwerk lebenden russischen Flüchtlings Fürsten Krapotkin, können nicht mit solchem Maass gemessen werden. Sie stellen sich selbst ausserhalb des Gebiets, wo noch Zurechnungsfähigkeit nach Gerechtigkeitsgesichtspunkten statthaben kann. Die doppelte Thätigkeit aber, die neben der literatenhaften und theoretischen Gebahrung auch noch die praktische Thatfähigkeit

entschlossener Menschen in den einzelnen Fällen irreführt und diese sich am falschen Orte nutzlos oder gar zum Schaden der allgemeinen Befreiungssache verbrauchen lässt, — diese doppelte Thätigkeit sieht sich in ihren beiden Verrichtungen wirklich ähnlich und begreift sich aus der universellen, für Kopf und Herz gleichermaassen platzgreifenden Verworrenheit und Verkehrtheit.

Das 17. und 18. Jahrhundert, in denen man doch noch über Naturrecht verhandelte, standen mit ihrem Glauben an theoretisch ableitbare Gerechtigkeit noch hoch über jenen heutigen anarchlerischen Bestialisirungen der Menschheit. Offenbar sind es der russische Boden und das Slavenbereich, woher diese Unbekümmertheiten um Gerechtigkeit und Moral und überhaupt die gröbsten theoretischen Wüstheiten am meisten stammen. Ob die Herren beispielsweise Krapotkin oder Tolstoi heissen, der Grund und die Anlage, vermöge deren sie arbeiten, sind wesentlich dieselben. Ob anarchlerisch communistelnde Thiermoral eines Krapotkin oder dickster Aberglaube eines Tolstoi, das macht dabei nur einen geringen Unterschied. Es scheint fast, dass die Slaven die Anlage zur Zerstörung der Begriffe ebenso in sich hegen, wie die zu sonstiger Zerstörung. Wenigstens ist das Ausgeartete bei ihnen nach dieser Seite hin noch in höherem Maasse vorhanden, als bei den sonstigen modernen Völkern. Wo man auch mit der slavischen Denkungsart in Berührung kommt, überall trifft man auf einen auffallenden Mangel an Sinn oder mindestens an feinerem Sinn für Gerechtigkeit. Möglich immerhin, dass dies keine fundamentale und dauernde Raceneigenschaft ist und in besondern Zuständen seinen Grund hat; aber auf der Hut muss man auch auf geistigem Gebiet vor ihnen sein, so sehr man übrigens geneigt sein möge, bei ihnen eine gewisse Thatkraft und drastisch dreinschlagende Manier unter Umständen als Vorzug anzuerkennen. Bis jetzt ist es ihnen mit der Theorie noch nirgend geglückt; was sie von aussen entnahmen, das verschlechterten sie meistens und übersetzten es ins Wüste. Aehnlich machten sie es auf schöngeistigem Gebiet, und nur Gogol ist die eine grosse Ausnahme, die eine originale Selbständigkeit in Prosa und Schilderung aufweist. Demgemäss wäre es allerdings voreilig, über das Künftige im Geiste der Race einseitig abzusprechen.

Allein heute können wir nur nach dem urtheilen, was wir vor uns sehen, und da ist der Zug zur Begriffszerstörung und zur ungeheuerlichen Verzerrung fremder Ideen der fast allein sichtbare. Beispielsweise wäre die anarchische Idee, wie sie von Proudhon

ausging, nie zu dem heutigen plumpen Unfug verzerrt worden, wenn sie nicht in russische Köpfe gefahren und dort gänzlich brutalisirt worden wäre. Wer schärfer und tiefer denkt, sucht einseitigen und in ihrer Unmittelbarkeit verfehlten Ideen irgend etwas Haltbares und Gerechtes abzugewinnen, indem er an ihre Stelle verwandte, aber gesunde Gedanken setzt. Das Antikratische im Sinne einer Verneinung aller ungerechten Gewaltübung und Herrschaftsanmaassung ist unser eigner Gesichtspunkt gegenüber allem Anarchlerischen, grade wie wir das Socialitäre allem bisherigen Socialismus entgegengesetzt und diesen als eine Beschränktheit des Jahrhunderts erklärt und nachgewiesen haben. Diese wissenschaftliche Angelegenheit gehört hier freilich nicht direct her, wohl aber indirect; denn deren Erwähnung vervollständigt kritisch unsere Bemerkungen zu der Beurtheilung des am Jahrhundertsschluss waltenden Geistes.

11. Der Raceneinfluss ist in einer andern Richtung noch schädlicher als in der ebenerwähnten. Wir kennen die Judäer und den von ihnen ausgegangenen Geist oder vielmehr Ungeist schon durch den ganzen Verlauf unseres Geschichtswerks. Besonders haben wir festgestellt, welchen schädlichen Einfluss auf die Literatur diejenige Gestalt des Judäischen ausgeübt hat, die man gewöhnlich als das Christliche bezeichnet, aber nach unserm System besser das Christische nennt, um damit auf den übleren Ursprung hinzuweisen und diesen von den hinterher eingemischten Bestandtheilen des besseren und namentlich des neueren Völkergeistes zu unterscheiden. Die Judäer haben stets eine grosse Begier gehabt, überall das Geistige zu beherrschen, und in der am meisten mit Trug versetzten Gestalt des Geistes, in der Religion, ist ihnen das auch mittelst des von ihnen herstammenden Christischen von Statten gegangen, vielleicht weil in solcher Gattung das mit mehr Trug Ausgestattete auch mehr Chancen vor den in diesem Punkt weniger virtuosen Concurrenten voraushat, also den romanischen, celtischen und germanischen Formen des Aberglaubens überlegen sein konnte. Wie dem nun aber auch sei, ob diese Erklärung treffend und zulänglich befunden werde oder nicht, jedenfalls liegt die geschichtliche Thatsache als solche vor, und der neuere Völkergeist mag zusehen, wie er sich mit ihr abfinde. Auf unbeschränkte Dauer war sie nicht angelegt, und sie ist schon heut genugsam im Weichen begriffen. Wo bliebe auch die innere Gerechtigkeit der Dinge, wo die ausgleichende Nemesis, wo die den Thatsachen eingeborene Rache, wenn ein solches vorläufiges Facit der Geschichte dauern könnte und sich nicht an den

bessern Nothwendigkeiten zerreiben müsste! Hierum also keine Sorge; in dieser Beziehung entjudet sich die Welt sichtlich, wie wir ja auch am Gange der Literaturgeschichte selbst gesehen haben. Die heutigen Judäer müssen sogar unwillkürlich dazu mithelfen, indem ihre speciellere Position als Juden dies komischerweise mitsichbringt. Auf diese Art wird die religiöse Befreiungsarbeit der arischen Völker sogar durch deren Feinde gefördert.

Ganz anders verhält sich aber vorläufig die Sache der Abschüttelung falscher Geistesbeeinflussung, wenn man sich vom überlebten Religionsgebiet zur allgemeinen Literatur und Presse wendet. Hier erscheint jene alte Begier der Hebräer, das allgemein Geistige zu beherrschen, in einer neuen und vielfach auch modernen Gestalt wieder, und die bessern Völker mögen zusehen, dass sie nicht auch hier einer Ansteckung, und zwar einer noch unheilvolleren Ansteckung als die frühere war, auf längere Dauer anheimfallen. Der Judäer kann zwar hier selbst nichts schaffen und bieten; denn in Wissenschaft und Kunst ist er völlig unfruchtbar. Er zehrt sozusagen auch in der Geistigkeit vom Marke anderer Völker; aber er macht Alles zum Geschäft und zur Waare und zwar zu einer solchen Waare, wie sie ihm für seinen Sinn und seine Zwecke passt. Nicht etwa dass er blos den materiellen Vortheil immer ausschliesslich und unmittelbar zum Compass hätte, — nein das ist noch nicht der Gipfel alles Schadens; dieser besteht vielmehr darin, dass dem Hebräersinn auch geistig Alles angepasst werden soll. Die Judäer spüren etwas davon, wie wichtig die geistige Herrschaft auch für die materielle ist, und streben theils mit dunklerem theils mit klarerem Bewusstsein dahin, ausser dem Gelde auch den Geist in ihre Hände zu bekommen. Auch hievon ist ihnen äusserlich bereits nicht wenig gelungen, zumal wenn man die Kürze der Zeit in Anschlag bringt, die sie in dieser Richtung erst thätig gewesen sind. Das 19. Jahrhundert ist in dieser Beziehung fast schon zum Judenjahrhundert avancirt, und noch schönere Dinge stehen für das 20. in Aussicht, wenn es nicht gelingt, die antiarische Bewegung, als welche die Judäer selbst ihr Vorschreiten auffassen, energisch zurückzudämmen. Auch geistig war es für die Abwehr des Semitismus oder vielmehr specieller des Hebraismus schon hohe Zeit geworden, als wir grade in diesem Gebiet die Initiative ergriffen und eine nach Kräften einschneidende Anatomie des Judäergeistes lieferten. Hierauf berufen wir uns, um nicht Wiederholungen nöthig zu haben.

Die Zeit der Börne und Heine ist für den Judengeist am meisten typisch geworden, nachdem im 18. Jahrhundert der Judenanwalt Lessing dazu eine Art Vorspiel geliefert. Eigentlich gehörten die Drei, Lessing, Börne und Heine, zu einer Gruppe von Judennamhaftigkeiten und stellen in der That, wenn man die beiden Jahrhunderte zusammenfasst, den sogenannt schöngeistigen Theil der antiarischen Bewegung vor. Heine ist unter ihnen noch der vergleichungsweise Talentvollste und, was den Gesammteindruck anbetrifft, trotz der uns schon bekannten „Grünen“ mit dem „grossen Lorbeerkopfputz“ der verhältnissmässig noch Erträglichste. Wohin nun aber jene Grüne und der Apollojude, der den Rhein, den deutschen Hauptstrom, hinunterfährt, mit ihrem Singsang und Klingklang weisen, und wohin überhaupt seine Epigonen, die hebräischen oder hebraisirenden Nachsetzlinge, die Apollojüdchen jeder Façon, die Literatur steuern, das sieht man schon einigermaassen an dem heutigen Stande der Dinge. Dieser beruht nicht auf Fähigkeiten zur Kunst, ja nicht einmal auf besondern Fähigkeiten zum Geschäft mit der Kunst, sondern auf Gelegenheiten zur Entreprise, die sich anderweitig ergeben haben. Die Beherrschung fast der gesammten Presse, des Zeitschriftenwesens, ja in einem colossalen Maasse auch schon des Buchhandels, setzt die heutigen Judäer in den wichtigsten Culturländern in den Stand, den vorherrschenden, ja den fast alleinherrschenden Typus der Erscheinungen zu bestimmen. Im Allgemeinen kommt in diesem Gebiet Nichts auf, was den Hebräern nicht passt; das literarische Hindurchdringen von Entgegengesetztem ist eine der seltensten Ausnahmen und kann sich auch dann nur mühevoll, und äusserlich nie in der sonst angemessenen Ausdehnung, vollziehen.

Bedenkt man, dass auch noch das Theaterbereich fast ganz judäischen Händen und der Hebraisirung anheimgefallen ist, so wird man sich nicht wundern, wenn die dramatischen Vergnügungsspiele für das Publicum danach aussehen. Man kann fast in jedem neuen Fall von vornherein sicher sein, dass dabei Etwas für den Judensinn mit im Spiele ist. Selbst im relativ Bessern zeigt sich dies. Hätte beispielsweise Ibsen immer die Haltung bewahrt, die in seinem „Volksfeind“ noch verhältnissmässig am gesundesten hervorgetreten, so würde es ihm wohl schwer geworden sein, auf den Brettern etwas zu bedeuten. In dem Maasse aber, in welchem er nachher der sittlichen und intellectuellen Zerfahrenheit nachgegeben hat, ist er auch eine von der Judenreclame adoptirte Theater-

berühmtheit geworden. Die Judäer haben Spürsinn für Alles, was septisch zersetzt und so das Feld für das Treiben ihres übeln Charakters zugänglicher macht. Ruiniren sie nur erst Sitte und Verstand, so giebt es gegen sie bald keine Folie mehr; die übrige Gesellschaft erscheint alsdann theilweise bisweilen fast so schlecht wie sie. Wenn sie Alles zu sich hinabziehen, so brauchen sie nicht mehr zu besorgen, dass ihnen von der so erniedrigten Gesellschaft die Thüre geschlossen werde. Indem sie daher jede corrupte Erscheinung, die ihnen schon der Corruption wegen gemäss ist, durch den Reclameapparat, der allein in ihren Händen ist, geflissentlich und künstlich hinaufpoussiren, alles Bessere aber, was sich regen will, stets unterdrücken, verderben sie Sinn und Geschmack des Publicums, ja schliesslich der Gesellschaft in allen ihren Verzweigungen. Ihr materieller und capitalistischer Einfluss wirkt, wo er nicht selber etwa direct oder indirect das Geistige zum Gegenstande hat, bei Weitem nicht so bedeutend als jener unmittelbare Press- und Literatureinfluss. Dieser degradirt Alles, was an Eigenschaften den bessern Völkern noch helfen könnte, um sich vor ihrer eignen Corruption zu bewahren. Ueberhaupt ist es das Capitalistische an sich weit weniger als das Persönliche, wodurch die von den Judäern ausgehende Erniedrigung sich vollzieht.

In allen Gebieten, die wir berührt haben, sind die Hebräer mit ihrer Verunsauberungsarbeit am Werke. Zunächst machen sie dadurch das Andere ihrer eignen Beschaffenheit möglichst gleich, um es dann später in diesem Erniedrigungszustande um so sicherer beherrschen zu können. Die Abwehr dieser antiarischen Verschlechterungsmache sollte allerdings im Antisemitismus einen Stützpunkt finden; aber dieser muss sich praktisch und äusserlich noch erst in das Literaturgebiet hinein verpflanzen. In seiner vorläufigen durchschnittlichen Gestalt hat er, auf reactionärem Boden entsprungen und selbst an Judäerüberlieferungen, wie an das Christische, gekettet, sowie auch im Bildungspunkte übrigens rückständig, in den höhern Regionen des Geistes so gut wie noch Nichts ausgerichtet. Im Gegentheil hat er vielfach unwillkürlich den Judäern secundirt und ist theilweise sogar selbst Elementen von hebräisch gemischtem Blut als Führern oder, besser gesagt, als Machern anheimgefallen. Bei solcher Bewandtniss kann natürlich nicht viel herauskommen, wo es sich doch darum handeln muss, wirklich bessere Eigenschaften und Begabungen gegen die Hebräer ins Feld zu führen. Im Uebrigen soll die Bedeutung der antisemitischen Bewegung hier

wahrlich nicht geringgeschätzt werden; im Gegentheil, diese ist trotz ihrer unzulänglichen Ausrüstung in mächtigem Vordringen begriffen, weil ihr in allen Richtungen und Schichten, wohin sie nur getragen wird, bisher verhaltene Neigungen in Gesellschaft und Volk entgegenkommen. Allein zu den Höhen, wo über den Geist entschieden wird, ist sie noch nicht aufgestiegen, und für die freiheitlich Gesinnten ist sie noch nicht zugerichtet, geschweige umfassend organisirt. Hier stehen wir noch bei der geistigen Initiative des Einzelnen; an dieser hat es allerdings nicht gefehlt. Dem ersten unbestimmten Anlauf Voltaires ist unser allseitiges und umfassendes Vorgehen gefolgt, und wir haben im ganzen Bereich von Kunst und Wissenschaft wie in dem des Lebens die antihebräisch-reformatorischen Elemente entworfen und hiebei uns verhalten, als wenn es sich um Grundlagen der Mathematik gehandelt hätte.

12. Unser Eintreten für den modernen Völkergeist ist das Positive, unsere Abwehr des antiarischen Vorgehens und der antiarischen Anmaassungen des Judäersinnes ist die negative, aber darum nicht minder wichtige Seite der Sache. Wenn die Nationen ihre Literaturen und insgesammt auch eine internationale Literatur nach Maassgabe des modernen Völkergeistes haben sollen, so darf man den Judäersinn dabei keine bedeutende, geschweige eine erste Rolle spielen lassen. Dieser ist antikünstlerisch, antiwissenschaftlich, antisittlich, ja im letzten Grunde auch absurd verstandeswidrig. Wo er sich einmischt, wirkt er verderblich, ja oft gradezu wie ein zehrendes Gift; wo aber ohnedies Etwas verdirbt, da wendet er sich hin und hilft nach, um das Verderben zu seinen Gunsten zu steigern und für sich auszunutzen. Angesichts dieses geschichtlichen und gegenwärtig mehr als je thatsächlichen Sachverhalts ist das Oede und Wüste, das Blasirte und Frivole dessen, was sich heut Literatur nennt, nicht im Mindesten wunderbar. Die beiden Corruptionsgründe, die ursprünglichen bei den bessern Völkern und der Judäereinfluss, wirken zusammen, um die Zustände schaal und kahl zu machen und sich in ihnen meist nur die hohlste Verschrobenheit tummeln zu lassen.

Der äusserste Abweg des Urtheils wäre es nun, wenn man bei der bisherigen, von den Judäern selbst eingeführten Gewohnheit bliebe, ausschliesslich nur auf diejenigen Gründe und Mächte zu sehen, welche materieller und capitalistischer Natur sind. Auf diese Weise erklärt man das Wichtigste gar nicht und überliefert sich dem Schein. Nicht Reichthum und Geld, nicht irgend welche sach-

liche und wirthschaftliche Formen, die eine Nothwendigkeit im Laufe der Dinge bilden, sind es an sich, woraus das Unheil sich ergiebt. Die persönliche Art der Machthandhabung ist es, auf die es ankommt, und das Jahrhundert hat sich getäuscht, wenn und wo es den Grund des Uebels im blossen Dasein eines capitalistischen Mechanismus gesucht hat. Dies ist nun aber von Anbeginn aller Socialistik her geschehen, die ihre verhältnissmässig am wenigsten nebelhafte Gestalt zuerst auf französischem Boden und in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erhalten hat. Was sich dann weiter entwickelte, waren bezeichnenderweise wiederum nur judäische Verschlechterungen der Begriffe. Heute geht es nun mit jener Socialistik, gleichviel ob sie communistisch verdorben sei oder nicht, durchaus nicht weiter. Ihr Grundfehler ist von uns aufgedeckt und damit der ganze bisherige Socialismus als eine Beschränktheit des Jahrhunderts erwiesen worden. Hiemit sind wir überdies wirklich über jegliche Gattung des Capitalismus, namentlich über jeden socialdemokratischen Staatscapitalismus hinaus und zu einem tieferen Princip gelangt, welches wir von seiner negativen Seite als antikratisch socialitär bezeichnet haben, nach seiner positiven Seite aber Personalismus nennen. Mit letzterem wird für alle Gebiete, also nicht blos für das politische, sondern auch für das künstlerische derjenige Standpunkt eingenommen, der höher als die alten Positionen belegen ist.

Personen und deren Eigenschaften sind das am meisten Maassgebende für alles Andere; die unpersönlich sachlichen Nothwendigkeiten wirken nur als Mächte zweiter Ordnung. Dies gilt für das Materielle wie für das Geistige, und wenn daher in beiden Gebieten Raceneigenschaften und Nationalcharaktere als wesentlich entscheidend hingestellt werden, so ist dies schon ein Stück und zwar ein sehr wichtiges Stück Personalismus. Die antijudäische Haltung ist daher nur ein besonderes Beispiel nothwendiger personalistischer Rücksichten, und der Hinblick auf die persönlichen Eigenschaften erklärt nicht blos den unterschiedlichen Judenreichthum besser als jede blosse Capitalmechanik, sondern lässt auch erkennen, woher im Geistigen und in der Kunst die ausserordentlichen Störungen des normalen Völkergeistes kommen konnten. Um diese Störungen zu erklären, reicht keine Hinweisung auf judäische Capitalmacht aus, sondern es wollen eben unmittelbar und an erster Stelle die persönlichen Eigenschaften erwogen sein, die sich mit oder ohne Capital an der Literatur vergreifen.

Wir haben im Laufe dieses Werks genug Gelegenheit gehabt,

die Wirkungen schlechter wie guter persönlicher Eigenschaften zu erkennen, mochten diese Eigenschaften in Race, Nationalität und Individualität wurzeln oder von besondern Umständen herrühren. Der Personalismus ist zu einem gewissen naheliegenden Theil eine uralte, ja selbstverständliche Sache; ausser dem Wort ist nur die Ausdehnung seines Sinnes bei uns neu. Ausserdem ist neu und wichtig für die Zukunft die Verbindung des geistigen Personalismus mit dem politischen und auf die äussern Lebensinteressen gerichteten. Aus diesem Grunde haben wir auch, um die principiell maassgebende Einheitlichkeit der Anschauungsweise bemerken zu lassen, hier einschaltungsweise in ein paar Andeutungen von Dingen gesprochen, die sonst als die Literaturgestaltung nicht unmittelbar betreffende gelten. Wir aber konnten, zumal am Schluss eines Jahrhunderts wie das unserige, nicht auf ein paar derartige Fingerzeige verzichten; andernfalls hätten wir den tiefern Zusammenhang in den Gesammtbestrebungen und auch speciell denjenigen zwischen unsern anderweitigen, im vorliegenden Werke nicht auszuführenden Gedanken gänzlich ausser Acht lassen müssen.

Der Kunstpersonalismus ist sozusagen eine alte Geschichte; denn die persönlichen Zuspitzungen der Individualität zum eigentlichen Genie, also die wahrhaft und hoch schaffenden Kräfte sind stets nur in einer geringen Zahl ausgeprägter und hinterher auch geschichtlich bewährter Gestalten vorhanden gewesen. Auch liegt dies in der Naturordnung und wird voraussichtlich immer so bleiben. Für die Natur ist der Productionswiderstand in den Erzeugungen des besonders Gelungenen zu gross und muss, selbst bei wesentlichen Zustandsänderungen, wenigstens verhältnissmässig zu gross bleiben, als dass der Satz von der Ausnahmenatur des Vorzüglichen und Hochedlen zu einer Unwahrheit werden könnte. Ja diese dauernde Nothwendigkeit deutet sich schon in den Worten an; das Vorzügliche ist eben das, was den Vorzug voraushat, und das Hochedle das, was aus der breiten Gemeinheit bedeutend hervorragt. Steigt also im Laufe von Geschichte und Cultur immerhin das Niveau, auf welchem sich die Gemeinheit tummelt, werden also die Eigenschaften der Gemeinheit selbst verbessert und hinaufgerückt, ist demgemäss, anders ausgedrückt, persönlicher Durchschnitt und mittlerer Stand der Menschenbeschaffenheit einmal etwas höher gehoben, so ist dies doch wiederum nur eine gemeine Grundlage, und es kommt darauf an, dass sich von ihr aus und über ihr Bereich hinaus Einzelnes noch weit höher erhebe. Dieses Einzelne

wird aber dann wiederum nur ganz spärlich vorhanden sein können, seltener noch als in der Glasproduction völlig schlierenfreies Glas erster Güte in jenen gelungensten Exemplaren, wie sie für die vorzüglichsten und weittragendsten Teleskope allein brauchbar sind.

Der geistige Personalismus in diesem engern Sinne, in welchem es sich um die allerseltensten Eigenschaften handelt, bedeutet in seiner Intensität weit mehr als das, was ihm im Gebiet allseitigen Lebens, also im Bereich sozusagen von Fleisch und Blut entspricht. Auch in diesem letzteren sind die höchsten persönlichen Vorzüge äusserst selten, mag es sich um Heldenthum oder Schönheit, um Charakteradel oder Güte, oder überhaupt um Völligvollendetes jeder Art handeln. Allein hier kann durch das Dasein des Hochhervorragenden nicht zugleich alles Mittlere und Untergeordnete vertreten und ersetzt werden, wie in den geistigen, zumal literarischen Erzeugnissen. Das Uebrige hat nicht nur auch ein Recht auf Dasein, sondern es würde sogar das menschliche Dasein vernichtet werden, wenn sich der Anspruch durchsetzen könnte, dass nur das vorzüglich Gelungene am Leben bliebe. Immerhin mögen die bessern Typen und Individualformen eine Art Recht haben, sich vergleichungsweise mehr geltend zu machen und ihre Wesensgestalt so vervielfältigt als möglich im Stoff auszuprägen. Allein Derartiges hat stets seine Schranken, und ein Stufensystem von sehr verschieden Qualificirtem ist hier die Ordnung der Natur, ja noch mehr diejenige der Cultur.

Letztere Schranke besteht aber nicht für Geistesproducte. Angesichts der unbeschränkten Möglichkeit der Vervielfältigung von Büchern kann ein einziges besonders gelungenes Werk alle andern seiner Gattung, die genau demselben Gegenstande gewidmet sind, durch Alles überragende Vorzüglichkeit von Inhalt und Form mehr als blos ersetzen. Verstände sich alle Welt auf den Unterschied, hätte hinreichendes Urtheil, wüsste von dem Dasein des Besten und könnte es sich verschaffen, so würde es ihr nicht einfallen, sich um das Geringere zu kümmern, und alles Geringere insgesammt müsste, da Niemand danach fragte, gradezu aus dem Dasein weichen, oder es würde vielmehr auch ein grosser Theil davon schon in der ersten Bestrebung, zum Dasein zu gelangen, seine Ueberflüssigkeit und Unzulänglichkeit erfahren. Ja noch besser, es würde in den meisten Fällen nicht einmal zu Velleitäten und Projecten, geschweige zu Bethätigungsversuchen kommen. Die Concurrenz mit dem Vorzüglichsten würde nur da aufgenommen werden und der Wetteifer

sich nur da bethätigen, wo wirklich Aussichten, nicht etwa blos auf ein Gleichkommen, sondern auf ein Uebertreffen vorhanden wären. Die Menschen würden die Hände weglassen von Arbeiten, die ihnen in der Vergleichung mit den vorhandenen besten nur zur Unehre gereichen und überdies kein Publicum gewinnen könnten.

Euklids Elemente sind länger als ein Jahrtausend nicht blos das beste, sondern auch fast das einzige Lehrbuch der Elementarmathematik gewesen, und doch waren sie nur relativ und zeitweilig ein Bestes, nicht etwa etwas an sich und in jeder Beziehung Vollendetes. Ebenso kann ein Dichtwerk in seiner Gattung und für seinen besondern Gegenstand alles Andere gleichsam ausstechen, und es wäre gar nichts daran gelegen, sondern im Gegentheil erfreulich, wenn alle schlechte Concurrenz dagegen unterginge. Dieser würde nur ihr Recht widerfahren, und der Büchertod, das Makulaturwerden, ist an sich und unmittelbar doch wohl kein Unheil! Die Geschichte selbst hat, wenn auch nicht immer sehr kritisch, unter den Erzeugnissen des Alterthums gewaltig aufgeräumt, aber freilich noch viel zu viel übriggelassen und manchmal sich auch grade am Besten vernichterisch vergriffen. Gäbe es nun aber eine rationellere und besser empfindende Macht, d. h. wären menschliches Urtheil und menschliche Theilnahme jederzeit und allerorten besser beanlagt, dann würden auch Geschichte, Gegenwart und Zukunft gründlicher, ja absolut durchgreifend sichten und von den literarischen Erzeugnissen das Vorzüglichste in jeder Gattung und für jeden Gegenstand allein des Gebrauchs würdig halten. Alles Uebrige würde als weniger leistend bei Seite geworfen werden. Man würde stets den Schaden erkennen, den man hat, wenn man sich mit dem weniger Leistenden einlässt, anstatt sich ausschliesslich der jedesmal grössten und höchsten Leistung zuzuwenden.

Wir wollen hier nicht ausführlich erwägen, worauf im Bereich geistiger Erzeugnisse die Daseins- und Concurrenzfähigkeit des Schlechten oder wenigstens Minderwerthigen beruht. Die schlechte Beschaffenheit und der üble Geschmack derer, die von den Erzeugnissen den Gebrauch machen, ist schon bei ganz gemeinen materiellen Krämerartikeln die Ursache der Möglichkeit ausgebreiteter schlechter Concurrenz; sie ist auch die letztinstanzliche Hauptursache, warum im Geistigen die Aussichten des Allervorzüglichsten nicht allzuweit reichen. Es fehlt nicht nur an Unterscheidungsvermögen, sondern auch gleichsam an der Wahlverwandtschaft. Das Gemeine ist nur zu oft blos für das Gemeine empfänglich und würde sich im Höheren

nicht befriedigt finden. Wo es aber auch ohne Zweifel besser befriedigt werden könnte, wie beispielsweise durch ein klares Lehrwerk eher als durch ein unklares und meistens auch durch Schönes eher als durch etwas mit Hässlichkeiten Gemischtes, da weiss es das Bessere nicht zu finden und fällt egoistisch interessirten, durch Eitelkeit oder Erwerbsgier getriebenen Täuschern anheim. Wären nun diese, freilich sehr natürlichen Hindernisse nicht, so würde grade im Bereich literarischer Erzeugnisse schon in der Gegenwart eine Reduction eintreten, wie sie nachträglich und auch da nur unvollkommen, ja oft auch ungehörig, aber doch in irgend einer erträglichen Weise, durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende vollzogen wird.

Man wende nicht ein, dass doch Mannigfaltigkeit bestehen müsse und dass die Leistungen ersten Ranges doch auch solche von zweiter oder niederer Ordnung neben sich haben können. Derartiges bestreiten wir nicht; im Gegentheil, wir haben selber im neunten Capitel darauf hingewiesen. Was wir bestreiten, ist nur dies, dass innerhalb derselben Gattung über denselben Gegenstand das nach Inhalt und Form Ueberlegene nicht berechtigt sei, das Minderwerthige als solches vergleichungsweise zu verwerfen, also seinen eignen Werth in der Concurrenz geltend zu machen. Unser Satz läuft darauf hinaus, dass ein einsichtiges und wohlgesinntes Publicum nicht blos das Recht sondern die Pflicht habe, das literarisch Gute im Dasein zu fördern, das Schlechte aber mit der That abzuthun, sich seines Gebrauchs grundsätzlich zu enthalten und es so der Vernichtung oder, wenn diese nicht von Statten geht, doch wenigstens dem Gesindelgeschmack, den es ja auf jeder gesellschaftlichen Stufe giebt, zur Theilnahme und Förderung zu überlassen. Wer anders handelt, macht sich zum Mitschuldigen nicht nur am Dasein und Luxuriiren des Verwerflichen oder Verworfenen, sondern auch an der Vernachlässigung des Besten. Handelt er aber noch gar etwa gegen besseres Wissen aus gemeinen, dem jedesmal fraglichen Gegenstande fremdartigen Interessen, nun so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er ins Arge geräth und an seinem wirklichen geistigen Wohl mehr Schaden nimmt, als ihm das der Sache fremdartige Nebeninteresse an Vortheil einbringt.

Wer beispielsweise das Lesen der Judengruppe Lessing, Börne und Heine oder gar der entsprechenden heutigen Epigonen fördert, vielleicht blos um den Judenanwalt zu spielen oder aus einer verkehrten judenhaften Sinnesrichtung, der wird, wenn auch an ihm

sonst gute Fasern wären, mit dem Schaden bestraft werden, dass er hiemit nie zu echter und durchgreifender Geistesemancipation gelangt. Seine etwa vorhandenen Anlagen zu Ehrlichkeit, Gediegenheit und Sauberkeit, von edler Form nicht zu reden, werden damit im Keime erstickt werden. Kritisch zusehen mag man und sich überzeugen; aber wenn man sich einmal überzeugt hat, dann fort mit Allem, was den Verstand verrenkt, das Gemüth verdirbt, den Sinn für Ehrlichkeit und Recht entwurzelt oder die Phantasie mit Ordinärem, mit Zotigem oder sonstwie, vielleicht gar mit Verbrecherischem beschmutzt! Unsere Beispiele sind freilich nur dem Judäerbereich entnommen, weil sie sich da am markirtesten finden; aber in andern Bereichen giebt es deren auch in Fülle und gilt dort die entsprechende Analogie des Verhaltens. Die ganze vergangene wie die gegenwärtige Literatur will auf diese Weise genommen und behandelt sein. Auch nicht sogenannt Classisches, auch nicht manche herkömmliche Nationalgrössen sollen der Prüfung und dem Schicksal entgehen, dessen sie werth sind.

13. Wenn wir im Abschied vom Jahrhundert zuletzt noch grade auf Judäisches hinweisen mussten, so ist diese Nothwendigkeit kennzeichnend für die Lage selbst. Das im breiten Erfolg Vorwaltende ist eben thatsächlich von dieser Art, und so übel hat das 18. Jahrhundert nicht geschlossen; ja es ist überhaupt noch kein Jahrhundert so bedenklich ausgelaufen. Es wäre weit angenehmer gewesen, mit der Hinweisung auf eine edlere Physionomie literarischer Zustände schliessen zu können. Auch ist es beschämend für die modernen Völker und nicht etwa blos für die deutsche Nation, dass überall die fragliche Signatur maassgebend geworden ist.

An guten Ueberlieferungen steht freilich noch immerhin Etwas zur Verfügung. Im eigentlichen Dichtungsbereich haben wir für die letzten hundert Jahre doch noch zwei Vertreter nicht blos des Grossen, sondern auch des auf Sinn und Gemüth verhältnissmässig wohlthätig Wirkenden hervorzuheben vermocht, Bürger und Byron. Sie sind die Wahrhaftesten unter den Dichtern; bei ihnen ist überdies Männlichkeit und freier Sinn. Die menschliche That steht bei ihnen noch über der Kunst, und in dieser Beziehung waren sie mehr als blos Dichter. Das macht sie auch in besonderm Maasse gross und hilft über ihre Schwächen hinweg. Sie werden trotz zulässiger Bemängelung doch noch lange, sehr lange ein Vademecum der Besten in der Menschheit bleiben können. Wie, wann und wodurch sie übertroffen oder auch nur ersetzt werden möchten,

lässt sich noch nicht absehen. Vollkommenere Wirklichkeitspoesie ist unser Gesichtspunkt für die Zukunft; allein woher werden die Antriebe und Fähigkeiten zu einer solchen reineren und überlegeneren Dichtungsart kommen? Haben die letzten zwei Jahrhunderte eigentlich nur jene zwei stichhaltigen Namen, wenigstens im rhythmischen Bereich der Grösse und des dort vertretenen Adels der Gesinnung, aufzuweisen, — wie lange Zeit wird nicht noch verfliessen müssen, bis auch nur ein Einziger von ähnlichem oder höherem Schlage wieder auftaucht, zumal Gegenwart und Zukunft mehr auf Prosa weisen! Das von uns in der vorigen Abtheilung bereits angeführte Wort Bürgers vom grossen Manne, der gross ist in allen echten Eigenschaften, die man in seiner besondern Gattung verlangen kann, ist auch hier wieder in Erinnerung zu bringen: „Doch ringt sich aus der Menschheit Schooss Jahrhundertlang kaum Einer los.“ Ja für eine Zukunft, die auf eine Gegenwart-wie die heutige-folgt, möchte ein Jahrhundert vielleicht ein zu kurz bemessener Zeitraum sein.

Die Fäulniss hat zu sehr umsichgegriffen; zur Gesundung der Zustände wird Zeit, viel Zeit gehören. Von einem Jahrhundert zum andern, vom 18. zum 19. und durch dieses hindurch haben sich septische Elemente fortgepflanzt. Die grosse Revolution hat sie nicht weggeschafft, sondern nur sichtbarer gemacht. Sie hat einige Stücke Freiheit gebracht, aber im Uebrigen den Geist und die Sitten nicht verbessert. Was früher-im ancien régime-noch mehr im Dunkeln blieb, das kommt jetzt eher an die Oeffentlichkeit, und darum hat es manchmal den Anschein, als seien die Zustände noch mehr gesunken. Letzteres ist jedoch auch wohl in Frankreich selbst, dem an chronischer Sittenschwäche leidenden, nicht der Fall; die Zustände sind grade dort offenkundiger; denn es ist dort am ehesten möglich, gleichsam die Dächer von den Staats- und Privatbehausungen abzudecken und das Treiben von deren Insassen blosszustellen. Das liegt in dem-verhältnissmässigen-Vorsprung an politischer und gesellschaftlicher Entwicklung und den damit verbundenen paar Stückchen Freiheit.

Eine Revolution rührt jedesmal in den vorhandenen Elementen; sie schafft kein neues Material, sondern höchstens ein Bischen neuer Form, oder bringt auch wohl nur andere Personen und Stände in den Vordergrund der Thätigkeit. Die geistige und sittliche Beschaffenheit-überkommt sie, wie diese vorher war; soweit dabei Schlechtigkeit übernommen wird, gestaltet sie sich nur noch unge-

bundener und wilder. Byrons Wort, nur Revolution könne von der Besudelung befreien, würde nur dann voll gelten können, wenn zugleich der Geist selber eine Umwälzung oder, (sagen wir lieber,) eine Reconstruction erführe. Das blosse Hoffen auf Revolution, (die überdies noch sehr problematisch ist,) hat in mancher Beziehung auch nicht viel mehr zu bedeuten, als dasjenige (rückläufiger Kreise) auf Reaction und Restauration. Was man braucht (und was allein helfen kann,) ist die Reconstruction, ist der Wiederaufbau auf neuen Grundlagen. An den alten Fundamenten ist zuviel angezehrt, und darum wankt die Behausung. (Geist, Sitten und politische Einrichtungen haben zuviel an Fädchen gehangen, die nunmehr theilweise reissen.) Man muss reconstruiren (und zwar im Geistigen wie im Politischen;) alsdann kann der menschliche Sinn wieder feste Haltung gewinnen. Man muss reformatorisch verfahren, nicht also derartig, als gälte es, erst eine Welt zu schaffen, (was ein Widersinn ist,) sondern in einer Weise, vermöge deren die Wegschaffung des Baufälligen und der Ersatz (durch Wiederaufbau) die leitenden Gesichtspunkte bleiben. Dieses Verfahren kann auch den Charakter wieder hinreichend anfrischen und demgemäss, (was uns in unserm engern Zusammenhang ja am meisten angeht,) auch zu würdigen ästhetischen Leistungen befähigen.

Man lasse sich durch landläufige revolutionäre Perspectiven und durch entsprechendes Bramarbasiren nicht täuschen. Besieht man sich die revolutionären Elemente, (die sich selber mit soviel Geräusch als die Retter ankündigen,) so findet man (nicht weniger, sondern) eher noch mehr Corruption, als sonstwo in der Gesellschaft und im Staate. Könnten sie wirklich die andern Mächte wegspülen, (durch die sie jetzt noch in Schranken gehalten werden,) so würde es eine wilde Orgie der Bestialität, (ja mehr als blosser Bestialität, und der corruptesten und niederträchtigsten Eigenschaften) geben. Das kann man schon ihrem Gebahren von Heute ansehen; dazu braucht man nicht besonderer Prophet zu sein, (sondern nur Sinn für das Gerechte, das Moralische, das Anständige und das Verstandesgemässe zu haben.) Wo Verbrecherhaftigkeit und Verrücktheit schon heute (mehr oder minder) das Gepräge des Denkens, Fühlens und Wollens bilden, da kann nicht (wie durch einen Zauber) plötzlich etwas Besseres daraus erstehen. (Der Glaube an eine solche Verwandlung wäre wirklich ein Zauberglaube.) Uebrigens wird die fragliche Art Schlechtigkeit (auch) durch Unfähigkeit zu wirklich bedeutendem Handeln bestraft; sie ist schwächlicher, als man ge-

wöhnlich denkt, und könnte nur einer gelegentlich noch grösseren Schwächlichkeit alter Gewalten gegenüber ausnahmsweise einmal den Schein der Stärke für sich haben, was aber in der Hauptsache und im Ganzen doch nichts entscheiden, sondern nur einen zufälligen Einbruch bilden würde, der bald wieder rückgängig werden müsste. Die innern Nothwendigkeiten der Zustände würden sich immer wieder geltend machen; sie würden das Verschobene und Verschrobene wieder auf das Geleise bringen, auf dem man fahren kann und vorwärts kommt. Sie würden die Kopfstellungen nicht lange dulden; denn auf dem Kopfe lässt sich wohl einen Augenblick stehen, aber nicht gehen und weiterkommen.

Wie morsch also auch Vieles in dem alten Baue sei, die Impotenz der angeblich umwälzenden Kräfte, ich will noch gar nicht sagen zum Schaffen, sondern nur zum Zusammenwerfen und Umstürzen, ist nicht minder eine Thatsache, als jene Morschheit und Wurmstichigkeit selbst. Wo also Etwas nicht beinahe schon von selber einstürzt, da werden die seltsamen Helden von der corrupt revolutionären Spielart, wie sie sich heute aufspielt, auch Nichts umstossen und wegschaffen. Aehnlich verhält es sich mit dem geistigen Gebiet. Auch da giebt es, wie wir auch in dieser Geschichte oft genug festgestellt haben, septische und skeptische Elemente, Gemüth und Verstand zersetzende und desorientirende Bestandtheile genug. Unfähig sind sie aber sämmtlich, nicht etwa blos, wo es neu zu bauen und zu schaffen gilt, sondern auch schon da, wo ernsthafte und grossartige Wegräumungen in Frage kommen. Auch da sind diese kleinen Anzehrer, die nur Fäulniss und Fäulnissdünste verbreiten, unmittelbar kraftlos. Höchstens versetzen sie viele Dinge in einen Zustand, der keinen wirklichen und gesunden Kräften, die anderwärtsher kommen, irgend zu widerstehen vermöchte. Derartiges ist aber auch in der Ordnung. Der bessere Geist kann sich bei diesem Sachverhalt getrost an eine Welt von Verkehrtheit und Schwächlichkeit machen; er braucht nicht zu besorgen, dass sie ihm und dem verdienten Schicksal lange entgehe. Allein dadurch, dass sie ihn selber inficirt, könnte sie Widerstand leisten. Gegen diese naheliegende Möglichkeit der Ansteckung muss er sich nach Schutzmitteln umsehen. Er muss sich die Hände rein und den Kopf frei und klar halten; dann wird er überwinden oder doch mindestens den schlechteren Gegenpart in Schranken halten.

In dieser Richtung sind nunmehr auch für unser engeres Gebiet die Bahnen frei und auch die Wegweiser wohl in zureichender

Weise angebracht. Die Reconstruction und Organisation des gesunderen und edleren Geistes kann sich weiter vollziehen und im Laufe der Zeiten zusehen, zu welchen Schöpfungen sie im ästhetisch literarischen Bereich gelangen möge. Das Bisherige aber ist sichtender und besonnener, für Verstand und Gemüth erspriesslicher Verwendung nach Kräften zugänglich gemacht.

14. Wie wird es nun aber schliesslich mit Alledem werden, was in den modernen Zeiten angelegt ist? Unser kritischer Hinblick auf die sichtliche, mindestens vorläufige Schwäche des sich selbst als revolutionär Bezeichnenden scheint auch die weitern Ausblicke auf umschaffende Chancen zu trüben. Jedoch ist deswegen noch lange kein zulänglicher Grund vorhanden, blosse Verfaulungsvorgänge und analog schlechte Entwicklungen, wie sie einst in dem römischen Cäsarenreich platzgriffen, irgend in Aussicht zu stellen. Nicht die Falschheit des Pessimismus, aber auch nicht diejenige eines leichtfertig und einseitig rosenfarbenen Optimismus ist hier angezeigt. Wirklich angebracht sind in Bezug auf die Zukunft nur heroische Haltung und heroische Voraussetzungen. Ohne Kämpfe wird es dem modernen Völkergeist nicht gelingen, die Netze zu zerreissen, in die er noch immer einigermaassen verstrickt ist. Poesie und Prosa bedürfen aber, damit die Literatur ebenso gediegen wie schön werde, offenbar eines höchsten geistigen Rückhalts, und diesen können keine charakterlosen, sondern nur charaktervolle Seins- und Weltauffassungen ergeben.

Nicht minder bedarf der Aufschwung der Literatur, wenn er echt und nachhaltig sein soll, solcher politischer Zustände, in denen entweder die Vorbereitungen und die Uebergänge zur Freiheit oder aber die Harmonie der Ansprüche mit einer guten Leitung dem menschlichen Geist hinreichende Genugthuung verschaffen. Freiheit muss der Ausgangspunkt und die Grundlage von Allem sein; aber freiheitliche Regungen sind nur die eine Seite des Wirklichen und Nothwendigen. Leitung, ich sage ausdrücklich nicht Herrschaft, ist der zweite unentbehrliche Bestandtheil alles menschlichen Energirens, wenn dieses zur Selbstzusammenfassung und zu etwas Grossem gelangen soll. Die Kräfte müssen sich organisiren, sonst entstehen nicht höhere Gebilde, oder es walten gar Wildheit und Wüstheit vor. Leitung kann aber niemals überall und durchgängig auf reiner Freiwilligkeit beruhen und sich mit dem freiwilligen Belieben begnügen. Schon die Lenkung in der einfachsten menschlichen Gemeinschaft, in der Familie, zeigt, dass es hier natürliche und

gerechte Zumuthungen bezüglich des Folgens giebt, und dass unter Umständen bei Widerstand gegen das Gerechte auch irgend eine Art von directem oder indirectem Zwang wesentlich zur Sache gehört. Es ist demgemäss auch politisch, im weitesten Sinne dieses Worts, eine das Gerechte herbeinöthigende Leitung mit eventuell entsprechender Kraftbethätigung ein unumgängliches Element menschlichen Gemeinlebens. Rohe Herrschaftsformen und pure Gewaltsysteme, so sehr sie zur geschichtlichen Ueberlieferung gehören, werden freilich edleren Gestaltungen weichen müssen. Allein ohne irgend welche Leitungsformen verpflichtender, ja zum Theil zwangsweise verpflichtender Art kann in der Welt nichts Umfassendes von Statten gehen. Auf die Vorzüglichkeit solcher Leitungsformen und auch persönlich leitender Kräfte und Eigenschaften wird es demgemäss ankommen. Auch die Literatur wird es gleichsam empfinden, je nachdem sie in den äusserlichen Zuständen eine harmonisch gerechte Ordnung oder etwas Gegentheiliges zur Voraussetzung hat.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer modernen Uebergangsjahrhunderte, dass in ihnen das völlig Reine, Geklärte und Gesetzte nicht hat recht zum Ausdruck gelangen können. Grade die besten literarischen Erscheinungen, und zwar auch im engern Bereich des eigentlich Poetischen, zeugen von dem vorwaltenden Kampftypus in den äussern wie in den geistigen Thatsachen. Oder steht nicht etwa Byrons Dichtung immer gleichsam in Rüstung da, und lassen nicht selbst deren komische Allüren den Panzer durchblicken, der unter dem in diesem Falle leichten Gewande auch nicht fehlt! Derartiges rührt stets von reformatorischen Triebkräften her, die, wenn sie überhaupt an der Zeit sind, auch in einer schönen Literatur nicht fehlen dürfen. Diese muss ihrem Beruf entsprechen, den jedesmal lebensvollsten Typus des Menschheitlichen nach ihrer Art zum Ausdruck zu bringen. Ist nun die Zeitlage von ungewöhnlich transitorischem Charakter, so können und sollen sich auch Literatur und Poesie der Theilnahme an dem Stück unruhig treibenden Wesens nicht entziehen. Wenn sie diese drängende Unruhe nur in der Form veredeln und dem Inhalt nach mit wohlthuenden Bildern ausstatten, so leisten sie Alles, was man ihnen unter solchen Umständen zumuthen kann. Ja sie würden sogar die beste Seite ihres Berufs verfehlen, wenn sie sich künstlich in eine ruhigere Haltung hineintäuschen oder hineinzwingen wollten. Wenn Sturm und Drang im Leben die Losung sind, dann kann auch diejenige

Bewusstseinsgestalt, die sich in der Literatur ausdrückt, nicht ruhiges Wetter zeigen, falls sie nicht unwahr werden und sich dem in dieser Lage höchsten Lebensgehalt entfremden will.

So war es auch schon im 18. Jahrhundert, als Bürger dichtete; aber es war in ihm doch verhältnissmässig noch mehr Harmonie und weit weniger treibende und störende Unruhe als in den Byronschen Dichtungen in unserem zugleich so reactionären und doch von verhaltenen Actionstrieben innerlich so gespanntem Jahrhundert.

Es ist daher auch bezeichnend, dass wir in diesem Jahrhundert eine eigentliche Grösse in der Prosa nicht vorgefunden haben. Nur eine bedeutendere Auszeichnung, nicht aber Etwas von erstem Range, fand sich in dieser Gattung durch den Russen Gogol vertreten. Trotz seiner rückläufigen Weltanschauung ist er doch wenigstens darin fortschreitend und ein wenig reformatorisch verfahren, dass er die russische Büreaukratie nicht blos in ihrer Bestechlichkeit, sondern auch in ihrem hohlen Mechanismus verspottete. Das erinnert uns aber zugleich an die grossen Gewalt- und Herrschaftsfragen, deren Consequenzen vor der Hand noch sicherer sind als diejenigen der blossen Velleitäten des innerlich Revolutionären. Die einmal vorhandenen Herrschaftsbereiche, die sich Grossstaaten nennen und wohl gar schon als Weltstaaten fühlen, werden auf sich und ihre Ausdehnungstriebe, auf ihre Eifersucht und ihren Ehrgeiz, ihre Führungsansprüche oder gar ihre völkervergewaltigenden und völkerdespotischen Gelüste nicht freiwillig, ja nicht ohne zwingende, schlagende oder vielmehr niederschlagende Gründe verzichten. Aeusseres Krachen ist daher zunächst wohl noch mehr in Sicht als inneres, falls nicht etwa eine gegenseitige Lähmung die Katastrophen hintertreibt oder innere Gewichte die auswärtige Actionsfähigkeit belasten und hemmen. Die Complicationen sind hier nicht gering, und Angesichts dieser Prophet sein wollen, würde wenig Verstand verrathen.

Wohl aber hat sich der Geist mit seinen höhern Interessen auch auf Möglichkeiten der fraglichen Art einzurichten. Erdrücken würde ihn keine derselben, selbst nicht ein vorübergehendes äusseres Uebergewicht der russoslavischen Welt. Noch hat diese keine Anzeichen verrathen, dass sie dem sonstigen modernen Völkergeist gewachsen sein werde. Rechnet man also auch mit dem Aeussersten und Schlimmsten, mit einer zeitweiligen körperlichen Ueberlegenheitsbethätigung der russischen Race, so würden deren äussere Eroberungen doch nur eine innere Gegeneroberung durch ander-

weitigen Völkergeist nachsichziehen. Dieser Trost wäre freilich ein sehr unzureichender, wenn die physische und politische Selbständigkeit der germanischen Welt, der reinen wie der gemischten, also auch der romanischen Stämme, nicht blos zeitweilig sondern für immer durch eine slavische Weltmacht beschränkt oder gar begraben werden könnte. Mit ein bischen Geist, Kunst und Wissenschaft unfreier Art, wie einst die Griechen auch nach ihrem politischen Fall repräsentirten, wäre der Menschheit nur wenig und ärmlich gedient. Nur derjenige Völkergeist, der politisch frei ist, der mit der Kraft seines Leibes seine Selbständigkeit behauptet, bleibt ernsthaft zurechnungsfähig und mag sich vor Verwesung bewahren. Mit einer politisch todten Nation oder Völkergruppe, die ihre Freiheit nach aussen auf die Dauer vollständig verloren hätte, möchten wir auch nicht einen Augenblick rechnen.

Näher liegt uns der Gedanke, dass deutsche Kraft, die dem deutschen Geiste entspricht, statt unförmlichen und schwerfälligen Colossen zu erliegen, sich noch einmal in der Geschichte aufraffen und die Colosse in Atome zerstieben machen könnte. Wie sie einst vornehmlich das westliche römische Reich aufgelöst und umgewandelt hat, so möchte sie vielleicht auch den heutigen Nachfolger und gleichsam Vertreter des damaligen östlichen Reichs bessermenschheitliche Mores zu lehren in die Lage kommen. Hätten aber Schicksal und Nothwendigkeit oder, wenn man lieber will, auch plumper Zufall es einmal thatsächlich anders gefügt und die Fluthen des russischen Halbasien über die sonstige Welt ergossen, würden also die Russen in ihren Nachbarn, den Borussen nicht ihre erfolgreichen Abwehrer oder ihre Meister gefunden haben, — nun, dann hätte der Geist, wie wir ihn meinen, nichts mehr zu sagen. Er thäte alsdann am besten, auf das Wort in der Geschichte zu verzichten. Ein unfreies Verwesungsdasein zu führen, das kann solchen Geist nicht gelüsten. Ein nachträgliches Phosphoresciren am fauligen Völkerholz, — das wäre nicht nach unserm Geschmack, und mit Geschmack hat nun einmal auch die Kunst immer zu schaffen. Geht Geistiges nicht aus freier männlicher Persönlichkeit hervor, so kann es nur untergeordneten Werth haben; das Untergeordnete hat uns aber in unserer bisherigen Schätzung der Literatur wenig gekümmert, und sollte sich um Derartiges die kommende Geschichte erst recht nicht kümmern.

Verstandesgemäss veranschlagter Wahrscheinlichkeit nach werden aber die Dinge nicht in solche extreme Gestaltungen auslaufen.

Die grossen Völkerkräfte sind, den Planeten als Ganzes genommen, bereits zu mannigfaltig, als dass man mit völlig einseitigem Uebergewicht der einen oder andern Nationalität, des einen oder andern Herrschaftsbereichs zu rechnen hätte. Wenn sich grosse Völkerkräfte gegenseitig hindern, ungerecht aus ihren Schranken zu treten, wenn ausserdem innere Zugkräfte die That- und Entwicklungsfähigkeit auf die eignen Völker und Völkergruppen ablenken, so ist dies eine günstigere Gestaltung. Mögen also immerhin zeitweilig Vorstösse stattfinden, mag auch dabei gelegentlich irgend ein schlechtgefügtes und ohnedies schon jetzt fast aus den Fugen gehendes Reich buntester Nationalität vollends in Trümmer zerschlagen werden, so wird doch wohl immerhin noch mehr als ein solides Völkergebilde übrig und so ein völkerdespotisches Universalreich ausgeschlossen bleiben. Gewaltige Zusammenstösse mögen vielleicht nicht verhindert werden können; aber aus ihnen folgt noch nicht, dass bleibende Völkerversklavungen durch eine einzige obsiegende Macht platzgreifen. Nach Stössen wird es nicht an Gegenstössen von andern Seiten her fehlen; selbst gefallene Völker mögen unter günstigen Conjuncturen wieder aufstehen, und so werden die freiheitdrückenden Anmaassungen in den auswärtigen wie in den innern Verhältnissen der Nationen voraussichtlich auf mächtige Widerstände treffen. Gerechtigkeit möchte auf diese Weise fernerhin eher mehr als weniger weltgeschichtliche Chancen haben denn bisher. Auch könnte sich aus all dem Hinundher, aus den gegenseitigen Versuchungen und Erprobungen der Kräfte nach Aussen wie nach Innen schliesslich ein gesetzterer und geordneterer Zustand abklären. Wenn man nicht mehr wüst oder auch nur unbesonnen ausgreift, sondern berechnend verfährt, — wenn man endlich vielleicht gar dazu gelangt, auch in den Völkerverhältnissen Etwas wie Gerechtigkeit zu ahnen und zu berücksichtigen, dann dürfte der Schluss der Rohheitsära und gleichsam der Raubthierphase der Menschheit auch nicht mehr als so unsäglich fernliegend erscheinen.

In der Bewegung auf solche gesetztere und geordnetere Zustände hin mögen sich auch die geistigen Spannungen auslösen, die heute noch eine Nothwendigkeit und durchaus keine unheilsame Nothwendigkeit sind. Das Leben wird, das mögen wir schon vom heutigen Standpunkt aus einigermaassen absehen, zu einer ruhigeren Verfassung gelangen, indem der Charakter aller Zustände sich selbst zu etwas Gesetzterem herausgestaltet. Der Nebenreflex des Lebens, welcher Kunst und schöne Literatur heisst, wird alsdann auch wieder mehr

gesetzte und harmonische Züge zeigen können. Die Haltung wird in allen Beziehungen eine festere sein, sobald die Uebergangsstörungen überwunden sind. Auch dann wird es zwar am Fortschreiten und Entwickeln sowie an Triebkräften nicht fehlen können; diese letzteren werden sich aber nicht durch stachelndes Drängen als vielmehr durch harmonische Reize fühlbar machen.

Auch an einem geistigen Regime wird es in den gesetzteren Zuständen nicht fehlen. Insbesondere Kunst und Literatur werden dem allgemeinen geistigen Charakter entsprechend selber wieder einen einheitlichen Charakter haben können, der aber die freie Mannigfaltigkeit der Charaktere nicht ausschliesst. Auch hier wird es, man verkenne dies nicht, Leitung oder, was hier dasselbe heisst, Principienherrschaft geben müssen. Wenn eine solche, auf freier Anerkennung des Geistes beruhende Archie heute so gut wie fehlt, so ist dies eben ein Stück jener argen Unvollkommenheiten und Unzulänglichkeiten, denen die Uebergangsjahrhunderte vermöge ihrer widerspruchsvollen Beschaffenheit anheimgefallen sind. Doch so Etwas kann nicht allzu lange dauern, und die Epoche ist wohl nicht mehr so sehr fern, in welcher zu der Anerkennung höherer überragender Nothwendigkeit von einheitlichem Charakter auch für alle Literatur eingelenkt wird. Heute haben wir im Geistigen die zerfahrenste Anarchie. Es gilt aber auch hier, Ordnung und Recht zu schaffen, — insbesondere aber jenes Geistesgerechte, wie es die moderne Völkeranlage und die entsprechende Menschheitsgestaltung brauchen.

ANHANG.

I. Schriften desselben Verfassers.

1. Philosophische.

† **De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica.** Berlin 1861 ℳ 3.—

† **Natürliche Dialektik.** Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865 ℳ 4.—

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. Heimanns Verlag . ℳ 9.—

Logik und Wissenschaftstheorie. Leipz. 1878. O. R. Reisland ℳ 9.—

Wirklichkeitsphilosophie. (In Arbeit.) Dieses neue Werk wird im Umfang eines Bandes für sich einen Cursus des Systems des Verfassers bilden, zugleich aber auch so eingerichtet sein, dass es zusammen mit der Logik und Wissenschaftstheorie an erster und der Philosophiegeschichte an dritter Stelle als Gesammtcursus der Philosophie überhaupt gelten kann.

Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig 1878. O. R. Reisland ℳ 9.—

Der Werth des Lebens. Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung. 4. Auflage. Leipzig 1891. O. R. Reisland . ℳ 6.—

2. Volkswirthschaftliche und socialitäre.

† **Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.** 12 Briefe. München 1865 ℳ 2.50

† **Capital und Arbeit.** Neue Antworten auf alte Fragen. Berlin 1865 . ℳ 3.50

* **Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre.** Berlin 1866 . ℳ 8.40

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. 16 Briefe. Breslau 1867. Trewendt ℳ 3.—

Cursus der National- und Socialökonomie nebst einer Anleitung zum Studium und zur Beurtheilung von Volkswirthschaftslehre und Socialismus. 3. Auflage. Leipzig 1892. O. R. Reisland ℳ 9.—

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. 3. Auflage. Leipzig 1879. O. R. Reisland. ℳ 9.—

3. Zur Literatur.

Die Grössen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Erste Abtheilung: Einleitung über alles Vormoderne. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrhundert. Leipzig 1893. C. G. Naumann ℳ 6.—

†**Die Ueberschätzung Lessings und dessen Anwaltschaft für die Juden.** 1881. (Neue Auflage in Arbeit) . . . ℳ 1.80

4. Vermischte.

†**Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preussische Staatsministerium.** Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. Berlin 1868 . ℳ 1.—

Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniss. Karlsruhe 1882. Reuther ℳ 8.—

Die Judenfrage als Frage der Racenschädlichkeit für Existenz, Sitte und Cultur der Völker. Mit einer weltgeschichtlichen, religionsbezüglich, social und politisch freiheitlichen Antwort. Vierte, theilweise umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1892. Reuther ℳ 3.—

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. Zweite verbesserte und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung und Selbststudium erweiterte Auflage. Leipzig 1885. O. R. Reisland . . ℳ 2.—

†**Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres** und die Ausscheidung alles Judenthums durch den modernen Völkergeist. 1883. (Neue Auflage in Arbeit) ℳ 4.50

5. Mathematische und naturwissenschaftliche.

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform nebst einer Anleitung zum Studiren und Lehren der Mathematik. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1884. O. R. Reisland ℳ 12.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. O. R. Reisland ℳ 3.—

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Zweite Folge enthaltend fünf neue Gesetze nebst Beleuchtung der nach der ersten Folge erschienenen Contrefaçons und Nachentdeckungen. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1886. O. R. Reisland ℳ 4.—

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Portrait in Stahlstich. Chemnitz 1880. Schmeitzner. ℳ 4.—

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Benekestiftung gekrönte Schrift. Nebst einer Anleitung zum Studium mathematischer Wissenschaften. Dritte, wiederum erweiterte und theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1887. O. R. Reisland. ℳ 10.—

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wusste, heisst es:

„Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniss sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen

Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen."

Für das mit einem * bezeichnete Buch ist die Verlagshandlung eingegangen, und befinden sich die wenigen restirenden Exemplare bei dem Verfasser, Adresse Zehlendorf bei Berlin, von wo solche gegen vorgängige Einsendung des Betrages zu beziehen sind. — Die mit einem † bezeichneten Bücher sind vergriffen.

II. Bemerkung zum Schriftenverzeichniss

über die Plagiirung der ersten Folge der neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie.

Die im Verzeichniss aufgeführte Schrift „Neue Grundgesetze" etc. (erste Folge) erschien im Mai 1878 und erhielt sofort durch den Buchhandel eine umfassende Verbreitung im Inlande und nach Verhältniss der Sprache auch im Auslande. Ueberdies waren schon vorher Prospecte derselben an zahlreiche Fachgelehrte, sowie an Akademien des In- und Auslandes versendet worden. In diesen Prospecten war insbesondere das von meinem Sohn Ulrich entdeckte und von ihm in der Schrift selbst mit einer vollständigen Theorie und praktischen Anwendungen ausgestattete Siedegesetz wörtlich formulirt. Die einzige Aufmerksamkeit jedoch, welche die Gelehrten dieser Schrift widmeten, bestand darin, dass sie dieselbe recht erfreulich kauften, sich aber, wie des Näheren nachher deutlich werden wird, auch nachträglich deren neuen Inhalt für sich, wie der Volksausdruck lautet, zu kaufen versuchten. Sie schwiegen Jahr und Tag über die Schrift in den Fachjournalen, gaben aber mündlich die Parole aus, es sei in der Schrift nichts Neues enthalten, das darin Enthaltene vielmehr schon überall zu lesen, und ich hätte mich mit dieser Schrift ganz besonders blamirt. Dies war die eine Seite des liebenswürdigen Gelehrtenverhaltens, dessen allgemeine moralische Signatur in früheren berühmten Fällen seit meiner Schrift über Robert Mayer auch dem weiteren Publicum eindringlicher bekannt und durchschaubar geworden ist. Die andere,

noch unwürdigere Seite, die das Zubehör hiezu bildete, zeigte sich bald und zwar zuerst in Deutschland, dann aber auch im Auslande. Als Beispiele führe ich nur folgende Fälle an, weil sie sich weniger auf das von mir Herrührende, als vielmehr speciell auf das ebenso einfache als wichtige, darum aber auch handgreiflich verständlichere und zu handgreiflicher Aneignung äusserst bequeme Gesetz meines Sohnes über die correspondirenden Siedetemperaturen beziehen. Ich für mein Theil bin an die edlen Manieren der Gelehrten, an gleichzeitige Verschweigung und Plünderung meiner Schriften durch sie, genugsam gewöhnt und hätte viel zu thun, wenn ich Derartiges im Einzelnen verfolgen wollte.

Zuerst ist ein Theil des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen seitens eines Professors Winkelmann durch Vermittlung eines Mitgliedes der Münchener Akademie, eines Professors von Jolly, als neue und angeblich Herrn Winkelmann gehörige Entdeckung Juni 1879 jener Akademie vorgelegt und in deren Abhandlungen in Gestalt eines Aufsatzes des Herrn Winkelmann veröffentlicht worden. Obenein ist die Aufnahme einer sachgemässen Reclamation, die mein Sohn an Herrn von Jolly eingesendet hat, von diesem Herrn verweigert worden. Schon kühner geworden, hat später Herr Winkelmann in einer Abhandlung der Wiedemannschen „Annalen der Physik" (Jahrgang 1880) sich wesentlich den Hauptinhalt des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen unter Umhüllung mit einer unerheblichen Abänderung angeeignet und diese Manipulation dadurch gekrönt, dass er zugleich das Gesetz dem Publicum gegenüber ostensibel als unwahr signalisirte. In diesem Fall gelang es meinem Sohn, wenigstens einen Artikel zum Schutz seines Gesetzes in die Annalen eingerückt zu erhalten.

Das vollständige Gesetz auch ohne den Schein einer Abänderung ist im Februar 1880 der Pariser Akademie der Wissenschaften als die neue Entdeckung eines Herrn P. de Mondesir durch ein Mitglied dieser Akademie, den bekannten Chemiker H. Sainte-Claire Deville vorgelegt worden, und ist der betreffende Artikel des Herrn de Mondesir auch damals in den „Comptes rendus" erschienen. Alsdann wurde das Gesetz meines Sohnes in dem Incognito einer französischen Entdeckung in deutsche Fachzeitschriften übernommen, wogegen er zunächst im „Chemischen Centralblatt" (December 1880) reclamirte. Dieselbe Reclamation, nur in französischer Sprache, war von ihm dem betreffenden Secretär der französischen Akademie mit dem Ersuchen um Aufnahme in die „Comptes rendus" zugesendet worden.

Sie fand sich aber nur in wesentlicher Fälschung der Worte und des Sinnes (ebenfalls December 1880) zum Abdruck gebracht, so dass mein Sohn für diese ihm untergeschobene Fassung nicht verantwortlich ist. Später haben sich zu den Genannten auch noch Andere gesellt, welche mit Jenen und unter sich nunmehr über die Priorität der Aneignung markten mögen. So haben beispielsweise auch ein holländischer Professor Waals und ein preussischer Professor Clausius, unter verschiedenen aber schlecht verhüllenden Masken und Verzerrungen, in ihrer Manier das Gesetz als ihr eignes reproducirt. Letzterer Herr hat sogar in einer einschlägigen Abhandlung (Annalen der Physik, Bd. XIV, 1881) eine angebliche Zusammenfassung des seiner vorgeblichen Production Vorangegangenen riskirt, nämlich den Daltonschen ursprünglichen Ansatz, sowie eine Kleinigkeit in derselben Richtung von einem gewissen Groshans angeführt, die entscheidende Hauptsache aber, das seit 1878 vorliegende umfassende Gesetz, kühnlich weggelassen. Näheres und die Beweisstücke für alles dies findet man in unserer gemeinsamen zweiten Folge der Neuen Grundgesetze von 1886. Seitdem haben wir es verschmäht, uns sonderlich darum zu bekümmern, was etwa Weiteres an noch späteren Nachentdeckungen und Zudeckungen des Gesetzes zum Vorschein kommen möchte. Indessen ist uns doch noch zufällig ein englisches Professorenpaar, die Herren Ramsay und Young, aufgestossen, die in Gemeinschaft eine andere und nicht zum Guten abweichende Façon des Gesetzes vorgebracht haben, welche sie unmittelbar aus Regnaultschen Thatsachen und eignen Beobachtungen gefolgert haben wollen.

Die Thatsachen, aus denen mein Sohn das Gesetz 1877 erkannte, standen seit mehreren Jahrzehnten in Fülle Jedermann zur Verfügung; aber erst als seine Entdeckung veröffentlicht war, sprossten in den darauf folgenden Jahren allerorten die Nachentdeckungen hervor. Er selbst konnte es nicht eher finden, als geschehen; denn er ist erst, als schon die Thatsachen vorhanden waren, geboren und hat dieses Gesetz, welches von grosser physikalischer und chemischer Tragweite ist, in seinem 15. Lebensjahre aufgefunden. Wenn nun, nachdem er die fragliche sehr umfassende Wahrheit, um die sich 70 Jahre früher ein Dalton vergebens bemüht hatte, gesehen, auch andere ältere Leute, die schon Jahrzehnte vorher sie hätten sehen sollen, nun plötzlich sehen lernten, so ist dies wohl verständlich genug.

Es ist aber in derartigen Dingen oft noch mehr Komik, als schon der Rückimport deutscher Originalwaare aus dem Auslande

in sich schliesst, wie er auch einst R. Mayer gegenüber prakticirt worden war. Es hat nämlich die Münchener Akademie in der ganzen Plagiatangelegenheit nicht blos die Palme der Priorität für sich, sondern offenbar auch den Apfel der höchsten Komik abgeschossen. Bei allem moralischen Ernst der Sache hat sie dennoch, wie die Leser der Gruppe unserer mathematisch naturwissenschaftlichen Schriften wissen, schon einmal den Humor rege gemacht. Die Akademie der alten Mönchestadt hatte nämlich einen Dr. G. Berthold mit der Abfassung einer Geschichte der Physik beauftragt und dieser nichts Besseres zu thun gewusst, als sich unbekannterweise an mich zu wenden, um dazu Disposition und Materialien von mir zu bekommen, die ich selbstverständlich nicht verabfolgt habe. So ist der Münchener Akademie das Schicksal erspart worden, auf jene Weise vom Vater zu zehren; indessen der Sohn ist, wie erwähnt, nicht ganz heil davongekommen. Jedoch auch er hat gezeigt, dass er sich nöthigenfalls gegen Anzehrungen zu wehren wisse, und zunächst ist ihm das Schicksal des zu wenig wehrhaften R. Mayer ein zur Warnung leuchtendes Beispiel geworden. Auch bei diesem hatten die Thatsachen, auf Grund deren er seine neue grosse Wahrheit entdeckte, mehrere Jahrzehnte lang aller Welt zur Verfügung gestanden; aber erst als er sie 1842 veröffentlicht hatte, schossen in den nächsten Jahren im In- und Auslande eine ganze Anzahl Nachentdecker auf. Im Fall R. Mayers gesellte sich aber zu den Beraubungen noch ein besonderes Gelehrtenverbrechen, welches schlimmer war als das gegen Galilei verübte und in meiner Schrift über R. Mayer dem Publicum dargelegt worden ist. Diese Schrift hat ausser ihrem persönlichen Gegenstande überhaupt noch die allgemeinere Bedeutung, die tiefe moralische Verderbniss und intellectuelle Verkommenheit der gewerbsmässigen Gelehrtenclasse sichtbar zu machen und zu zeigen, wie diese Classe gegenwärtig eine ähnliche Rolle spielt, wie vor ihr ausschliesslich die Priester. Es ist daher kein Wunder, wenn der mit allen Mitteln betriebene und, wenn verübt, mit allen Mitteln aufrecht erhaltene Ehrendiebstahl und andere verwandte saubere Stückchen in der Gelehrtenclasse mehr grassiren, als in der ungelehrten der gemeine Diebstahl und die sonstigen Gaunerstreiche.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig:

Friedrich Nietzsches Werke.

Die Geburt der Tragödie. II. Aufl. 8⁰ br. M. 3.—, geb. 4.25

Unzeitgemässe Betrachtungen. II. Aufl. mit Einleitung.
Band I. Erstes Stück: David Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. 8⁰.
Band II. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. Viertes Stück: Richard Wagner in Bayreuth. 8⁰.
Pro Band brosch. Mark 4. 50, gebunden Mark 5. 75

Richard Wagner à Bayreuth. (M. Baumgartner) kl. 8⁰ br. 2. —

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. III. Aufl. mit Einleitung. In zwei Bänden. 8⁰. Pro Bd. br. M. 7. 50, geb. 9. —

Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen in 4 Theilen. II. Aufl. 8⁰ mit Bild und facsimilirtem Brief des Autors u. Einleitung br. M. 10.—, geb. 12.—

Also sprach Zarathustra. IV. Theil, apart für Besitzer der ersten Auflage, mit Bild des Autors br. Mark 4. —

Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. II. Auflage. 8⁰ brosch. . . . Mark 7. 50, geb. 9. —

Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienca"). Mit Anhang: **Lieder des Prinzen Vogelfrei.** 8⁰ br. M. 7.50, geb. 9. —

Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. II. Auflage. 8⁰ brosch. M. 5.—, geb. 6. 25

Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. II. Auflage. 8⁰ brosch. Mark 3. 50, geb. 4. 75

Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. II. Auflage. 8⁰ brosch. Mark 1. 50

Le cas Wagner (Dan. Halévy et Rob. Dreyfus) kl. 8⁰ br. 1. 60

Götzendämmerung oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt. II. Aufl. 8⁰ brosch. Mark 2. 25, geb. 3. 50

Die gebundenen Exemplare sind gleichmässig in Halbfranzband mit Goldrückenpressung hergestellt; Einbanddecken liefere ich auch apart für M. 1.25 pro Band, bei Also sprach Zarathustra für M. 1.50. — „Zarathustra Theil IV", „Der Fall Wagner" und die beiden Uebersetzungen führe ich dagegen nur broschirt.

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Emil Döll

EUGEN DÜHRING.

Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf.

Eine populäre Gedenkschrift
aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr.

Mit Dühring's Bildniss in Lichtdruck.

1893. 8 Bogen 8°. Broschirt Mark 2.—

In dieser Schrift giebt der Verfasser, dessen Name durch Dühring's „Sache, Leben und Feinde" sowohl, als auch durch die Adressbewegung zu Dühring's 25jähriger Schriftstellerwirksamkeit 1886 in den interessirten Kreisen längst bekannt ist, zum ersten Male ein getreues, gedrängt gezeichnetes Bild dieser universellen Persönlichkeit. Kein Anderer als er konnte zur Lösung dieser schwierigen aber dankbaren Aufgabe berufen sein; denn nur ihm allein war das Glück vergönnt, 20 Jahre hindurch mit Dühring mündlich und brieflich fortdauernd zu verkehren. Dieser langjährige Verkehr hat ihn in den Stand gesetzt, alle die Charakter- und Geisteszüge, welche nur ein näherer Umgang offenbart, mit denen, die Dühring's schriftstellerische Leistungen zeigen, zu einem lebensvollen Gesammtbilde zu vereinigen. Es werden im Laufe der Darstellung nicht blos die intimeren Lebensverhältnisse, sondern auch eine grosse Anzahl mündlicher und brieflicher Aeusserungen mitgetheilt, die auf den Charakter und die private Persönlichkeit, sowie auf die allgemeinen Ziele neues Licht werfen. Ausserdem sind besondere Abschnitte populären Charakteristiken der reformatorischen Haltung und der schriftstellerischen Eigenschaften gewidmet. Schon die Inhaltsüberschriften deuten den hier vereinigten mannichfaltigen und umfassenden Stoff an: I. Bekanntschaft mit dem Privatdocenten. II. Zur Adressbewegung. III. Zur reformatorischen Haltung. IV. Selbstständigkeit und Stellungnahme gegenüber den Parteien und Zeitströmungen. V. Der Schriftsteller und einige Schriften. — Eine im Verhältniss zum Preise auch äusserlich an Umfang genug und überdies dazu noch einen Lichtdruck bietende Schrift, innerlich aber ein tieferes Eingehen auf die Persönlichkeit und deren Sache, — das wird dem Publicum, welches die Schrift zur Hand nimmt, ein Fingerzeig sein, und es wird dann auch bei näherer Einlassung die Gediegenheit der Arbeit erkennen.

Buchbinderei
R. Wawrzyniak
Marktplatz 23
8011 Kirchseeon

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dühring, Eugen,

Die Grössen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt

Bd.: 2

1893

H.lit.u. 85 eb-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11169444-4